KRITIK UND HERMENEUTIK

NEBST ABRISS

DES ANTIKEN BUCHWESENS

VON

THEODOR BIRT



C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK MÜNCHEN 1913

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

DEN DEUTSCHEN PHILOLOGEN
UND SCHULMÄNNERN ZU IHRER
52. TAGUNG IN MARBURG A. L.
IM HERBST DES JAHRES 1913

DARGEBRACHT

VOM VERFASSER

VORWORT.

Als ich nach Friedrich Blaß' Ableben es übernahm, eine dritte Auflage der „Kritik und Hermeneutik" zu besorgen, konnte ich mich doch nicht entschließen, die Ausführungen des ausgezeichneten Gelehrten nach über zwanzig Jahren einfach zu wiederholen, noch weniger aber, sie wie ein Korrektor abzuändern. Ich habe es daher vorgezogen, den Gegenstand, den ich auch in Vorlesungen seit langem behandle, in meiner Weise neu vorzutragen, indem ich an meinen Vorgänger nur hin und wieder mich anlehnte. Dabei sind von mir sowohl die „Paläographie" wie das „Buchwesen" ausgeschieden worden. Kritik und Hermeneutik sind die Kunst, mit richtigem Verständnis zu lesen; die Kenntnis der Paläographie und des Buchwesens wird von ihr vorausgesetzt und steht zu ihr in dienendem Verhältnis.

Die Paläographie wird von kundigerer Seite in diesem „Handbuch" eine Darstellung finden. Dagegen habe ich die Behandlung des Buchwesens meinerseits übernommen und der Kritik und Hermeneutik in diesem Teilband hinzugefügt. Es handelt sich dabei nicht um eine Wiederholung meines früheren umfangreicheren Werkes „Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Litteratur", zu dessen angemessener Neubearbeitung ich vorläufig nicht gelangen kann, sondern um eine übersichtlichere Zusammenfassung und deutlichere Entwicklung des Wichtigsten und Wissenswertesten, wobei ich vielfach die neuen Studien und Ergebnisse zugrunde legte, die von mir in dem Buche „Die Buchrolle in der Kunst" im Jahre 1907 veröffentlicht sind. Denn ein Tag belehrt, wie man sagt, den anderen, und so ist es auch nicht wunderbar, daß der Leser in dem, was ich jetzt hier vorlege, wieder nicht weniges antrifft, worin ich von den beiden früheren, ungleich stoffreicheren Werken abweiche oder sie ergänzen zu können glaube.

Wende ich mich zu dem Abschnitt über Kritik und Hermeneutik zurück, so werden Aufbau und Gliederung, die ich dem Stoff gegeben, einer Rechtfertigung kaum bedürfen. Die Aufgabe selbst aber, die in der Kritik und Hermeneutik Behandlung findet, ist im Grunde grenzenlos und unerschöpflich. Bin ich zu ausführlich gewesen? oder zu karg? Dem subjektiven Ermessen ist bei solchem Thema ungefähr alles anheimgegeben. Ich habe mich bemüht, für die methodologische Erörterung möglichst

zahlreiche Gesichtspunkte aufzustellen und sie durch eine angemessene Beispielgebung zu erläutern. Diese Beispielgebung führt aber nicht selten, ja, fast allerorts mitten in die Kontroversen hinein, die die heutige Forschung bewegen. Daher die gelegentlichen Exkurse, die das Gleichmaß des Vortrags beleben sollen, ohne es zu zerstören.

Der Durchsicht der Druckbogen hat sich Prof. Chr. Jensen (Königsberg) freundlichst unterzogen und mir zudem mehrere wertvolle Hinweise gegeben, die ich, vornehmlich in den „Zusätzen“, noch verwerten konnte. Ebenso haben meine Schüler F. Iber und G. Esau sorgsam Korrektur gelesen, bei Herstellung der Inhaltsverzeichnisse Dr. H. Hollstein (Fulda) wesentliche Hilfe geleistet. Allen Genannten sei auch an dieser Stelle mein herzlicher Dank gesagt.

Marburg, 18. Juli 1913.

Theodor Birt.

INHALTSÜBERSICHT

Kritik und Hermeneutik.

Seite

Einleitung 3

I. Die Textgrundlegung 10

1. Die handschriftliche Überlieferung 10
2. Zitate 29
3. Lexika 33
4. Exzerpte 34
5. Florilegien 35
6. Übersetzungen und Paraphrasen 36
7. Entlehnungen 37
8. Stichometrische Angaben 39

II. Der niedere Teil der Hermeneutik 40

A. Formale Auslegung nach Grammatik und Stil 41

1. Das Wort 44
2. Lehnwörter 46
3. Über Homonyme und Synonyme 47
4. Die Veränderung der Wortbedeutung 53
5. Einfluß des Dialekts 55
6. Einfluß der Litteraturgattung 58
7. Individuelles 64
8. Metrisch-Prosodisches; Rhythmik der Prosarede 69

B. Historische Interpretation und Sacherklärung 83

1. Biographisches 84
2. Zeitumstände 93
3. Textauslegung 97

III. Die emendatio des als grundlegend erkannten Textes 124

1. Wort- und Silbentrennung 125
2. Eigennamen 126
3. Die Veränderung der Akzente 127
4. Berichtigung der Interpunktion 127
5. Verteilung der Worte an die Personen des Dialogs 130
6. Verkennung von Zahlzeichen 132
7. Vertauschung ähnlicher Buchstaben 132
8. Der Einfluß der Aussprache 134
9. Elision vokalischer Endungen in der Schrift 138
10. Falsche Auflösung von Compendien 139
11. Haplographie und Dittographie 140
12. Verstellung von Buchstaben im Wort 141
13. Auslassung oder Zufügung eines Buchstabens 141
14. Angleichung 142
15. Cruces 143
16. Lücken im Text 144
17. Umstellungen 147

Seite
18. Modernisierung der Sprache 149
19. Doppellesungen im Text 151
20. Emendationsversuche der Schreiber (παραδιορθώσεις) 152
21. Ausfüllung von Lücken 153
22. Buchtitel gefälscht 153
23. Falsche Initialen 155
24. Einschaltung erklärender Notizen 155
25. Sachliche Einschaltungen zur weiteren Belehrung 156
26. Äußerungen des Beifalls oder Tadels 157
27. Antwort des Lesers auf eine Frage im Text 157
28. Resumees 157
29. Trieb zur Amplifikation 158

IV. Die höhere Hermeneutik 164
A. Persönlichkeit und Werkgattung 164
B. Zweck und Plan der Litteraturwerke 170
1. Kommentare 170
2. Lexika 171
3. Varia 171
4. Anthologien und Exzerpte 172
5. Die Historiker 172
6. Die kleinere Erzählung und die historische Kleinarbeit . . . 173
7. Lehrschriften 175
8. Redekunst 176
9. Kleinere Gedichte und Briefe 177
10. Drama 182
11. Der Dialog 196
C. Quellen und Vorbilder 198

V. Die höhere Kritik 213
1. Veränderungen in der Buchteilung 213
2. Breviarien 214
3. Anstöße in der Komposition 214
4. Postume Werke und Verwandtes 216
5. Doppelte Redaktion und Umdichtung 218
6. Athetese einzelner Abschnitte 221
7. Pseudepigrapha 222

Abriß des antiken Buchwesens.

Einleitung 245

I. Beschreibstoffe 247
1. Naturwüchsiges 249
2. Türen und Ähnliches 249
3. Geglättete Steinflächen 251
4. Bronzeplatten 251
5. Vaseninschriften 251
6. Palmblätter 252
7. Baumbast 252
8. Ostraka 254
9. Tierhäute 254
10. Holzplatten, Alba 256
11. Bleiplatten 257
12. Bücher aus Leinen 258
13. Die Wachstafel 259
14. Die Papyrusrolle 263
15. Das Pergament 280

Seite

II. Die Verwendung der Beschreibstoffe 284

A. Praktische Zwecke 284

B. Litterarisches 289

1. Das Brouillon 289
2. Buchbegriff und Buchgröße 292
3. Das Großrollensystem der älteren Zeiten 295
4. Eintragung der Schrift in die Rolle 297
5. Das Lesen 303
6. Bilderbücher und Goldschrift 305
7. Edition und Buchhandel 307
8. Dedikation und Anekdota 312
9. Geldgewinn der Autoren 315
10. Bücherpreise 322
11. Privatabschrift 325
12. Ausstattung der Rollen 327
13. Aufbewahrung der Rollen 332
14. Öffentliche Bibliotheken 335
15. Neueditionen und Bücherverluste 341
16. Das Aufkommen des gehefteten Pergamentbuchs 344
17. Über Martial I 2 346
18. Der Codex das Buch der Ärmeren 351
19. Beschaffenheit der Codices 356
20. Die allmähliche Übertragung der Litteratur in den Codex . . 360

Anhang I 367

Anhang II 373

Zusätze und Berichtigungen 377

Inhaltsverzeichnisse 383

KRITIK UND HERMENEUTIK

EINLEITUNG.

Der Philologe muß Texte lesen; er muß sie lesbar machen, erklären. Kritik und Hermeneutik sind gleichsam die beiden Augen, mit denen er liest. Soll es die Aufgabe der nachfolgenden Ausführungen sein, uns Zweck und Wesen der philologischen Kritik und Hermeneutik zu verdeutlichen, so muß dabei zunächst auf einiges Allgemeinere zurückgegriffen werden, das in ähnlicher Weise auch von L. von Urlichs in seiner Grundlegung und Geschichte der klassischen Altertumswissenschaft dargelegt ist.

Die Philologie ist von den alten Griechen begründet worden. Jedoch hieß sie damals nicht „Philologie“, sondern „Grammatik“ (*γραμματική*, γραμματικός sc. *τέχνη*). Ihre Wesensbestimmung aber war, daß sie als die Kunst der Betrachtung und Untersuchung dessen galt, was man in den Dichtern und Prosaisten findet (Dionys. Thrax 1 und Schol. Dionys. p. 667: *τέχνη θεωρητικὴ τῶν παρὰ ποιηταῖς καὶ λογεῦσιν*. Abweichendes bei Sext. Empiricus adv. grammat. 1, 44). Sie war also die Kunst und der Beruf der Betrachtung des Gesamtbestandes der Litteratur. Dazu waren allerdings auch enzyklopädische Kenntnisse nötig, die uns Quintilian 1, 4, 2 aufzählt, wie Musiktheorie, Astronomie u. s. f. Aber diese Kenntnisse galten nicht als Selbstzweck; sie dienten nur der Lektüre; sie halfen nur den vorliegenden Text verstehen.

Dies die „Grammatik“ im Dienst der Schule. *φιλόλογος* war dagegen φιλόλογος ursprünglich der Gelehrte, der das Wissen um des Wissens willen erwirbt, der Vielwisser, Polyhistor und Antiquarius. Um sich von den eigentlichen Grammatikern und Schulleuten zu unterscheiden, nannte sich zum erstenmal Eratosthenes den Philologen, so auch später Ateius in Rom (Sueton gramm. 10) sowie Andromachos, der Gatte der Dichterin Myro (Westermann, Biograph. S. 77). Das Wort war noch nicht Berufsbezeichnung. Später freilich, bei Martianus Capella im 4. Jahrhundert, ist dann Philo- Philologie logie der Inbegriff der höheren Bildung jener Zeit geworden als Summe des enzyklopädischen Wissens, das auf Lektüre und Bücherkenntnis beruht. Heute hat „Philologie“ endlich die Stelle des antiken Begriffs der Grammatik eingenommen. Sie ist ein Schulbegriff. Wenn wir aber heute unseren Beruf und unser Lehrfach nach ihr nennen, dürfen wir nicht vergessen, daß das Wort nicht ein Wissen, sondern nur die Liebe zum Wissen bedeutet; das *φιλο-*, der erste Bestandteil in *φιλό-λογος*, ist zu betonen. Philologie ist also keine Wissenschaft, sondern ein Verlangen nach ihr; sie ist Forschung.

Ihre Aufgabe aber hat sich inzwischen erheblich verändert, nicht nur deshalb, weil das klassische Altertum für uns zeitlich so ferngerückt und als ein abgeschlossenes Völkerleben weit hinter uns liegt, sondern auch, weil sich unser Gesichtsfeld heute wesentlich erweitert hat; wir kommentieren heute nicht nur Schriftsteller, und nicht nur die Litteratur ist es, was wir erfassen, sondern das Leben der alten Zeiten selbst. Dieser weiten Aufgabestellung suchte August Böckh zu entsprechen, indem er der Philologie eine umfassendere Begriffsbestimmung gab,[1]) als selbst Kant sie ihr gegeben hatte.

Definition

Nach Kant ist sie diejenige Disziplin, „die eine kritische Kenntnis der Bücher und Sprachen (Litteratur und Linguistik) in sich faßt. Einen Teil der Philologie machen die Humaniora aus, worunter man die Kenntnis der Alten versteht, welche die Vereinigung der Wissenschaft mit Geschmack befördert . . .“ Dies läuft auf die Vorstellung hinaus: Philologie ist Wissenschaft von den Werkzeugen der litterarischen Gelehrsamkeit und der Geschmacksbildung.[2]) Böckh stellte die Philologie zur Philosophie in Gegensatz und definierte: „Philosophie ist Erkennen des Unerkannten, Philologie ist Erkennen des Erkannten“; d. h. die letztere hat die Aufgabe, alles das wiederaufzudecken, was die Vorzeit dereinst in Moral, Naturkunde, Kunst u.s.f. erdacht und für die Menschheit erworben. Allein auch diese Definition ist noch zu eng. Denn wenn z. B. der Grammatiker fragt, warum griechisches ζ aus Jod (in *ζυγόν*) oder aus *dj* (in *Ζεύς*) hervorging, so ist dies kein Erkennen des Erkannten (denn die alten Griechen waren sich dieses Lautprozesses nicht bewußt), sondern es ist ein Erkennen des Gewesenen. Wir sagen also: Philologie ist das Erfassen alles dessen, was im Bereich menschlicher Kultur einmal gewesen ist; sie ist Rekonstruktion vergangener menschlicher Kulturen. In diesem Sinne reden wir auch von Altertumskunde; Altertumsforschung aber wäre das richtigere Wort.

Hiernach erhebt sich noch eine Schwierigkeit. Trifft das Gesagte zu, wie sollen wir dann noch die Geschichtsforschung von der Philologie trennen und unterscheiden? Sind nicht beide dasselbe? In der Tat sind sie das bei oberflächlicher Betrachtung; und doch läßt sich das scheinbar Identische folgendermaßen auseinanderhalten. Der Philologe behandelt das Gewesene, der Historiker das Geschehene. Solange ich von dem, was vergangen, die einzelnen Erscheinungen und das in sich ruhende Detail feststelle und untersuche, bin ich Philologe. Ich werde zum Historiker, sobald ich die Einzeltatsachen in ursächlichen Zusammenhang zu stellen beginne und ein Hergang entsteht. Der Historiker kombiniert das Gewesene zum Geschehen, indem er Bewegung, Werden, eine Entwicklung vorführt, nach den Motiven der Veränderungen fragt. Der Philolog analysiert des Sophokles Antigone als solche mit größter Sorgfalt, um sie als Kunstwerk und Organismus für sich allein ganz zu begreifen. Für den Historiker kommt das Drama nur als Glied einer Ent-

---

[1]) Enzyklopädie und Methodologie der philol. Wissenschaften (s. unten S. 6).

[2]) Vgl. A. Ludwich in Altpreuß. Monatsschrift 40 (1903) S. 244.

wicklung in der Geschichte der Dichtkunst in Betracht. Der Historiker läßt uns die Varusschlacht erleben; der Philologe sucht das Schlachtfeld für sie festzustellen. Daher schreibt der Philologe Kommentare und Abhandlungen; der Historiker erzählt.

Die Aufgabe der klassischen Philologie ist somit das Erforschen der Kultur der sog. klassischen Völker. Ihr dienen die einzelnen Forschungsgebiete, als da sind Religionsgeschichte und Mythologie, Staats- und Rechtsaltertümer, Litteraturgeschichte u. s. f., wie sie in dem groß angelegten Unternehmen des Iwan-Müllerschen Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft systematisch verbunden, doch jede selbständig, vorgeführt werden.

Als Quelle aber für all diese Forschungsgebiete dient die Litteratur der Alten, die erst gelesen sein will, die uns in den Handschriften des Mittelalters vorliegt und die wir durch Kritik und Hermeneutik benutzen lernen. Aber nicht nur diese Litteratur; weitere wichtige, ergänzende und unentbehrliche Hilfsdisziplinen sind: Hilfsdisziplinen der Philologie

1. die Archäologie als Erforschung der antiken Bildwerke und Bauten,
2. die Epigraphik oder Inschriftenkunde,
3. die Numismatik oder Münzkunde,
4. die Papyrologie.

Der unermeßliche Wert der Archäologie und auch der Epigraphik steht vor aller Augen. Auf Grund der Baubefunde und Inschriften wird ja heute die Stadt- und Baugeschichte Roms gemacht, ebenso die Athens mit seiner Akropolis, ebenso die Pergamons, Prienes u. s. f. Wie viel hat uns allein das ausgegrabene Pompeji gelehrt! wie viel wird nicht das jetzt auch halbwegs ausgegrabene Antinoe lehren! Mehr als viele Autoren. Auf Grund der Inschriften werden ferner heute die griechischen Dialekte, Jonisch, Thessalisch, Böotisch u. s. f., dargestellt, wird seit Ritschl auch die Geschichte der lateinischen Orthographie gemacht. Aber auch die Münzen haben nicht nur handelsgeschichtlichen Wert, indem sie uns unmittelbar auf den antiken Geldmarkt versetzen; ihre datierten Prägungen sind oft von hohem Kunstinteresse, immer aber historisch wichtig, und ihre Legenden bringen für die Grammatik mitunter wertvolle Schreibungen (besonders die griechischen; aber auch gen. plur. *Romano*; oskisch *hampano* f. kampano u. a.). Die Papyri endlich überschütten uns mit einer Fülle der Belehrung; ich erinnere nur daran, daß sie uns das Griechisch des Neuen Testaments besser verstehen lehren, indem sie uns das echte Volksgriechisch zeigen, das man in Ägypten sprach.

Selbstverständlicherweise findet nun auch auf diese vier Hilfsdisziplinen die Kunst der Kritik und Hermeneutik Anwendung, von der wir handeln wollen. Baureste, Statuen, Münzen, Grabsteine, Papyri bedürfen eben auch der Auslegung, für die man nach sicheren Methoden sucht, sie bedürfen auch der Kritik; denn ihre Echtheit ist zu prüfen, an Bauten ältere und jüngere Bestandteile kritisch zu sondern (wie an der Serviusmauer, am Theater in Athen), zwei Teile eines in Stücke zerrissenen Papyrus sind wieder zusammenzusetzen u. s. f. Aber nicht damit haben wir uns an dieser Stelle zu beschäftigen. Denn auf jenen vier Gebieten der Forschung handelt es

sich um lauter Originale, die das Altertum uns unmittelbar vorlegt. Auch die heutige Papyrologie beschäftigt sich mit lauter Originalmanuskripten der Antike. Im Nachfolgenden soll es dagegen vorzugsweise unsere Aufgabe sein, darzulegen, wie Kritik und Hermeneutik an solchen litterarischen Werken auszuüben ist, die uns indirekt überliefert sind.

Die antiken Inschriften sind Votivsteine, Grabsteine, Bauinschriften, Gesetzestafeln, und ihr Inhalt betrifft meist das praktische Leben. So gehört aber auch der Inhalt der Papyri, die uns aus Ägypten so reichlich zufließen, großenteils dem praktischen Leben und Privatverkehr an: Briefe, Urkunden, Rechnungsablagen, Quittungen in Unzahl. Gleichwohl besitzen wir sowohl Inschriften wie auch Papyri mit litterarischen Texten, und diese beanspruchen natürlich unsre höchste Aufmerksamkeit. Ich erinnere nur an die Fülle der Homerpapyri, oder an den Hyperides, Alkman, Timotheos, Herondas, Bakchylides, Menander, Autoren, die uns nur auf diesem Wege bekannt geworden sind. Aber auch als Steininschrift besitzen wir einen epikureischen Lehrabriß (Inschrift von Oenoanda, ed. Williams, Lips. 1907), Bruchstücke einer Rieseninschrift über griechische Komödie (Körte, Rhein. Mus. 60, 444), die Gründungssage Magnesias, eingegraben an den Mauern der Agora dieser Stadt; dazu das Marmor Parium, dazu das Monumentum Ancyranum oder das Testament des Augustus, auch letzteres ein Buchtext, der auf Stein publiziert wurde. Dies sind die Fälle, in denen die Epigraphik und Papyrologie unserer Aufgabe und dem Litteraturstudium des Philologen auf das nützlichste entgegenkommt und sie ergänzt.

An dieser Stelle haben wir es jedoch nicht mit solchen Texten zu Aufgabe tun, die uns in Originalniederschrift, auch nicht mit solchen, die uns nur in Exemplaren, die der Antike angehören, vorliegen. Über sie muß die Papyrologie, resp. der betreffende Abschnitt der Paläographie Auskunft geben. Ich will hier dagegen ganz vorzugsweise von solchen Texten handeln, die in Abschrift und meistens in wiederholter Wiederabschrift durch kontinuierliche *traditio* oder *παράδοσις* von Kennern und Litteraturfreunden aus dem Altertum durch das Mittelalter hindurch uns überliefert sind. Sie sind es, an denen sich die Kritik und Hermeneutik in erster Linie zu üben hat.

Fragen wir endlich, was Kritik und Hermeneutik wollen und wie sie sich zu den großen Sachdisziplinen der Philologie verhalten, so ist die Antwort durch das Gesagte schon angedeutet. Sie sind lediglich formale Disziplinen und für die Traktation aller großen Materialgruppen der Altertumskunde die notwendige Voraussetzung. Ihre Behandlung hat darum propädeutischen Zweck. Kritik und Exegese sind weder Wissenschaft noch wissenschaftliche Forschung, sondern Kunst (*τέχνη*). Sie sind, zusammengenommen, die Kunst der Behandlung und Auslegung von Texten, oder einfach: sie sind die Kunst zu lesen. Einerlei, ob wir die Autoren ästhetisierend um ihrer selbst willen oder ob wir sie nur als Quelle für grammatische oder antiquarische Untersuchungen benutzen: für beide Zwecke dient Kritik und Hermeneutik gleicherweise.

Nur der kann eine Kunst lernen, der für sie Talent hat. So ist auch die Kunst des Lesens nicht für jeden lernbar. Sie ist Sache einer besonderen philologischen Begabung. Hier gilt Ruhnkens Wort: criticus non fit, sed nascitur. Die Theorie hinkt hinter der Praxis immer erbärmlich nach, sowie die Poetik des Aristoteles erst kam, als die Poesie Athens ihr Werk vollendet oder doch nahezu vollendet hatte. Unsere Theorie der philologischen Textbehandlung kann also nicht lehren, wie man Konjekturen machen soll — das wäre ein verwegenes Unterfangen —, wohl aber kann sie lehren, wie man sie nicht machen soll. Für die Kritik gilt es „per exempla docere", gute Vorbilder in Erinnerung zu bringen, vor allem klarzustellen, durch welche Übergänge im Schriftwesen die Texte auf uns gelangt sind und auf welche Ursachen die Textschäden vielfach zurückzugehen pflegen; für die Exegese gilt es, die Bedingungen sich gegenwärtig zu halten, unter denen jedes einzelne zu interpretierende Werk ursprünglich entstanden ist; denn jedes Werk ist immer aus seiner eigenen zeitlichen Bedingtheit zu erklären.

Hermeneutik

Hiernach sei einiges zum Wortgebrauch angemerkt. Der ältere Ausdruck für „auslegen" war *ἑρμηνεύειν*, zunächst das Dolmetschen des in fremder Sprache Gesprochenen (Xenoph. Anab. 5, 4, 4); daneben aber das Verständlichmachen schwieriger Dichterstellen (*τὰ τῶν ποιητῶν*, Plato Ion p. 535); öfter so bei Dionys von Halicarnaß und Plutarch. *ἑρμηνεία εἴς τι* hieß später der Kommentar (Script. ecclesiast.). Daneben steht bei Dionys von Halicarnaß auch der Ausdruck „Exegese", *γραμματικὴ ἐξήγησις*. Dazu die *ἐξηγηταί*. Exegeten hießen übrigens auch die astrologischen Zeichendeuter, so auch die Ciceroni oder Führer und Erklärer von Kunstwerken am Ort. Der Römer sagt *interpretari, interpretes.*

Ein seltenes Wort im Text heißt *γλῶσσα* und *γλώσσημα*, und es findet Erklärung durch Einsetzung des geläufigen Wortes, des *ὄνομα κύριον*.

Kritik

Während wir diese Termini auch heute im gleichen Sinne weiter führen (nur nennen wir heute das zur Erklärung eines schwierigen Ausdrucks verwendete *ὄνομα κύριον* mißbräuchlich „Glossem"), so steht es anders mit dem Wort „Kritik". Hier ist zu erinnern, daß die Alten die Tätigkeit des Philologen in vier oder auch in sechs Aufgaben (*grammatici officia*) zerlegten; die viere sind 1. *lectio*, das richtige laute Vorlesen des Textes nach Prosodie und Akzent (*ἀναγνωστικὸν μέρος, κατὰ προσῳδίαν*), 2. *emendatio*, die Emendation des verderbten Textes (*διορθωτικὸν μέρος*), 3. *enarratio*, Sacherklärung (*ἐξηγητικὸν μέρος*), 4. *iudicium*, Kunsturteil (*κριτικὸν μέρος*). So lehrt das Scholion zu Dionysios Thrax p. 659 Bekker.[1]) Die Sechsteilung bei Dionysios Thrax selbst gibt fünf geringere *officia*: 1. das Lesen, *ἀνάγνωσις*, 2. das Erklären nach den im Text verwandten rhetorischen Figuren, *ἐξήγησις 'κατὰ τοὺς ἐνυπάρχοντας ποιητικοὺς τρόπους*, 3. sprachliche und sachliche Erklärung, Behandlung der *γλῶσσαι* und *ἱστορίαι*, 4. grammatische Exkurse über Ableitung der Wörter, *ἐτυμολογίας εὕρεσις*, 5. ebensolche über Formenlehre, *ἀναλογίας ἐκλογισμός*; dazu endlich als *μεγάλη τέχνη* 6. das Kunsturteil, *κρίσις*.

[1]) Ebenso Varro bei Diomedes p. 421, nach Tyrannio? Vgl. Usener, Sitz.Ber. d. Bayr. Akad. 1892 S. 592 ff.

Die alexandrinischen Gelehrten verstanden demnach unter Kritik das, was wir weiterhin als höhere Hermeneutik bezeichnen werden, und dies galt ihnen als höchste Aufgabe und *κάλλιστον μέρος* der philologischen Tätigkeit (Dionys. Thrax): die künstlerische Würdigung einer Schrift.[1]) Wir dagegen brauchen das Wort „Kritik" in ganz anderem, empirischen Sinne, als Prüfung des Standes der Überlieferung und als Vorbedingung zur Diorthose oder zum Teil II der obigen Einteilung.

Litteratur

Litteratur. Die Werke, die die Geschichte der klassischen Philologie in Altertum und Neuzeit behandeln, aufzuzählen, ist nicht dieses Ortes (s. Urlichs, Gesch. der Philologie² S. 41). Ueber die Worte *φιλόλογος, κριτικός, γραμματικός* s. K. Lehrs, Progr. Königsberg 1838; Gudeman, Grundriß zur Gesch. der klass. Philologie, 1907, S. 1 ff. Weiteres bei K. Lehrs, Aristarch³ S. 36 ff. u. 198 ff.; A. Ludwich, Aristarch II S. 483 ff. — C. G. Cobet, De auctoritate etc., in Commentationes philologicae tres, Amsterdam 1853.

Uebrigens sei in Auswahl auf folgende Litteratur verwiesen: Joh. van der Woweren, De polymathia, de studiis veterum apospasmation, Hamburg 1604 (auch in Gronovs Thesaurus griech. Altertümer, Bd. X a. 1735). — Gerhard Vossius, De philologia liber, Amsterdam 1650. 4. — Joh. M. Gesner, Isagoge in eruditionem etc., Leipz. 1756; ed. altera 1784. — F. A. Wolf, Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Studien des Altertums, vom J. 1786, herausgegeben von Westermann 1845; derselbe, Darstellung der Altertumswissenschaft nebst Auswahl s. kl. Schriften, ed. S. F. W. Hoffmann, Leipz. 1833. — F. Ast, Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik, Landshut 1808. — Chr. Dan. Beck, Observat. historicae et criticae de probabilitate critica, exegetica, Programme, Leipz. 1823 u. 24. — F. Schleiermacher, Herm. u. Kritik, 1838 (Werke Bd. VII). — G. Bernhardy, Grundlinien zur Enzyklopädie der Philol., Halle 1832. — A. Böckh, Enzyklopädie und Methodologie der philol. Wissenschaften, ed. Bratuschek, Leipz. 1877; 2. Aufl. von Klußmann, 1886. — W. von Hartel, Aufgaben und Ziele der klass. Philol., 2. Aufl., Wien 1890. — H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882. — Zur Hermeneutik sei noch notiert: G. Hermann, De officio interpretis, Opusc. Bd. VII. — C. G. Cobet, De arte interpretandi, Leiden 1847.[2]) Zur Kritik: Fr. Robortellus, De arte corrigendi antiquorum libros, Padua 1557 (wiederholt bei Caspar Scioppius, De arte critica commentarius, Amsterdam 1662). — J. J. Scaliger, De arte critica, Leiden 1619. — H. Valesius (Valois), Emendationes und De arte critica, ed. Burmann, Amsterdam 1740. — Joh. Clericus (Le Clerc), Ars critica, 3 Bde., Lips. 1713. — F. Bücheler, Philol. Kritik, Bonn 1878. — Auch auf Gercke und Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, Leipz. 1909, sei noch hingewiesen, wo der Abschnitt über „Methodik" von Gercke verfaßt ist (2. Aufl. 1912).

Plan

Kommen wir nunmehr zur Sache. Womit beginnen? Man hat gestritten, was das Frühere sei, Kritik oder Auslegung. Der Platoniker Ast meinte, die Kritik sei das Spätere; zuerst nehmen wir aus dem Text die Antike wie eine Wiedererinnerung in uns auf, die Kritik meldet sich nur gelegentlich, wo diese Wiedererinnerung sich gehemmt fühlt. Umgekehrt urteilten andere. In Wirklichkeit lösen sich vielmehr, wie es der psychische Hergang bei der wissenschaftlichen Lektüre von selbst ergibt, fünf Aufgaben folgendermaßen ab:

1. Der Philologe beginnt mit der kritischen Leistung der Textgrundlegung. Welcher Wortlaut ist die echte, d. h. älteste Überlieferung?

2. Hiernach beginnt das erste Stadium der Auslegung: das als überliefert Konstatierte wird seinem Sinne nach bestmöglichst zu verstehen gesucht.

---

[1]) Hierfür sei nur an Aristarch erinnert; s. W. Bachmann, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs in der Exegese und Kritik, Nürnberg 1902 u. 1904.

[2]) Karl Bone, *Πείρατα τεχνῆς* (sic): über Lesen und Erklären von Dichtwerken (132 S.), Leipz. 1909, kann nicht ernstlich in Betracht kommen.

3. Der Leser tritt in ein drittes Stadium; hier und da hat sich Unverständliches ergeben. Die Kritik setzt neu ein und sucht das Unverständliche auf irgendeine Ursache zurückzuführen und aufzuklären: negativ durch den Nachweis der Korruptel, positiv durch die Konjektur.

4. Alle Einzelschwierigkeiten im Text sind endlich erledigt. Jetzt regen sich bedeutsamere, umfassendere Aufgaben, und zunächst beginnt ein viertes Stadium; die höhere Hermeneutik setzt ein. Sie fragt nach dem Gesamtplan des Werkes; nach der Litteraturgattung, der es angehört, und wie es sich als Individuum zu seiner Gattung verhält? inwieweit sich in ihm ferner die Individualität des Autors offenbart, die den feststehenden Gattungscharakter des Werkes leise abwandelt und modifiziert? Sie sucht zu erkennen, ob das Werk der Jugend oder einer späteren Lebenszeit des Autors angehört. Von fragmentiert erhaltenen Werken sucht sie den Inhalt zu erraten; endlich forscht sie nach Quelle und Vorbildern, zu dem Zweck, die Arbeitsweise der Autoren und Dichter, die wir besitzen, beurteilen zu lernen.

5. Bei dieser Art der Interpretation, die wie ein inneres Durchleben des Schriftwerkes ist, regt sich nun endlich wieder die Kritik; die höhere Kritik. Es haben sich Anstößе ergeben, die sich auf keine organischen Ursachen zurückführen lassen. Es erhebt sich die Frage: kann das Werk echt sein? ist es durch Irrtum unter einen falschen Namen geraten oder gar absichtlich gefälscht? und zu welcher Zeit hat die Fälschung stattgefunden?

Es soll im Nachfolgenden demgemäß von mir behandelt werden:

I. Objektiver oder technischer Teil der niederen Kritik: die Textgrundlegung.

II. Die niedere Hermeneutik oder Einzelauslegung
   a) formal, sprachlich, grammatisch und stilistisch,
   b) material, als Sacherklärung.

III. Subjektiver oder ingeniöser Teil der niederen Kritik: Emendation der Textschäden.

IV. Höhere Hermeneutik.

V. Höhere Kritik.

I. Die Textgrundlegung.

1. Die handschriftliche Überlieferung.

Das Altertum kannte weder Buchdruck noch Schreibmaschinen. In Handschrift geschah nicht nur die erste Feststellung des Textes durch den Autor, sondern auch seine Vervielfältigung. Daher ist es für alle Textkritik grundlegend, sich klar zu machen, erstlich wie das Schreibmaterial und das Buch beschaffen war, das die Texte aus der Hand des Autors durch Altertum und Mittelalter zu uns trug, zweitens, in welcher Schriftgattung die Texte vorliegen und ursprünglich niedergeschrieben worden sind. „Buchwesen" und „Paläographie" sind Hilfsdisziplinen der Textkritik.

Buchrolle und Codex

Über ersteres ist in dem „Abriß des antiken Buchwesens" dieses Bandes das Wichtigste zusammengestellt. Es gilt zu wissen, daß das Homerische Zeitalter vielleicht schon die Schrift, aber noch kein Buch und keine Buchvervielfältigung kannte; daß ferner das Buch der Antike eine Rolle von mäßigem Umfang war, die nur wenig Text aufnahm, und daß der geräumigere geheftete Codex erst seit dem 4.—5. Jahrh. n. Chr. diese Rolle als Träger der Litteratur wirklich abgelöst hat. Die Übertragung des Textes aus Rollen in den Codex ist überall das wichtigste Ereignis der Textgeschichte. Ein Codex konnte wohl nicht den ganzen Livius, wohl aber den ganzen Vergil in sich aufnehmen. So sind im Codex Clarkianus des Plato 24 Dialoge vereinigt; Aeschylos liegt uns mit Sophokles und mit Apollonius Rhodius in einer Florentiner Hs. vereinigt vor. Der Typus der Miscellenhandschrift des Mittelalters brachte es mit sich, daß wir die herrenlose Schrift „Vom Erhabenen", *περὶ ὕψους*, mit den Aristotelischen *φυσικὰ προβλήματα*, daß wir Senecas Claudiussatire, die „Apotheosis", zusammen mit Heiligenviten, medizinischen und anderen Fragmenten überliefert erhalten, Theophrasts Charaktere in rhetorischen Sammelwerken, mit Aphthonius, Hermogenes.

inscriptio u. subscriptio

Eine antike Buchrolle enthielt dagegen nie mehrere Bücher (über Ausnahmen späterhin); andererseits mußten, da die Rolle nicht groß, umfangreichere Werke in mehrere Bücher, d. i. Rollen zerfallen. Wenn wir über jedem Buch eines Autors den Werktitel von neuem drucken (z. B. *Lucanus de bello civili liber V*), so geht dies darauf zurück, daß im Altertum jedes Buch des betreffenden Werkes als Rolle für sich bestand, jedes also auch als Anzeichen seiner Zugehörigkeit des genauen Titelvermerks mit Numerierung bedurfte. Ebenso schließt jedes Buch mit dem Vermerk *explicit* oder *explicitus*, d. h. „ganz aufgerollt oder bis zum Ende aufgerollt", und wer die Originaledition eines Werkes wie der Aeneis zur Anschauung bringen will, hat auch dies jedesmal wieder mit

abzudrucken, sowie wir auch die unverdächtigen Buchüberschriften genau abzudrucken verpflichtet sind. Tragweite hat dies letztere z. B. bei der *Monobiblos* des Properz (ein *liber primus* des Dichters fehlt). Jetzt endlich hat sich ein Herausgeber dieses Dichters, C. Hosius, entschlossen, das *Monobiblos*[1]) wenigstens mit in den Titel zu setzen. Ebenso gilt das Gesagte von dem *Editio ad libellum* des Apollinaris Sidonius. Dieser originelle, durch die beste Überlieferung garantierte Titel besagt, daß die „Herausgabe“, personifiziert, das Gedichtbüchlein, das in die Welt gehen soll, anredet.[2]) Weiter ist es falsch, in der Tibullsammlung über den *Panegyricus Messallae* gegen die Hss. ein *liber quartus* zu drucken, da vielmehr *Panegyricus Messallae* die antike Aufschrift der auf das dritte Tibullbuch folgenden Rolle war, in die dann, wie es scheint, noch die Tibullgedichte, die man fälschlich als IV 2—14 numeriert, im Altertum als Anhang eingetragen worden sind. Ein „viertes“ Tibullbuch gibt es nicht. Noch verkehrter aber ist es, den Inhalt des sog. 4. Buches des Tibull zum 3. Buch zu schlagen, wie Hiller dies tat.

Kapitelteilung

Weiter aber kann ein Einzelprosabuch wieder in Kapitel sowie ein Gedichtbuch in Einzelgedichte zerfallen. Es gilt nachzuprüfen, inwieweit jene Kapitelteilung nebst Kapitelüberschriften sowie die dem Gesamttext oftmals voraufgeschickten Inhaltsübersichten antik sind, und sie eventuell sorglich mit abzudrucken. In diesem Punkte wird bis auf die neueste Zeit noch schwer gesündigt, indem man, was echt ist, veruntreut und unter den Tisch fallen läßt. Neuerdings ist von R. Friderici[3]) erwiesen, daß die Kapitelteilung von Prosatexten, wie sie im Neuen Testamente vor uns steht, durchaus antik ist und in Lehrschriften sowie besonders in Kollektivschriften mit oder ohne Überschriften herrschte. Zur Veranschaulichung dienen Inschriftentexte; so hat schon das Gortynische Gesetz Kapitelteilung. Von den Herakleer Tafeln zerfällt der Text der ersten in zwei Teile, die durch die Überschrift *συνθήκα Διονύσω χωρῶν* getrennt werden. So also auch in der Litteratur. Die großen *Πίνακες* oder Schriftstellerverzeichnisse des Kallimachos zerfielen in Abschnitte mit solchen Überschriften wie *δεῖπνα ὅσοι ἔγραψαν* (Athenäus p. 244 A). Jede Vita im Buch des Nepos hat eine Überschrift, auf die gelegentlich gradezu mit *hic* Bezug genommen wird, wie z. B. cap. 2: *Themistocles Neocli filius Atheniensis. Huius vita ineuntis adulescentiae* eqs. Ebenso macht es Rutilius Lupus, und in einem inschriftlich erhaltenen Krankenjournal des 5. Jahrh. v. Chr. ist das Verfahren schon ganz ähnlich: auf der großen epidaurischen Inschrift IG. IV 951 f. werden erst immer kurz die Personalien des Kranken gleichsam als Überschrift gegeben, dann mit *οὗτος* die Heilungsgeschichte asyndetisch angefügt.[4]) Daraus erklärt sich bei den Römern der Terminus „Rubrik“, *rubrica* (Digest. 43, 1, 2). Die Kapitelüberschrift wurde nämlich in roter Farbe gemalt; so schon in der lex Acilia repetundarum vom Jahr 123 auf 122 v. Chr.

[1]) Ueber *monobiblos* s. Rhein. Mus. 64 S. 393 ff.

[2]) Max Krämer, Res libraria cadentis antiquitatis u. s. f., Marburg 1909, S. 49.

[3]) De librorum antiqu. capitum divisione atque summariis. Marburg 1911.

[4]) Auch an den Achiqarpapyrus sei erinnert, wo die einzelnen Sprüche abgetrennt stehen: s. Ed. Meyer, Papyrusfund von Elephantine S. 111.

Man hat bei den Autoren, z. B. bei Catos Schrift vom Landbau, die überlieferten Kapiteleinteilungen deshalb beanstandet, weil bisweilen die Sinnabschnitte nicht gut getroffen sind. Dafür aber haben wir den klassischen Beleg des Monumentum Ancyranum, dessen Einteilung — auch nach Mommsens Urteil — nicht besser ist.

Der Begriff *caput* muß noch einmal besonders untersucht werden.[1]) Vielleicht deckt sich *κεφάλαιον* damit. Nach meiner Meinung heißt *caput* im Buchwesen ursprünglich „Anfangszeile eines Abschnitts" und danach ist dann der Abschnitt selbst so benannt, auch gelegentlich numeriert worden.[2])

Summarien

Ebenso sind aber endlich auch, wo nicht zwingende Verdachtsgründe vorliegen, die überlieferten Summarien an den Werk- oder Buchanfängen echt und vorne mit abzudrucken, wie dies jetzt H. Mutschmann in seinem Sextus Empiricus einsichtig getan. Echt sind sie z. B. auch in Josephus' Antiquitates; echt ist der *πίναξ τῶν κεφαλαίων* des Rhetors Hermogenes, vor allem das erwähnte Summarium des Cato, wie ich schon früher betont hatte und wie es Friderici mit sprachlichen und sachlichen Gründen erhärtet hat. Nicht anders steht es dann mit Columella, Palladius u. s. f. Plinius hat in seiner Naturgeschichte, wie es scheint, Überschriften vermieden, aber sein ganzes 1. Buch für die Inhaltsübersicht seines stoffreichen Werks eingeräumt, und darin war, wie er uns sagt, Valerius Soranus sein Vorbild, dessen *βίβλοι ἐποπτίδες* genannten Bücher demnach nichts anderes als „Übersichten", eigentlich „die Hüterinnen" bedeuten.[3]) Der Ausdruck *ἐποπτίδες* steht dem *σύνοψις* „Compendium" nahe (Plutarch Mor. p. 1057 C).

Gedichtüberschriften

Dagegen richten sich berechtigte Zweifel gegen gewisse Gedichtüberschriften, solcher Gedichte nämlich, die geringeren Umfangs und nur Teile eines Buchs sind. In Horaz' Oden müssen sie nicht allzu lange nach des Dichters Tod hinzugefügt sein, da sie gute Personalkenntnisse verraten.[4]) In Wirklichkeit scheint es erst nach Ovids Tod allmählich Sitte geworden zu sein, auch die Einzelgedichte im Sammelbuch mit Titeln zu versehen. Zweifelhafte Zeugen sind Statius' Silvae, sichere Zeugen Martials Buch XIII und XIV. Zuerst aufgekommen ist dies Verfahren, wie ich vermute, im Dienste der Anthologien oder Gedichtauslesen. Dahin gehört das früheste mir bekannt gewordene Beispiel, die Überschrift *Ἴαμβος Φοίνικος*, die in einem Sammelpapyrus des 2. Jahrh. v. Chr., nachdem anderes voraufging, den Phönixtext eröffnet.[5]) Ebenso muß es Meleagros in seinem *Στέφανος* gehalten haben, der für die einzelnen Epigramme, die er gab, solcher Titel, die den Dichter nannten, doch nicht entbehren

[1]) Hieronymus nennt das Kapitel auch *comma*, s. Vulgata, praef. Iob: *libri parvum comma quod remanet*; und in Habac. 3, 11, p. 649: *commatice per capitula disseramus*.

[2]) Ueber Kapitelzählungen im Altertum Friderici S. 12 f. Wenn Cicero pro Murena § 57 nicht die Widerlegung der einzelnen gegen Murena gerichteten Anklagepunkte ausarbeitet, sondern nur die *crimina* selbst kurz formuliert mitteilt, wie z. B. *De Postumi criminibus*, so sind das, wie ich meine, Kopfworte oder Titelüberschriften, *capita*, für die die Ausarbeitung fehlt.

[3]) Friderici S. 56.

[4]) Vgl. Ad. Kiessling, Progr. Greifsw. 1876.

[5]) Siehe G. A. Gerhard, Phoinix von Kolophon S. 5.

konnte. Nicht älter als Meleager ist der Bakchylidespapyrus, der nicht nur Überschriften zeigt, sondern auch einige Gedichte alphabetisch nach den Titeln ordnet.[1]) Die zu Theokrit erhaltenen Titel sind zum Teil verdächtig. Erst in der Spätzeit, in der Zeit des Ausonius, wo die Gewohnheit sich durchgesetzt hatte, hat man solche für die älteren Dichter, Vergils Eclogen, Properz, Martials Buch I—XII, nachträglich erfunden und zugesetzt. Gewisse Gedichtüberschriften in der Anthologia Palatina scheinen aber doch verhältnismäßig alt zu sein, d. h. noch vor des Ausonius Zeit zu fallen, da sie Ausonius mit übersetzt; dies gilt von Anthol. Pal. 16, 275 *εἰς ἄγαλμα τοῦ Καιροῦ*, vgl. Auson. epigr. 11 *in simulacrum Occasionis et Paenitentiae*, und 16, 129 *εἰς ἄγαλμα Νιόβης*, vgl. Auson. epigr. 51 *in signum marmoreum Niobes.*

Insonderheit sind es die Rätsel, die uns in der Spätzeit regelmäßig mit Überschrift entgegentreten; die Überschrift gibt uns dann jedesmal die Lösung, und sie ist unentbehrlich. Das sehen wir nicht nur bei Symphosius, sondern auch Anthol. lat. 281—284; 481 ff.; also z. B.:

De funambulo.
Vidi hominem pendere cum via,
cui latior erat planta quam semita,

ein Verfahren, das von Martials Geschenkbüchern XIII und XIV auszugehen scheint; denn auch Martials Geschenkbeschreibungen wären uns ohne den Titel, der das Rätsel löst, oft sehr schwer verständlich.

Paläographie

Gehen wir weiter und kommen endlich zur Hauptsache. Wer heute eine Textausgabe zu machen unternimmt, muß vor allem auch alte Handschriften lesen können, und das lehrt die Paläographie. Das Mittelalter hat durch zehn Jahrhunderte, vom 6.—15. Jahrhundert, Klassikerabschriften geliefert, und es ist nicht immer leicht, die Zeit und womöglich auch den Ort der Herkunft der Handschrift, die man eben benutzt, zu bestimmen, wennschon es auf der Hand liegt, daß die Schrift des 14. Jahrhunderts anders aussah als die des 8., und in Irland, Schottland anders geschrieben wurde als in Spanien. Aber auch die Buchschrift des Altertums selbst kennen wir jetzt aus den Papyri und sind so in der Lage, uns für jeden antiken Autor die Beschaffenheit der ersten Originaledition seines Werkes annähernd zu rekonstruieren. Der Autor schrieb seinen Text im Entwurf zunächst auf Wachstafeln oder Membrane, zumeist gewiß in Kursivschrift. Die vom Verleger zum Verkauf bestimmten Textkopien wurden mit Sorgfalt vorwiegend in Unzial- und Kapitalschrift, und zwar auf Charta geschrieben; Privatabschriften dagegen wiederum oft minder sorglich in Kursive. Jedenfalls gab schon dies erste Kopieren eine Fülle von Anlässen zur Textverderbung. So ist es wahrscheinlich, daß schon Varius oder der erste Herausgeber des Vergilischen Catalepton in das c. IIb die schweren Textfehler, die uns beschäftigen, hereintrug, weil er das Brouillon auf der Wachstafel nicht sicher lesen konnte.

[1]) v. Wilamowitz, Die Textgeschichte der griechischen Lyriker, Abhandl. der Göttinger GW. 1900 S. 43, führt diese Aufschriften auf die zu supponierende Textausgabe der Alexandriner zurück. Wird dagegen bei Strabo p. 728 *Σιμωνίδης ἐν Μέμνονι διθυράμβῳ κτλ.* zitiert, so füllte dieser Memnon, ob echt oder nicht, jedenfalls ein ganzes Buch.

Doppellesungen und editio princeps

Dagegen ist es unglaublich, daß Textvarianten oder Doppellesungen, die uns heute vorliegen, bis auf das Brouillon des Autors selbst zurückgehen könnten. Für Senecas Tragödien hat man z. B. versucht, die Lesungen beider Handschriftenklassen *E* und *A* auf Seneca selbst, der sein Konzept durchkorrigiert hätte, zurückzuführen. Aber dem widerspricht das antike Editions- und Vervielfältigungsverfahren. Denn bei einer gleichzeitigen Herstellung von 100 oder 500 Exemplaren nach Diktat konnten nicht wohl durchgehende Varianten aus dem Konzept mit übernommen werden. Auch für Ovids Metamorphosen läßt sich solche Vermutung[1]) nicht genügend begründen. In keinem Fall bleibt es uns demnach erspart, zu entscheiden, welche Lesung der Autor selbst in die editio princeps seiner Zeit hat aufgenommen wissen wollen.

Woher aber sind jene Varianten in den Texten entstanden? Darüber einiges in Kap. III.

Das aufgestellte Postulat, daß wir den Text der antiken editio princeps wiederherzustellen versuchen müssen, duldet Ausnahmen nur in Hinblick auf Autoren hohen Alters und von besonders schwieriger Textgeschichte wie Homer und Plautus. Plautus selbst schrieb noch keine Doppelkonsonanz, noch kein *y*, kein *z*, und wir sind zufrieden, den Text dieses Komikers annähernd so wiederherstellen zu können, wie er etwa in den letzten Dezennien vor Varros Ausgabe hergestellt worden war und wie Varro ihn dann weitergab. Auch für gewisse Fragmentsammlungen trifft dies beiläufig zu. Für die Fragmente der alten jonischen Philosophen sucht Diels nur die Textform, in der sie die Alexandriner lasen, wiederzugewinnen, und mit den Resten der römischen Saliarlieder müßte es nicht anders gehalten werden. Maurenbrecher hätte sich in seiner Sammlung dieser Reste damit zufriedengeben sollen, sie so vorzulegen, wie Aelius Stilo sie las, edierte und kommentierte, und die problematischen Vermutungen über den ursprünglichen, d. i. prähistorischen Wortlaut der Gesänge durchgängig in die Anmerkung verweisen sollen.

Kollation

Nähern wir uns nunmehr der Sache. Es gilt zunächst von der vorliegenden Hs. eine Kollation anzufertigen. Man trage sie an den Rand eines nicht zu unmodernen Druckes ein, achte auf Kompendien, Korrekturen, Rasuren, auf Interpunktion, unterscheide Korrekturen erster, zweiter und eventuell noch weiterer Hände. Anwendung der Lupe ist dazu nötig. Bisweilen finden sich dieselben Errata in verschiedenen Handschriften, und es läßt sich daraus auf eine nahe Zusammengehörigkeit schließen. Oftmals gibt die durchkorrigierende zweite Hand eine ganz andere recensio als die erste; so steht es z. B. mit der Haupthandschrift des Polybius, dem Vaticanus des 11. Jahrhunderts; so auch mit dem Bernensis *A* des Valerius Maximus.[2]) Im Laurentianus *L* des Euripides sind nur de Korrekturen erster Hand (L^1), nicht die zweiter Hand (*l* bei Prinz) von Wert.

Aber auch darauf ist acht zu geben, ob der Text selbst von einem

[1]) R. Helm in der Festschrift f. Joh. Vahlen. 1900, S. 337 f.

[2]) Vgl. L. Traube, Sitz.Ber. d. Bayr. Akad. 1891 S. 387.

Abschreiber oder von mehreren, die sich ablösten, hergestellt ist. Im „Codex Vetus“ *B* des Plautus lösten sich am Schluß der Hs. mehrere Schreiber ab; diese schwanken dabei in orthographischen Dingen, und der eine bewahrte diese, der andere jene Eigentümlichkeit der Vorlage; s. LINDSAY, Ancient editions of Plautus S. 136. Ebenso ist die beste Properzhandschrift von zwei Schreibern hergestellt, die in der Orthographie zum Teil verschiedene Prinzipien befolgen.[1])

Man notiere beim Kollationieren ferner Beschaffenheit des Beschreibmaterials, Seitenhöhe und -breite, Zeilenzahl, Länge und Höhe der Schriftzeilen, Heftung und Einteilung der Blattlagen. Man suche nach eingetragenen Notizen, die auf Ort und Zeit, Urheber oder Besitzer der Hs. einen Schluß ermöglichen; gewisse orthographische Erscheinungen (*espiritus* f. *spiritus*) weisen eventuell auf französische Herkunft.[2]) Man übersehe endlich auch die Kustodenzahlen am Schluß der Blattlagen nicht, die, falls alt, den ursprünglichen Bestand der Handschrift garantieren. Aus den Kustoden wird erschlossen, daß der Cod. Decurtatus *C* des Plautus, der Cod. *L* des Properz ursprünglich vollständiger war. Die erste Blattlage im Cod. *L* des Properz ist mit dem Kustodenzeichen *K* versehen; also gingen ihr 9 Lagen voraus, die die Kustoden *A* bis *I* trugen. Diese Lagen reichten grade aus, um den Catull und Tibull aufzunehmen. Also enthielt *L* ursprünglich die drei römischen Elegiker.[3]) Der Decurtatus des Plautus trägt davon seinen Namen, daß er von 20 Plautusstücken nur die letzten 12 enthält, die sich auf 30 Blattlagen verteilen. Aber seine vierte Lage läßt die Kustodenzahl XX noch erkennen, ebenso die vierzehnte die Zahl XXX u. s. f., woraus sich derselbe Schluß ergibt; ursprünglich gingen noch 16 Quaternionen voraus, die just ausreichenden Platz für die fehlenden 8 Plautuskomödien boten. Es war dies also ursprünglich eine vollständige Plautushandschrift.[4]) Kustoden

Eine große Hilfe ist jetzt die Photographie,[5]) und sie kann bis zu einem gewissen Grade die Kollation ersetzen. Für ein erstes Kennenlernen von Handschriften ist nichts praktischer, als sich ein paar Seiten daraus typen zu lassen. Von den bedeutsameren Codices hat man nicht wenige sogar ganz abphotographiert und so zu allgemeinem Nutzen veröffentlicht. Das war vor allem bei solchen dringende Pflicht, die durch ihr hohes Alter gelitten haben oder sonst schlecht konserviert sind. Ich erwähne das von de Vries in Leiden geleitete großartige Unternehmen der „Codices graeci et latini photographice depicti“. Jedoch liegt auf der Hand, daß über gewisse oft belangreiche Subtilitäten, wie verschiedene Farbe der Tinte und Rasuren, das photographische Abbild nicht Auskunft gibt. Selbstsehen ist also in allen wichtigen Fällen immer noch geboten. Davon, daß Ribbecks Kollationen zu Vergil nicht überall zu- Photographie

---

[1]) Siehe den Propertius phototypice editus, Leiden 1911, praef. S. XIII ff.

[2]) Die orthographischen Eigentümlichkeiten von Hss. französischer Herkunft bei CH. RICE, The phonologie of Gallic clerical Latin, Harvard Universit. 1902.

[3]) P. KÖHLER, De Properti cod. Lusatico, Marburg 1899, S. 4 f.

[4]) Vgl. über die Kustoden im Bruxellensis des Claudian meine Claudianausgabe S. XCVI.

[5]) Vgl. KRUMBACHER, Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaften.

verlässig, überzeugt man sich z. B. leicht[1]) an der Hand der schedae Vaticanae *F*, die in der angegebenen Weise reproduziert vorliegen. Aber erst seitdem ich diese Schedae auf der Vaticana selbst einsah, kann ich darüber Genaues aussagen. So steht dort, um ein paar Beispiele herauszugreifen, Georg. III 3 *vacua* mit übergeschriebenem *s* über dem Schluß-*a*. Dies *s* ist aber nicht in der üblichen Unzialform, ferner mit schwärzerer Tinte geschrieben, also nicht von erster Hand. Im selben Vers geben die Schedae *carmin* mit übergesetztem *a*; dies *a* ist sicher, keinesfalls *e*, und ist von m. 1. Ebenso ist dort III 5 das über *BVSIRIS* übergeschriebene *DI* von m. 1; in dem *QVOI* des nächsten Verses 6 aber ist *Q* und *O* nicht etwa wegradiert, wie Ribbeck sagt, sondern durch zufällige Schabung des Pergaments undeutlich geworden. III 14 steht deutlich *PROPTEAQVAM·* zu lesen; das *R* hinter *E* ist weggelassen, Ribbecks Angabe ganz hinfällig, u. s. f.

Filiation Catull liegt nun aber in über 70, Claudian in über 100 Hss. vor, Priscians Grammatik in gegen 1000, Homer in unzähligen. A. Ludwich und Th. W. Allen[2]) haben sich die Mühe genommen, annähernd sämtliche Homerhandschriften wirklich zu vergleichen. Doch kann kein Apparat all die Lesungen aufnehmen, und man hat bei Neueditionen in solchem Falle zunächst nur Stichproben von allen Hss. zu nehmen, um danach aus der Fülle diejenigen auszuwählen, die nach Ausweis charakteristischer Lesungen als beste Vertreter eines Typus eine vollständige Durchvergleichung verdienen.

Hier erhebt sich die Aufgabe der Filiation der Handschriften.

In früheren Zeiten, als das Reisen, als auch das Versenden noch nicht so erleichtert war wie heute, und man auch noch nicht photographierte, benutzte man für den Text irgendwelche Handschriften, die sich eben darboten. Ein methodisches Verfahren brachten die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, und Immanuel Bekker gab Muster der Handschriftenbenutzung auf griechischem, C. Lachmann auf lateinischem Gebiet. Treffliche methodische Erwägungen gab auch H. Sauppe in seiner Epistola critica (Ausgewählte Schriften, 1896, S. 82 ff.). Doch waren auch sie nicht ohne rühmenswerte Vorgänger; ich nenne nur Nic. Heinsius, den weitgereisten, der z. B. für seinen Claudian schon nahezu alles wichtigste Material heranzog und zum Teil richtig wertete.

Erster Grundsatz: Ist eine Handschrift aus einer andern, die wir noch haben, kopiert, so ist nur diese zu benutzen; denn was jene etwa Eigentümliches darbietet, kann nur auf Willkür und Konjektur beruhen. So verwerfen wir im Plato viele Hss., weil sie aus dem Venetus *T*, den wir besitzen, oder aus dem Clarkianus sich herleiten. Der Text der Palatinischen Anthologie begründet sich auf der einen berühmten Pfälzer Hs., die zur Hälfte in Heidelberg, zur Hälfte in Paris liegt. Wenn Stadtmüller in seiner Ausgabe noch vier Abschriften gelegentlich heranzieht, so haben deren abweichende Lesungen nur konjekturalen Wert. Eine

---

[1]) Vgl. über den Mediceus Vergils M. Hoffmann, Progr. von Pforta 1889 und 1901.

[2]) Homeri opera recogn. D. B. Monro et Th. W. Allen, ed. alt. Oxford 1908.

Ausnahme tritt natürlich ein, falls die Vorlage nicht mehr vollständig ist, wie im Festus, der nach einer einzigen Neapler Handschrift gedruckt wird; für die in ihr verloren gegangenen Quaternionen 8, 10 und 16 sind aber natürlich die früh hergestellten Kopien zu benützen.

Zweiter Grundsatz: Man bevorzuge die älteren Hss. vor den jüngeren. Auch dies scheint selbstverständlich. Es wäre ein Unsinn, Vergil nach Hss. des 9.—12. Jahrhunderts zu drucken, da wir die des 5. besitzen. Aber erst die Neueren konnten dies planvoll durchführen, Ribbeck im Vergil, Ritschl und seine Schüler im Plautus, Schanz im Plato, Lachmann, Tischendorf, dann Westcott und Hort im Neuen Testament. Besonders das 14. und 15. Jahrhundert war eine gefährliche Zeit, die Zeit der wiedererwachten Eleganz und der Renaissancemänner, die glatt lesbare Texte haben wollten und sie darum durch dreiste Interpolationen lesbar machten. Unsere Scheu vor den schönen Renaissancehandschriften ist daher begreiflich. Gleichwohl kann zufälligerweise einmal der Fall eintreten, daß wir solch junges Manuskript bevorzugen müssen; so in Ciceros Rede pro Cluentio die Hs. aus Salzburg des 15. Jahrhunderts. Auch im Claudian gibt der späte Ambrosianus *A*, im Properz der Lusaticus *L* unerwartete und erwünschte Hilfe. Jedenfalls sind die sog. deteriores in Zukunft durchweg planvoller heranzuziehen, als man es bisher zumeist getan hat.

Dritter Grundsatz: Je mehr Hss. nun aber von einem Autor vorliegen, desto zahlreicher pflegen die Abweichungen zu sein, und es gilt, die vielen nach gewissen Merkmalen zu klassifizieren. Bezeichnen wir sie mit Buchstaben und stehen sich auf der einen Seite die Hss. *ABCD*, auf der anderen *EFGH* besonders nahe, so kommen nicht eigentlich mehr diese acht Einzelhandschriften in Betracht, sondern nur der Consensus jeder der beiden Klassen, die wir etwa Klasse α und β nennen. Nur was α oder β bietet, ist dann die garantierte alte Lesung. Weicht *D* von *ABC*, also von α ab, so erweckt er unser Mißtrauen. Denn α und β sind dann eben die verloren gegangenen Grundhandschriften. Diese müssen nun irgendwie weiter auf eine gemeinsame Vorlage, den sog. Archetypus zurückgehen. So ergeben diese durch sorgsame Variantenvergleichung festgestellten näheren Beziehungen also schließlich das, was wir das Stemma, den Stammbaum der Hss. nennen. Aus den vorhandenen Kindern werden ihre Ahnen und ersten Ureltern erschlossen, rekonstruiert. Stemma

Als erster Archetyp eines Werkes ist natürlich immer ein Exemplar der Originaledition im Altertum selbst zu betrachten. Da jedoch im Lauf der Zeiten beim Wiederabschreiben wiederholte Textrezensionen stattfanden, ist als Archetyp oftmals nur ein Exemplar einer solchen späteren recensio anzusehen. Bei Werken, die nur in späten Hss. des 14., 15. Jahrhunderts vorliegen, gelangen wir für den Archetyp oft nur bis etwa in das 8. oder 9. Jahrhundert zurück. Dies ist z. B. der Fall bei Xenophon,[1]) Properz, Tibull, Catull. Archetyp

---

[1]) Siehe z. B. für die Anabasis A. Hug, De Xenoph. naab. codice *C*, Zürich 1878.

Ohne Frage ist diese Zeitbestimmung von großer Wichtigkeit. Hilfsmittel dazu ist das Beobachten der Orthographie und der Korruptelen, die aus Buchstabenverwechselungen entstanden. Die Vorlage des cod. Marcianus des Athenaeus war z. B. in Unzialen geschrieben; denn p. 657 steht daselbst *αἱ γαλλικαὶ* geschrieben f. *αἱ γαλαῖ καὶ*, eine Vertauschung von *Λ* und *Α*, ebenso p. 256 *κεμακίδες* statt *κλιμακίδες*, was auf *καιμακίδες* zurückweist; denn *ε* wurde, der Aussprache entsprechend, massenhaft für *αι* gesetzt. Auf dem gleichen Wege läßt sich auch für Horaz, für Senecas Tragödien erschließen, daß ihre Grundhandschrift Majuskelschrift zeigte, womit immer eine ungefähre Datierung gegeben ist. Aber auch solche phonetische Erscheinungen dienen zur Altersbestimmung, wie wenn wir *exsidit* statt *excidit* lesen: eine Sibilierung oder Palatalisierung des *c*, die nicht wohl vor dem 5. Jahrhundert eingetreten sein kann.

Als Beispiel für die Tragweite solcher Feststellungen diene Plautus. Plautus liegt in zwei Handschriftenklassen, d. h. in zwei erheblich abweichenden Textgestaltungen vor; die eine vertritt der Palimpsest, cod. Ambrosianus *A* des 5. Jahrhunderts, die andere wird durch etliche Hss. des 10.—12. Jahrhunderts *BCD* u. a. m. vertreten, die man, weil *BC* der Pfälzer Bibliothek in Heidelberg angehörten, resp. angehören, a potiore die Pfälzer Hss. *P* nennt. Man wird zunächst denken, daß so späte Hss. gegen die des 5. nicht aufkommen können. Auch läßt sich die verlorene Grundhandschrift *P* selbst zunächst nicht früher als in das 8.—9. Jahrhundert ansetzen, was zunächst schon aus gewissen, den Hss. gemeinsamen Verschreibungen, die auf Minuskelhandschrift weisen, sich folgern läßt: *cispellam* f. aspellam Amph. 1000; *perhibeas* f. praehibeas As. 188; *istud* f. isti id Aul. 450; *ius* f. uis Aul. 490; *nauderio* f. nauclerio As. 69; *poda* f. pocla As. 771. Auf dieselbe Zeit deuten *audatiae* Amph. 367; *contiet* f. conciet ib. 476; vgl. 793; 875; *extiam* f. exciam Curc. 295; *effitiam* Aul. 695. Doch war natürlich auch dieser *P* wieder Kopie einer Vorlage, und es läßt sich weiter zeigen, daß diese, die wir *Pa* nennen, sehr viel älter und in Kapitalschrift geschrieben, also mit dem Palimpsest *A* gleichaltrig war. Dies ergeben solche Fehler in *P* wie *eace* f. face As. 4, *forum* f. eorum As. 554 u. 769,[1]) *furgifer* f. furcifer Amph. 285, *cessissem* f. gessissem ib. 524 (*C* und *G* verwechselt), *flat* f. fiat 996, *egoua* f. ecqua (*ECQVA*) As. 516. So stehn sich also doch *A* und *Pa* an Autorität gleich. Sucht man nun noch weiter zurückzugehen, so ist zunächst klar, daß sowohl *A* wie *Pa* Textesrezensionen sind, d. h. daß keines von beiden Exemplaren dem Originalmanuskript des Plautus entsprochen haben kann. Gleichwohl müssen beide schließlich aus einem gemeinsamen Urtext abgeleitet werden, und es scheint notwendig, daß dieser der Zeit Varros noch etwas vorauflag und daß in Varros Zeit selbst, die den Plautusstudien vorzüglich oblag, die beiden abweichenden Buchrezensionen hergestellt wurden.[2]) Wer also Lesungen

---

[1]) Vgl. auch *eidem* für *fidem* oder *fide* bei Cicero und sonst: Bücheler, Rhein. Mus. XI S. 515.

[2]) Diese Fragen sind besonders durch W. M. Lindsay, Ancient editions of Plautus, Oxford 1904, gefördert worden. Doch wird er in wichtigen Punkten durch Eugen Sicker im Philol. Suppl. Bd. XI korrigiert. Die den Probus betreffende Suetonstelle De gramm. 24 ist von Leo, Plautin. Forschungen² S. 23 f., nicht richtig aufgefaßt worden; sie kommt für diese Fragen nicht in Betracht.

anzweifelt und abändert, in denen *A P* übereinstimmen, muß sich klar machen, daß er ein Exemplar korrigiert, das etwa im Jahre 100 v. Chr. geschrieben war.

Seitengröße des Archetypus

Aber nicht nur nach Zeit und Schriftgattung des Archetyp ist zu fragen; auch anderes festzustellen kann von Nutzen sein; vor allem der Zeileninhalt der Seiten. Hultsch setzt an, daß der Vaticanus des Polybius die Zeilenstellung seiner Vorlage genau übernommen hat.[1]) Bei den Dichtern sind gelegentliche Umstellungen und Ausfälle von Versen hierfür ein Merkmal; so hatte der Archetyp der Heroides und Amores Ovids 26 Zeilen auf der Seite; denn die Umstellungen von Versen[2]) betreffen da Gruppen von je 26 oder je 52 (2 × 26) Zeilen; es wurden also bei solchen Versehen jedesmal ganze Seiten übersprungen; und auch die Ausfälle in den Heroiden XVI (XV) 39—142 und XXI (XX) 13—248 weisen Verssummen auf, die just durch 26 teilbar sind.[3]) Ganz ebenso hatte auch die Vorlage des Vaticanus Claudians wahrscheinlich Seiten zu 26 Zeilen.[4]) Für die Grundhandschrift *Pa* des Plautus hat man Schriftseiten zu 19—21 Versen vermutet; doch ist das unsicherer.[5])

Vorsicht ist auf alle Fälle hierbei geboten, und solche Vermutungen können sehr in die Irre führen; dafür ist F. Ritschls Abhandlung über Tibull I 4 (Opusc. III S. 616 f.) ein warnendes Beispiel. Ebensowenig überzeugen die Berechnungen für den Archetyp Catulls,[6]) und auch Bücheler Hypothese hält nicht stand, der, um die Unvollständigkeit der letzten Juvenalsatire zu erklären, ansetzte, daß der letzte Vers des Juvenal, wie in der einen Haupthandschrift P(ithoeanus), so auch im Archetyp der übrigen Hss. (*ω*), just am Schluß eines Folium gestanden haben müsse, sodaß der Schluß des betreffenden Gedichts in *P* wie in *ω* mit dem Wegfall eines weiteren Foliums weggefallen sei.[7]) Viel glaublicher ist, daß Juvenal seine letzte Satire nie vollendete und daß er somit sein letztes Buch gar nicht mehr selbst herausgegeben hat. Denn die Analogien sind zur Hand; aus dem dazwischentretenden Tod des Dichters erklärt sich, wie niemand bezweifeln kann, daß sowohl die Gigantomachie wie die Laus Serenae Claudians mitten im Text abbricht. Auch Statius' letztes Buch der Silven, auch die unfertigen pseudo-ovidischen Halieutica sind zu vergleichen; der Fälscher dieser Halieutica fingierte, daß der altgewordene Ovid in Tomi sie unvollendet ließ. Schon Plinius hat sie als Fragment gelesen. Von Persius meldet uns seine Vita: *hunc ipsum librum imperfectum reliquit; versus aliqui dempti sunt ultimo libro ut quasi finitus esset*, und vom Valgius erzählt uns Plinius nat. hist. 25, 4: *temptavit C. Valgius eruditione spectatus* (sc. *agere de medicina*) *imperfecto volumine ad divom Augustum, inchoata etiam praefatione* eqs. Auch dieses unvollendete Werk war also in den Buchvertrieb gelangt. Nicht anders

[1]) Fleck. Jbb. 1867 S. 292 f.

[2]) z. B. Ovid ars am. II 77; Heroid. 14, 114.

[3]) Göttinger Gel. Anz. 1882 S. 841.

[4]) Claudianausgabe praef. S. 95.

[5]) Lindsay a. a. O. S. 79.

[6]) M. Haupt, Opusc. I S. 27; R. Fisch in Wochenschr. f. klass. Philol. I (1884) S. 152 f. u. a.

[7]) Ueber das Problem eines vollständigeren Juvenaltextes soll hier nicht geredet werden; s. F. Leo, Hermes Bd. 44 S. 600 ff.; unten S. 27.

stand es mit Platos Kritias, um das namhafteste Beispiel dieser Art nicht zu übergehen (vgl. Plutarch Solon 32).

Es seien schließlich noch ein paar Beispiele für die mehr oder minder verwickelte handschriftliche Überlieferung litterarischer Werke angeführt.

Einklassensystem

Am einfachsten liegt für den modernen Editor die Sache, wenn ein Werk nur in einer einzigen Hs. vorliegt; denn alsdann ist eben zunächst nur deren Text abzudrucken. Das betrifft alle jene oben S. 6 genannten Schriftsteller, die wir den neueren Papyrusfunden verdanken. Zu ihnen gehört auch Philodem und der ganze Papyrusrollennachlaß aus Herculaneum. Nur haben sich in Herculaneum bisweilen auch mehrere Exemplare desselben Werkes vorgefunden, und alsdann wird die Arbeit des Editors komplizierter, gewinnt aber auch mehr Sicherheit.

In einer einzigen Hs. liegen aber auch die Exzerpte aus den griechischen Historikern, z. B. aus Polybius und Cassius Dio, vor, die Konstantinos Porphyrogennetos im 10. Jahrhundert anfertigen ließ. Ebenso die Fabeln des Babrios und der *γυμναστικός* des Philostrat, die Minas Minoides um das Jahr 1843 im Athoskloster auffand; ebenso auch der Hirtenroman des Longos von Daphnis und Chloe (cod. Florentinus); ebenso Hesych. Denn mit dem Lexikon des Hesych steht es ähnlich wie mit dem des Festus (oben S. 17). Dies so wichtige Werk existiert nur in einer Hs., und zwar in Venedig (Marcianus 627), welche Hs. des 15. Jahrhunderts eben damals von Musuros durchkorrigiert und dann in Venedig in Druck gegeben wurde (Aldine 1514).

Auf römischem Gebiet reiht sich z. B. der Grammatiker Charisius an (in Neapel), sowie alle jene Palimpseste, aus denen uns Cicero De republica, Gaius' Institutionen, Frontos Briefe, der Historiker Granius Licinianus, die Gedichtreste des späten Merobaudes bekannt geworden sind. Nicht anders aber auch Commodians Carmen apologeticum (Hs. in Middlehill), nicht anders die Hauptwerke des Tacitus.

Das Schicksal will, daß uns selbst Tacitus' Historien und Annalen wie durch Zufall nur in einem Exemplar des 11. Jahrhunderts vorliegen. Buch I—VI der Annalen stehen nur im sog. Mediceus primus, einer Handschrift deutscher Herkunft (Corvey), die im 16. Jahrhundert durch Papst Leo nach Florenz kam; sodann Annalen Buch XI—XXI und Historien Buch I—V im Mediceus alter (aus Monte Cassino). Von letzterem wurden allerdings später einige Kopien angefertigt, die das Verdienst haben, eine inzwischen in Hist. I eingetretene Lücke zu ergänzen.

Auch da aber, wo mehrere Hss. vorhanden sind, stellt es sich öfter heraus, daß wir nur eine zu benutzen haben, da die übrigen aus ihr kopiert sind. Dafür sind schon S. 16 ein paar Beispiele angeführt. Auch für den Redner Lysias trifft dies zu; denn für die meisten seiner Reden kommt, wie dereinst Sauppe zeigte,[1] nur der Palatinus in Heidelberg saec. XI—XII in Betracht; in dieser Hs. sind nämlich der 16. Quaternio

[1] Ausgew. Schriften S. 80 f.

und einige Blätter des 5. ausgefallen; alle anderen Hss. aber haben diese Textlücken übernommen, sind also aus ihr geflossen. Auch des jüngeren Philostrat Imagines gehören hierher.[1])

Nach solchen Feststellungen wird die Textedition natürlich sehr bequem oder doch der Apparat sehr vereinfacht. Doch ist auch hier Skepsis geboten. So ist man für Ciceros Briefe ad Atticum und ad familiares von der Einhandschriftentheorie längst zurückgekommen (Haupthandschrift sind Mediceï).

Am erwähnenswertesten sind hier die Tragiker Aeschylus und Sophokles nebst Apollonius Rhodius (oben S. 10). Seit Cobet und Dindorf glauben viele, daß ihr Text nur der berühmten Mediceerhandschrift Laur. 32, 9 des 11. Jahrhunderts (*L*), die Aurispa aus Griechenland nach Florenz gebracht hatte, zu entnehmen sei.[2]) Aber dieser Hs. fehlen von erster Hand mehrere Verse.[3]) Sie würde ferner als Textgrundlage nicht genügen, wären in ihr nicht die Lesungen von zweiter Hand, die aus einer anderen Vorlage als der Text stammen. Dieser zweiten Hand ist aber der cod. Parisinus 2712 des 13. Jahrhunderts eng verwandt, der auch für die Sophoklesscholien der wichtigste Zeuge ist.[4]) Also beruht in Wirklichkeit hier unser Text auf einer doppelten Überlieferung, erstlich L^1, zweitens PL^2. Trotzdem stellt sich die Praxis im übrigen wirklich so, daß man den Text des Mediceus ganz vorwiegend zugrunde legt.[5])

Stehen nun also mehrere Hss. unabhängig nebeneinander, so können sie unter sich doch durch gleiche Merkmale so nahe verbunden sein, daß man sie ohne Filiation als eine einzige Klasse betrachtet; so im Pausanias[6]) (Hss. des 15. Jahrhunderts, gemeinsame Interpolation *ἐπεὶ ἐκράτουν* IV 20, 5). Gewöhnlich aber treten sie, wie bei Plautus, mehr oder minder scharf in zwei oder mehrere Klassen auseinander. Als weiteres Beispiel diene hierfür Lukrez. Dieser Dichter liegt uns im cod. Oblongus zu Leiden saec. IX vor und in einer Gruppe junger Hss., die indirekt Abschriften nach einem verlorenen Exemplar sind, das der Italiener Poggio im 15. Jahrhundert nach Italien brachte; unter diesen die zuverlässigste eine Hs. in Florenz, Laurent. 35, 30. Eine zweite Gruppe von Hss. ist dadurch kenntlich, daß mehrere Blätter ausfielen und ans Ende geheftet wurden: dafür ist Hauptvertreter der sog. Quadratus in Leiden saec. X; eben hierzu gehören aber auch lose Blätter, die teils in Kopenhagen, teils in Wien liegen (schedae Havnienses und Vindobonenses): woraus sich also folgender Stammbaum, in den nur das Wichtigste aufgenommen ist, ergibt:

Zwei-klassen-system

---

[1]) Siehe ed. SCHENKL und REISCH (1902) S. XI f.

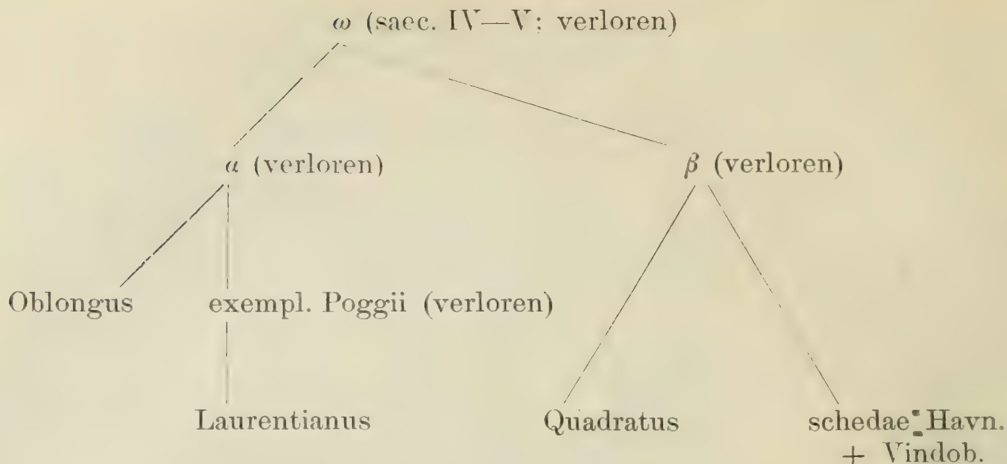
[2]) Siehe C. MEIFERT, De Soph. codicibus, Halle 1891.

[3]) Elektr. 1485, Oed. Rex 800, Oed. Col. 1256 (1105). Auch im Agamemnon erlitt der Mediceus Blätterausfall.

[4]) Siehe W. KAUSCH, De Sophoclis fab. apud Suidam reliquiis, Halle 1883, und P. JAHN, Quaest. de schol. Laurentianis, Berlin 1884.

[5]) Ueber Nebenhandschriften im Aeschylos s. BLASS ed. Eum. S. 17 ff. Auch für Apollonius Rhodius hat Merkel noch eine Wolfenbüttler Hs. herangezogen.

[6]) ed. SCHUBART und WALZ I p. XXV; übrigens Ztschr. f. AW. 1853 p. 388. Dazu ed. BLÜMNER-HITZIG I, Vorwort.



Der Editor hat demnach im Lukrez eklektisch vorzugehen und vornehmlich zwischen dem Oblongus und Quadratus zu wählen. Denn das exemplum Poggii stand dem Oblongus nah, war aber stark interpoliert.[1]) Häufig liegt indes der Fall so, daß Klasse I die wesentlich reine Überlieferung gibt und wir zur Klasse II nur im äußersten Notfall greifen. So steht es in Senecas Tragödien, wo oft die Verschreibungen im E(truscus) richtiger sind als die glatten Lesungen der reliqui; ebenso im Properz, für den die Neuausgabe von Hosius, die im Apparat den Codex N(eapolitanus) vernünftig voranstellt, höchst willkommen war.[2]) Die gleiche Methode wurde von Bücheler für den Juvenal durchgeführt und ist von Neueren wohl vergeblich angefochten worden: hier steht der cod. P(ithoeanus) des 9. Jahrhunderts in Montpellier den reliqui gegenüber. Als Beispiel sei die Juvenalstelle zitiert IV 67, wo der große Fisch verspeist werden soll: *propera stomachum laxare saginis*. So, *saginis*, geben hier nur die reliqui; *P* hat *saginam*, und daß sich hierin das richtige *sagina* verbirgt, beweist die Nachahmung in der Versifikation des Heptateuchs, die unter Cyprians Namen geht, Numeri 355: *laeta ventres laxare sagina*. Juv. 10, 304 korrigierte O. Jahn *non licet esse viro* nach *P*, der *viros* gibt; die reliqui aber machten *non licet esse viris* daraus. 10, 35 schrieb Juvenal *praetextae trabeae*; *P* teilte die Buchstaben nur falsch ab und gibt: *praetexta etrabeae*; erst die reliqui machen *praetexta et trabeae* daraus. Juv. 4, 120 ist *laevum* Vulgatlesung; *P* aber hat *laevo*; Juvenal schrieb *laevom* (so wie er *volgus*, nicht *vulgus* schrieb, 7, 85). Juv. 7, 23 ist *spectanda* mit Bücheler, gegen Leo, zu halten; Bücheler wußte, daß *spectare* so viel wie *expectare* ist; vgl. Claudians, Rapt. I 286, Anthol. ed. Riese 687, 54 *omnia te spectant*[3]) und 253, 154 *te spectat lacrimans* (wo man gleichfalls *expectat* druckt). Aber Bücheler war noch nicht konsequent genug. Juvenal begünstigt volkstümlichen Vokalismus, wie 7, 26 *clude* f. *claude*;[4]) so ist auch z. B. 7, 4 aus *P* das wertvolle *fornos* statt *furnos* aufzunehmen: denn das *o* in *fornus* bezeugte schon Varro (Non. 531, 33), und es reichte

Juvenal

[1]) Siehe Lucrez ed. A. Brieger, 1894, S. XIII.

[2]) Wennschon ich im übrigen ihrer Einrichtung noch nicht ganz zustimmen kann.

[3]) Vgl. Rhein. Mus. 54 S. 91.

[4]) Siehe Gröber im Archiv f. Lex. I S. 548.

wohl bis auf Plautus zurück.[1]) So sollte man auch *clypeus* aus *P* aufnehmen, auch *gyla* 5, 158, eine ganz echte Vulgärschreibung.[2])

Bisweilen ging Bücheler freilich auch zu weit. So verdächtigte er das *autem*, Juv. 7, 217, weil es in *P* ausgefallen, und suchte 16, 20 *tota tamen cohors est* (so *P*) zu halten, indem er hier die vulgäre Form *chors* zu erkennen glaubte, die aber dieser Dichter schwerlich zuließ.

Priscians Zitate zeigen uns, daß auch die Handschriftenklasse II bei Juvenal aus dem Altertum stammt; so liest Priscian mit ihr gegen *P moechos* Juv. 14, 30. Doch beweist das nur, was wir auch sonst wissen, daß schon im Altertum die Texte stark verderbt wurden.

Ähnlich steht es weiter auch bei Properz, bei dem z. B. die richtigen Lesungen *dixerit* 1, 20, 4; *sint* 2, 3, 10; *Priamo* 2, 3, 40; *duxistis* 2, 9, 21 der ersten Klasse verdankt werden; so auch 2, 3, 24 *ardidus* (verkannt und schon im Altertum entstellt). Da nun im Properz der Vorzug der Klasse I anerkannt ist, hat man mit ihr z. B. auch 2, 9, 44 zu lesen: Properz

Te nihil in vita nobis acceptius umquam.
Nunc quoque eris quamvis sic inimica mihi.

Es ist begreiflich, daß Klasse II *quamvis sis inimica mihi* daraus machte; aber diese Lesung ist minder wirkungsvoll und ergibt zudem eine schmähliche Kakophonie in den drei Wortschlüssen *eris quamvis sis*.[3]) Ebenso ist das *qui* (= *quomodo*) bei Properz 2, 13, 58 im cod. *N* ganz unmißverständlich:

Nam mea qui poterunt ossa minuta loqui?

Die übrigen Schreiber meinten, *quid* sei deutlicher, und setzten es ein. „Genieße das Leben und die Liebe", heißt es endlich bei Properz 2, 15, 49:

Tu modo dum lucet, fructum ne desere vitae.
Omnia si dederis oscula, pauca dabis.

So *NL*, die Vertreter der Klasse I. Man verstand das *lucet* nicht und setzte dafür *licet*, mit Zerstörung des Versmaßes. Aber *lux* ist das „Lebenslicht" und Catull hier das deutliche Vorbild, der 5, 5 sagt: *cum semel occidit brevis lux . . . da mihi basia mille* (*basia*, wie hier *oscula*); vgl. auch Catull 8, 3: *fulsere candidi tibi soles*. Das *lucet* ist also vortrefflich.

Natürlich liegt bei jedem Autor die Sache besonders. Im Aristophanes sucht man dem cod. R(avennas) den Vorzug zu geben; doch versagt er nur zu oft.[4]) Plato liegt uns in gegen 150 Hss. vor,[5]) und es hat gewaltige Arbeit erfordert, aus ihnen die brauchbaren auszusondern. Dabei gilt es zu unterscheiden. Von Platos 36 Schriften, die das Altertum in neun Tetralogien zerlegte, sind die achte und neunte Tetralogie Plato

---

[1]) Siehe Löwe, Analecta Plautina p. 115.

[2]) Siehe „Sprach man avrum" S. 176 bis 191.

[3]) Ueber solchen Sigmatismus und seine Vermeidung s. unten.

[4]) Hierüber J. van Leeuwen, Prolegomena ad Aristoph., Leiden 1908, S. 270 bis 356, mit Einwendungen von Holzinger, Berl. phil. W.schr. 30 S. 549 f. Siehe übrigens unten S. 25 f.

[5]) Ueber den textkritischen Wert der Platopapyri kann das Urteil nicht günstig lauten, und das muß sich aus dem Zweck, dem diese Manuskripte höchsten Alters dienten, erklären: s. darüber Const. Ritter in Bursians Jahresber. Bd. 157 S. 8 ff.

(darunter die *Νόμοι*) durch die vortreffliche Pariser Hs. *A* gesichert. So versuchte nun Schanz auch für Tetralogie 1—6 (in Tetralogie 7, Hippias I und II, Ion und Menexenos, ist die Sachlage minder günstig) den Text wesentlich auf zwei Hss., den berühmten Bodleianus (Clarkianus) des 9. Jahrhunderts und den Venetus *T* mit grundsätzlicher Zurückdrängung des letzteren zu gründen, und seine Ausgabe ist daran gescheitert. Auch die zahlreichen mit *T* zusammenhängenden Nebenhandschriften lassen sich nicht so radikal beiseite tun.[1]) Denn oft tauchen in ihnen alte, sicher aus antiken Exemplaren stammende Lesungen auf. Die ägyptischen Papyri bringen für Plato und ebenso auch für andere Autoren nicht selten Varianten, die in solchen späten und gering geschätzten Hss. unerwartet wieder auftauchen. Eine sorgliche Aufarbeitung auch des geringeren Handschriftenmaterials, wie ich sie einst für Claudian ausgeführt, wird daher jetzt für alle Autoren, die in weitverzweigter Überlieferung vorliegen, mit Recht verlangt.

Dreiklassensystem

Dies sind Belege für doppelte Textesrezensionen, deren Differenzen in mehreren Fällen zweifellos schon aus dem Altertum selbst sich herleiten und die abschriftlich weiter durch das Mittelalter propagiert worden sind. Gelegentlich aber wird die Sachlage noch komplizierter, und wir haben zwischen drei Rezensionen die Wahl. Dafür könnte man schon Catull und Theognis anführen: Catull, bei dem wir zunächst zwischen den zwei Haupthandschriften (*O* und *G*) die Wahl haben, wo sie aber beide versagen, zu der Gruppe der interpolierten greifen müssen;[2]) Theognis, dessen Text vor allem auf dem Mutinensis A in Paris (saec. X), daneben auf dem Vaticanus *O* saec. XIII gegründet wird; wo beide irren, greift man zur Gruppe der Deteriores. Ganz ebenso liegen auch beim Valerius Maximus die Verhältnisse.[3])

Wichtiger ist, daß auch die zahllosen Horazhandschriften in drei Gruppen zerfallen, die drei unter sich abweichende Vorlagen voraussetzen. Diese Vorlagen gehörten aber schon der Antike an. Dies Dreiklassensystem im Horaz hat O. Keller einst dargelegt und neuerdings vor allem für die Oden gegen Zweifel gesichert.[4]) Keiner dieser Klassen fehlt es dabei an Vorzügen, und das Rezept, das Keller dem Editor gab, ist ungefähr dies, abzustimmen: zwei gegen eins. Wo zwei Klassen zusammengehen, ist die dritte im Unrecht.

In drei Klassen zerfallen aber auch die Hss. des Terenz, wie die des Horaz, doch mit dem Unterschiede, daß beim Terenz die erste Klasse, die der ehrwürdige Codex Bembinus, saec. V, vertritt, an Autorität bei weitem prävaliert.

Demosthenes

Auch Demosthenes sei noch genannt, der uns in circa 170 Hss. vorliegt. Demosthenes' Reden wurden in den Rhetorenschulen der römischen Kaiserzeit tausendfältig benutzt und sind im Altertum mehr als

---

[1]) Vgl. O. Immisch, Studien zu Plato, 2. Heft, Leipzig 1903.

[2]) Vgl. Catull 73, 4 und 76, 11.

[3]) Vgl. oben S. 14 und dazu Lindsay, Class. Philol. IV (1909) S. 114; R. Valentini in Studi di filol. class. 1910 S. 289 f.

[4]) Rhein. Mus. 61 S. 78 ff. Vgl. J. W. Beck, Horazstudien, Haag 1907; J. Bick in Burs. Jahresber. 1909 Bd. 143 S. 6 ff.

irgendein anderer Autor, wenn wir von Homer absehen, der Interpolation ausgesetzt gewesen. Hier steht es nun ähnlich wie bei Terenz. Als Hauptcodex gilt der Parisinus *Σ* des Demothenes, saec. X; er vertritt die erste Klasse und gibt die *ἀρχαία ἔκδοσις*, den reinsten Text;[1]) daneben gibt die zweite Klasse, die *δημώδης ἔκδοσις*, den antiken Vulgattext, wie man ihn in den Schulen gebrauchte, und zwar noch in reinerer Form (z. B. Parisinus *Y*); die dritte Klasse gibt den letzteren in überarbeiteter Gestalt.

Aeschines

Wie nun, wenn es in einer der Klassen Handschriften gibt, die stärker divergieren? Man darf in solchem Fall innerhalb jeder Klasse jedenfalls nicht nach Majorität abstimmen, sondern muß, wie Max Heyse es kürzlich für Aeschines getan,[2]) ohne die Mühe zu scheuen, die Zuverlässigkeit jeder Einzelhandschrift nachprüfen; wobei es zu fragen gilt: hat die betr. Hs. selbständige Lesungen von Wert? und in welchem Grade ist sie von Hss. aus einer anderen Klasse beeinflußt? Leichter als für Demosthenes oder Horaz ist dies eben für des Aeschines Reden zu kontrollieren, weil sie eine geringere Textmasse bilden. Für die zweite und dritte Rede des Aeschines unterscheidet man drei Klassen, *A*, *B* und *M*; für die erste Rede fällt Klasse *A* fort. Hier ist beispielshalber das Ergebnis, daß die Klasse *B* wieder selbst in drei Gruppen auseinandertritt, die verschiedenen Wert beanspruchen.

Aristophanes

Bei Aristophanes pflegten wir bisher den beiden hochangesehenen Hss. Ravennas, saec. X—XI, und Venetus, saec. XI—XII, die unter sich an Wert konkurrieren, unser ganzes Vertrauen zu schenken. Aber die jüngeren Hss., vor allem der beste der Parisini, saec. XIII, lassen sich nicht entbehren, und es regt sich neuerdings der Trieb, sie gradezu in den Vordergrund zu drängen.[3]) Es ist gefährlich, darin zu weit zu gehen. Jedenfalls ist aber auch hier ein Dreiquellensystem anzuerkennen. Es sei in diesem Sinne hier eine Aristophanesstelle behandelt, die keiner der Neueren richtig beurteilt zu haben scheint. Acharner v. 61 macht der Herold (?) die Meldung: *οἱ πρέσβεις οἱ παρὰ βασιλέως*. So der Ravennas. Aber das ist Prosa, ist kein Versglied und kann also in der Komödie nicht stehen. Die Scholien zu den Acharnern aber beginnen mit den metrischen Anmerkungen des Heliodor. Da lesen wir betreffs der Prologszene dieses Stücks: *οἱ δὲ στίχοι εἰσὶν ἰαμβικοὶ τρίμετροι ἀκατάληκτοι σα´* (es sind 201, da man Halbverse nicht mitzählte) *ὧν τελευταῖος · ἐγὼ δὲ φεύξομαί γε τοὺς Ἀχαρνέας*. Wir bemerken schon hier: der v. 201 = 203 ist rein jambisch gebildet, offenbar mit Absicht, um die Eile des Davonlaufenden zu schildern, und der Ravennas gibt hier also mit Unrecht *φευξοῦμαι*.

Weiter heißt es: *ὁ μέντοι μγ´ κομμάτιον ἀπ᾽ ἐλάσσονος* (vgl. v. 53 *πάριτ᾽ ἐς τὸ πρόσθεν*)[4]) *καὶ ρκα´ πενθημιμερής* (geht auf 124 *σίγα κάθιζε*). Dann aber folgt: *ὁ δὲ ξ´ ἑφθημιμερής*. Heliodor las also im Vers 60 = 61, von

---

[1]) Doch hatte Harpokration einen besseren Text; s. HELMKE, De Demosth. codicibus, Berlin 1896.

[2]) MAX HEYSE, Die handschriftl. Ueberlieferung der Reden des Aeschines, Progr., Ohlau 1912.

[3]) COULONS, Quaest. criticae in Aristoph., Straßburg 1908; W. SÜSS, Kleine Ausgabe der Frösche, 1911.

[4]) Hierzu sei K. v. HOLZINGER, Ueber die Paragraphae zu Aristophanes, Wien 1883, und MAX CONSBRUCH, De veterum *π. ποιημάτων* doctrina, 1890, S. 70 verglichen.

dem ich handle, eine jambische Heptheminieres. Das ist aber die Lesung der dritten Handschriftenklasse:

οἱ παρὰ βασιλέως πρέσβεις.

Diese Hss. haben also auch hier recht, und diese Lesung ist auf Grund des bestätigenden Zeugnisses des Heliodor in den Text zu nehmen.

Wechselnder Charakter von Hss.

Nun hat sich aber weiter bei Demosthenes herausgestellt, daß in verschiedenen seiner Reden das Handschriftenverhältnis ein anderes ist.[1]) Diese Möglichkeit, daß das Verhältnis der Hss. zueinander verschieden ist in den verschiedenen Stücken ein und desselben Autors, ist auch sonst offen zu halten, und die Mühe der Untersuchung wird dadurch gesteigert. So muß man für jede der Aristophaneskomödien, ebenso auch für jeden der philosophischen Dialoge Ciceros die Untersuchung besonders führen. Der Ravennas steht in den Acharnern z. B. anders als in der Lysistrate,[2]) Ciceros Leidensis *C* (oder *H*) in De natura deorum anders als in De legibus. Der Vaticanus *B* des Thukydides scheint vom sechsten Buch an, cp. 92, 5, einer anderen Vorlage zu folgen als vorher.[3]) Der Wert der Philostrat-Hs. des Minas (in Paris) ist im Heroïkos geringer als in der ersten Dialexis.[4]) Auch der cod. *La* des Pausanias gehört hierher, u. a.

Texterweiterungen u. -ausfälle

Die Sachlage kann aber noch verzwickter werden, und die Überlieferung bringt mitunter ganz unerwartete Überraschungen. Es gibt Werke, die uns, so wie die *πολύστιχος ἔκδοσις* Homers neben dem Vulgärtext stand, in knapperer und erweiterter Form vorliegen. Wie ist da zu urteilen? So haben wir Claudians Raptus Proserpinae in einer kürzeren und längeren Fassung, beide gut lesbar.[5]) Die längere, die wir abdrucken, ist auch noch dadurch umfangreicher, daß sie vor dem dritten Buch ein nicht zugehöriges Proöm eingestellt hat; die kürzere läßt im ersten Buch die Verse 139—213 und im dritten Buch nicht allein den Schluß, Vers 438—448, sondern auch die 80 Verse 280—360 fort, für die der nicht ungeschickte Ersatzvers *Omnis honos recti nobis. sic fata recedit* eintritt, der den Zusammenhang herstellt. Endlich fehlt nur in der kürzeren Fassung des Raptus der unechte Vers II 118. Beide Fassungen haben also ihre Vorzüge. Die kürzere ist mit Geschick hergestellt, und wer nur sie allein läse, würde vielleicht kaum vermuten, daß etwas fehlt.[6]) Beide können sehr wohl dem Altertum entstammen. Doch bezweifle ich, daß beide vom Dichter selbst, der sein Werk unvollendet hinterlassen hatte, so hergestellt worden sein können.

Claudian

Juvenal

In diesen Zusammenhang würde, wenn Leo recht hätte,[7]) auch das

[1]) J. H. Lipsius, Ber. sächs. G.W. 45 S. 1 ff. und Leipz. Stud. 18 S. 319 ff.; E. Drerup, Philol.Suppl. Bd.VII 1899 S. 533 ff.; E. Bethe, Demosth. script. corpus etc., Rostock 1897.

[2]) Siehe Zacher, Burs. Jbb. 71 (1892) S. 1 ff.

[3]) Siehe z. B. R. Richter in Dissert. von Halle Bd. XVI S. 253 ff.

[4]) Siehe Jul. Jüthner, Der Gymnastikos des Philostratos, Wien 1902 (aus Sitz.-Ber. der Wiener Akademie).

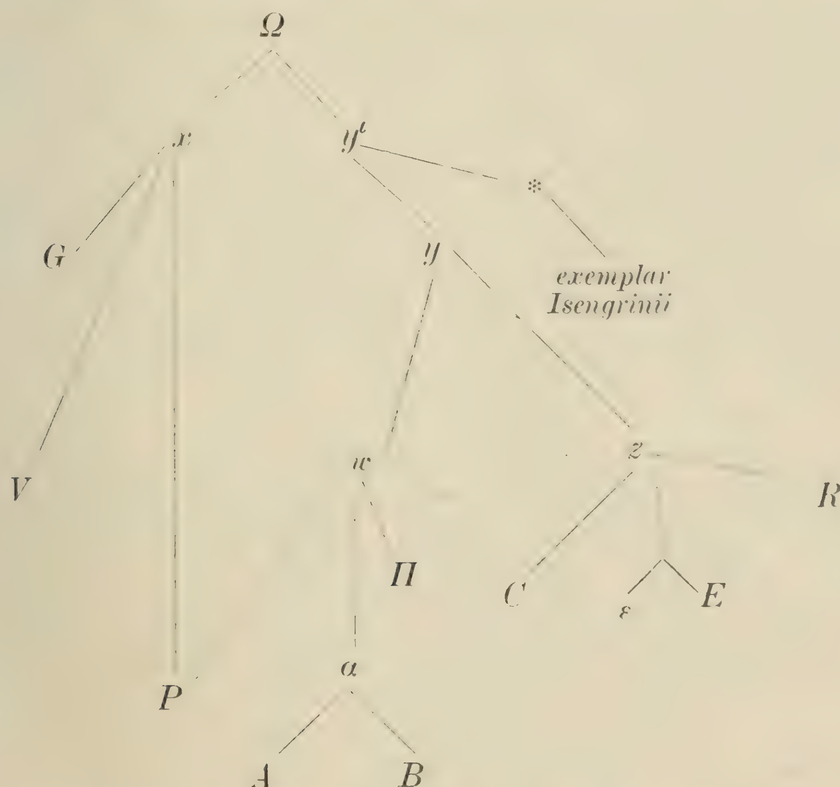
[5]) Siehe Claudian p. CXLVII ff.

[6]) Daß der Vers I 214 an I 139 auf das beste anschließt, hat Winterfeld nicht wahrgenommen, der „Schedae criticae“, Berlin 1895, S. 42 den Tatbestand aus Blätterverlust erklären wollte. Man erkennt vielmehr eine planvoll hergestellte kürzere Redaktion des Gedichts.

[7]) Hermes 44 S. 600 ff.

neue Juvenalproblem gehören. Es handelt sich um die interessanten Winstedtschen Juvenalfragmente aus der sechsten Satire, Zusätze im Text, die an den Vers 365 und an Vers 373 anschließen.[1]) Daß diese neu bekannt gewordenen Verse antik sind, leidet wiederum keinen Zweifel. Hatte sie also der Dichter selbst nachträglich eingefügt? oder hernach ausgeschaltet? Oder sind sie, wie ich glaube, erst im 4. Jahrhundert von einem Nachdichter Juvenals hinzugedichtet?[2]) Und wie kommen sie grade in den einen Codex Oxoniensis (*O*), der sonst in seinen Lesungen über die anderen Vertreter der zweiten Handschriftenklasse nicht hervorzuragen scheint? Es ist schwierig, das Handschriftenstemma hiernach zu gestalten. Günstiger liegt wieder folgender Fall.

Es handelt sich um die fehlenden Verse im Panegyricus Probini et Olybrii und im Panegyricus de IV cons. Honorii des Claudian. Denn da ist es nur[3]) der Claudiandruck des Michael Isengrin (Basel 1534), der uns überraschenderweise die Verse IV cons. 315, 432, 509 und 636 sowie Paneg. Prob. et Olybr. 201—204 überliefert. Daß diese Verse echt und unentbehrlich, habe ich klargelegt.[4]) Hier haben wir also sicheren Boden unter den Füßen, und es ergibt sich für die Hauptmasse der Claudiangedichte folgender komplizierter Stammbaum:[5]) Claudian



Von den hier vorausgesetzten Hss. des Claudian sind uns nur die mit *GVPABΠCR* bezeichneten erhalten: *V* der Vaticanus, *C* die Hs. in Brüssel, *R* die in Verona u. s. f. *E* und *ε* sind Exzerpte. Eine genaue Prüfung

[1]) Siehe Class. Review 13 S. 201 f.

[2]) Ich bemerke hier nur, daß die fraglichen Verse dem Urheber unserer Juvenalscholien, die sonst doch nirgends aussetzen, unbekannt sind.

[3]) oder fast nur: s. die Anmerkungen zum Text.

[4]) Claudian S. CLXXXVII.

[5]) ib. S. CIII.

der Isengrinausgabe aber, die ich vornahm, ergab, daß die in ihr benutzte Claudianhandschrift auch sonst große Vorzüge aufwies.[1])

Lucan

In diesen Zusammenhang gehören aber endlich auch noch die überschüssigen Verse, die versus controversi, gewisser Hss. des Dichters Lucan (Vossianus V), die einst Nic. Heinsius, und doch wohl nicht mit Unrecht, hoch einschätzte.[2]) Auch hier muß ein irgendwie ähnlicher Fall vorliegen.

So verschiedenartig stellt sich die Tradition der antiken Autoren dar. Unsre Überschau sei hiermit erledigt. Doch ist es gut, noch einige anderweitige Zufälligkeiten in Erinnerung zu bringen, die uns die Textrezension erschweren. Ich meine den Fall, der übrigens, wie wir sahen, sich auch schon in der Claudianüberlieferung beobachten ließ, daß Handschriften, die früher einmal von Liebhabern und Editoren benutzt wurden, heute verloren sind. Alsdann stürzt sich natürlich die Untersuchung darauf, über sie Notizen zu sammeln.

Verlorene Hss.

Wie viel Fleiß und Divination ist nicht auf den sog. codex Blandinius antiquissimus des Horaz verwendet worden! Der Holländer Cruquius benutzte diesen Blandinius dereinst; aber der Codex ist verbrannt, und die Lesungen, die Cruquius aus ihm auf das unordentlichste mitteilte, haben schon früh die Achtsamkeit erweckt, ja zu einer übertriebenen Verehrung des Codex geführt. Keinesfalls aber ist er gering zu achten, wie Keller es tut. Um vieles nützlicher ist die Kollation einer hernach verloren gegangenen Hs., die wir von Politian zu Catos und Varros Schriften De re rustica besitzen. Eine ähnliche besitzen wir zum Dichter Claudian (von mir mit *E* bezeichnet); in geringem Umfang auch zu Plautus (Marginalien des Turnebus). Für die dritte Dekade des Livius ist der verlorene codex Spirensis von Wichtigkeit, über den wir in der Baseler Liviusausgabe des Jahres 1535 Mitteilungen besitzen.[3]) Zu Mark Aurels Werk *Εἰς ἑαυτόν* muß neben einer Vaticanischen Hs. der Erstdruck Xylanders vom Jahre 1558 benutzt werden; die Hs., nach der dieser Druck gemacht, ist verloren.[4]) Der erwähnte Renaissancegelehrte Poliziano gibt uns auch Lesungen zu Statius' Silvae, die er einer von Poggio kopierten Hs. entnahm; es fragt sich, ob diese Hs. identisch war mit dem Codex *M* (Matritensis), der für uns heute die beste Textquelle der Silvae ist; es scheint, daß jenen Lesungen doch ein selbständiger Wert zukommt.[5]) Und so können auch heute noch Handschriften abhanden kommen. Die Straßburger Hs. zu Senecas philosophischen Schriften verbrannte mitsamt der Bibliothek bei der Belagerung Straßburgs im Jahre 1870. Zum guten Glück hatte Bücheler sie kurz zuvor kollationiert.

Erstdrucke statt der Hss.

Aber es gibt auch solche Schriftsteller, für die wir ganz oder fast ganz auf alte Drucke angewiesen sind, da die Hss., nach denen damals gedruckt wurde, nicht mehr existieren. Ich denke z. B. an den Metriker Terentianus Maurus, den man nach einem Mailänder Druck vom Jahre

[1]) a. a. O. S. CXCI.

[2]) Siehe F. Beck, Untersuchungen zu den Handschriften Lucans, München 1900, S. 51 f.

[3]) Genaueres bei Halm, Münchener Sitz.Ber. 1869, 2, S. 580.

[4]) Siehe J. H. Leopolds Ausgabe, Oxford, Clarendon Press, sine anno (1909).

[5]) Siehe Postgate, Class. Review 1903 S. 344 f.

1497 ediert; an die Briefe Ciceros, die im zweiten Buch ad Brutum beisammenstehen; an des Plinius Briefwechsel mit Trajan; an Hygins Fabeln, sowie an Rutilius Namatianus' Gedicht De reditu (suo). Bei letzterem tritt zur editio princeps noch eine späte Hs. des 16. Jahrhunderts hinzu; und ähnlich steht es auch mit dem Historiker Velleius. Im Jahre 1515 wurde von Beatus Rhenanus in der Abtei Murbach im Elsaß eine einzige Hs. des Velleius aufgefunden. Dieselbe wurde damals sogleich, aber schlecht von Bonifacius Amerbach in Basel kopiert; besser ist der Druck, den Beatus Rhenanus im Jahre 1520 nach ihr herstellte. Danach verschwand sie.

Es ist nun begreiflich, daß sich gegen Texte, die uns nur in Drucken vorliegen, oftmals die Skepsis regt. Kein Geringerer als M. Haupt hat darum die Elegie Consolatio ad Liviam, die unter Ovids Namen geht und von der er glaubte, daß ihr Text nur auf gedruckten Exemplaren beruhe, für eine Fälschung der Renaissancezeit erklärt. Inzwischen haben sich für dies Gedicht einige ganz junge Hss. hinzugefunden; vornehmlich aber ist Haupt durch sonstige Erwägungen, die den Inhalt des Gedichts betreffen, längst widerlegt. Ebenso unbegründet sind aber auch die Verdächtigungen, die man gegen zwei Abschnitte in Ovids Heroiden XVI 31 ff. und XXI 13 ff. (s. oben S. 19) gerichtet hat; auch diese Abschnitte sind antik und zugehörig, und es gilt hier nur, die eigentümlichen fata libelli aufzuklären. Dies sind indes Probleme, die nicht diesem Abschnitt, sondern der höheren Kritik zufallen. Ich werde im letzten Kapitel, am Schluß meiner Ausführungen, auf sie und Ähnliches zurückkommen.

Hat nun aber der Herausgeber, wenn er Handschriften und Drucke ausgiebig heranzieht, seine Hilfsmittel erschöpft? Keineswegs, und noch eine Fülle weiterer wichtiger Hilfen stehen ihm zu Gebote, die freilich stets mit Kritik zu verwerten sind. Ich meine antike Zitate, Imitationen und Ähnliches. Versuchen wir denn auch dies zu verdeutlichen.

2. Zitate.

Zitate bei Nicht-Grammatikern

Selbstverständlicherweise müssen hier, wo es sich um Zuverlässigkeit handelt, Zitate bei Grammatikern von solchen unterschieden werden, die sich bei Philosophen und Autoren der Unterhaltungslitteratur finden.[1]) Wer einen Ausspruch nur des Sinnes oder einer Pointe wegen zitiert, ist oft lässig in der Einführung desselben, und er schlägt nicht erst nach, sondern vertraut seinem Gedächtnisse. So deklamieren wir ruhig: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde", ohne uns an den Wortlaut in Schillers Piccolomini („Die Uhr schlägt keinem Glücklichen") zu kehren. Plutarch ist der Autor, bei dem das Zitieren zur Krankheit wird. Aber man muß ihn für die Textkritik mit Vorsicht heranziehen, und es dürfte selten sein, daß er einmal Hilfe gibt wie bei Euripides Orest 667, wo Aristoteles und Plutarch *τί δεῖ φίλων* garantieren, was auch im cod. Vatican. *B* steht; die anderen Hss. des Euripides geben *τί χρὴ φίλων*. Zu Aesch. Prom. 314, Suppl. 948 W. hat Plutarch schwerlich recht. Cicero

[1]) Manche Beispiele bringt Ed. Stemplinger, Das Plagiat in der griechischen Litteratur, Leipzig 1912, S. 242 ff.

zitiert oft auf das legèrste, z. B. De nat. deor. 1, 13 *itaque mihi libet exclamare ut in Synephebis,* worauf dann z. T. in Prosa aufgelöste Verse aus Caecilius Statius folgen, deren richtige Herstellung den Gelehrten immer noch nicht gelungen ist.

Ebenso frei geht Seneca natürlich mit seinem Vergil um. Er brauchte Vergilworte als Perlenschmuck im Golde seiner Lehrvorträge; aber er fühlte sich nicht berufen, der Nachwelt als besonders zuverlässige Textquelle für diesen Dichter zu dienen. Epist. 10, 4 bringt er *pone in ordine vites* aus Eclog. 1, 73 mit Zusetzung des *in*; er nennt Vergil dabei gar nicht und akkommodiert die Worte einfach seiner Prosa. Epist. 92, 30 zitiert er ohne Skrupel *animusque in corpore praesens*, während der Dichter selbst Aen. 5, 363 *in pectore* schrieb; Seneca brauchte hier eben *corpus*, nicht *pectus*, für den Zusammenhang seines Exposés. De benef. 7, 1, 1 bringt er den Vers Georg. 2, 45, er schrieb aber statt *carmine ficto*, was zu seinen Gedanken dort nicht paßte, wiederum einfach *carmine longo*. Diese Textveränderungen darf man also nicht etwa als wirkliche Lesungsvarianten im Apparat vorbringen.

Höchst seltsam ist bei Vergil Aen. 6, 95 der Sachverhalt, wo alle Hss.: *audentior ito quam tua te Fortuna sinet.* Ribbeck druckt hier *qua* statt *quam* mit Verweis auf „Senecae ω". An der betreffenden Senecastelle Epist. 82, 18 ist aber gleichfalls *quam tua te* eqs. wirklich überliefert. Hense indes druckt in seiner Senecaausgabe wiederum mit Rücksicht auf Vergil gegen seine Hss. *qua*. Das *qua* bei Seneca findet also keine Stütze an der Vergilüberlieferung, und das *qua* bei Vergil findet keine Stütze an der Überlieferung des Seneca.[1]) Es hängt wie ein Phantom in der Luft.

Der Autor *Περὶ ὕψους* cap. 9, 6 begnügt sich nicht damit, aus Ilias 21, 388 die Worte, die er braucht, *ἀμφὶ δ' ἐσάλπιγξεν μέγας οὐρανός* anzuführen, sondern er füllt den unvollständigen Vers mit *οὔλυμπός τε* eigenmächtig aus, offenbar nur zu dem Zweck, um dann die Verse aus Ilias 20, 61 ff., die er auch noch zitieren will, unmittelbar daran anknüpfen zu können. Er ersparte sich damit für sie eine neue Einführungsphrase. Man kontaminierte eben gern beliebige Stellen aus Homer; das tut schon Plato im Staat p. 389 E. Im cap. 4, 5 zitiert derselbe Autor „vom Erhabenen" eine Stelle aus Plato legg. p. 741 C folgendermaßen: *περὶ δὲ τειχῶν, ὦ Μέγιλλε, ἐγὼ ξυμφεροίμην ἂν τῇ Σπάρτῃ τὸ καθεύδειν ἐᾶν ἐν τῇ γῇ κατακείμενα τὰ τείχη καὶ μὴ ἐπανίστασθαι.* Plato selbst aber schrieb nach dem Vokativ *Μέγιλλε* etwas anders: *ὦ Μέγιλλε, ἔγωγ' ἂν τῇ Σπάρτῃ ξυμφεροίμην τὸ . . . καὶ μὴ ἐπανιστάναι.* Plato setzt also vor allem am Satzschluß das Aktivum, der Rhetor setzt dafür das Medium. Warum dies? um die jambische Satzklausel zu vermeiden.[2]) Er ist also kein sicherer Textzeuge.

---

[1]) Hense gründet hier den Text auf die Hss. *VP*, weil cod. *p* schon Epist. 71, 7 zu Ende geht (praef. p. IV). Auch Norden, in der Ausgabe der Aeneis Buch VI, hat den Sachverhalt nicht wahrgenommen.

[2]) Ueber die Satzklauseln in der Schrift *Περὶ ὕψους* s. Hans Freytag, De anonymi *π. ὕψους* sublimi gen. dicendi, Marburg 1897, S. 72.

Genialisch frei sprang man besonders mit Homer um, und schon früh. Man darf z. B. glauben, daß die meisten Homerzitate des Aristoteles nach dem Gedächtnis gegeben sind;[1]) sie sind also nicht allzu hoch zu werten. Auch Plato zitiert z. B. Hipp. min. p. 370 C aus Homer *λώιον* statt *φέρτερον* (Il. 1, 169). Dennoch haben für die Geschichte unsres Homertextes die voralexandrinischen Homerzitate, die Ludwich sammelte,[2]) entscheidenden Wert; denn sie zeigen, trotz aller untergelaufener Versehen, daß es vor Zenodot verbreitete Homertexte gab, die von dem unseren, vom sog. Vulgattext des Altertums, gar nicht wesentlich abwichen. Ja, öfter läßt sich erkennen, daß Lesungen, die uns als aristarchisch überliefert werden, mit dem Wortlaut jener Zitate, die ihm zeitlich voraufliegen, übereinstimmen, daß Aristarch folglich in diesen Fällen nur für das eintrat, was er schon vorfand. Aristarch tilgte *B* 192—197; dieselben Verse fehlten aber schon in Xenophons Exemplar; s. Memorab. 1, 2, 58. *E* 128 las Aristarch *ἠδὲ καὶ ἄνδρα* wie schon Plato (Alkibiad. II p. 150 D). Aristarch schrieb im Homer *καὶ κεῖνος*, nicht *κἀκεῖνος*, ebenso las schon Aristoteles.[3]) Die amplifizierende Neigung der *πολύστιχοι* (darüber unten) bestand allerdings schon damals;[4]) gleichwohl scheint in Platos Homerexemplar kein Vers mehr gestanden zu haben als in unserer Homervulgate. Auch hierüber werden wir durch die Zitate belehrt.

Manche Textstellen aus Thukydides finden sich bei dem Redner Aristides, manche auch bei dem Rhetor Hermogenes angeführt;[5]) aus Plato schreibt ferner Eusebius (in der Praeparatio evangelica) breitere Abschnitte aus. Auch dies dient uns als Hilfe; denn wir sehen, daß den genannten Zeugen gute Hss. vorlagen. Die Sammlung der Platozitate aber, die man bei Proklos, Alexander von Aphrodisias u. a. findet, hat die wichtige Belehrung gebracht,[6]) daß schon jenen Männern im 3.—5. Jahrh. n. Chr. ein Platotext vorlag, der unserer zweiten Handschriftenklasse (Venetus *T*) entspricht. Damit wächst im Plato das Ansehen der Hss., die vom Bodleianus *B* abweichen (oben S. 24). Analog steht es vielleicht im Galen, dessen Text man an den Galenzitaten, die bei Oribasios vorliegen,[7]) kontrollieren kann.

Quintilian ist Rhetor, nicht Grammatiker, und wenn er uns aus Horaz Od. 1, 12, 41 *hunc et intonsis Curium capillis* zitiert, so ist das Flüchtigkeit; Horaz selbst schrieb hier *incomptis*; das wird allein schon durch die starke Alliteration empfohlen. Dieselbe Nachlässigkeit zeigt Quintilian, wo er eine sprachliche Seltenheit aus Catull beibringt; er hielt für nötig, das wertvolle, volkstümlich doppelt gesetzte *dum* bei Catull 62, 45

Sic virgo dum intacta manet, dum cara suis est

---

[1]) A. Römer, Sitz.Ber. d. Bayer. Akad. 1884 S. 278.

[2]) A. Ludwich, Die Homervulgata, Leipz. 1898, S. 71 ff.; 138 ff.

[3]) Ludwich a. a. O. S. 88.

[4]) Zum Wortgebrauch *ἔκδοσις πολύστιχος* vgl. Simplicius, der, Comment. in Epicteti Encheirid. praef., von Arrian sagt: *ὁ τὰς Επικτήτου διατριβὰς ἐν πολυστίχοις συντάξας βιβλίοις.*

[5]) Siehe F. Schröder, Thucyd. historiarum memoria . . . apud Aristidem, Göttingen 1887. Weniger brauchbar sind die Thukydideszitate bei Dionys von Halikarnaß.

[6]) A. Schäffer, Quaest. Platon., Straßburg 1898.

[7]) Oeuvres d'Oribase ed. Bussemaker et Daremberg, Paris 1851 ff.

genauer zu erklären, und nur dadurch ist uns das *dum* hier erhalten. Aber er schreibt *innupta* statt *intacta*, prosaisch und gewiß unrichtig, da Ovid in einem ähnlich lautenden Verse das *intacta* nachahmt (Metam. 3, 355).[1])

Zitate bei Grammatikern

Grammatiker dagegen war Flavius Caper, und wir haben die Grammatiker ernster zu nehmen, da es zu ihrem Beruf gehört, Texte zu traktieren und auf das Einzelwort genau acht zu geben. Zitiert also Caper für Horaz Od. 1, 13, 2: *lactea Telephi bracchia*, so fand er das auch in seinem Dichtertext; unsere Lesung *cerea*[2]) gibt auch sonst zu Bedenken Anlaß. Man lese also *lactea*.

Soll man nun aber auch bei Horaz Od. 3, 14, 19:

Spartacum si qua potuit vangantem

nach Charisius p. 66 ed. Keil *vagacem* für *vagantem* einsetzen? Das *vagacem* wäre ein ἅπαξ εἰρημένον, dem *fugacem* durchaus tadellos nachgebildet, und es wäre immerhin diesem Dichter zuzutrauen.

Wie groß im übrigen der Nutzen der Grammatikerzitate ist, läßt sich hier nicht einmal andeuten. Man denke, was allein Nonius zum Plautus bringt! oder an die griechischen Scholien, die ja immer von Zeile zu Zeile bestimmte Lesarten in dem Text, den sie erklären, voraussetzen: Scholien zu Aristophanes, zu Pindar, zu den Tragikern u. s. f. Das Wichtigste aber sind die Iliasscholien. Denn durch sie kennen wir Aristarch und alles Wesentliche zur antiken Textgeschichte Homers.[3]) Ein paar zufällig herausgegriffene Litteraturstellen seien hier wieder vorgeführt: Plaut. Truc. 121, wird die Lesung *odio es* nicht unseren Hss., sondern einem Priscianzitat, Plaut. Curc. 99 die Schreibung *nautea* dem Nonius verdankt. Nonius las auch Mostell. 1 *colina* f. *culina*; so las aber auch schon Varro, der das Wort von *colere* ableitete. Der Lukrezvers II 44 steht in keiner Hs.; Nonius gibt ihn uns, und Lambin hat ihn an dieser Stelle in den Text eingefügt. Wie die Aristophanesscholien gelegentlich dem Aristophanestext dienen, zeigt A. Römer, Studien zu Aristoph. (1902) S. 57 f. Im Aeschylus Eum. 730 Weckl. ist das *δαίμονας* unverständlich; im Scholion zu Euripides, Alk. 12, wird aber diese Aeschylusstelle zitiert und *διανομάς* gelesen; das ist richtig:

σύ τοι παλαιὰς διανομὰς καταφθίσας
οἴνῳ παρηπάτησας ἀρχαίας θεάς.

Gleich im Anfang des Prometheus Vers 2 steht irrig *ἄβατόν τ' εἰς ἐρημίαν*. Dem Homer- und Aristophanesscholiasten wird das richtige wirkungsvolle *ἄβροτον εἰς ἐρημίαν* entnommen. Ähnlich steht es auch ebenda im Vers 6. Die Form *αἰῶ* für *αἰῶνα* bezeugen als äschyleisch die Bekkerschen Anekdota p. 363, und diese Form hat man in den Choephoren 349 W. passend eingesetzt.

Dies aber führt uns unmittelbar zu den Lexika weiter.

---

[1]) Ueber den Wert der Cicerozitate bei Quintilian hat gehandelt P. Emlein, De locis quos ex Cic. orat. laudavit Quintilianus, Karlsruhe 1907, ohne ein festes Gesetz zu finden. Die Frage wäre in weiterem Umfang zu behandeln.

[2]) Die auch zweihundert Jahre später Servius als Vulgate kannte.

[3]) K. Lehrs, De Aristarchi studiis Homericis, s. oben S. 8. Für Pindar vgl. A. Böckh, Kl. Schriften V S. 369.

3. Lexika.

Es sei hier auf griechischem Gebiet nur an Hesych (ed. M. Schmidt), Suidas (ed. Bernhardy), Photius (ed. Naber)[1]) und die Etymologika (Etym. Magnum; Etym. Gudianum) kurz erinnert.[2]) Dies sind umfangreiche zusammenfassende Arbeiten; daneben stehen Speziallexika, wie Harpokration zu den Rednern, Timaeus zu Plato, Apollonius Sophista zu Homer. Die wichtigsten der genannten sind Hesych und Suidas. Diese Werke sind aber zum Teil aus Scholien hervorgegangen[3]) und haben also gleichen Wert wie sie. Manche Platostelle ist aus dem Timaeus, manche Tragikerstelle aus Hesych geheilt. Denn Hesych nennt zwar meist den Dichter nicht, aus dem die Glosse stammt, die er erklärt. Aber wir können ihre Herkunft oft mit Sicherheit erkennen. So steht Soph. Oed. Col. 1199 sinnlos *οὐ βίαια*; man liest hier *οὐχὶ βαιά* nach Hesych; so wird Aesch. Choeph. 424 das Wort *ἰηλεμιστρίας* dem Hesych verdankt; das *ἀγγάρου πυρός* Agam. 294 dem Etymol. Magnum und Suidas. Bei Hesiod Erga 344 stellte Spohn *ἐγκώμιον* aus den Lexika her, wo die Hss. *ἐγχώριον* bieten; ersteres heißt „was im Dorf (*κώμη*) ist". In dem Callimachusfragment bei Athenaeus p. 329 A ist der Fischname *ἴκταρ* in *ἰκτάρα* zu emendieren nach Hesych s. v. Für Thukydides aber läßt sich das geographische Lexikon des Stephanos von Byzanz (ed. Dindorf), betitelt *Ἐθνικά* und nur im Auszug erhalten, gelegentlich heranziehen. Thuk. 2, 23 steht sinnlos *Πειραϊκή*; es ist nach Stephanos *γῆ Γραϊκή* einzusetzen; 4, 56 steht *Ἀφροδισία*; Stephanos aber gibt die richtige dorische Form *Ἀφροδιτία*.[4])

Griechische Lexika

Gleichwohl sind die Lexika mit Vorsicht auszunutzen, da sie zu ihren Glossen, wie gesagt, zumeist den Autor nicht nennen. G. Hermann hat hier zum Aeschylus in maßvoller Weise den Weg gewiesen, Heimsöth[5]) dagegen überschritt die Grenze des Rationellen, als ob es uns freistünde, für jedes etwas trivial klingende Wort in den Tragikern ein seltenes aus dem Glossenschatz der Lexika einzusetzen.

Bisweilen tritt aber auch der umgekehrte Fall ein, daß uns die Lexika durch Angabe der Herkunft des Zitates in Verlegenheit setzen. Wenn Hesych folgendes bringt: *ἀσκεύοις· ψιλοῖς ἀπαρασκεύοις Αἰσχύλος Ἀγαμέμνονι*, so sucht man im Agamemnon nach dem hier angeführten Wort vergebens.[6]) Ähnliche Schwierigkeit bereitete die Mitteilung des Scaurus, der behauptete, in Plautus' Captivi verliere *ornatus* sein *s* (s. Grammatici lat. VII p. 561); doch kann dies schließlich wohl auf Captivi 997 bezogen werden. Auffällig ist auch manches, was der liber de dubiis sermonibus bringt. Besondere Schwierigkeiten macht mit ihren Zitaten die Schrift De generibus nominum; mehr noch Fulgentius.

---

[1]) Dazu R. Reitzenstein, Der Anfang des Lexikons des Photios, Leipz. 1907.

[2]) Eine genügende Ausgabe dieser Etymologika fehlt noch; die Vorarbeiten gab Reitzenstein. Danach Etymolog. Gudianum ed. A. de Stephani, begonnen Leipz. 1909.

[3]) Vgl. z. B. F. Heimsöth, Die indirekte Ueberlieferung des äschylischen Textes, Bonn 1862; J. J. Frey, De Aeschyli schol. Mediceis, Bonn 1857.

[4]) Niese, Hermes 14 S. 423 ff.

[5]) Die Wiederherstellung der Dramen des Aeschylus, Bonn 1861; Krit. Studien zu d. griechischen Tragikern, Bonn 1865.

[6]) Vgl. Agam. 1323 W.

Lat. Glossare

Endlich ist für das Latein hier Festus, zum Teil auch wieder Nonius zu nennen; dazu die Sammlung der lateinischen Glossare. Natürlich schaffen auch diese namenlosen lateinischen Glossare ihren Nutzen. Doch sind sie großenteils nicht aus Scholien hervorgegangen und können daher zur Emendation nicht in gleicher Weise Verwendung finden. Wenn z. B. Usener[1]) bei Plautus Most. 40 versuchte, *rullus* für *rusticus* einzusetzen, weil die Glossare CGL. II 175, 60 *rullus* in diesem Wortsinn glossieren, so überzeugt das nicht. Etwas anderes ist es, wenn gewisse Wörter, die in unsern Texten stehen und die da als ἅπαξ εἰρημένα unser Befremden erregten, auf diesem Wege ihre Sicherung und Bestätigung finden. So wird uns das *basso in sudore* (= pingui, crasso in sudore) bei Catull 68 B 61, so das *formitata* in Vergils Catalepton III[a] 3 in der Tat durch die Glossare bestätigt.[2]) Man vergleiche auch Corp. gloss. V 72 zu dem *habitior* bei Plautus Epid. 10 und das *haediliae* bei Horaz in den Oden I 17, 9, das Bücheler aus Corp. gloss. III 432 gewann. Auch für Petron sind so die Glossen nützlich geworden.[3]) Bei Juvenal 7, 87 steht der Akkusativ *Agauem*, so mit *m*, in den Hss. Die Herausgeber haben die Pflicht, zu dieser Stelle anzumerken, daß *Agauuem cantionem novam* auch im Corp. gloss. lat. V 652, 13 steht, welche Glosse, wie Götz erkannte, eben auf diese Juvenalstelle hinblickt; und zwar stimmt mit der Glosse das Juvenalscholion, das *Agauem* mit *cantionem inauditam* erklärt, so überein, daß ein Zusammenhang mit den Scholien evident ist. Das *m* im Akkusativ wurde also sicher im 4.—5. Jahrhundert gelesen.

4. Exzerpte.

Wert der Exzerpte

Eine Geschichte der antiken Breviarien oder ἐπιτομαί, die schon früh und schon vor der Alexandrinerzeit einsetzt, zu geben, ist hier unmöglich.[4]) Natürlich sind diese Auszüge für uns da, wo das Originalwerk ganz oder teilweise verloren ging, unschätzbar; ich erinnere nur an die Periochae des Livius und an die Controversiae des Seneca, wo uns die Exzerpte die verlorenen Bücher ersetzen müssen. Wo der Autor dagegen vollständig erhalten ist, liegt es nahe, den Auszug ganz beiseite zu werfen. Indes stellt es sich bisweilen heraus, daß er nach einer besonders guten Textvorlage hergestellt ist und also sonst unbezeugte Lesungen enthalten kann, wie jener Paris, der den Valerius Maximus exzerpierte. Daher hat Niese die Josephusexzerpte vollständig zum Abdruck gebracht, ebenso Boissevain die Auszüge zum Cassius Dio.[5]) Schwenke edierte die zu Ciceros philosophischen Schriften.[6])

Theophrast

Auch die kleine Epitome zu Theophrasts Charakteren bewährt sich, wennschon sie oft frei verfährt und das überlieferte Wort durch ein anderes sinnverwandtes ersetzt, und es ist gut, daß man sie mit abdruckt.

---

[1]) Rhein. Mus. 14 S. 469.

[2]) Siehe Rhein. Mus. 59 S. 428 und meine Cataleptonausgabe S. 40.

[3]) Siehe W. Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen, Offenbach 1899.

[4]) Vgl. Das antike Buchwesen S. 381 Anm.; Stemplinger a. a. O. 219 f.

[5]) Vgl. die Neuausgabe der Excerpta historiae des Constantinos Porphyrogenetos (1906 f.), an der De Boor, Büttner-Wobst, Boissevain beteiligt sind.

[6]) Vgl. über die Ciceroexzerpte jetzt Wiener Studien 1912.

Aber auch von den neuesten Herausgebern der Charaktere wird sie m. E. noch nicht genügend ausgenutzt, und es seien hier deshalb ein paar Stellen daraus vorgeführt.[1]) 1, 1 gibt die Epitome *προσποίησις ἐπὶ τὸ χεῖρον*, und das ist besser als das *ἐπὶ χεῖρον* der Hss., wie z. B. c. 28, 1 *εἰς τὸ χεῖρον* beweist. Auch 3, 5 hat sie den Artikel *τὰ* vor *Διονύσια* erhalten. Zu 2, 3 ist klar, daß der Epitomator mit den besten Hss. *λέγειν*, nicht *λέγων* las; wenn er schreibt *καὶ ἁπλῶς εἰπεῖν πάντων ζηλωτότατος καὶ ὅσα τοιαῦτα κτλ.*, so muß er in seiner Vorlage folgendermaßen gelesen haben: *καὶ ἄλλα τοιαῦτα λέγειν ⟨καὶ⟩ ἀπὸ τοῦ ἱματίου ἀφελεῖν κροκύδα*, und dies ist gewiß anzunehmen.[2]) 5, 4 sichert er uns den Akkusativ *τοὺς ξένους δὲ εἰπεῖν ὡς* . . . 1, 4 ist der Wortlaut *φῆσαι ἔτι βουλεύεσθαι* vollkommen sinngemäß, das *ἔτι* kaum zu entbehren und eine Bereicherung des Textes, die gewiß aus der Vorlage der Epitome stammen kann. Diese dem cod. Parisin. *B* nächstverwandte Vorlage übertraf hie und da unsere Hss. der „Charaktere“ an Treue.

Daneben sei hier nur noch an Exzerpte aus lateinischen Dichtern, die uns für den Text des Catull, Tibull und Ovid wichtige Dienste leisten, erinnert. Eine Haupthandschrift dafür ist der codex Thuaneus, Parisinus lat. 8071 saec. IX—X, in welchen Catulls carm. 62 vollständig Aufnahme fand. So ist auch Martial viel exzerpiert worden.[3]) Zahlreiche solche Dichterexzerpte sind dann in das allumfassende Speculum doctrinale des Vincentius Bellovacensis gelangt.

Eine Hs. wie der angeführte cod. Thuaneus ist aber in Wirklichkeit nichts anderes als ein Florilegium, eine sinnvolle Auslese schöner oder denkwürdiger Litteraturstellen, und so führt uns dies unmittelbar zur Besprechung der Blütenlesen weiter.

5. Florilegien.

Ein Florilegium ist entweder ein verkürzender Auszug, wofür wir soeben Beispiele kennen gelernt haben, oder es ist eine Zitatensammlung. Im ersteren Fall ist seine Wirkung, daß die zugrunde gelegten Originalwerke selbst in der Folgezeit in Vergessenheit geraten; dafür ist die Palatinische Anthologie das bekannteste Beispiel; aber auch die Geschichte der antiken Tierfabel fällt unter diesen Gesichtspunkt. Der originale Phaedrus ist uns verloren, weil man aus seinen fünf Büchern die Auslese herstellte, die uns vorliegt. Uns interessieren an dieser Stelle vielmehr die alten Zitatensammlungen, die meist unter moralistischem Gesichtspunkt zustande kamen. Der moralistische Gesichtspunkt herrscht nicht nur in vielen Florilegien des Mittelalters,[4]) er

Zitatensammlungen

[1]) Diels Beurteilung derselben praef. p. XXII überzeugt mich nicht.

[2]) Denn ein *καί* fiel in diesem Text leicht aus: so wird *καί* von Diels 4, 9 vor *τὴν θύραν* ergänzt, und auch 1, 2 gehört hierher, wo es § 2 sinnlos heißt: *τοῖς ἐχθροῖς ἐθέλειν λαλεῖν, οὐ μισεῖν*. Dies *οὐ μισεῖν* versucht man umsonst zurechtzurenken. Ob der Ironicus haßt oder liebt, ist überhaupt gleichgültig. Gesagt soll werden, daß er grade seinen Widersachern sich gern zugesellt, wie Sokrates es mit den Sophisten hielt. Das *οὐ μισεῖν* muß aus *ὁμιλεῖν* verschrieben sein, ein *καί* aber ist dabei unentbehrlich: also *τοῖς ἐχθροῖς ἐθέλειν λαλεῖν καὶ ὁμιλεῖν*. So fiel 3, 4 auch *ὡς* aus, wo zu lesen ist: *καὶ ⟨ὡς⟩ χθὲς ἤμεσε*. Denn im cap. 3 wird die indirekte Rede durchgeführt.

[3]) Siehe ed. Friedländer S. 67 u. 89 f.

[4]) Siehe meine Claudianausgabe praef. S. 175 f.

herrscht auch schon in den antiken Monosticha Menanders und den Sententiae Publilii Syri.[1]) Den wertvollsten Zitatenschatz des Altertums aber hinterließ uns Joannes aus Stobi, den man Stobaeus nennt, aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, unter dem Titel Ἀνθολόγιον (im Mittelalter in zwei Werke Ἐκλογαὶ und Ἀνθολόγιον zerlegt):[2]) ein System der griechischen Ethik, Gesellschafts- und Pflichtenlehre. Stobaeus bringt eine unendliche Fülle ethischer Sentenzen oder auch größere Abschnitte aus über 500 Autoren. Natürlich war er dabei öfters genötigt, die Anfangsworte der betreffenden Stelle willkürlich abzuändern, da sie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, selbständig dastehen sollte. Dasselbe Verfahren kann man auch in den lateinischen Florilegien des MA. beobachten. Im übrigen aber schreibt Stobaeus seine Vorlagen sorglich aus, und er benutzte oft gute Vorlagen. An gelegentlichen Abweichungen von unseren Texten fehlt es nicht, z. B. in den Xenophonabschnitten. Im Plato geht er mit Venetus *T*; vgl. z. B. Protag. p. 324 B; Euthyd. p. 280 D. Welche Fülle von Fragmenten nicht erhaltener Autoren wir dem Stobaeus verdanken (ich nenne nur Teles), kann hier nicht dargelegt werden.

Stobaeus

6. Übersetzungen und Paraphrasen.

Übersetzungen

Welchen Nutzen eine Übersetzung hat, zeigt am einleuchtendsten die griechische Septuaginta, die für die Gestaltung des hebräischen Urtextes des Alten Testaments als erste und wichtigste Quelle dient.[3]) Es versteht sich, daß es mehr Fälle dieser Art gibt;[4]) ich erwähne nur den Dichter Arat mit den lateinischen Versionen des Cicero,[5]) des Germanicus und des Avien; sodann Platos Timaeus, übersetzt von Cicero und von Chalcidius; auch Pseudo-Aristoteles de mundo, übersetzt von Apuleius; für des Eusebius Kirchengeschichte die lateinische Übersetzung des Rufinus und die wichtigere syrische; vor allem die griechische Chronik desselben Eusebius, die mit Hilfe der lateinischen Übersetzung des Hieronymus, aber auch einer armenischen Übersetzung sich hat rekonstruieren lassen (ed. A. Schöne). Für den Historiker Eutrop benutzt man die griechische Übersetzung des Paionios. Aber auch die translatio vetus des Aristoteles aus dem 13. Jahrhundert sei erwähnt, da sie als wortgetreu und wertvoll gilt. Endlich aber stehen hiermit auf einer Linie auch solche Prosaparaphrasen von schwierigen Gedichtwerken wie die des Euteknios zu Nikanders Alexipharmaka und Lykophrons Alexandra, paraphrasiert von Tzetzes. Wenn man die metrischen Fabeln des Babrios in Prosa auflöste, so läßt sich auch dies als eine Art Paraphrase hier anreihen.

Paraphrasen

Natürlich kann also nun in solchen Fällen das Original nach der Übersetzung, bisweilen aber auch die Übersetzung nach dem Original korrigiert werden. Im Josephus latinus contra Apionem II 202 steht unter den Vorschriften, die das „Gesetz“ gibt: *universis autem mulieribus*

[1]) Beispiel eines Florilegiums aus vorchristlicher Zeit s. Kaibel, Hermes 28 S. 62 f.; Stemplinger S. 10.

[2]) ed. Wachsmuth und Hense.

[3]) Vgl. G. Jahns Ausgaben des Buch Esther und des Ezechiel; letztere Leipz. 1905.

[4]) Einiges stellt Stemplinger a. a. O. S. 212 zusammen.

[5]) Vgl. C. Atzert, De Cicerone interprete Graecorum, Göttingen 1908.

interdixit vel celare quod statum est vel . . . Das ist unverständlich; C. Boysen stellte hier nach Nieses Vorschlag *quod satum est* her; denn im Original steht *σπαρέν*. So korrigiert C. Atzert[1]) unter Anleitung der Ciceroübersetzung in Platos Timaeus u.a. p. 43 A *ἀλύτοις* in *αὐτοῖς*. Nützlich erweist sich auch die arabische und die syrische Übersetzung für den Text der Poetik des Aristoteles. Poetik I, 3 gibt die Pariser Hs. sinnlos: *τῷ γένει ἑτέροις μιμεῖσθαι*, zu fordern aber ist *τῷ ἐν ἑτέροις μιμεῖσθαι*. Wirklich las so der Arabs: *imitatur rebus diversis*. Ebenda IX, 9 fehlt im Arabs das *δυνατὰ γίνεσθαι*, das an dieser Stelle bloß Dittographie ist zu *οἷα ἂν εἰκὸς γενέσθαι*. Es ist also zu tilgen. Ebenda IV, 12 lesen wir nach Vahlens Emendation: *ἐάν τις ἐφεξῆς θῇ ῥήσεις ἠθικὰς καὶ λέξει καὶ διανοίᾳ εὖ πεποιημένας* (wo *λέξεις καὶ διανοίας* die Hs.). Dies bestätigt der Syrus.

7. Entlehnungen.

Mit Entlehnung ist hier zunächst der Fall gemeint, daß ein Autor eine Vorlage ausschreibt, und zwar eine solche, die wir noch besitzen. Zunächst in der Prosa. Plinius exzerpiert in seiner Naturgeschichte die Tiergeschichte des Aristoteles, freilich wohl nicht direkt, sondern nach der Übersetzung und Redaktion des Pompeius Trogus. Wer nun beide genau vergleicht, gewinnt sowohl für den Aristoteles- wie für den Pliniustext Berichtigung. Bei Aristoteles p. 598 A 25 ist *ἐν τῷ Αἰγαίῳ* zu lesen nach Plin. 9, 48; daselbst p. 598 B 8 ist *τὸ πνεῦμα* in *τὸ ῥεῦμα* zu ändern;[2]) denn Plinius gibt an der entsprechenden Stelle *fluctus*. Besonders aber verrät Plinius, daß der Aristotelestext vielfach lückenhaft ist und Kürzungen erfuhr.[3]) in der Prosa

Aber auch der Fall kommt vor, daß zwei Autoren eine gemeinsame Vorlage, die nicht erhalten ist, ausschreiben. Alsdann können wir einen am andern kontrollieren. So beruhen die Lexika des Suidas und des Photios auf gemeinsamen Vorlagen, und da das letztere schlecht überliefert ist, zieht man zur Herstellung seines Textes Suidas durchgängig heran. Plutarch erzählt De sollertia animalium p. 977 *E*, daß der Fisch *λάβραξ* sich durch List dem Netz entzieht: *καὶ τύπτει κοιλαίνων τὸ ἔδαφος*, was unverständlich, denn durch *τύπτειν* erreicht der Fisch seinen Zweck nicht; in den Halieutica des sog. Ovid steht nun vom selben Fisch *lupus* dieselbe List, aber es heißt Vers 24: *submissus sidit harenis*, d. h. er bückt sich nieder. Also ist auch bei Plutarch *κύπτει* zu schreiben. Die gemeinsame Vorlage war wohl Chrysipp.[4]) Das glossographische Material des Athenaeus steht mit dem des Hesych in quellenmäßigem Zusammenhang, und wenn wir bei jenem p. 308 *E* lesen *ὑπὸ πολλῶν σαπέρδην προσαγορεύεσθαι*, bei diesem aber zu *σαπέρδης* notiert wird *ὑπὸ Ποντικῶν*, so wird auch Athenaeus *ὑπὸ Ποντικῶν* geschrieben haben.[5]) Am lehrreichsten ist das Corpus glossariorum latinorum; denn viele dieser spätlateinischen Glossare wirtschaften mit dem gleichen Wortschatz, und ungefähr auf jeder Seite kann man die barbarischen Verschreibungen des einen mit

[1]) a. a. O. S. 16.

[2]) Dies ist in Dittmeyers Ausgabe nicht bemerkt. Es ist das Scholion zu Juvenal 4, 43, das auf den Pontos Bezug hat, zu vergleichen: *illic nam rheuma quaedam trahit mare.*

[3]) Vgl. De halieuticis p. 137—154.

[4]) De halieut. p. 75.

[5]) Vgl. De halieut. p. 182.

Hilfe eines der übrigen korrigieren. Als musterhaftes Beispiel sei hier noch Mommsens Ausgabe des Solinus genannt, der zur Kontrolle des Textes die Quellenstellen aus Plinius und Mela notierte und überdies zeigte,[1]) wie des Plinius Text selbst mit Hilfe des Solin zu emendieren ist.

bei Dichtern

Hierzu kommen nun noch die Imitationen bei den Dichtern. Denn wenn ein Dichter einen andern nachahmt, so können wir wiederum, wo die Lesung Schwierigkeiten bereitet, mit Hilfe der Beobachtung solcher Imitationen eine Entscheidung treffen, und es muß Pflicht jeder kritischen Ausgabe sein, auch die Imitationen mit vorzuführen. O. Ribbecks erste Vergilausgabe ging damit rühmlich voran. Freilich ist dem subjektiven Ermessen hier breiter Spielraum gegeben und die Grenze zwischen zufälligem Anklang und bewußter Nachahmung oft schwer zu ziehen.[2])

Centone

Voran stehen dabei die eigentlichen Centone, wie der *Χριστὸς πάσχων*, ein Cento aus Euripides, der Cento nuptialis des Auson und die Nummern 11—20 der Anthologia latina (darunter Hosidius Geta's Medea); ferner Anthol. Pal. 9, 381 und 382 nach Homer; so aber auch schon der alte homerische Hymnus auf Aphrodite.[3])

Imitation

Diese Centone sind so gut wie Zitatensammlungen aus Euripides, aus Vergil und Homer. Daneben steht sodann die freie Nachahmung der eigentlichen Dichter. Für sie könnten hier schließlich sämtliche alten Autoren aufgezählt werden; denn im Grunde beruht ja die ganze Entwicklung der antiken Poesie auf solcher Imitation (schon innerhalb des Homer selbst). In vielen Fällen war sie auch parodistisch, wie bei den Komikern,[4]) und diese Parodien geben dann gelegentlich wieder Hilfe. Bei Aeschylos Ag. 113 wird das *καὶ χερί* aus Aristophanes' Fröschen 1288 entnommen. Übrigens parodierten auch die Philosophen, wo sie spotten, in lustiger Weise ihre Dichter. Auf Arkesilaos, den Eklektiker, wurde der Vers gemacht: *πρόσθε Πλάτων, ὄπιθεν Πύρρων, μέσσος Διόδωρος* (Diog. La. 4, 33). Der Cyniker Diogenes verspottete den, der reichlich *opsonia* einkaufte, mit dem Vers *ὠκύμορος δή μοι, τέκος, ἔσσεαι οἷ' ἀγοράζεις* (nach Σ 95), setzte also *ἀγοράζεις* für *ἀγορεύεις* ein (Diog. La. 6, 53).

Aber auch in der Prosalitteratur ist auf stilistische Imitation zu achten; so ahmt Prokopius in dem Grade den Thukydides nach, daß sich daraus vielleicht auf die Beschaffenheit seines Thukydidestextes Schlüsse ziehen lassen.

Der Nutzen solcher Beobachtungen sei endlich noch durch ein namhaftes Beispiel illustriert. Gleich an der Schwelle der Aeneis Vergils straucheln wir über eine Variante. Aen. 1, 2 lautet:

Italiam fato profugus Laviniaque venit Litora.

Servius merkt dazu an: *Lavinaque legendum est*, und *Lavina* gibt wirklich der cod. Romanus Vergils, und auch im Mediceus ist das *i* getilgt. Denn durch dies *i* wird der Vers zerstört, da an Synizese des *ia* nicht zu

[1]) 2. Ausgabe Berlin 1895, S. IX f.

[2]) Imitationen sammelten für die römische Litteratur besonders Zingerle und Hosius.

[3]) Vgl. H. Trüber, De hymno in Venerem Homerico, Dissert. phil. Hal. Bd. 15 (1903).

[4]) Vgl. z. B. W. Scherrans, De poet. com. Atticorum studiis Homericis, Königsberg 1893.

glauben ist. Vergil kennt solche Synizese im Versinnern nicht. So bestätigt denn schon Properz II 34 64 die Forderung des Servius, wo er von Vergil sagt: *Qui nunc Aeneae Troiani suscitat arma Iactaque Lavinis moenia litoribus*: eine deutliche Anspielung auf den Anfang der Aeneis. Properz kannte damals, als er die Elegie II 34 dichtete, vom Vergilwerk gewiß nur Entwürfe, noch kein ediertes Exemplar; auch da aber stand also schon *Lavinaque*. Denn daß bei Properz etwa *Lavinis* durch Kontraktion für *Laviniis* eintrat, ist durch den Sprachgebrauch dieses Dichters ausgeschlossen. Es gab also ein Nomen *Lavinus*, das sich zu *Lavinium* verhielt wie *Umber* zu *Umbria*, *Ilus* zu *Ilium*, und auch Juvenal schrieb darum 12, 71, wo er von Roms Urgeschichte redet, *Lavino*. Eine auffällige Analogie bietet auch das *subigit omne(m) Loucanam* der Inschrift des Scipio Barbatus; aus Versnot ist hier *Loucanam* für *Loucaniam* eingetreten.[1]) Wir haben also bei Vergil *Lavinaque venit* in den Text zu nehmen.

Bequemer liegt die Sache in anderen Fällen. So sahen wir oben (S. 22), daß bei Juvenal IV 67 die Lesung *sagina* durch die Imitation in Cyprians Heptateuch gesichert wird. Bei Properz IV 8, 15 heißt es sinnlos von der kutschierenden Cynthia:

Huc mea detonsis avecta est Cynthia ab annis.

Statt *ab annis* ist *equis* zu fordern. Beroaldus stellte *mannis* her, und dies bestätigt der Nachahmer Ovid Am. 2, 16, 49.[2]) Ebenso wird bei Ovid selbst Trist. I 1, 90 gegen den Codex Florentinus die Lesung *Icariis nomina fecit aquis* durch Auson. Epist. 19, p. 180, 33 Schenkl: *Icario qui fecit nomina ponto* gesichert.

8. Stichometrische Angaben.

Stichometrisches

Zu manchen Schriftwerken, auch Prosawerken, wird uns die Stichenzahl, also die Summe der Zeilen, die das Werk enthält, aus dem Altertum sorglich überliefert, so bei den Reden des Demosthenes; oder es steht gar eine Zeilenzählung am Rand des Manuskriptes. Es ist klar, daß wir alsdann an diesen Zahlen die Integrität des erhaltenen Textes messen können. Bei Demosthenes ist es die Frage, ob die in die Staatsreden eingelegten *νόμοι* echt und ursprünglich zugehörig sind. Blaß aber zeigte, daß die stichometrischen Zahlen dies widerlegen.[3]) In Platos Kratylos stehen in gewissen Abständen Zahlensummen am Rand; Schanz zeigte, daß danach ein Abschnitt von zehn Zeilen Umfang im Platotext unecht sein muß.[4]) Marginalstichometrie findet sich vielfach in den Herkulanensischen Rollen.[5]) So stehen am Rande des

[1]) Vgl. H. Bergfeld, De versu Saturnio, Marburg 1909, S. 43 u. 57.

[2]) Die Korruptel *ABANNIS* aus *MANNIS* weist eher auf Kapitalschrift als auf Unziale.

[3]) Blass, Rhein. Mus. 24 S. 531 f.; Wortmann, Marburg 1877. In den Privatreden steht es anders; z. B. in der Rede gegen Neaera setzen die Stichenzahlen ihr Vorhandensein voraus; s. Christ, Abh. bayr. Akad. 1882 S. 192 ff. Uebrigens Drerup, Philol. Suppl. 24 S. 223; auch H. Bürmann, Rhein. Mus. 32 S. 353 ff.

[4]) Hermes 16 S. 309 f. Vgl. sonst noch Fuhr, Rhein. Mus. 37 S. 468; Blass, Archiv für Papyrusforschung 1906 S. 480.

[5]) Vgl. D. Bassi in Rivista di filol. 37 S. 321 ff.

Herkulanensischen Philodempapyrus *περὶ οἰκονομίας* immer im Abstand von je 180 Zeilen Buchstaben gesetzt. Der Herausgeber Chr. Jensen konnte, da diese Buchstaben mit *π* anheben, mit *ω* endigen, danach genauer den Umfang des verlorenen Anfangs der Rolle, der die Buchstaben von *α'* bis *ο'* umfaßte, berechnen; es ist von ihr nur etwa ein Viertel erhalten. Asconius zitiert sogar Stellen aus Ciceros Rede pro Milone genau mit Angabe der Zeilenzahlen. Aus diesen Zeilenzahlen folgt aber unweigerlich, daß der Anfang dieser Cicerorede damals etwas umfangreicher gewesen sein muß, als er heute vorliegt; in § 2 sind etwa acht Zeilen ausgefallen.[1]) Daß neuere Herausgeber dieser Cicerorede diese Beobachtung nicht berücksichtigen, kann ich nur aus der Scheu erklären, die manche noch heute so äußerlichen Argumenten gegenüber empfinden. Aber ein stichometrischer Vermerk ist ein Dokument von ebenso zwingender Natur wie das *λείπει* oder *vacat* in den mittelalterlichen Handschriften.

[1]) Ant. Buchwesen S. 199.

II. Der niedere Teil der Hermeneutik.

Der niedere Teil der Hermeneutik betrifft die Einzelauslegung der Schriftwerke von Wort zu Wort. Wir haben im vorigen Abschnitt die Hilfsmittel, Handschriften, Exzerpte, Zitate und Imitationen, durch die zunächst ein möglichst zuverlässig beglaubigter Text gewonnen wird, aufgezeigt. Die *ἑρμηνεία* oder Auslegung und Kommentierung, über die wir jetzt handeln, setzt die Herstellung und Klarstellung dieses beglaubigten Textes voraus. Zwei Aufgaben aber sind ihr selbst gestellt: sie gibt erstens eine sprachlich formale Erklärung, zweitens eine Erklärung des Sachinhalts.

A. Formale Auslegung nach Grammatik und Stil.

Das Fragen nach dem rein Sprachlichen geht notwendigerweise voran, insofern ja überhaupt erst die Bedeutung der Wörter festgestellt werden muß. Damit verbindet sich dann alsbald die weitere Pflicht, den Sprachgebrauch des vorliegenden Schriftstellers mit dem herrschenden Usus durch Vergleichung festzustellen. Die formale Interpretation fängt also mit dem Wortverständnis, mit der Übersetzung an. Jedoch gehe ich, indem ich hierüber handle, auf eine Besprechung moderner Klassikerübersetzungen, die mir für die Auffassung der Geschichte des deutschen Geschmacks lehrreicher scheinen als für die Interpretation der alten Texte, nicht ein. Als Übersetzer sei hier nur Fr. Bücheler erwähnt; denn indem uns Bücheler die schwer verschatteten umbrischen Tafeln lateinisch vertierte, gelang es ihm, uns in den Zusammenhang des Inhalts dieser Ritualvorschriften auf das geschickteste einzuführen, und seine Übersetzung selbst vertritt an vielen Stellen den Kommentar. So hatte auch seine lateinische Übersetzung des damals neu erschienenen Herondas, so auch die des Gesetzes von Gortyn propädeutischen Wert. In diesem Sinne nenne ich auch noch die beigegebenen Übersetzungen in H. Diels' Vorsokratikerfragmenten und in W. Schmidts Ausgabe des Hero. Auch Rebers Vitruv-, E. Schellers Celsusübersetzung sind nennenswerte Hilfsmittel. Das Haupthilfsmittel zum Übersetzen nun aber ist die Lexikographie, die die Wortformen und die Wortbedeutungen feststellt. Mit ihr sei hier begonnen. Übersetzung

Es gilt in einem Satz wie *ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα* oder *arma virumque cano* nicht nur die Bedeutung dieser drei oder vier Wörter, sondern auch die syntaktische Bedeutung ihrer Endungen, ihrer Flexion oder Abwandlung zu verstehen. Formenlehre und Lexikographie, ja schließlich auch die Syntax begründeten dereinst schon die Griechen, indem sie mit intensivstem Eifer ihre Nationaldichter traktierten und zu verstehen suchten. Wortbedeutung

So entstand also auch die Lexikographie; aber sie war ursprünglich nicht zweisprachig, sondern Griechisch wurde mit Griechisch erklärt. Zu seltenen Worten im Homer oder im Aeschylus schrieb man sich ein erklärendes *ὄνομα κύριον* an den Rand oder zwischen die Zeilen; dabei leitete sich die Dunkelheit der Wörter oft aus dem Umstand her, daß sie vom Dichter aus irgendeinem Dialekt herübergenommen waren, und die Erklärer mußten nun die Dialekte vergleichen, und ein Dialekt erklärte den anderen. Diese Erklärungen wurden dann ausgehoben und gesammelt und nahmen die Form von Verzeichnissen an, die man alphabetisch ordnete. Es entstanden Glossare zu einzelnen Autoren (Didymos ist hier Hauptname), dann aber auch zusammenfassende Wortthesauren, von denen wir oben S. 33 die wichtigsten unter den erhaltenen aufgezählt haben. Auch Vocabularien von Dialekten wurden gemacht, z. B. von Seleukos,[1]) von Aristophanes von Byzanz,[2]) endlich aber auch nach sachlichen Gesichtspunkten der Wortschatz rubriziert, Gefäßnamen, Tiernamen u. a. zusammengestellt. Ebenso sammelte man die Namen der Winde, die termini technici für Unterhaltungsspiele (Sueton) u. s. f.

Glossare

Mit diesen vorwiegend griechischen Arbeiten konkurrierten bald auch entsprechende lateinische. Auch die Römer aber erklärten das Latein zunächst nur einsprachig mit Latein. Endlich kamen dann aber im Dienst desselben Römers und des zweisprachigen Kaiserreichs auch die unentbehrlichen bilinguen Glossare auf; schon aus dem Jahr 207 n. Chr. besitzen wir ein solches bilingues Schulbuch;[3]) die graecolatina begannen. Schulmeister lieferten das; im Notfall aber half auch jeder sich selber. Dafür ist ein hübsches Beispiel ein in Ägypten gefundenes Papyrusblatt, auf dem sich irgendein Reisender oder ein in Ägypten zeitweilig stationierter römischer Soldat die nötigsten griechischen Vokabeln, die für den Gasthausverkehr ausreichten, mit Übersetzung, so gut er es verstand, aufnotiert hat: *binu* (vinum) wird da mit *enari* (*οἰνάρι*) übersetzt, *bile* (vile) mit *utele* (*εὐτελές*), *laba manos* (lava manus) mit *nibson ceras* u. s. f.[4])

Bilinguen

Bilingue Inschriften, die denselben Text sowohl griechisch wie lateinisch geben, kennen wir schon aus vorchristlicher Zeit: z. B. CIL. I 587. Die großartigste Inschrift dieser Art ist das Monumentum Ancyranum. Dann aber trat dies Verfahren auch in den Dienst des christlichen Kirchenlebens; denn die lateinischen Bibelübersetzungen, die man mit dem Namen der Itala zusammenfaßt, waren ursprünglich augenscheinlich vielfach interlineare Versionen, die, dem griechischen heiligen Text folgend, die Wortfolge ängstlich beibehielten und nicht nach dem Sinn übersetzten, sondern sklavisch Wort mit Wort und Kasus mit Kasus, so gut es ging, wiedergaben. So barbarisch sich dies liest, so erscheint dies Verfahren doch bei einem Text, wo jedes Wort heilig ist, natürlich; zur Veranschaulichung können uns zweisprachige Bibelhandschriften dienen, die wir aus

---

[1]) Siehe M. Schmidt, Philol. 8 S. 436 ff.

[2]) z. B. *Λακωνικαὶ γλῶσσαι*.

[3]) Der sog. Dositheus magister: s. Corp. gloss. lat. III S. 56 f.

[4]) Siehe Corp. gloss. II fin. und Bücheler in Fleckeis. Jbb. 1875 S. 309. Ein anderes solches Glossar auf Papyrus s. Kenyon, Greek papyri of the Brit. Mus. II S. 322.

dem Mittelalter besitzen, wo zwischen den griechischen Zeilen die lateinischen Zeilen stehen.[1])

Das zweisprachige Glossar war es nun, dem die Zukunft gehörte, und ich habe hier schließlich nur noch auf die großen Lexika hinzuweisen, die dem Sammelfleiß der neueren Zeiten verdankt werden, wie der Thesaurus graecae linguae des H. Stephanus (3. Ausgabe von den Dindorfs, Paris 1831—65), wie der lateinische des Aegidius Forcellini (herausgegeben von De-Vit 1858—87), sowie des J. M. Gesner; auch F. Corradini sei genannt; dazu die trefflichen Handlexika von Passow, von Georges;[2]) für das mittelalterliche Latein und Griechisch Du Cange: Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis (herausgegeben von Henschel, Paris 1840—50); desselben Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis, Leiden 1688 (2 Bde). Aber sie alle befriedigen wie die antiken Glossare doch nur das primitive Bedürfnis des minder geübten Lesers alter Texte, der nur die Wortbedeutungen selbst sowie Angaben über übliche Konstruktionsweisen und Wortverbindungen finden will. Wir aber haben mehr und anderes nötig. Wir brauchen, statt der Zusammenfassung des Sprachmaterials in solchen Sammelwerken, vielmehr Sonderung und Unterscheidung. Denn wir haben unserer Betrachtung die folgenden Gesichtspunkte zugrunde zu legen. Der Interpret muß sich gegenwärtig halten:

Lexik

Aufgabe

1. Die Wortbedeutungen sind verschieden in den verschiedenen Zeiten oder Sprachperioden.

2. Der Dialekt verändert die Sprache.

3. Der Sprachschatz ist ein verschiedener in den verschiedenen Litteraturgattungen: anders im Epos als in der Lyrik, wieder anders in der Prosa u. s. f.

4. Dazu tritt akzidentell, und das ist das Interessanteste, der Einfluß der einzelnen Persönlichkeit auf die Sprache. Le stile, c'est l'homme.

Mit Freuden war daher der neue, von fünf deutschen Akademien herausgegebene, umfassende Thesaurus linguae latinae zu begrüßen, der seit dem Jahre 1900 erscheint und von Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie Bd. I—XV vorbereitet wurde. Dieses gewaltige Werk[3]) wird zum wenigsten unsere erste Forderung erfüllen; denn es ist historisch angelegt und unternimmt es, für jedes lateinische Wort mit reichlichen Belegstellen seine Geschichte nachzuweisen. Daß wir für das Griechische auf ein entsprechendes monumentales Werk vorerst nicht hoffen dürfen,[4]) ist ein schwerer Nachteil.

Thesaurus linguae lat.

Für den, der ein solches Lexikon arbeitet, muß das Prinzip gelten, möglichst treu sämtliche in den Handschriften überlieferten Wörter zu verzeichnen und auch da, wo sie Schwierigkeiten zu bieten scheinen, nicht einfach von ihnen abzusehen und statt ihrer konjekturale Lesungen zu verzeichnen.

[1]) Evangelien in St. Gallen, Stiftsbibl. N. 48 saec. IX; Psalmen in Cues a. d. Mosel saec. IX—X: vgl. F. Steffens, Latein. Paläographie, 2. Aufl., II Taf. 57.

[2]) Von beiden, Passow und Georges, beginnen jetzt eben Neuausgaben zu erscheinen.

[3]) Eine „Epitome" daraus will uns F. Vollmer geben.

[4]) Siehe K. Krumbacher in Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 1909, 29. Mai.

Andernfalls entsteht die Gefahr, daß das Lexikon über den antiken Wortschatz ungenügend Auskunft gibt. Ich muß bemerken, daß auch der große lateinische Thesaurus, von dem ich soeben sprach, dieser angedeuteten Gefahr nicht ganz entgangen zu sein scheint. So vermisse ich in ihm (und auch bei Vollmer in der „Epitome") das Adjektiv *abietinus*. Der Codex Salmasianus der Anthologia latina überliefert uns nämlich das Epigramm, Nr. 259:

Abietine calix, mensis decor ante[1]) paternis,
Ante manus medici quam bene sanus eras.

Hier ist ein *calix abietinus*, ein Becher aus Tannenholz, erwähnt. Gibt das Anstoß? Man druckt statt dessen *Arretine*.[2]) Warum? Hölzerne Becher in Bauernwirtschaften sind doch bekannt; *pocula fagina*, aus Buchenholz, besitzt der Menalcas bei Vergil Ecl. 3, 36; dieselben kennt Tibull 1, 10, 8; auch Plinius hist. nat. 16, 185. Mehr über Holzgefäße geben die Anmerkungen zu Theokrit 1, 27 (κισσύβιον); dazu Kratinos fr. 74. Das Adjektiv *abietinus* aber ist von *abies* wie *arietinus* von *aries* vollständig korrekt gebildet; auch *quercinus* von *quercus* ist zu vergleichen. Und die Messung im Verse? Die Buchstabengruppe *abi-* bildet hier zunächst eine Länge in Hebung ganz so wie bei Properz 3, 19, 12: *Induit abiegnae cornua falsa bovis*; das *ē* in *abietinus* aber steht hier gleichfalls als Länge; denn wir haben es mit einem Verseschmied der späteren Kaiserzeit, nicht vor dem 3. Jahrhundert, zu tun, und es entsprechen diesem gelängten Vokal solche Messungen wie *ariête* Anth. lat. 247, 17: *Non ariête gravi* eqs. durchaus. Somit ist es geboten, *abietinus* in den Wortschatz des Latein mit aufzunehmen.

Nun aber ist es mit solchen Thesauren, die die Sprache erschöpfend registrieren, trotzdem noch nicht getan. Denn sie können unserer dritten Forderung kaum, unserer vierten nie genügen, und was wir fordern und brauchen, sind vielmehr und vor allem erschöpfende Speziallexika zu sämtlichen Autoren. Erst wenn die nebeneinander stehen, läßt sich richtig arbeiten.

Bevor wir indes die gestellten Forderungen näher erörtern, gilt es zu erinnern, daß der Begriff „Wort" selbst mitunter ein schwankender ist, sodann aber auf diejenigen Wörter hinzuweisen, die wir Homonyme und Synonyme nennen. Die Homonyme sind es, die den Exegeten oft das Verständnis erschweren.

1. Das Wort.

Die Wortbedeutung wird durch die Vergleichung vieler Stellen festgestellt; so machte es schon Aristarch. Ist dies nicht möglich und handelt es sich um ganz selten vorkommende Wörter, archaische Wortverbindungen oder ἅπαξ εἰρημένα, so müssen zufällige Umstände helfen, den Wortsinn zu ermitteln.[3]) Was ist homerisches ἀγοστῷ in der Verbindung

[1]) So Scaliger; *decorate* die Hs.

[2]) *Arretine* wäre auch der Sache nach unglaublich; denn es handelt sich um Vergils Vater. Wie soll der Bauer bei Mantua dazu kommen, Becher aus Arezzo zu besitzen?

[3]) Ueber seltene Ausdrücke des Bauwesens s. Ernst Fabricius, Commenta-

ἕλε γαῖαν ἀγοστῷ? Was ist *νυκτὸς ἀμολγῷ? μέροπες ἄνθρωποι?* Was ist das *salaputium* bei Catull? Wir können nur raten, dies und das vermuten, aber keine sichere Übersetzung geben.

παράθεσις u. σύνθεσις

Was verstehen wir aber unter Wort? Zum Wort gehört als integrierender Bestandteil allemal auch die veränderliche Flexionsendung; nicht so unbedingt galt dasselbe von den Praefixen und den ersten Bestandteilen einer Wortkomposition. Wenn Aeschylus schreibt, Prometheus 665: *σαφῶς ἐπισκήπτουσα καὶ μυθουμένη*, so scheint das *ἐπι-* beweglich; denn es ist auch zu *μυθουμένη* zu ergänzen, also *ἐπιμυθουμένη* zu verstehen.[1]) Ganz ebenso steht es mit Aristoph. Acharn. 78: *καταφαγεῖν τε καὶ πιεῖν*, ähnlich Eurip. Heracl. 1056: *ἀπολεῖ πόλιν, ἀπὸ δὲ πατέρα* (statt *ἀπολεῖ δέ*). So löst der Altlateiner noch *vos obsecro* in *ob vos sacro* auf, und in der Verfallszeit verbreitet sich die Rekomposition, die aus *concludo* wieder ein *conclaudo* macht. Bei Herodot 7, 25 ff. ist es fraglich, ob wir *λευκοῦ λίνου* oder *λευκολίνου* (so dreimal im Genetiv) lesen sollen.[2]) *Νέα πόλις* waren zwei Wörter, die erst in *Νεαπολίτης* definitiv verwuchsen. Ebenso stand es mit *cotti die*, einem doppelten Lokativ, der danach ein *cottidianus* zuließ. Aus *cor dolet* wurde ein *cordolium*, worin *cor* also Nominativ ist.[3]) So verwuchs *si vis* zu *sis*, *Quinti puer* zu *Quintipor*, und dies *Quintipor* ging dann sogar weiter in die sogenannte dritte Deklination über. Die *παράθεσις* geht also in die *σύνθεσις* über, wie es das Etymologicum Magnum uns sagt, p. 649, 14: *παλιμπλαγχθέντας* ist die Synthesis, *πάλιν πλαγχθέντας* die *παράθεσις*, und der Gelehrte schwankt auch in diesem Fall, wie er schreiben soll. Verbreitet war (auch noch im Mittelalter) die Neigung, die Praepositionen mit dem folgenden Nomen eng zu verbinden, und man schrieb *dequa* wie *denuo* (aus *de novo*) in einem Wort; daher *cumnobis* wie *nobiscum* und weiter assimiliert *cunnobis*; so assimiliert auch cod. *P* im Plautus *impetaso* Amph. 143, *suppetaso* ib. 145; *annos* für *ad nos* ib. 256 u. s. f. Es ist zunächst fraglich, wie in solchen Fällen der Autor selbst schrieb; wer sich aber solcher griechischer Originalschreibungen wie *ἐγχερσί* statt *ἐν χερσί, τὴμ μὲν* statt *τὴν μέν, περὶ τὸμ βωμὸν, τόνδε τὸμ παιῶνα* u. ä. erinnert,[4]) wird nicht mehr zweifeln, daß derartiges auch auf die Idiographa der Autoren zurückgehen kann. So ist auch zu erwägen, ob nicht, wie *dum taxat*, auch *sci licet*, *vide licet* und *i licet* als je zwei Wörter sich hielten; denn *sci*, *vide* und *i* sind hier sicher Imperative.[5]) Daß *iusiurandum* für manche Römer noch als zwei Wörter galt, zeigt jedenfalls Horaz sat. II 3, 179

> praeterea ne nos titillet gloria iure
> iurando obstringam.[6])

Das sind also die Fälle, wo die Wortgrenzen für den Sprechenden und auch für den Schreibenden sich leicht verloren.

---

tiones epigraphicae de architectura graeca, Berlin 1881.

[1]) R. Rehme, De Graecorum oratione obliqua, Marburg 1906, S. 28.

[2]) W. Schulze, Kuhns Zeitschr. 1909 S. 188.

[3]) Mehr der Art Potrowsky in Idg. Forsch. 25 S. 101 f.

[4]) Siehe z. B. W. Schulze, Quaestiones epicae S. 222; Blass, Aussprache des Griechischen³ S. 123; Wilamowitz, Nordionische Steine, 1909, S. 41 und sonst überall Ähnliches.

[5]) Siehe Catalepton S. 82 f.

[6]) Dies sei gegen W. Christ, Metrik² S. 104 bemerkt.

2. Lehnwörter.

Lehnwörter sind in vielen Fällen als solche leicht zu erkennen. Es sei hier nur kurz daran erinnert, daß sie für die Kulturbeeinflussung von Volk zu Volk ein wichtiges und unzweideutiges Merkmal und Erkennungszeichen sind. An ihnen erkennt man den Einfluß der Griechen, der Punier, der Etrusker, der Samniten, endlich auch der Gallier auf Rom;[1] man erkennt an ihnen ebenso den Einfluß der Phönizier und Perser, später den der Römer auf die Griechen.[2] Wie stark der griechische Orient im 2.—6. Jahrh. n. Chr. vom Latein beeinflußt, ja, unterjocht wurde, kann man aus L. Hahns trefflichen Arbeiten ersehen.[3] Was wir heute über die Geschichte der Haustiere und Kulturpflanzen im Altertum lesen, beruht zu einem guten Teil auf der Beobachtung der Lehnwörter. Als Beispiel vergleiche man die Geschichte der Katze, wie sie neuerdings O. Keller gegeben hat.[4] Hier begnüge ich mich, das Wort *sapo*, „Seife“, herauszugreifen. Denn daß das Vorkommen der Seife ein wichtiges Symptom der Volkskultur, wird niemand bestreiten. *sapo* steht zuerst um das Jahr 70 n. Chr. bei Plinius als gallisches Haarfärbemittel; auch das Wort selbst war gallisch. Martial zeigt dann, daß auch die Römer den *sapo* als solches Färbemittel alsbald in Gebrauch nahmen; im 2. Jahrhundert ist *ὁ σάπων* dann auch schon ein griechisches Wort geworden (z. B. bei Aretaeus) und es dient jetzt als Waschmittel, *πρὸς τὸ λαμπρύναι τὸ πρόσωπον*. So ist denn auch der Neugrieche stolz, daß er das Wort *σαπούνι* besitzt.[5]

Wort für die Kulturgeschichte

Purismus

Das Vermeiden der Lehn- oder Fremdwörter nun aber ist eine Tugend; wir nennen sie Purismus; dieser Purismus ergab sich bei dem Reichtum des nationalen Wortschatzes für den griechischen Schriftsteller fast von selbst; in der römischen Litteratur wurde er ein wichtiges Motiv zur allmählichen Veredelung der Sprache, und als römische Klassiker gelten im Grunde nur solche Autoren, die ihn pflegen, also noch nicht Plautus und Lukrez, wohl aber Cicero und Vergil und ihresgleichen. Daß diese Sprachreinheit des *sermo purus* als Ideal galt, sagt uns Cicero ausdrücklich; Cicero half vor allem es durchzusetzen; er entschuldigt sich, wo immer er ein griechisches Wort einführt; ja, dies Prinzip bestand schon in Ciceros Jugendzeit und schon bei dem Autor ad Herennium. Aber auch für die Dichter galt es. Auch Vergil erwähnt im Catalepton c. 7, 3 die *praecepta*, die ihm ein Wort wie *pothos* (*πόθος*) anzuwenden verbieten.

Wie aber schrieb der Römer seine Lehnwörter? mit griechischen oder mit lateinischen Lettern? Wie schrieb er, wenn er griechisch zitierte

[1]) Siehe z. B. Weise im Rhein. Mus. 38 S. 540 ff.

[2]) Vgl. A. Müller in Bezzenbergers Beitr. I S. 273 ff.; E. Ries, Quae res a gentibus semiticis eqs., Breslau 1890. Aegyptisches s. Kuhns Ztschr. 41 S. 127 ff. Uebrigens O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte³ S. 76 ff.

[3]) Ludwig Hahn, Rom und Romanismus im griechischen Osten, Leipz. 1906. Dazu: Sprachenkampf im römischen Reich, Philologus 1907 S. 677 ff.

[4]) Arch. Jahrbuch 1908 S. 40 ff. Vgl. übrigens desselben Geschichte der antiken Tierwelt Bd. I, Leipz. 1909.

[5]) Vgl. M. Triandaphyllidis, Die Lehnwörter der mittelgriechischen Vulgärlitteratur, Straßburg 1909, S. 172.

oder griechische Redefloskeln dazwischen warf? Für den Texteditor ist dies eine wichtige Frage, aber mit der größten Sorglosigkeit geht man ihr aus dem Wege und druckt im Cicero oder Seneca alles Griechische schlankweg in griechischer Schrift. Sieht man dann in den Hss. nach, so findet man vielfach, wennschon keineswegs bei allen Autoren, daß die Wörter dort vielmehr lateinisch transkribiert überliefert stehen, und das letztere ist sicher oft das Echte und Originale gewesen. Jeder Editor hat in dieser Beziehung zunächst die Gewohnheit seines Autors festzustellen. Schon solches Glossar wie das S. 42 erwähnte zeigt, was Gewohnheit war. Daher auch in den Buchtiteln *Clerumenoe*, nicht *Κληρούμενοι*, *Catalepton*, nicht *κατὰ λεπτόν*. Ganz ebenso also auch im Text selbst bei Vergil Catal. IIb 4 *min* und *spin*, nicht *μὶν* und *σφὶν*, ib. VII 2 *pothos*, nicht *πόθος*, Seneca epist. 45, 10 *pseudomenon*,[1]) Cicero de nat. deor. 1, 18 *pronoeam*, 28 *stephanen*, 30 *asomaton*, Corn. Nepos Milt. 6 *poecile* u. ä. m., wo zu ändern jeder Anlaß fehlt. Anders steht es, wenn ganze griechische Sätze eingelegt werden, anders hielt es auch Ausonius in seinen makarronischen Poesien.[2]) Man prüfe daraufhin auch den Frontotext, der in besonders alten Pergamenten überliefert ist und uns viel eingelegte griechische Sätze in griechischer Schrift bringt. Einzelworte aber wie *de mea prothymia* p. 26 (Naber) werden lateinisch geschrieben; p. 30 *pausan facio*; p. 28 durcheinander: *o argutiae, o kharites, o ἄσκησις*. Ja, so wie Ausonius lateinische Worte griechisch flektiert und *vinoιo bonoιo* schreibt (Epist. 12, 13), so bildete Fronto, wie ich überzeugt bin, von *Plautus* ein *Plautinotatos*; s. p. 156, 1, wo überliefert ist: *eloquentiam* . . . *subvertendam censeo radicitus, immo vero Plautino trato verbo, exradicitus* (vgl. Plautus Most. 1112); Fronto schrieb in lateinischer Schrift: *immo vero Plautinotato verbo exradicitus*.[3])

Griechisches in lat. Schrift

3. Über Homonyme und Synonyme.

Synonymik

Synonyma nennen wir zwei Wörter, die dieselbe Vorstellung ausdrücken, wie *fores* und *porta*, *πύλαι* und *θύραι*, *βιοῦν* und *ζῆν*. Indes wird eine feinere Interpretation zumeist dahin gelangen, die ursprüngliche Bedeutungsverschiedenheit solcher Wörter aufzudecken, und schon die Griechen begannen damit. Im Interesse der Philosophie und der Logik ging schon der Sophist Prodikos diesen Unterschieden nach; Sokrates lernte dies von ihm; ein erstes Beispiel steht vielleicht in Aristophanes' Fröschen 1153 ff., wo dem Aeschylus das *ἥκω καὶ κατέρχομαι* wegen des *δὶς ταὐτὸν εἰπεῖν* zum Vorwurf gemacht, dann aber der Vorwurf widerlegt wird: denn *ἥκω* bedeute im allgemeinen heimkehren, *κατέρχομαι* „ich komme aus der Verbannung zurück".[4]) Freilich wird schon dem Sophokles die feine Unterscheidung *ἐγὼ παλαιότατός*

---

[1]) Vgl. Henses Anm.

[2]) Vgl. zur Sache W. Nieschmidt, Quatenus in scriptura Romani litteris graecis usi sint, Marburg 1913.

[3]) Ueber lateinische Wörter mit griechischen Suffixen s. Weise, Philol. 47 S. 45. Joh. Vahlen sicherte einst bei Varro im Gerontodidascalos frg. 197 B. das hybride Partizip *empaestatus* (zu *ἐμπαιστός*), indem er auf das von *ἔνθεος* abgeleitete *entheatus* bei Martial 12, 57, 11 verwies; s. Vahlen, Ges. philol. Schriften Bd. I (1911) S. 528.

[4]) Vgl. F. G. Wiehe, De vestigiis synonymicae artis apud Graecos, Hauniae 1856; J. H. H. Schmidt, Synonymik der griech. Sprache, 1876 ff., 4 Bde.; L. Döderlein, Lat. Synonyme und Etymologien, 1826 ff. (6 Teile).

εἰμι, σὺ δὲ πρεσβύτατος zugeschrieben;[1]) doch weiß man nie, wie zuverlässig derartig kolportierte Aussprüche sind. Weiter ist *fores* (*θύραι*) die zweiflügelige Haustür, *porta* das Durchgangstor, Stadttor (zu *portus*, *πόρος*), ebenso *πύλαι* das große Tor, Stadttor (zu *πόλος* „Angel"? so G. Curtius). Verbindet Homer *βῆ ἰέναι*, *βῆ ἴμεν* und *βάσκ' ἴθι*, so wird dies nur verständlich, wenn in der Grundbedeutung sich *βαίνειν* und *ἰέναι* ergänzten. *ἄστυ* ist örtlich die Stadt oder die befestigte Burg, dagegen *πόλις* (zu *πολλοί*) „die Gesellschaft vieler". So braucht auch das Vulgärlatein *civitas* für „Stadt" (*cité* frz.), und Nonius bemerkt darum p. 429, 5 M.: *inter urbem et civitatem hoc interest: urbs est aedificia, civitas incolae.* In allen diesen Fällen ist also auf die Etymologie zurückzugehen; das *ἔτυμον* ist die Wortwurzel und zugleich die Bedeutungswurzel, wir sagen besser der Wortkeim und Bedeutungskeim, der den ursprünglich „wahren" Wortsinn enthält. Dem nachzugehen helfen uns heute unsere etymologischen Wörterbücher, die die Sprachvergleichung zur Hilfe rufen.[2]) Oft aber gehören die Synonyma verschiedenen Sprachschichten oder Dialekten an, wie *υἱός*, *ἶνις*, *κέλωρ* „der Sohn", *ἀδελφὸς*, *κασίγνητος* „der Bruder" neben *φρατήρ* „Geschlechtsgenosse". So steht im Latein *popina* „die Küche" neben *culina*, u. ä. m.; denn es ist glaublich, daß *popina* dialektisches Lehnwort war.

Homonyme

Größere Interpretationsschwierigkeiten bringt, wie gesagt, die Homonymität. Homonyma sind Wörter oder Silbenkomplexe, die in zwei oder mehreren Bedeutungen auftreten. Wenn wir *μέλος* lesen, so kann nur der Zusammenhang verraten, ob Glied oder ob Lied gemeint ist; ob wir *οὔκουν* oder *οὐκοῦν* zu akzentuieren haben, entscheidet der Sinn; der Nominativ *frons* ist „Laub" und „Stirn"; *bellum* kann auch „das Hübsche" bedeuten (*omnia bella* Catull 3, 14); *fucus* Biene und rote Farbe; *desero* „ich verlasse" oder „ich säe ins Land" (Varro r. rust. 1, 23, 6). Ein Examinator kann in dieser Hinsicht manchmal Erstaunliches erleben. *mundus victus* kann „die besiegte Welt" bedeuten, aber auch „die saubere Lebensführung". Werden nun bei Horaz Epist. I 4, 10 f. die Lebensgüter aufgezählt:

gratia fama valetudo contingat abunde
et mundus victus, non deficiente crumina,

so will es das Unglück, daß man die Übersetzung: „und die besiegte Welt" zu hören bekommt. *tu canis* schreibt Properz II 34, 77 und versteht darunter „du singst". Der Prüfling aber übersetzt fröhlich „du Hund". Gewiß, das kann es auch heißen. Ein schneller Überblick über den Zusammenhang muß vor solchem Irrtum retten.

Wortwitz

Homonymität ist also Doppelsinnigkeit, und sie ist die Quelle des Wortwitzes oder Kalauers, und ist dies ausgiebig auch schon im Altertum gewesen. Denn mit jedem Wortwitz wird dem Hörer eine Exegese auferlegt, deren doppelsinniges Ergebnis ihn überrascht und zum Lachen reizt. Hier hat also eine Geschichte des Witzes einzusetzen.[3]) Beliebt

---

[1]) Plutarch Nikias 15.

[2]) Vgl. z. B. G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie, 5. Aufl., Leipzig 1879; Prellwitz, Etym. Wörterbuch der griech. Sprache, Göttingen 1905; A. Walde, Lat. etym. Wörterbuch, Heidelberg 1906, 2. Aufl. 1909.

[3]) Vgl. z. B. Döderlein, Oeffentliche Reden S. 292 ff.: Holzinger, De verborum

waren Kontroversien wie folgende es soll eine *αὐλητρίς* verkauft werden; ist nun damit eine Flötenspielerin gemeint? oder dreimal ein Platz oder Gutshof (*αὐλὴ τρίς*)? Es kommt zum Prozeß, weil ein Toter in seinem Testament verfügt hat *corpus suum poni in culto loco*; denn die Erben behaupten, es sei *inculto loco* zu verstehen, was für sie ja freilich viel billiger und bequemer ist. Oder im Testament steht, es soll erhalten *τὰ ἀγαθὰ πάντα Λέων*, aber wieder behauptet jemand, das sei falsch interpretiert; es sei vielmehr *τὰ ἀγαθὰ Πανταλέων* zu lesen. Wer soll nun entscheiden, ob Leon oder Pantaleon der Erbe ist? Derartige Fälle verdeutlichen uns beiläufig das Schriftwesen jener Zeiten und die mangelnde Worttrennung selbst in den Urkunden. Diogenes von Sinope sieht auf einem Bild zwei schlecht gemalte Centauren und fragt: welcher ist nun der *χείρων*? wobei wir *Χίρων* verstehen sollen, beiläufig ein Beweis, daß man schon damals nicht *χείρων*, sondern *χίρων* sprach. Der Cynismus liebte solche Witze. Man fragt den Antisthenes, was zum Unterricht nötig sei, und er antwortet: *βιβλαρίου καινοῦ καὶ γραφείου καινοῦ καὶ πινακιδίου καινοῦ*, wo wir statt *καινοῦ* jedesmal *καὶ νοῦ* verstehen sollen. „Verstand“ ist also beim Unterricht dreimal nötig.[1]) Die Einwohner von Laodicea schlemmen gern; daher scherzt Plinius: die *Laudiceni* sind *qui laudant cenam* ep. 2, 14, 5. In der Ilias steht *Z* 143: *ἆσσον ἴθ' ὥς κεν θᾶσσον ὀλέθρου πείραθ' ἵκηαι*, und das wird bei Strabo p. 614 witzig auf die Stadt *Ἄσσος* bezogen: *Ἄσσον ἴθι*. Ovid verschmäht nicht, eine Dame *Fūria* mit einer *furia* gleichzusetzen. *testes* sind die Hoden, aber auch die Zeugen, und beliebt war daher in Rom der Witz vom *sine testibus amare*; vgl. Martial 1, 33, 4. Jemand hat einen Sprachfehler und lautiert immer *P* statt *T*; daher die Zote in den Priapeen c. 7: *nam te pe dico semper*, wo wir *te pedico* verstehen sollen. Feiner das Spiel mit *ius* „das Recht“ und *ius* „die Sauce“. Der ehemalige Koch, der jetzt höchster Justizbeamter geworden ist, heißt bei Claudian Eutrop. II 347 *prudens movendi iuris*; er besitzt also die *iuris prudentia*, aber im Umrühren der Sauce; ganz ebenso heißt bei Martial 7, 51, 5 ein Jurist *iure madens*; aber schon Varro de r. rust. 3, 17 bezeugt die Wendung *pisces in ius vocantur*; und nicht anders sind die *iura siluri* bei Lucilius 54 Mx. zu deuten.[2])

Lehrreicher sind die Silbenspiele, die uns Cicero De oratore II 249 aus dem Munde des jüngeren Scipio überliefert. Von einem Naevius sagte Scipio: *quid hoc Naevio ignavius?* Dies ergibt einen zwingenden Schluß auf die voll diphthongische Aussprache des *ae*; denn der Anklang an *ignavius* kommt nur zum Vorschein, wenn man nicht „Nävius“, sondern mit zweigipfeligem aë „Náëvius“ spricht. Zu einem anderen, der durch Bocksgestank, *hircus*, ihm lästig war, sagte Scipio: *video me a te circum veniri*. Auch diese Stelle ist für die Lautlehre von Belang; denn, wie

lusu apud Aristophanem, Wien 1876; Wölfflin in Sitz.ber. bayer. Akad. 1881 S. 24; E. Arndt, De ridiculi doctrina, 1905; P. Faulmüller, Die rednerische Verwendung des Witzes und der Satire bei Cicero, Erlangen 1906. Zusammenstellungen im Altertum bei Cicero De or. II 235—289; Quintilian VII 9, 2 ff. und VIII 2, 13; Macrob. Sat. Buch II.

[1]) Vgl. übrigens C. Wachsmuth, Corpusculum poesis epicae ludibundae II S. 71 f.

[2]) Zwei politische Satiren des alten Rom S. 75 u. 126.

die Erklärer längst erkannt haben, sollte hier das *circum* an *hircum* anklingen; also war für Scipio und Cicero das *h* in *hircum* ein stark vernehmbarer Guttural.[1]) Auch ein so verständiges Buch wie Niedermanns Historische Lautlehre des Lateinischen referiert hierüber ganz falsch und spricht davon, daß anlautendes *h* im Latein sehr schwach gewesen; ich habe dagegen nachgewiesen, daß Catull im carm. 84 nicht nur das unechte *h* in *hinsidiae*, sondern auch das regelrechte lateinische *h* im Anlaut *horribile* nennt, und Schreibungen beigebracht wie Plaut. Amph. 429 *implevit cyrneam* (= *hirneam*); so dort Nonius; dann aber auch Plaut. Merc. 272: *ego illum circum castrari volo* mit Allitteration, wo also *circum* statt *hircum*, ganz so wie das *circum* im Diktum des Scipio; nicht der Ambrosianus, sondern der cod. Vetus gibt hier das Richtige. Umgekehrt steht *hareo* statt *careo* Most. 500; Lucil. 1155 Mx. *hrysizon* f. *chrysizon*; Lucil. 71 *h(i)rodyti* f. *chirodyti*; Plaut. Trin. 963 *cheus* f. *heus*; Curc. 238 *chirae* f. *hirae*. Das war altes Volkslatein, und es taucht im Spätlatein wieder auf: im Glossar des Placidus steht unter *h* geordnet *haus* f. *chaos*, *vechicula* bei Priscian u. ä. m.[2])

Doch ich breche ab; denn wenn es mir bisher nicht gelang, die Achtsamkeit unserer Grammatiker auf diese Dinge der Lautlehre zu lenken, so wird es mir an dieser Stelle wohl noch weniger gelingen; und ich habe über den lateinischen Spiritus den Witz vergessen. Ich handelte von Witz und Silbenspiel.

Wir könnten fortfahren: Kaiser Claudius war in Gallien geboren, also *Gallus*; *gallus* ist aber auch der Hahn; daher wendet Seneca auf ihn höhnend das Sprichwort an: *gallum in suo sterquilino plurimum posse* (Apotheos. 7). Doch sei vielmehr noch auf solche Fälle hingewiesen, wo nicht eigentlich die Lachlust geweckt werden soll, sondern nur in dis-

Doppelsinn, Amphibolie

kreter Weise ein Nebensinn durchschimmert. Wie oft empfinden wir da, wo der Name *Roma* steht, daß dem Autor dabei die Vorstellung der Kraft, *ῥώμη*, gegenwärtig war! Denn dies ist die Etymologie des Namens, an die das Altertum glaubte.[3]) Wenn die Frösche bei Aristophanes singen (Vers 245), daß sie an sonnigen Tagen durch das Riedgras springen:

μᾶλλον μὲν οὖν
φθεγξόμεσθ', εἰ δή ποτ' εὐ-
ηλίοις ἐν ἁμέραισιν
ἡλάμεσθα διὰ κυπείρου
καὶ φλέω χαίροντες ᾠδῆς
πολυκολύμβοισι μέλεσιν,

so versteht man dies nicht, wenn man den Doppelsinn von *μέλεσιν* nicht wahrnimmt; denn es sind damit zwar Melodien des Liedes gemeint; da diese *μέλη* jedoch „viel tauchend“ (*πολυκόλυμβα*) heißen, so sind zugleich darunter die Glieder des Tiers verstanden. Ganz so bedeuten auch *κῶλα* die körperlichen „Glieder“ und zugleich die Satzglieder, die Melodieteile. Wenn also Properz in bezug auf einen Nachahmer des Aeschylus schreibt 2, 34, 42:

---

1) Siehe Der Hiat bei Plautus S. 40 ff.
2) Siehe a. a. O.
3) Ich habe hierfür zahlreiche Belege gesammelt in dem Programm: De Romae urbis nomine.

Desine et Aeschyleo componere verba cothurno,
Desine et ad molles membra resolve choros,

so geht *componere verba* auf die gewaltigen Wortkomposita, die Aeschylus bildete, *membra* aber bedeutet gleichzeitig die „Glieder“ des Tanzenden und die Melodieteile, *κῶλα*, des Chorgesanges. Die *Parcae* klingen an *parcus* „sparsam“ an. Bei Seneca aber spinnen die Parzen Apotheos. cap. 4 den Lebensfaden Neros, und Apoll redet ihnen zu, daß sie den Faden möglichst lang spinnen, mit den Worten *ne demite Parcae*. Auch hier schimmert der Doppelsinn durch: „nehmt von der Wolle nichts weg, als wäret ihr geizig“ (*parcae*): *ne parcae sitis nec demite.*

Daß die Amphibolie gern ins Obszöne geht, ersahen wir schon aus den Priapeen. So waren die *amphiboliae* vor allem auch eine Spezialität der Atellane, wie Quintilian uns sagt, VI 3, 47. Die erstaunlichste Leistung ist in dieser Hinsicht vielleicht der Cento nuptialis des Ausonius. Anderswo verrät sich der niederträchtige Doppelsinn erst allmählich wie bei Claudian in Eutrop. I 358 ff. und in Vergils Catalepton 13 Vers 24—26. Auch die Griechen standen hierin nicht zurück; ich erinnere an die *σαύρα* bei Straton Anthol. Pal. XII 3, 5 und V 241, 1; an Diogenes von Sinope, der das homerische *ἐν δόρυ πῆξε* (*Θ* 95) obszön verwendete (Diog. Laert. 6, 53) oder an das Spottgedicht auf den Grammatiker Menander Anthol. Pal. XI 139. Einer der unanständigsten Dichter war Laevius, der lyricus poeta, von dem ich das frg. 4 (Bährens) hierher setze:

[te] Andromacha per ludum manu
lascivola ac tenellula
capiti meo trepidans libens
insolita plexit munera.

E. Bährens hat dies anscheinend nicht verstanden; das zeigen seine sogenannten Korrekturen. Das *te* tilgte Bücheler. Wer hier spricht, ist, kurz gesagt, der *penis* des Hektor. Nicht umsonst führt Ausonius grade den Laevius als Entlastungszeugen für seinen Cento nuptialis an.

Hiervon genug. Doch seien noch einige Fälle angeführt, wo der Interpret zaudert, wie er übersetzen soll. Bei Horaz Od. 2, 18, 14 steht das *satis beatus unicis Sabinis.* Hier wollte Madwig *satis* mit „Saaten“ übersetzen. Jeder wird dies ablehnen; aber äußerlich betrachtet ist die Möglichkeit zuzugestehen. Hor. Od. 1, 7, 17 f. heißt es: *sic tu sapiens finire memento tristitiam vitaeque labores molli, Plance, mero.* Ist hier *molli* Ablativ? oder Imperativ zu *mollire*? Letzteres scheint besser; denn man kann wohl schwerlich die Mühen mit Wein beendigen (*finire*), aber man kann sie durch ihn lindern. Bei Cicero ad Att. 15, 3, 1 lesen wir: *praesertim cum Marcellum scribas aliosque discedere.* Was ist hier *scribas*? Maßgebende Gelehrte verstehen es als „die Schreiber“.[1]) Aber dann fehlt ein verbum finitum, und in Wirklichkeit kann es nur konjunktivisch heißen: „du schreibst“.[2])

[1]) MOMMSEN, Staatsrecht III S. 1016; KUBITSCHEK bei Pauly-Wissowa, RE. I S. 288.

[2]) So ARTHUR STEIN, Die Protokolle des röm. Senats, Prag 1904, S. 21.

Bei Horaz, Ars poet. 139, steht der bekannte Satz: *Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.* Ist hier *montes* Akkusativ? So verstand allerdings schon Hieronymus adv. Rufinum III 3 die Stelle. Daß Horaz selbst jedoch den Nominativ meinte, zeigt das griechische Vorbild *ὤδινεν ὄρος, εἶτα μῦν ἀπέτεκεν.* Eine viel erörterte Schwierigkeit bietet uns endlich Minucius Felix 14, 1, wo es vom Christen Octavius heißt: *Etquid ad haec, ait, audet Octavius, homo Plautinae prosapiae, ut pistorum praecipuus, ita postremus philosophorum?* Octavius ist also zwar *postremus philosophorum*, aber *pistorum praecipuus.* Was heißt hier *pistorum*? Da ihm an dieser Stelle zugleich eine plautinische Natur (*prosapia*) zugeschrieben wird, so sollen wir augenscheinlich daran denken, daß Plautus Müller, *pistor*, war. Aber das genügt nicht zum Verständnis der Antithese *pistorum* und *philosophorum*, die vielmehr statt des ersteren Wortes ein *Christianorum* erwarten läßt. Also haben diejenigen recht, die ansetzten, daß hier eine absichtliche Amphibolie vorliegt und zugleich auch an *πιστοί*, die Gläubigen, gedacht ist.[1]) Es ist also eine Kühnheit in der Identifizierung griechischer und lateinischer Vokabeln anzuerkennen, die wir auf ganz anderem Litteraturgebiet, z. B. auch in den Priapeen c. 68, antreffen.

Absichtlicher Doppelsinn: dieser kann sich aber auch auf dem Gebiet der Syntax bewegen, und dies erinnert uns schließlich auch noch an die Orakel des Altertums. Bei diesen Orakeln war Doppelsinn Pflicht, und die Kunst der Exegese hat sich grade an ihnen von früh an geübt. Schon Herodot bringt uns die Belege. Das platteste Beispiel aber steht wohl in Ennius' Annalen Vers 186 V., wo dem Aeaciden Pyrrhus, der gegen Rom kämpfen will, geweissagt wird:

aio te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Es kommt hier eben darauf an, was das Subjekt im Accusativus cum infinitivo sein soll; macht man *Romanos* zum Subjekt, so wird Pyrrhus besiegt; ist *te* Subjekt, so siegt er. Ein grammatischer Witz! eine Spiegelfechterei! Der Orakelspender ist auf alle Fälle gedeckt.

Paronomasie

Im Anschluß an die Homonymik sei auch noch ein Wort über das Silbenspiel der Paronomasie gesagt. Gewisse Autoren suchten solche Assonanzen, und es ist also Pflicht des Auslegers, der die Intentionen seines Schriftstellers verstehen will, auch hierauf acht zu geben. Eine maßgebende Stelle hierfür ist Platos Symposion p. 185 C, wo nach der Rede, die dort Pausanias gehalten, die Worte stehen *Παυσανίου δὲ παυσαμένου* mit augenfälligstem Anklang und mit dem Zusatz: *διδάσκουσι γάρ με ἴσα λέγειν οὑτωσὶ οἱ σοφοί.* Gewisse Autoren befürworteten also das *ἴσα λέγειν*, und so spielt denn auch Plato öfter in dieser Weise, wie im Phaedrus p. 230 A mit dem Namen *Τυφῶν* und dem Verb *ἐπιτύφεσθαι.* Sophokles findet im Namen des „Aias" den Anklang an die Wehklage *αἰαῖ*, und in der Antigone Vers 794 sagt der Chor, als die Streitszene zwischen Kreon und Haimon eben zu Ende gegangen, zum Liebesgott: *σὺ καὶ τόδε νεῖκος ἀνδρῶν ξύναιμον ἔχεις ταράξας*, wo uns *ξύναιμον* an den Namen *Αἵμων* selbst erinnern soll.

[1]) Diese Stelle scheint mir von A. Elter, Prolegomena zu Minucius Felix, Bonn 1909, nicht glücklich beurteilt.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Titel Ἀποθέωσις der Seneca, der über einer Satire steht, in der das Gegenteil der Apotheose stattfindet.[1]) Kaiser Claudius ist von Agrippina als Gott konsekriert worden. Juvenal erinnert 6, 622 an die gleichen Vorgänge, und der Scholiast merkt dazu an: *apotheosin deridet.* Daher also der Titel. Aber der Inhalt der Apotheose geht in Wirklichkeit dahin, daß Claudius aus dem Himmel gestoßen wird; binnen drei Tagen soll er den Olymp verlassen (cap. 11); aber auch auf Erden duldet ihn keiner; die Menschen wollen ihn *χαίροντες εὐφημοῦντες ἐκπέμπειν δόμων* (cap. 4) und alle sind *laeti hilares*, als er aus Rom auf den Begräbnisplatz hinausgetragen wird (cap. 12); und das geht noch weiter: in der Unterwelt soll Claudius erst Sklave des Caligula sein; aber Caligula will ihn nicht und gibt ihn an Aeacus weiter, der ihn auch wieder von sich stößt. Er ist also überall der Nichtbegehrte, *ὁ μὴ ποθούμενος, ὁ ἀπόθητος*, kein *ἀποθεούμενος*, und in der ironischen Aufschrift *ἀποθέωσις* klingt ominös das Wort *ποθεῖν* mit Alpha privativum an. Natürlich hat Seneca das Wort nicht etymologisch von *ποθέω* abgeleitet, aber er hörte den Anklang, so wie wir ihn hören. Ganz dasselbe Alpha privativum fand man, und zwar im Ernst, in dem Namen Apolls; denn wir lesen, daß *Ἀπόλλων* nach Auffassung der Mysterienlehre (*μυστικῶς*) „den einen Gott" bedeute: *ὁ εἷς ἐστι θεός*, weil er „nach der Negation der vielen" benannt sei: *κατὰ στέρησιν τῶν πολλῶν νοούμενος* (so Clemens Alexandr. Strom. I, 164, 3). Also *ἀ-πολλῶν.* Und wenn der alte Gorgias, der Liebhaber der Paronomasien, in seinem Epitaphios fr. 5 (Sauppe) von den Gestorbenen sagte: *τοιγαροῦν αὐτῶν ἀποθανόντων ὁ πόθος οὐ συναπέθανεν*, so hörte auch er in *ἀποθανόντων* einen Anklang an *πόθος* mit Alpha privativum.[2]) Endlich erwähne ich dazu noch das Adjektiv *ἀπόθεστος* (Callimach. frg. 302), das man geradezu von *ποθέω* ableitete.[3])

4. Die Veränderung der Wortbedeutung.

Der Grundsatz ist selbstverständlich, daß man jedes Wort in der frühesten Zeit seines Vorkommens zuerst aufsuchen muß. Dies erhob einst schon Aristarch zum Prinzip, indem er durchzuführen suchte, Homer nur aus Homer zu erklären; denn er sah, daß das spätere Griechisch die nämlichen Wörter oftmals in veränderter, nüancierter Bedeutung brauchte. *φράζειν* heißt bei Homer noch nicht dicere, sondern indicare; *μάχαιρα* nicht Schwert, sondern Messer; *σῶμα* nur „die Leiche"; *γράφειν* nur „ritzen"; *πάλιν* nicht „wieder", sondern „zurück"; *τάχα* nicht „vielleicht", sondern „bald"; *κέρδιστος* „der Schlauste".[4]) *ὑγρὸς* heißt bei ihm nur „naß"; erst in den jungen homerischen Hymnen heißt es „schmachtend" (18, 33); dann nennt Plato im Symposion den Eros *ὑγρὸς τὸ εἶδος* „geschmeidig" u. ä. m.[5]) Griechisches

Bekannt ist, daß Homer den Artikel noch kaum kennt; *ὁ* und *ἡ* haben für ihn noch den Wert von Demonstrativen. Aber auch die Adverbien auf *-ως* sind bei ihm noch recht selten und wenig ausgebildet; sie sind etwas

---

[1]) De Senecae apocolocyntosi et apotheosi, Marburg 1888/89 S. VIII.

[2]) Vgl. G. Thiele, Hermes 36 S. 231.

[3]) Vgl. F. v. Jan, De Callimacho Homeri interprete, Straßburg 1893, S. 79.

[4]) Siehe Lehrs, De Aristarchi studiis Homericis.

[5]) Vgl. Böckh, Pindar I 2 S. 227 ff.

häufiger in der Odyssee als in der Ilias; erst die Odyssee bringt einmal *καλῶς* (*β* 63). In den ältesten Teilen Homers heißt *ἀγορεύειν* nur „auf dem Marktplatz (*ἀγορά*) sprechen“, also „öffentlich reden“; erst hernach verflacht sich diese Bedeutung.[1] *μέρος* „der Teil“ ist dem Homer noch unbekannt, u. s. f.

Nichts aber ist sittengeschichtlich wertvoller als in der Sprache die Entwicklung der ethischen Begriffe zu verfolgen, wie dies Leop. Schmidt, Ethik der alten Griechen I S. 289 ff., freilich in etwas schwerfälliger Darstellung, getan. Es handelt sich um die Terminologie des Guten und Schlechten. Abstrakte Wörter wie *δικαιοσύνη*, *ἀνδρεία* kennt Homer noch nicht. Der Gottesfürchtige heißt ihm gelegentlich *θεουδής*, aber der *εὐσεβής* ist ihm noch fremd, fremd auch der *βέλτιστος*, der *κόσμιος* und *μέτριος*. *χρηστός* steht erst in der Batrachomachie. *ἀρετή* ist bei Homer noch jedweder Vorzug, also bei Frauen die Schönheit, und erst in den jüngsten Teilen der Odyssee erhält *ἀρετή* die eigentlich moralische Wertung.[2])

Lehrreiche Beispiele für den Wandel der Anschauungen gibt auch die Geschichte der Wörter *σοφιστής* und *εἴρων*: *σοφιστής* ursprünglich der kundige Lehrer, speziell Weisheitslehrer, hernach durch die Sokratiker zum Prahler und Charlatan gestempelt, dann in der Kaiserzeit als Berufsbezeichnung des Rhetors rehabilitiert; *εἴρων* eigentlich der hinterhaltige, feige Selbstverkleinerer voll innerem Hochmut, hernach zum Träger sokratisch-platonischer Ironie, in der wir die Blüte feinsten attischen Geistes erblicken, umgewandelt und geadelt.[3])

Lateinisches

Auch für den lateinischen Sprachgebrauch läßt sich Ähnliches dartun, wennschon der Zeitabstand von Plautus zu Cicero, der nur etwas über hundert Jahre beträgt, zu gering ist, als daß wir für ihn einen zahlreichen Wandel der Wortbedeutungen erwarten könnten; *bonus* ist *dvenus*, eigentlich der Zuverlässige und Besitzende;[4]) *optimus* ist *opitumus*, eigentlich also der Helfer (zu *ops*), *Iuppiter optimus maximus* eigentlich der größte Helfer, im Vergleich nämlich zu den Ioves anderer Städte. *carus* heißt „teuer“ und seit Ciceros Zeit erst „lieb“. In besonderer Weise entwickelt sich der *urbanus*, der zunächst den Großstädter, dann den Witzbold bedeutet,[5]) sodann das Wort *amicus*, das allmählich entwertet wurde; denn da der kaiserliche Hof seine Hofschranzen *amici* nannte, nannten auch die sonstigen großen Herren ihre Klienten ebenso,[6]) und die *amicitia* verlor die Gegenseitigkeit, die zu ihrem Wesen gehört. Die augusteischen Dichter nannten ihre Geliebte *domina*; das kam aber gleichfalls erst seit der Knechtung Roms unter Octavian auf; seitdem der Bürger über sich einen *dominus* erträgt, kann er auch seine Geliebte zu seiner Herrin oder Königin, zur *domina* oder Donna erheben. Catull aber kennt diesen Sprachgebrauch noch nicht, vielmehr ist bei ihm der Liebhaber der *do-*

---

[1]) Vgl. Joh. Berger, De Iliadis et Odysseae partibus recentioribus, Marburg 1908, S. 52 (eine Arbeit, deren Hauptergebnisse man ablehnen mag, die aber viele nützliche sprachliche Beobachtungen enthält).

[2]) Vgl. J. Ludwig, Quae fuerit vocis *ἀρετή* vis ac natura, Leipz. 1906.

[3]) Ueber *εἴρων* O. Ribbeck, Rhein. Mus. 31 S. 387 f.: von demselben: Alazon, ein Beitrag zur antiken Ethologie, 1882; Kolax 1883; Agroikos 1885.

[4]) Siehe Sprach man avrum S. 70 f.

[5]) Siehe Lutsch, Creceliusbuch S. 80.

[6]) W. Rüdiger, Quibuscum viris fuerit Statio poetae usus, Marburg 1887, S. 20 u. 35 f.

minus (45, 14), und wer etwa Catull 68 B 68 *isque domum nobis isque dedit dominam* auf die Geliebte des Dichters deutet, bringt sich um das Verständnis des ganzen Gedichtes. Es kann da nur die Hausbesitzerin gemeint sein, die zum Rendezvous der Liebenden ihr Haus öffnete.[1] *elementum* ist eigentlich der Nährstoff, *alimentum*, dann physikalisch der Bestandteil des Körperaufbaus, dann litterarisch der Bestandteil des Wortkörpers, der Buchstabe[2]) u. s. f.

Eine umfassende Behandlung solcher semasiologischer Entwicklungen gab einst DÖDERLEIN, „Lateinische Synonyme und Etymologien". F. HEERDEGEN, Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie I (Erlangen 1875), gibt die Geschichte des Verbum *orare*.

5. Einfluß des Dialekts.

Von dialektischer Beeinflussung der römischen Litteratursprache läßt sich nicht viel reden; denn die wenigen Lehnwörter, die aus italischen Dialekten stammen, kommen hier doch nicht in Betracht.[3]) Der eine lateinische Dialekt hat vielmehr damals Italien und dann den Okzident erobert. Ja, auch bei der gewaltigen räumlichen Ausdehnung des Latein in der Kaiserzeit können wir von Entwicklung lokaler Sprachverschiedenheiten, wie sie die Entstehung der romanischen Sprachen voraussetzt, in der Litteratur wenig verspüren. Die Versuche, ein afrikanisches Latein, dann auch ein gallisches neben dem zentralen italischen Latein in der Litteratur nachzuweisen, sind vorläufig mißlungen und die Symptome zerfließen uns unter den Händen.[4]) Auch was wir von einer römischen Soldatensprache hören,[5]) ist schließlich kein Dialekt. Latein dialektlos

An die Stelle dialektischer Differenzen tritt in Rom dagegen von Anfang an der Gegensatz von Plattlatein und Hochlatein. Zwischen beiden steht vermittelnd die Konversationssprache des Großstädters, wie sie in Ciceros Briefen uns vorliegt. Den Anteil festzustellen, den seit Plautus die einzelnen Autoren am Plattlatein nehmen, ist ein Hauptmerkmal für ihre richtige Würdigung. Erstorben ist es nie; die Bauerngespräche bei Petron zeigen es in herrlicher Blüte, ebenso die Wandkritzeleien (Graffiti) Pompejis, in denen wir sogar schon solche Schwächungen des Auslauts antreffen, wie sie im Romanischen herrschend wurden: *quisquis ama valia, peria qui noscit amare.*[6]) Vor allem seit dem 2. Jahrhundert bricht das Volkslatein wieder mächtig hervor. Plattlatein

Das Plautinische Altlatein ist also Volkslatein. Der Komiker hat es mit dichterischer Genialität gemodelt. Volkslatein ist aber nicht immer auch Altlatein, und bei Plautus findet sich eine Menge sprachlicher

---

[1]) Vgl. Rhein. Mus. 59 S. 430 u. 442.

[2]) Siehe Archiv f. Lexik. XV S. 153 ff. gegen H. DIELS Elementum.

[3]) Pränestinisches: A. ERNOUT, Le parler de Préneste d'après les inscriptions, Paris 1905 (Mém. de la soc. de linguistique). Manches Irrige bei ERNOUST, Les élements dialectaux (Collection lingu. III).

[4]) KROLL, Rhein. Mus. 52, 569 f. Wenig ergibt z. B. A. CARNOY, Le latin d'Espagne, Brüssel 1906, 2. Aufl.

[5]) Siehe J. G. KEMPF, Sermonis castrensis reliquiae, Fleckeis. Suppl. Bd. 26.

[6]) Carm. epigr. 946; *noscit* ist wohl nicht f. *nescit* verschrieben; sondern es scheint *non scit* gemeint. *non scire* f. nescire ist plautinisch, also Volkslatein.

Phänomene, die bald nach ihm für immer untergingen: *med* und *ted, postidea, postilla, gratiis* f. *gratis, obiurigo, danunt, perduint* u. s. f. u. s. f. Charakteristisch für das Altlatein ist auch der Indikativ in *cum*-Sätzen und solchen Relativsätzen, in denen später die sogenannte „consecutio temporum" sich entwickelt hat; so lesen wir *videas, mercedis quid tibi est aecum dari*, Bacch. 29, *vide num moratur* Most. 614 und *scio quid ago* Bacch. 78.[1]) Natürlich wurde das noch parataktisch empfunden. Die Hypotaxis ist hier noch in ihrer Entstehung.

Diese Bemerkungen aber führen zur Betrachtung der Sprachgeschichte und ihrer Perioden, die nicht dieses Ortes, sondern Aufgabe der Grammatik ist.

Im Gegensatz zu dieser Uniformität des Latein steht der Dialektreichtum des Griechischen.

Griech. Dialekte

Die griechischen Dialekte sind in ihrer reinen lokalen Färbung durch die Inschriften mehr und mehr bekannt geworden.[2]) Um so deutlicher ist die Erkenntnis, daß diese Dialekte in der Litteratur nur in seltenen Fällen rein zur Anwendung kamen.[3]) Die Reste des Epicharm und Sophron geben uns echtes sizilisches Dorisch, die Korinnas reines Böotisch, Anakreon reines Ionisch.[4]) Die attische Komödie läßt gelegentlich Personen auftreten, die urwüchsig und ziemlich echt lakonisch, böotisch, megarisch reden.[5]) Die lesbische Lyrik dagegen, Sappho voran, dichtete nicht ganz rein äolisch, sondern die Einflüsse der epischen Sprache auf sie sind unverkennbar.[6]) Denselben Einfluß erfuhr schon Archilochos. Herodot schreibt ein künstliches Ionisch; und die Tragiker Athens wagten in ihren Dialogpartien nicht mit der Tradition zu brechen, sondern

Attisch

untermischten ihr Attisch vor allem mit jonischen Bestandteilen.[7]) Und zwar verfuhren sie so in Rücksicht auf ihr Publikum. Denn ein Aeschylus dichtete nicht nur für Athen, sondern für die weitere griechische Welt, und die Tragödie wurde an den großen Dionysien gespielt, zu denen auch die auswärtigen Griechen zusammenströmten. Erst in der attischen Komödie, deren Gesprächston sich der Prosa nähert, stellt sich das Attische reiner dar, dann bei den Prosaautoren selbst seit Gorgias. Dies Attische war der zur Rolle einer herrschenden Landessprache prädestinierte Dialekt, der der „Koiné" den Boden bereitete. Doch wagt auch Thukydides noch nicht das echt attische τ in *πράττω, θάλαττα* einzuführen und jonisiert in diesem Punkte wie die Tragödie. Erst nach ihm, seit Lysias, zeigt sich das Attisch in seiner uneingeschränkten Natur.

Koiné

Zur eigentlichen Weltsprache wurde statt des Attischen schließlich die Koiné. Ihr erster großer Vertreter ist für uns Polybius. Prüft man an ihm und an verwandten Autoren die *κοινή*, so ergibt sich, daß dieser

---

[1]) Vgl. Lorenz zu Mostell. 142.

[2]) Vgl. R. Meister, Die griech. Dialekte, 1882—1889. O. Hoffmann unter gleichem Titel 1891—1898. A. Thumb, Handbuch der griech. Dialekte, 1909.

[3]) Vgl. E. Zarncke, Die Entstehung der griech. Litteratursprachen, Leipz. 1890.

[4]) Vgl. v. Wilamowitz, Die Textgeschichte der griechischen Lyriker S. 22 u. 44 ff.

[5]) Siehe Aristoph. Acharn. 729 ff.; Lysistr. 81 ff.; 980 ff.; 1076 ff., und vgl. v. Wilamowitz a. a. O. S. 98 f.

[6]) W. Schulze, Gött. gel. Anz. 1897 S. 883 f.

[7]) Vgl. Diels, Rhein. Mus. 56 S. 29 ff.; W. Aly, De Aeschyli copia verborum, Berl. 1906.

Dialekt ein Mischdialekt, d. h. ein vornehmlich mit starken jonischen Elementen durchsetztes Attisch ist. Daher Vokabeln wie *κατοχή*, *κρεαφαγεῖν*, *κοινολογία*, *ῥάχις* („Bergrücken"), daher auch eine Reihe von scheinbar poetischen Vokabeln, die vor der Koiné sich schon in der Tragödie finden, wie *ἀλέκτωρ*, der Hahn im Neuen Testament, *λαῖλαψ*, *ὁδηγεῖν*, *βαστάζειν*. Auch die Tragödie hatte sie dereinst dem Ionischen entnommen.[1]) Der Dialog der Tragödie ist ein Vorläufer der Koiné.

Was die Dichtkunst anlangt, so gilt im allgemeinen der Satz, daß an bestimmten Versmaßen oder Dichtungsarten ein bestimmter Dialekt haftet (s. Aristoteles Rhetor. p. 1404 A 29). Herodas dichtet jonisch, weil eben der Hipponacteus, den er braucht, dies fordert. Sonst aber war doch Mischung beliebt. Die eigentlich getragene Poesie der Griechen hat den reinen Sprachtypus stets vermieden. Es gab keine attische Lyrik. Selbst Sparta hat nicht daran gedacht, von den Sängern, die ihm dienten, lakonische Gesänge zu fordern; sondern Tyrtäus schrieb episch, Alkman, der z. B. lakonisches *σιός* f. *θεός* setzt, mischte doch Episches in das Dorisch. Und dies Prinzip der Dialektmischung beherrscht in verschiedener Weise auch Pindar, die Chorgesänge der Tragödie und alles Verwandte.[2]) Warum das? Diese große Poesie wollte allgemeinverständlich international, oder besser, panhellenisch sein. Das Dichten war ein fortgesetzter sprachlicher Kompromiß.

Mischung in der Poesie

So hat denn auch Theokrit zwar vereinzelt *Αἰολικά* gearbeitet, in seinen *Βουκολικά* aber, *δωρίδι διαλέκτῳ* (wie Suidas sie charakterisiert), doch wiederum überall episches Sprachgut, d. h. jonisch-äolisches, ja, auch nichtepische Aeolismen in das Dorische eingemischt.

Homer

Und dies führt auf Homer selbst. Auch seine Sprache ist gemischt. Und auch das ist ursprünglich und echt und gehörte gewiß von vornherein zum Wesen des epischen Vortrags. Die Hypothese, die ansetzt, die Ilias, ja, auch die Odyssee sei dermaleinst reines Aeolisch gewesen, ist um so bedenklicher, da der Versuch einer Rückdichtung mißlungen scheint.[3]) Vielmehr lehrt die Gesamtsprachgeschichte der griechischen Poesie es verstehen, ja, sie ergibt es als Forderung, daß auch schon die alten epischen Erzähler die reine Dialektdichtung vermieden. Denn alle Dialektdichtung ist kleinbürgerlich. Den wandernden Aöden lag es fern, ihren Vortrag lediglich auf äolisch redende Fürstenhöfe zu beschränken; und auch diese Fürsten selbst waren keine Bauern und gewiß niemals so borniert, nur äolisch zu verstehen.[4])

---

[1]) A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, Straßburg 1901, S. 213 u. 217 f.

[2]) H. Schultz, De elocutionis Pindaricae colore epico, Göttingen 1905; übrigens Wilamowitz a. a. O. S. 47 f.

[3]) Trotz Bechtel (bei C. Robert) und Hans Berger, De Iliadis et Odyssiae partibus recentioribus, Marburg 1908. Am meisten werden diese Hypothesen durch das abenteuerliche Buch A. Ficks, Die Entstehung der Odyssee, Göttingen 1910, diskreditiert.

[4]) Die Annahme, daß in Smyrna, Erythrä und Umgegend ein äolisch-jonischer Mischdialekt gesprochen wurde, ist nach dem Gesagten, wie ich meine, zum Verständnis des Homer unnötig. Vgl. O. Hoffmann, Geschichte der griechischen Sprache, Sammlung Göschen Nr. 111 S. 74. Wenn die dort gefundenen Inschriften einen solchen Mischdialekt wirklich erweisen, so ist dies gewiß willkommen. Wer ihn aber aus Homer selbst erschließen will, müßte auch aus den jonisierenden Dialogpartien des Aeschylus schließen,

Text-kritisches

Den modernen Textkritiker bringen nun aber Texte mit gemischtem Dialekt oft in Verlegenheit. Wenn die Hss. selbst so schwanken wie bei Theokrit, sollen wir bei diesem Dichter 1, 12 *τεῖδε* oder *τῇδε*, sollen wir 5, 30 *τοῖδε*, 15, 2 *αὐτῇ*, 15, 34 dagegen *αὐτάν* lesen oder herstellen? Wenn eine Hs. so inkonsequent ist wie der Laurentianus des Sophokles, der z. B. Aiax 172 *ἐλαφηβολίαις*, Trach. 214 *ἐλαφαβόλον* gibt, sollen wir etwa gegen ihn den dorischen Vokalismus durchführen? Oed. Rex 475 steht *φήμα*. Sollen wir *φάμα* schreiben? Für diese Dinge hat uns die Kenntnisnahme des Bacchylidespapyrus einige Zurückhaltung gelehrt. Denn auch er ist schon ebenso inkonsequent, und er gibt Bacchyl. 2, 1 und sonst just ebenso *φήμα*, nicht *φάμα*. Soph. Electra 1277 stellte Dindorf *ἀδονάν* her, ohne Nötigung; denn Bacchylides hat *ἀδόπνους*, aber daneben *ἡδύς*.[1]) Vielleicht beobachtete der Dichter bei dem scheinbar willkürlichen Wechsel der Formen Gesetze des Wohllautes, die wir nicht mehr nachempfinden können. *Aurem tuam interroga* sagt der Grammatiker Probus bei Gellius 13, 21, 1 in bezug auf vergilisches *urbes* und *urbis*; der Dichter hatte eigenhändig bald dieses, bald jenes gesetzt. Warum?

Andererseits kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir in den zwei großen Sapphogedichten, die die Rhetoren Dionysius von Halikarnaß und Pseudo-Longin uns geben, das Äolische gegen ihr Zeugnis strenger durchzuführen haben; denn es ist nicht zu verkennen, daß diese Texte in den Handschriften der Zeit des Augustus stark vom Gemeingriechisch durchsetzt waren. Pseudo-Longin modernisiert so auch das Jonisch, wo er den Herodot zitiert p. 143 und 153;[2]) ja, schon Aristophanes hat, wo er Stesichorosverse bringt, im Frieden 774 ff. die überlieferten strengen dorischen Formen abgeändert. Ebenso ist das Jonisch im Aïtes Theokrits nach dem Vermerk der Überschrift *Ἰάδι διαλέκτῳ* auch da, wo die Hss. widerstreben, durchzuführen. Die Solonreste, die wir in des Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* lesen, geben gel. attisches *ā*, wo wir jonisches *η* erwarten, auch dies vielleicht eine Veruntreuung des Dialektischen durch den Schreiber. Auch das Jonisch des Herodot und Hippokrates ist in den Handschriften dieser Autoren durch jüngere Überarbeitung und Akkommodation an das Attische entstellt; entstellt auch die Sätze der altjonischen Philosophen, die uns die Aristoteleskommentatoren zitieren.[3])

6. Einfluß der Litteraturgattung.

Schon aus dem soeben Vorgetragenen erhellt zur Genüge, daß der Sprachcharakter eines Werkes jedesmal vom Zweck des Autors, d. h. mit andern Worten von der Litteraturgattung abhängt, der er sich widmet, und es ist kaum nötig, hierbei zu verweilen. Soweit es sich um poetische Werke handelt, kann man auch sagen: Die Sprache ist abhängig vom Versmaß.

daß zu des Aeschylus Zeit in Athen solch jonisches Attisch gesprochen wurde. Aeschylus war Kunstdichter, und Homer auch.

[1]) Siehe übrigens v. Wilamowitz a. a. O.

[2]) Vgl. Stemplinger, Das Plagiat in der griechischen Litteratur S. 248.

[3]) Siehe Simplicius ed. H. Diels I S. IX.

Zunächst rein äußerlich im Wortschatz; denn der daktylische Vers erforderte eben daktylisch fallende Vokabeln, so wie der Trimeter jambische. Wichtiger aber noch ist die Stimmungslage, die sich mit jedem Versmaß ändert.

Trochäen

Der Trochäus bildet den eigentlichen Schnellvers, und wenn der Chor an zu rennen fängt, braucht er ihn, wie bei Aristophanes Ach. 204:

τῇδε πᾶς ἕπου δίωκε καὶ τὸν ἄνδρα πυνθάνου.

Aber der Trochäus diente auch dem *γελοῖον*, dem Spaß und Ulk, der nicht *ψόγος* ist.

Iamben

Dagegen ist der Jambus, das *ἰαμβεῖον*, der eigentliche Sprechvers, von dem Aristoteles sagt,[1]) er eigne sich für den Dialog des Theaterstücks, weil man im täglichen Leben geradezu in Jamben spreche. Wo immer also *ἰαμβεῖα* auftreten, haben wir, ähnlich wie auch in den Trochäen, ganz vorwiegend realistischen Sprechton, und so ist der Jambus von vornherein auch der Vers der Insulte oder des *ψόγος*.[2]) Allerdings wissen die Tragiker im Jambus doch auch erhaben zu sprechen, und eine epische Wucht erhält er in den ergreifenden Botenberichten, in denen Euripides sich als Meister zeigt.

Hexameter

Der Hexameter gibt Erzählung, aber ihm ist eigentümlich, daß er stets nur getragene Erzählung gibt, die sich einer überwirklichen Sprache bedient; und das Blühen der breitgebauten, wohlklingenden und die Anschauung belebenden Epitheta ist dabei Hauptmerkmal. Der epische Vers idealisiert und wahrt eine erhabene Unwirklichkeit des Ausdrucks, wie in den Schmuckwörtern, so in der Wortkomposition überhaupt. Dieser epische Stil geht von Homer bis Nonnos. Um so reizvoller war es für den antiken Leser, wenn derselbe Hexameter nun trotzdem einmal realistisch wurde, skoptischen Ton anschlug und sich in den Dienst des Mimus stellte, wie in Theokrits 15. Gedicht, in den Komödien des Rhinton, vor allem in der römischen Satire. Und hier ist denn in der Tat Wortschatz und Charakter radikal verändert.

Melik

Eine Veredlung oder Steigerung des Redetons strebt auch die griechische Lyrik oder Melik an. Aber sie zeigt sich in diesem Streben ungleichmäßig, und eben in dieser Ungleichmäßigkeit verrät sich wieder der Einfluß des Versmaßes auf die Sprache. Denn wo die Metra so kurzgliedrig und schlicht sind wie in Sapphos *Δέδυκε μὲν ἁ σελάννα | καὶ Πληίαδες, μέσαι δὲ | νύκτες κτλ.*, da wird sogleich auch die Sprache schlicht und meidet den Aufputz der Epitheta, den die Chorlyrik großen Stiles bringt und der z. B. in den Daktylo-Epitriten zu Hause ist. Ähnlich steht es mit den Dochmien; sie sind zu pulsierend erregt und meiden darum gleichfalls den Pomp der Schmuckwörter. Dies ist die Sprache der Dochmien: *φράζε δὴ τί φῄς; τὸν ἀναγῆ φίλον μήποτ' ἐς αἰτίαν ἐπ' ἀφανεῖ λόγῳ σ' ἄτιμον βαλεῖν*, oder: *ἄφιλος ὅτι πύματον ὀλοίμαν, φρόνησιν εἰ τάνδ' ἔχω*, wo kein Wort im Dienst der erregten Erörterung überflüssig (Oed. Rex 655 ff.).

Die Grammatiker und Musiker des Altertums selbst wußten den Charakter der Versmaße zu bestimmen; so sagen sie uns u. a., daß die

---

[1]) Poetik cap. 4, 8.

[2]) Der Jambus als *pes citus* ist jung; vgl. Philol. LXIII S. 455.

Daktylo-Epitriten den hesychastischen Charakter tragen. Daher nun eben der feierliche Redeschmuck daktylo-epitritischer Strophen, wie z. B. in der Parodos des Aiax Vers 172 ff. mit der *ταυροπόλα Διὸς Ἄρτεμις* und dem *χαλκοθώραξ Ἐνυάλιος*. Man könnte zweifeln, ob dieser breite und wuchtende Ton an dieser Stelle der Tragödie die Stimmung richtig ausdrückt. Denn der Chor zeigt auch schon während der Parodos ernstliche Sorge und eine gewisse Erregung um das Schicksal des Aiax. Aber dies Gefühl soll erst im Verlauf des Dramas sich steigern und voll entfalten, und Sophokles handelte weise, wenn er mit der hesychastischen Stimmung begann.

In gewaltigem Kontrast zu dieser Parodos des Aiax steht die zur Alkestis. Da ist alles Angst und Bangen um die edle Frau: ist sie schon tot oder nicht? Jamben, auch Glykoneen und Daktylen reden da die knappste, ja, eine fast geschäftsmäßige Sprache. „Hört jemand ein Ächzen oder Händeschlagen im Haus oder ein Seufzen, als wäre es schon geschehen? Nein! An der Haustür ist auch kein Diener“: so schlicht lautet die erste Strophe Vers 86 f., um nur in ihrer Schlußzeile *εἰ γὰρ μετακύμιος ἄτας ὦ Παιὰν φανείης* plötzlich zu der üblichen Verwegenheit des Ausdrucks sich zu erheben; und ganz so realistisch geht die Gegenstrophe; aber auch ihre Schlußwendung Vers 103 schlägt wieder ebenso kühn empor; die *χεὶρ νεολαία* ist da noch exaltierter als das voraufgehende *μετακύμιος ἄτας*.

Elegie

Das elegische Distichon aber ist nur ein Ableger der hexametrischen Kunst und die elegische Sprache deshalb auch nach der epischen zu beurteilen, und zwar so gut in Rom wie in Hellas.[1]) Indem der Hexameter sich mit dem Pentameter vermählte, wurde die Elegie die Tochter und nächste Deszendentin des Epos. Wie Mimnermos sprachlich von Homer beeinflußt ist, so war Properz geneigt, sich dem Einfluß seines großen Zeitgenossen Vergil auszusetzen.[2]) Aber auch die Elegie hat dabei, wie der epische Vers, verschiedene Stilarten durchgemacht: man vergleiche nur Ovid mit Kallinos, das Ende mit dem Anfang der Entwicklung. Auf alle Fälle aber ist es sinnlos und eine Verkennung des Wesens, wenn neuerdings jemand versucht, uns das elegische Distichon durch den Vergleich bayrischer Schnadahüpfeln nahe zu bringen, ja, Distichen in solche Schnadahüpfeln zu übersetzen.[3]) Das ist, als gäbe man uns Kohl und Rüben statt des Lorbeers und der bacchischen Traube.

Prosa

Blicken wir auf die Prosa, so hat sie vom „gradezu“, vom „grade darauf los reden“ ihren Namen (proversa, provorsa). Sie steht also zu jeder bewegteren Gefühlsäußerung ursprünglich in Gegensatz, und in der Sprache der Gesetzestafeln und der Lehrbücher gibt sie sich am natür-

---

[1]) Vgl. F. Weigel, Quaest. de elegiaco sermone eqs., Dissert. Vindob. III, 1891, S. 109 ff.: N. Riedy, Solonis elocutio quatenus pendeat ab exemplo Homeri, München 1903 u. 1904; dazu Berl. phil. W.schr. 1905 S. 1428. Inwieweit auch einmal ein Abschnitt im Homer von der Elegie beeinflußt worden ist (s. D. Mülder, Homer und die altionische Elegie, Hannover u. Berlin 1906), kommt hier nicht in Betracht.

[2]) Vgl. H. Hollstein, De Properti monobibli sermone et de tempore, quo scripta sit, Marburg 1911.

[3]) Stowasser, Griechische Schnadahüpfeln, Wien 1903. Feinsinniger sind die Versuche Eskuches (Hellenisches Lachen, Hannover 1911), antike Distichen in deutschen Reimversen wiederzugeben.

Griech. Kunstprosa

lichsten. Eben dahin gehört aber auch die λέξις εἰρομένη der primitiven altjonischen Historiographen, die man die Logographen nennt. Aber auch die Prosa belebte sich zum Kunstwerk. Sie rundete ihre Sätze ab und bildete in Nachahmung der lyrischen Versifikation „Perioden“, die sich aus „Kola“ zusammensetzten, und begann obendrein auch den poetischen Sprachausdruck zu kopieren, zunächst in der tastenden und geschmacklosen Weise, von der uns die *γῦπες ἔμψυχοι τάφοι* des Gorgias ein typisches Beispiel sind. Für alles das geben die Reste der Ethika des Demokrit interessante Belege. Im Gegensatz hierzu war es endlich das große Werk der klassischen attischen Rednerkunst, eine wirklich stilreine Kunstprosa zu schaffen, d. h. der Kunstprosa ihren eigenen Stil zu sichern, der dabei in verschiedenen Charakteren auftreten kann, anders im Lysias, anders im Isokrates. Die klassische Prosa hat seitdem ihren eigenen, von der Poesie verschiedenen Wortschatz; sie hat eine eigene Rhythmik, die den Dichtern fremd. Ihre Kraft und ihre Mannigfaltigkeit offenbart sie in den Redefiguren und den Tropen.

Röm. Prosa

Die römische Prosa hatte es leichter als die der Griechen. Ihr genügte es, die verschiedenen Stilarten, die die Griechen ausgebildet, lerneifrig zu übernehmen. Die größte Stilreinheit zeigt die römische Prosa in Cicero und Caesar. Dann aber änderte sie unter dem Einfluß der nachklassischen griechischen Rhetorik ihr Wesen, und die Entwicklung ging dahin, daß die Schriftsteller Roms, Livius voran, sich von der Phraseologie und von der poetischen Syntax der augusteischen Dichter beeinflussen ließen. Ich nenne aus ihrer Reihe hier nur Apuleius, den Afrikaner, dessen Sprache mit besonderer Liebe, aber doch bisher immer noch in zu einseitiger Weise untersucht worden ist; denn man hat sie vorwiegend nur auf Volkslatein und Altlatein hin ins Auge gefaßt; das Hauptmerkmal ist aber, daß Apuleius in der Syntax[1]) und vielfach auch im Wortschatz der Fortsetzer jener silbernen Latinität ist, die aus dem Usus der Dichtersprache ihr Wesen zog. Gleich im Einleitungskapitel braucht er das Adjektiv *Ephyraeus* nach Ovid und Lucan, verbindet *advena* mit dem Genitiv wie Statius Theb. 8, 555, sagt *veniam praefatus* wie Statius Achill. 2, 53 *pacem praefatus*, im cap. 2 *emergere* mit dem Akkusativ des Orts wie Vergil *erumpere nubem*, schreibt *sititor novitatis* nach dem *sititor aquae* bei Martial 12, 3, 12 u. a. m.

Augusteische Dichter

Wichtiger als diese nachciceronische Prosa sind aber die augusteischen Dichter selbst; denn nichts kann den Satz, daß das Versmaß die Sprache gestaltet, so bequem veranschaulichen als sie. Dies ist vollständig überzeugend schon in dem alten Buch von Köne, Sprache der römischen Epiker, Münster 1840, dargelegt.[2]) Der daktylische Vers war es, der es einem Vergil und den andern Daktylikern unmöglich machte, Worte wie *bellicosus*, *hospitalis*, *nuptiae*, *iudicamus*, *insulae*, *fortiores*, Adverbien wie *prospere* überhaupt zuzulassen. *Siculus* sind drei Kürzen; in *Siciliam* war man gezwungen, die erste zu längen; das *e* in *Macedo* konnte man

[1]) Wenig gibt J. v. Geisau, De Apulei syntaxi etc., Münster 1912.

[2]) Vgl. Bednara, De sermone dactylicorum lat., Leipz. 1906; ders. in Archiv f. Lex. XV.

kurz belassen, in *Macedoniam* mußte man es dehnen. Ebenso ist es durchsichtig, weshalb die Feminina *certa dies*, *dura silex* bevorzugt wurden. Ein *praemium*, *otium* widerstrebte; man half sich mit dem „poetischen" Plural *otia*, *praemia*, den die Not erzeugte; den gleichen Dienst leisteten die Neutra *carbasa*, *Tartara*, *Pergama* trotz *carbasus*, *Tartarus*, *Πέργαμος*. Daher auch *circlos*, *frigdaria*. Der ganze Genetiv der Partizipien *amantium*, *volentium* mußte wegfallen; *amantum* tritt dafür ein. *reliqui* war noch im 1. Jahrh. v. Chr. viersilbig *relicui*; daher vermied man das Wort; kein augusteischer Dichter braucht es.[1]) *gratulari* gab keinen Daktylus; man sagte *gratari*; „erziehen" hieß *ēdŭcare*; im gleichen Sinne mußte nun *educere* aushelfen. So wird *monstruosus* zu *monstrosus*; *audiendi* ging nicht an, also wurde auch die Syntax verändert, und Vergil konstruiert *amor audiri* (Aen. II 11); vgl. *natus tolerare labores* u. a. *invidetur mihi* ging ebenfalls nicht; Horaz verschmäht es deshalb nicht, *invideor* zu schreiben. Im Dienst des Daktylus sind dann aber auch alle jene neuen Wortbildungen auf *-fer* und *-ger* gemacht, die unter den Schmuckwörtern in dieser römischen Poesie einen so breiten Raum einnehmen.

Homer

Die kühnen Veränderungen, die wir die römischen Dichter vornehmen sahen, haben nun aber ihr Vorbild in der homerischen Sprache gehabt, die im Verse der Alexandriner, eines Kallimachus und Apollonius Rhodius, weiterlebte, und dies dürfen wir zu ihrer Rechtfertigung nicht vergessen. Denn es ist Tatsache, daß auch Homer und seine Nachahmer sich gezwungen sahen, in vielen Fällen wie in den folgenden, die ich zufällig auslese,[2]) die natürliche Kürze in Hebung wider den Usus gradeswegs zu längen; ich meine Eigennamen wie *Πριαμίδης* und *Φυλακίδης* und Wörter wie *ἀθάνατος*, *ἀπονέεσθαι*, *ἀποδίωμαι*, *δυναμένοιο*, *θυγατέρες*, *κυάνεος*, weiter *εἰλήλουθα*, sogar *συβόσια* mit gelängter dritter Silbe *Λ* 679, *ξ* 101; weiter *οὔνομα* und die Präposition *εἰν*, die in dieser Schreibung und Messung statt *ἐν* immer nur in Hebung und immer vor Vokal vorkommt.[3]) Ja, auch das choriambische *Italiam* und *Siciliam* der Römer hat bei Kallimachus in *'Ιταλίη* und bei Theokrit in *Σικελίδας* seine Analogie.

Mimetische Schreibweise

Wir sagten in weitester Fassung, der Sprachcharakter eines Werkes sei jedesmal durch seinen Zweck bedingt. Für diesen Satz ist Plato das glänzendste Beispiel. Plato hat den gewandten Dialogstil, den er sich ausgebildet hatte, lange Zeit beibehalten und durchgeführt. Aber er war dabei imstande, ihn zugleich nach der Eigenart des Sprechers, den er redend einführt, zu verändern, und persifliert also bald den Lysias, den Prodikos, bald die Gorgianer, indem er ihre Manier nachahmt, oder er bringt uns die Wichtigtuerei des Protagoras zur Anschauung, wenn er diesen Sophisten im gleichnamigen Dialog seinen soziologischen Vortrag halbwegs mit logographisch-naiven, halbwegs mit dichterischen Wendungen

---

[1]) Man sieht also, was man von der Vermutung zu halten hat (A. Gandiglio in Atene e Roma XIV S. 346), bei Cic. de fin. IV 72 verberge sich in den Worten *Aristoteles reliquique Platonis alumni* ein Hexameterrest, der vielleicht aus Lucilius stamme. In Ciceros und des Lucilius Zeit war *relicuus* viersilbig.

[2]) Siehe W. Schulze, Quaestiones epicae, Gütersloh 1892.

[3]) Siehe Schulze S. 216 f.

spicken läßt, Protag. p. 320 ff.; naiv das sorgliche Wiederaufnehmen desselben Wortes, besonders stark bei *νέμειν* (*πειρᾶται αὐτὸς νεῖμαι, νείμαντος δ' ἐμοῦ, ἔφη . . . καὶ οὕτως πείσας νέμει, νέμων δὲ κτλ.*); poetisch das *γῆς ἔνδον, ἀλληλοφθοριῶν διαφυγὰς ἐπήρκεσε, πρὸς τὰς ἐκ Διὸς ὥρας* (aus Odyssee 24, 344), *ὑποδῶν τὰ μὲν ὅπλαῖς τὰ δὲ δέρμασιν, ὀλιγογονίαν προσῆψε, κλέπτει* (*Προμηθεὺς*) *τὴν ἔντεχνον σοφίαν σὺν πυρί*[1]) und *κλέψας τὴν ἔμπυρον τέχνην*. Dazu gorgianischer Gleichklang *ἱκανοῖς μὲν . . . δυνατοῖς δὲ* und *κόσμοι τε καὶ δεσμοί*. Dazu ferner das Metrische, im altmodischen Sinn, ganze Versausschnitte, z. B.:

Dimeter:	*γῆς ἔνδον ἐκ γῆς καὶ πυρός . . .*
	νέμων δὲ τοῖς μὲν ἰσχὺν
	ἄνευ τάχους προσῆπτεν . . .
Trimeter:	*ἐμηχανᾶτο δύναμιν εἰς σωτηρίαν*
4 Bakchen:	*ἐπειδὴ δ' ἄγειν αὐτὰ πρὸς φῶς ἔμελλον*
Daktylen:	*ἄλλας ἐξεπόριζεν . . .*
	— ἐπὶ πάντας, ἔφη ὁ Ζεύς,
	καὶ πάντες μετεχόντων.

Endlich am Schluß des Ganzen drei ausgewachsene, nur durch ein kleineres Kolon unterbrochene Glykoneen:

καὶ νόμον γε θὲς παρ' ἐμοῦ
τὸν μὴ δυνάμενον
αἰδοῦς καὶ δίκης μετέχειν
κτείνειν ὡς νόσον πόλεως.

Das ist nicht Zufall und gemahnt ernstlich an den Stil Demokrits.[2]) Es läßt sich zwar nicht behaupten, daß Plato die Einzelwendungen, die ich hervorhob, getreu aus einer der Schriften des Protagoras, etwa der *Πολιτεία*,[3]) entnommen habe, wohl aber, daß sich dieser Sophist dort sehr ähnlich auszudrücken beliebt haben muß.

Der Interpret, der von Plato z. B. den Phaedrus oder das Symposion liest, hat darum überall auf das wechselnde Kolorit der Rede, auf ihren mimetischen Zweck acht zu geben. Schon hieraus ergibt sich die Tatsache, daß es dem Genie gegeben ist, verschiedene Stilarten auszuüben.

Wechselnde Stilart eines Autors

Der Satz aber, daß die Sprache von der Litteraturgattung abhängt, führt uns noch einmal zu den Römern hinüber. Denn ist nicht der Horaz der Satiren nach Wortschatz und Wurf der Rede ein total anderer als der Horaz der Odenpoesie? In beiden Fällen redet gewissermaßen die Litteraturgattung statt seiner. Sie zwingt dem Dichter die Sprache auf. Ganz so erklärt sich aber auch der Unterschied des Tons in Catulls Werken. Man höre etwa Worte aus seinem Parzengesang (64, 323):

O decus eximium magnis virtutibus augens
Emathiae tutamen opis, clarissime nato

und daneben seine Hendecasyllaben:

Pedicabo ego vos et irrumabo
Aureli pathice et cinaede Furi.

---

[1]) *σὺν* bei Plato nur 30mal, *μετὰ* c. gen. 510mal; s. Th. Lina, De praepositionum usu Platonico, Marburg 1889, p. 32.

[2]) Siehe P. Natorp, Demokrits Ethika, Anhang.

[3]) Der Schrifttitel des Protagoras *περὶ τῆς ἐν ἀρχῇ καταστάσεως* bei Diogenes Laertius ist vielleicht im Hinblick auf den besprochenen Platoabschnitt zurecht gemacht, also unzuverlässig.

Auch Catull ist ein zweisprachiger Dichter.[1] Und ebenso steht es mit Petron (man denke an Petrons Bellum civile); ebenso vor allem mit Tacitus. Wie viel Druckerschwärze hat man nicht einst vergeudet, um zu beweisen, der Dialogus de oratoribus könne nicht von Tacitus sein; so auffällig kontrastiert dieser wundervoll breitflüssige Dialog in der Tat mit der knappen, gepreßten Art der Historien und Annalen desselben Autors. Aber man hat vergessen, daß die Gattung des Dialogs bei den Römern damals eben ihre traditionelle Sprache besaß, dies war ausschließlich die ciceronische, so noch bei Minucius Felix, und daß ebenso damals für die Historien als maßgebend die Sallustische Form galt, wie Martial 14, 191 bezeugt. Tacitus war unfrei in beiden Fällen; er gehorchte nur der Tradition und dem Zeitgeschmack, wenn er im Dienst des einen Zwecks Ciceronianer, im Dienst des anderen Sallustianer war.

7. Individuelles.

Gruppen gleichartiger Autoren

Wir haben den Ausspruch gewagt, daß in manchen Fällen gewissermaßen die Dichtungsgattung statt des Dichters die Sprache erzeugt. Und es läßt sich nicht leugnen, daß es Gruppen von gleichartigen Autoren gibt, die man als eine Litteraturmasse zusammenfassen kann. Dies gilt z. B. von den Resten der mittleren und neueren griechischen Komödie (Amphis, Eubulos; Posidipp, Philippides, Euphron), dies gilt von den Palliaten des Naevius und Plautus; sodann von den sogenannten novi poetae Roms, Calvus, Cinna, zu denen Catull gehörte. Denn wenn wir z. B. die Fragmente des Calvus einsehen, merken wir, daß, was uns bei Catull als hochoriginell erschien, in vielen Punkten doch diesen jungen Größen gemeinsam war. Auch von den alten jonischen Logographen, auch von den alten griechischen Elegikern kann man bis zu einem gewissen Grade dasselbe sagen, resp. vermuten. Wenn Stücke des Solon, des Mimnermus eingeschaltet im Theognis stehen, so werden die wenigsten Kenner einen erheblichen Stilunterschied wahrnehmen, und der Hersteller der Theognissammlung nahm ihn sicher nicht wahr. Weiter die zahllosen Epigrammendichter, die in der Palatinischen Anthologie vor uns stehn und ihr Eigentum mischen: eine mühsame und liebevolle Observation gehört dazu, um aus dieser Schar einzelne Individualitäten wie Mnesalkas von Sikyon, Leonidas von Tarent, Asklepiades von Samos, Antipater von Sidon herauszuheben.

In solchen Fällen kann also der Interpret, wo sprachliche Schwierigkeiten vorliegen, den einen Vertreter der Gruppe nach dem anderen beurteilen und sagen: dies und das ist Sprachgebrauch der Komödie oder des Epos oder der Elegie, wonach wir unsere kritische Entscheidung zu treffen haben.

Individualitäten

Doch es gibt überragende Größen, die vielmehr für sich stehn und die — wie Homer (oben S. 52) — womöglich nur aus sich selbst zu erklären sind. Es sind die Männer, die die griechische Sprache ganz neu geprägt haben: Herodot und Thukydides, jeder in seiner Art ohne seinesgleichen. Ebenso Plato, Xenophon, deren Gegensatz sich später im

[1] Vgl. Süss, Catulliana, Erlangen 1876.

Plutarch und Arrian wiederholt, u. s. f. Mögen hinter Thukydides, hinter Antiphon und Lysias Theoretiker der Rhetorik wie Gorgias und Thrasymachus stehen, mag Cicero von der rhodischen Rednerschule gelernt haben — wer wird bestreiten, daß hier in sich geschlossene, überragende stilistische Individualitäten vor uns stehen, die es wagen, Wörter und Wortverbindungen so zu wählen, daß alles ganz neu und alles ganz eigen scheint? Und was ist großartiger als die Idealschöpfung der äschyleischen Sprache? was interessanter als die klug berechnete Natürlichkeit des Ausdrucks, mit der die räsonnierende Tragödie des Euripides den Aeschylus überwindet?

Schon die Alten selbst haben diese großen Individualitäten erkannt, jeden für sich genommen und in kurzen Formeln zu charakterisieren versucht; dies sehen wir bei Dionys von Halicarnaß De vett. script. censura und Quintilian X 1. Danach zeichnet Aeschylus wie Pindar die *μεγαλοπρέπεια*, der Prunk der Rede, aus; Aeschylus ist ferner *ποιητὴς ἰδίων ὀνομάτων*, Euripides dagegen *οὔτε ὑψηλὸς οὔτε μὴν λιτός*. Von den Historikern aber heißt es z. B.: *ἐν μέντοι τοῖς ἠθικοῖς κρατεῖ Ἡρόδοτος, ἐν δὲ τοῖς παθητικοῖς ὁ Θουκυδίδης,* Thukydides hat die *ῥώμη* und den *τόνος*, das *γλωσσηματικὸν καὶ περίεργον*, Herodot die *χάρις*, die *πειθώ* und das ungezwungen Natürliche, *αὐτοφυὲς ἀβασάνιστον.*

Für Livius, den Historiker, sind in einer Reihe tüchtiger Arbeiten die Merkmale seiner hervorragenden schriftstellerischen Eigenart gesammelt worden.[1]) Livius vermochte, obwohl Ciceros Verehrer, doch das Latein wesentlich neu zu gestalten; es geschah vielfach nach griechischem Vorbild (Gräcismus): so substantiviert er die Adjektiva, als hätten wir den griechischen Artikel hinzuzudenken: *Romana* „die Römerin“, *medium diei* wie *τὸ μέσον.* Der Grieche konnte verbinden *ἡ ἐκ Βοιωτίας εἰς Μακεδονίαν ὁδός*, so nun auch Livius: *iter ex Boeotia in Macedoniam*; er begünstigte *alii* f. *ceteri*, vgl. *οἱ ἄλλοι.* Übrigens aber borgt Livius auch gern von den Dichtern; vergilisch ist das fragende *en umquam* bei ihm (z. B. IV 3, 10); das ptc. *perosus* in aktivischer Funktion (III 34, 8); *horret animus* mit folgendem Infinitiv (26, 24, 8); *supervacuus* statt supervacaneus u. s. f. Zur Semasiologie gehört das *adorare* in der Bedeutung „verehren“, das von Vergil aufgebracht, von Livius übernommen wurde; zum Phraseologischen z. B. das *fit via vi* Liv. IV 38, 4; das *inter spem metumque*, das zuerst bei Liv. VIII 13, 17 und Verg. Aen. I 218 steht, hernach bei Tacitus, u. s. f.

Doch genug. Das Gesagte zeigt hinlänglich, daß es berechtigt war, wenn wir im Voraufgehenden erschöpfende Speziallexika für sämtliche Autoren als Idealforderung hinstellten. Auch entsprechen dieser Forderung schon eine Reihe schöner Arbeiten wie Bonitz' musterhafter Aristotelesindex, sodann aber das Lexikon zu Homer ed. Ebeling, die Lexika zu Ciceros Reden und zu Ciceros philosophischen Schriften von Merguet, Spezial-lexika

[1]) Vgl. L. Kühnast, Die Hauptpunkte der Livianischen Syntax², Berl. 1872; O. Riemann, Études sur la langue de T. L.², Paris 1884; A. M. A. Schmidt, Sprachgebrauch des L., Leipz. 1894; S. G. Stacey, Archiv. Lex. X S. 17 ff.; *alii = ceteri* übrigens gel. schon die Komiker; vgl. V. Vaccaro, alii = ceteri, Palermo 1889.

das zu Tacitus von Gerber und Greef, Joh. Rumpels Lexika zu Pindar und zu Theokrit, und manches Weitere. Dringendstes Bedürfnis ist das Gleiche für Plato, für Ovid sowie für Plautus; aber auch für diese Desiderien naht langsam die Erfüllung.[1]) Dazu kommen dann solche Werke wie Riemanns Etudes sur la langue de Tite Live,[2]) Drägers Tacitussyntax; Constans, De sermone Sallustiano, besser S. L. Fighiera, La lingua e la grammatica di C. Sallustio Crispo u. a. m. Vor allem ist hier noch rühmend Wilh. Schmid, Der Atticismus (Stuttgart 1887—96) zu nennen, ein Werk, das zur Charakteristik Dio's, Lucians, der Philostrate und anderer glänzender Autoren der Kaiserzeit Grundlegendes bringt. Für das Neue Testament haben wir Winer-Schmiedel, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms; F. Blaß, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch; L. Rademacher, Neutestamentliche Grammatik, und eine Fülle anregender Untersuchungen.[3]) Aber es gibt noch lange nicht genug derartiger zusammenfassender Werke. Wer bringt uns eine Syntax des älteren Plinius? des Seneca?

Beachtung des Sprachgebrauchs bei der Textkritik

Daß solche Studien und Thesauren auch den Zwecken der höheren Kritik und Hermeneutik dienen, wird sich später zeigen. Hier sei nur noch betont, daß uns die Beobachtung des Sprachgebrauches gegebenen Falles die Pflicht der Emendation auferlegt; so setzt Plautus z. B. zu *similis* nur den Genetiv, und darum stellte Ritschl Plaut. Men. 1089 *neque lactest lacti, crede mihi, usquam similius* statt des Dativs mit Recht *lactis* her; daß es aber vor allem verfehlt ist, in einen Autor durch Konjektur Wörter aufzunehmen, die nachweislich seinem Sprachschatz fremd, die er also entweder nicht kannte oder die er verschmäht hat. Usener wollte einst bei Horaz Ars poet. 253:

> Syllaba longa brevi subiecta vocatur iambus,
> pes citus: unde etiam trimetris adcrescere iussit
> n o m e n iambeis . . .

momen statt *nomen* einsetzen. Aber Horaz kennt das Lukrezische Wort *momen* nicht mehr,[4]) und das Überlieferte, so schwierig es aussieht, muß und kann hinlänglich erklärt werden: weil der Iambus der schnelle Fuß ist, „deshalb hat er auch gewollt (*iussit*), daß den jambischen Zeilen (*iambeis*) der Name Trimeter anwachse“ (*trimetris* durch Attraktion statt *trimetrorum*), durch welchen Namen nämlich zum Ausdruck gebracht wird, daß die sechs Füße des Verses nur drei Takte sind mit nur drei Haupthebungen: also ein Schnellvers, ein Vers des *pes citus*. In anderer Fassung: *pes iambicus, quia citus est, propterea iambeis accrescere iussit nomen trimetrorum, quo scilicet nomine exprimitur senarium tam citum esse versum ut non nisi tres in elationibus ictus habeat.*

Bei Lukrez steht V 1112:

> nam facies multum valuit viresque vigebant.

---

[1]) Vgl. G. Lodge, Lexicon Plautianum. Auch ein Vocabularium iurisprudentiae Romanae hat zu erscheinen begonnen. Dazu nützlich E. Mayser, Grammatik der griech. Papyri aus der Ptolemäerzeit, Leipz. 1906.

[2]) Siehe oben S. 65.

[3]) z. B. A. Deissmann, Bibelstudien, Marburg 1895 und Neue Bibelstudien 1897; „Licht von Osten“, Tübingen 1908.

[4]) Dem Terentianus Maurus kann man es eher zusprechen: Ries, De Terent. Mauri aetate S. 33.

Daß Lachmann hier statt *vigebant*, das schon im Vers 1107 sich findet, *vigorque* schrieb, bleibt bedenklich, da das Wort *vigor* im Latein erst bei Vergil und Livius auftaucht. Besser Faber *vigentes*. In Plautus' Mil. glor. 8 heißt es vom Schwert, mit Korruptel:

quae misere gestit* fratrem facere ex hostibus.

Es ist wiederum verfehlt, wenn hier die Editoren *stragem* einsetzen. Denn *strages* ist kein plautinisches Wort und dem Altlatein fremd. Wahrscheinlicher ist *fartim* (oder *fartum*) zu lesen.[1]) Mit gleichem Unrecht duldet man bei Aristophanes Acharn. 3 jenes *ψαμμακοσιογάργαρα*, wo, wie man sieht, mit *ψαμμακόσιο-* ein Zahlwort imitiert wird. Aristophanes (und die Komödie) kennt jedoch Kardinalzahlen als ersten Bestandteil von Komposita gar nicht, und nach deutlichen Spuren der Überlieferung selbst ist vielmehr *ψαμμακόσια γάργαρα* getrennt zu drucken. Ebendort im Vers 4 wird gefragt: *φέρ' ἴδω τί δ' ἥσθην;* Hier gibt das winzige *δ'* Anstoß, das bei Aristophanes auf ein *φέρ' ἴδω* sonst nie folgt, also zu tilgen ist. Wir müssen uns darum wohl entschließen, *δή* zu lesen, das hier Synaloephe resp. Krasis erfuhr, eine nicht unzulässige Annahme.[2]) Mit Unrecht wird dagegen Acharn. 197 *ἔπι* = *ἔπεστι* vermutet. Ein solches *ἔπι* ist nur homerisch.[3])

Besonders grausam ist die neuere Kritik mit dem spätgriechischen Dichter Musaeus und seiner schönen Erzählung von Hero und Leander umgegangen. Seitdem feststeht, daß dieser Musaeus nicht nur im Metrischen Nonnianer ist, sondern auch phraseologisch aus Nonnos sehr vieles herübernahm, kapriziert man sich darauf, überall, wo er einmal von seinem Vorbild sich abzuweichen erlaubt, den Text zu ändern und eine direkt aus Nonnos bezogene Wendung einzuflicken, als ob Nonnos gradezu der Verfasser des Gedichtes wäre oder zwei Dichter gradezu als identische Personen behandelt werden dürften. Schon Dilthey, besonders aber L. Schwabe hat dies schematische Verfahren übertrieben. Wir brauchen eine Neuausgabe[4]) und einen gereinigten echten Musaeustext, der getreuer den Zeugnissen der Handschriften folgt. Im Vers 18 heißt es z. B. von Eros: Musaeus

ἕνα ξυνέηκεν ὀιστὸν
ἠίθεον φλέξας καὶ παρθένον,

wo *ξυνέηκεν* „nicht nonnisch", ja, ein ganz neugeprägtes Wort ist. Musaeus hat, weil er dessen bedurfte, sich gestattet, dies Wort im Sinne von „simul misit" neu zu prägen; d. h. Eros schickte „gleichzeitig" den einen Pfeil gegen Hero und gegen Leander; wobei das *ξύν* die Gleichzeitigkeit ganz ebenso ausdrückt, wie wir im Vers 14 desselben Gedichtes lesen: *μίαν συνάειδε τελευτήν*. Auch hier drückt das *σύν* das Gleichzeitige aus: besinge zugleich den einen Tod von zweien. Daher ist im Vers 17 für das korrupte *ἀνὰ τόξα τιταίνων* auch, wie ich nicht zweifle, *ἅμα τόξα τιταίνων* herzustellen. Ferner ist dem Musaeus zu belassen Vers 145 *ὅρκια*

[1]) Siehe Rhein. Mus. Bd. 52 Supplem. S. 184. Dies war auch Lambins Vorschlag, der auf des Turnebus Hs. zurückgehen könnte.

[2]) Siehe H. Weber, Aristophanische Studien 1908 S. 5 f.

[3]) ibid. S. 59.

[4]) Ludwich hat sie uns versprochen.

πιστά, 193 und 315 *ἠχή*, 176 *οἴ μοι*, 101 *ἐλέλιξεν ὀπωπάς*, so im Aorist, weil nämlich im Vers 105 *ἀπέκρυψεν ὀπωπήν* entspricht, u. a. m. Alles das ist „nicht nonnisch", aber es schützt sich gegenseitig. So gehört auch das *φάτο μῦθον* Vers 73 dem Musaeus, aber es ist dem Nonnos fremd; ebenso Vers 11 *συνέριθος*, 14 *ἀλλ' ἄγε*, 21 *πτολίεθρον*, 22 *περικαλλέες*, 26 *ἁλιηχής*, 27 *εἰσέτι που*, 30 *διοτρεφὲς αἷμα*, 70 *ὁμοδέμνιος*. Wenn man in all diesen Fällen nichts ändert, warum in den vorherigen? Ja, auch metrisch geht Musaeus gelegentlich seinen eigenen Weg; er duldet den Hiat im Vers 38 und schreibt Vers 41 *ἀλλ' οὐδ' ὥς*, dazu *τὸ πρῶτον* Vers 243 u. a. Der Philologe soll die Autoren nicht gleichmachen, sondern unterscheiden lernen.

Vergil

Eine besondere Bewandtnis hat es mit dem Text des Vergil. Er ist durch alte Membranen und durch Grammatikerzeugnisse so sicher gestellt, daß man sich zehnmal besinnen muß, bevor man etwas an ihm ändert. Hier seien ein paar Stellen aus diesem Dichter kurz vorgeführt, an denen mit Unrecht die handschriftliche Überlieferung von unseren Editoren preisgegeben wird, weil sie das Sprachliche meines Erachtens nicht richtig aufgefaßt haben. Aen. I 667 f. sagt Venus zu Amor:

frater ut Aeneas pelago tuus omnia circum
litora iacteturque odiis Iunonis acerbae,
nota tibi.

Man tilgt das *que*, das von allen alten Hss., auch von Nonius, auch von Servius bezeugt wird. Servius bemerkte kritisch: *vacat que*, d. h. das *que* ist hier überflüssig. Aber es stand auch für ihn da, und es ist auch selbstverständlich richtig. Es ist nur ein nicht ganz ungewöhnliches Hyperbaton eingetreten. Aeneas wird vom Meer, *pelago*, „und" vom Haß der Juno umgetrieben: *pelago iactatur odiisque Iunonis*. Wer für diese Inversion des *que* Beispiele braucht, findet sie bei E. Herr, De Aetnae carm. sermone S. 8 ff., z. B. Horaz Sat. II 3, 157 *furtis peream que rapinis* statt *furtis rapinisque peream*. So auch hier: *pelago iacteturque odiis*.

Anders und schwieriger steht es mit dem gleichfalls sicher bezeugten *que* bei Vergil, Aen. 6, 254, das zu gewaltsameren Eingriffen den Anlaß gab:

tum Stygio regi nocturnas incohat aras
et solida imponit taurorum viscera flammis
pingue superque oleum fundens,

wo Wagner *superne* statt *superque*, Ribbeck gar eine Lücke ansetzte. Dagegen halte ich grade dieses *que* für besonders wertvoll. Es steht hier einer der seltenen Belege vor uns für den Gebrauch des *que*, den wir aus *hodieque* kennen; *que* steht einfach für *quoque*. So schon *meque* für *me quoque* bei Catull 102, 3; minder sicher das *vosque* Catull 31, 13; aber auch, was wir in der Maecenaselegie I 8 antreffen:

non oblita tamen sed repetitque senes,

erklärt sich nur so. Auch hier ist *que* = *quoque*, wie Middendorf erkannte.[1])

[1]) Julius Middendorf, Elegiae in Maecenatem, Marburg 1912, S. 24 f. Ueber abundierendes *que* auch Skutsch, Glotta III S. 352.

Viel zwingender scheint bei Vergil Aen. 12, 541:

nec misero clipei mora profuit aeris

die Änderung *aerei* für *aeris*; man vergleiche z. B. Aen. 7, 609. Aber es muß doch auffallen, daß Silius Italicus 5, 319 mit *aerisque moras* die vorliegende Vergilstelle nachahmt. Auch mißfiele in *clipei aerei* die gleiche Termination in beiden Worten. Wir dürfen also vielleicht *aeris* als Apposition zu *clipei* fassen; vgl. Aen. 5, 359 *clipeum Didymaonis artes*. Denn *aes* ist „Schutzwaffe"; vgl. das *aes triplex* des Horaz u. a. Und wieder geben die Maecenaselegien eine treffende Analogie, die I 37 in den Worten

marmora Maeonii vincent monumenta libelli,

marmora statt *marmorea* als Apposition zu *monumenta* bieten; weitere Analogien sind von Middendorf zusammengestellt.[1])

8. Metrisch-Prosodisches; Rhythmik der Prosarede.

Wer Dichter interpretieren will, muß auch die Verstechnik, deren sie sich bedienen, beurteilen können, und er ist auf das Studium der Metrik zu verweisen. An dieser Stelle muß ich mich begnügen, ein paar Hinweise zu geben.

Dreischritt im Saturnier

Wer sich mit den Resten der Epen des Livius Andronicus und des Naevius befaßt, muß den alten Bauernvers der Römer, den versus Saturnius, skandieren können, für den man als Mustervers:

Malúm dabunt Metelli | Naevio poetae

anzuführen pflegt. Der Vers hat sechs Hebungen, wie der Hexameter; ist auch keine metrische Einheit, sondern zerfällt in zwei Kola. Es gilt dabei von der Theorie, wonach der Saturnier aus einem prähistorischen Achtheber hervorgegangen sein soll, gründlich abzusehen. Denn wir wissen, daß die römischen Ackerbrüder ihn im Dreischritt stampften, *tripodaverunt*; die Dreihebigkeit jedes Kolons gehört also zum Wesen des Verses.[2])

Dreischritt im Galliambus

Ebenso steht es nun aber auch mit den Galliamben, deren Schema der Vers gibt:

Super alta vectus Attis | celeri rate maria.

Auch dies ist ein Stichos zu zwei Kola, welche Kola man als jonische Dimeter betrachtet, da das vorliegende Schema des ersten der beiden Kola 1. ◡ ◡ – ◡ – ◡ – ◡ auf die Grundform 2. ◡ ◡ – – ◡ ◡ – –, die dasselbe Quantum von Silben in anderer Gruppierung enthält, zurückgeführt wird. Trotzdem steht fest, daß auch dies Kolon im Dreischritt getanzt wurde; denn der Attis des Catull 63, 26 redet ausdrücklich von den *tripudia*, die er ausführt. Der Tänzer hat hier also nicht etwa einen zweimal sechszeitigen Zweitakt oder jonischen Dimeter, d. h. zwei jonische Metra herausgehört, sondern die Form 1 war die herrschende Form und die Form 2 nur eine gelegentliche anaklastische Umbildung, bei der sich gleichwohl, wie wir das von unserem Walzer wissen, der Dreischritt beibehalten ließ. Es ist also, wie dies Catullzeugnis ergibt, verkehrt, d. h. eine Umkehrung des Tatsächlichen, wenn man mit den Metrikern des Altertums die Galliamben aus dem jonischen Fuß ◡ ◡ – – ableitet. Man

---

[1]) a. a. O. S. 38.

[2]) Vgl. H. Bergfeld, De versu Saturnio, Marburg 1909, S. 55 f.

Jonicus sekundär

tanze einmal zwei Joniker als Tripudium und sehe, was dabei herauskommt. Der erste Halbvers war in Praxi vielmehr ein katalektischer jambischer Dimeter, dreihebig und mit obligatem Pyrrhichius im Auftakt, welcher Dimeter nur gelegentlich in reizvoller Weise in den „jonischen“ Dimeter umschlug. Zu Recht besteht also, wie Catull bezeugt, die Bezeichnung gallischer Jamben, *Galliambi*, die die jambische Skansion durchaus voraussetzt und die schon Martial 2, 86, 5 kennt (vgl. Quintilian 9, 4, 6).

Ebenso ist dann aber auch der Sotadeus ein trochäischer Vers. Der jonische Fuß ist überall, wo er nicht in Systemen auftritt, das Sekundäre, nicht das Primäre. Er ist ein Popanz, der uns foppt; man hat diesen Versfuß, und zwar schon früh, auch dem Glykoneus, auch den Daktylo-Epitriten zugrunde gelegt. Aber nirgends ist das Silbenschema ◡ ◡ – – oder – – ◡ ◡ in obligater Wiederholung, d. h. so, daß es den Silbenfall des Verses bestimmend beeinflußt, vorhanden. Auch der erste Urglykoneus hat ihn so nicht gezeigt. Der Glykoneus ist also von den Dichtern keineswegs aus dem Jonikus, sondern der Jonikus ist nachträglich von den Theoretikern aus dem Glykoneus und auch noch aus anderen Taktreihen abgeleitet worden: eine Theorie, die uns nicht ernstlicher beschäftigen sollte, weil sie in Wirklichkeit nichts erklärt.

Saturnier

Der Saturnier aber war besonders vielgestaltig, ein Polyschematismus, der ein einheitlich herrschendes Gesetz schwer erkennen läßt. Besonders bemerkenswert und lehrreich ist, daß der Vers auch kurze Schlußsilben in Hebung zuläßt, wie z. B.:

honós famá virtúsque glória atque ingenium.

Hexameter, Hiat

Wer sodann einen Hexameter wie:

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληιάδεω Ἀχιλῆος

liest, wird sich darüber unterrichten, wie der Hiat zwischen den zwei letzten Wörtern sich erklärt, der oftmals durch den Verlust eines anlautenden Halbvokals (Digamma) entstand, oft aber auch eben nichts weiter als Licenz ist, vergleichbar der Langmessung kurzer Silben in Hebung: das Hinzutreten einer leeren Mora. Grade vor Eigennamen[1]) und nach der Hebung (wie hier vor *Ἀχιλῆος*) war solcher Hiat beliebt. Doch gibt uns Homer auch *αἳ δέ τε ἔνθα, ζωὸν μέν σε ἔλειπον*, d. h. Hiat in der Senkung und vor der Hebung. Verlorenes Digamma aber deckte bei Homer nicht nur den offenen Zusammenstoß der Vokale, sondern machte auch Position; daher nicht nur *ε* 106 *τῶν ἀνδρῶν οἳ ἄστυ*, wo *ἄστυ* = *Ϝάστυ*, sondern auch *Ψ* 298 *μέγα γάρ οἱ ἔδωκεν*, wo *οἱ* = *Ϝοι*.[2])

Cäsuren

Es gilt jedoch im homerischen Verse auch auf die Cäsur zu achten, durch die er, wie der Saturnius, in zwei Kola zerlegt wird. Denn auch der Hexameter ist kein Kolon, sondern ein *στίχος*, d. h. eine zweigliedrige Periode. Tatsächlich zerfällt er ganz vorwiegend in zwei Kola, und die Cäsur im dritten Fuß ist daher unerläßlich. Nur zur Beseitigung der Monotonie werden solche scheinbar dreigliedrige Verse wie:

οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρα νίη, εἷς κοίρανος ἔστω

---

1) Siehe Der Hiat bei Plautus S. 328 ff.

2) Genaueres gibt u. a. C. J. A. Hoffmann, Quaestiones Homericae; bes. Hartel, Homerische Studien (Ber. der Wiener Akad. Bd. 76 u. 78). Uebersichtlich Kühner-Blass, Ausführl. Grammatik I S. 190 ff.

eingestreut, in welchen im Stil der älteren Verskunst die beiden Kola durch Synaphie, die ja auch bei andern Fußgeschlechtern zulässig war, verbunden sind. Daneben steht eine Zerlegung des Hexameters in Tetrapodie und Dipodie mit Hilfe der sog. bukolischen Cäsur. Doch gibt in diesem Falle die Tetrapodie den obligaten und also wesentlichen Einschnitt im dritten Fuß nicht auf.

Während der lateinische Hexameter aus Gründen der Wortbetonung[1]) die sog. männlichen Einschnitte, also die Penthemimeres im dritten Fuß durchaus bevorzugt, wie nach *Arma virumque cano*, ist dagegen im Griechischen vielmehr der Einschnitt „nach dem dritten Trochäus", der hinter *ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα* einschneidet, der eigentlich naturgemäße, und nur aus dem Triebe nach Abwechselung wurde er oft um eine More verschoben, wie auch die erste Hälfte des versus Saturnius bald mit der Senkung, wie in *consól censór aidílis*, bald mit der Hebung, wie in *hec cépit Córsicá(m)*, endet. Daher also auch jenes Kolon *μῆνιν ἄειδε θεά* neben dem volleren *ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες.*

Grammatischer Reim

Auch auf die Gesetze der Wortstellung im epischen Vers gilt es acht zu geben, die besonders das Substantiv mit seinem Epitheton anbetreffen. Ich denke an Fälle wie Odyssee *α* 207:

εἰ δὴ ἐξ αὐτοῖο τόσος πάϊς εἶς Ὀδυσῆος.

Hier sehen wir Substantiv und Epitheton, *Ὀδυσῆος* und *αὐτοῖο*, auf die beiden Stellen, die die Kola abschließen, verteilt, wofür mir der Ausdruck „grammatischer Reim" geeignet scheint. Homer hat diesen grammatischen Reim noch selten, häufiger wird er schon bei Callimachus und Theokrit, ganz obligat für die römischen Dichter seit Catull, nach Art des Verses:

Cynthia prima suis miserum me cepit ocellis,

und herrscht seitdem bis zu Nonnos' Zeit als ein charakteristischer Schmuck der epischen Zeile.[2]) Aber nicht nur als ein Schmuck; es zeigt sich darin zugleich, wie bewußt den Dichtern die Gliederung des Verses war, dessen Organismus in zwei ungefähr gleiche Teile zerfiel. Es galt, die Teile des Hexameters durch Klang und grammatische Struktur sinnfällig und logisch zusammenzubinden.

Dies wird weiter durch die Analogie des Pentameters bestätigt, dessen beide Hälften gleichfalls und in noch augenfälligerer Weise durch den grammatischen Reim zusammengehalten zu werden pflegen.

Offene Kürzen in Hebung

Daß die Cäsur im Hexameter nicht selten einen Hiat zudeckt sowie Langmessung geschlossener kurzer Silben in Hebung entschuldigt, ist bekannt genug und braucht nicht belegt zu werden. Selten dagegen ist offene kurze Schlußsilbe imstande, eine Hebung zu füllen. Hierfür kommen, wenn wir von der Kopula *τε* und *que* in Hebung absehen, im griechischen Epos die Dative auf *ι* wie *πτόλεϊ* in Betracht, deren gelängtes *ι* doch nie in Senkungen angetroffen wird;[3]) dazu hymn. Homer. 1, 31:

νῆσός τ' Αἴγινα ναυσικλειτή τ' Εὔβοια.

Für das Latein gebe ich folgende Stellensammlung,[4]) und zwar aus dem

[1]) Vgl. ad hexametr. lat. S. 7.
[2]) a. a. O. S. 50 ff.
[3]) W. Schulze, Quaestiones epicae S. 229 ff.
[4]) Und zwar vollständiger als in meinem Catalepton S. 110 f. Auch Lachmann, Lu-

Grunde, weil unsere Editoren auf diese Licenz immer noch zu wenig acht geben und den Text, wo er völlig intakt ist, abändern; so neuerdings auch Vollmer in seiner Appendix Vergiliana.

Ennius Annal. 147: Et densis aquila pennis obnixa volabat.
Carm. epigraph. 331, 3 ed. Bücheler (sortes): De incerto certa ne fiant si sapis caveas.
De vero falsa ne fiant iudice falso.
Plautusepigramm b. Gell. 1, 24: Scaena est deserta, dein risus ludus iocusque.
Catalepton 9, 60: Cynthius et Musa, Bacchus et Aglaie.
Vergil Aen. 3, 464: Dona dehinc auro gravia sectoque elephanto.
Vergil Aen. 12, 648: Sancta ad vos anima | atque istius inscia culpae.
Properz 2, 13, 25: Sat mea sit magna si tres sint pompa libelli.
Properz 2, 29, 39: Dixit et opposita propellens savia nostra.[1])
Properz 4, 5, 64: Per tenues ossa sunt numerata cutes.
Tibull 1, 7, 61: Te canit agricola magna cum venerit urbe.
Ovid Amor. 3, 7, 55: Sed puto non blanda, non optima perdidit in me.
Ciris 189: Credere quam tanto scelere damnare puellam.[2])
Maecenaselegie 1, 139: Nestoris annosa vicisses saecula si me.
Aetna 6: Seu tibi Dodona potior, tecumque faventes.
Martial Spect. 28, 10: Dive, id Caesarea praestitit unda tibi.
Juvenal 10, 54: Ergo supervacua (aut perniciosa petuntur).[3])
Maximian 1, 95: Nigra supercilia, frons libera, lumina clara.
(Properz 3, 11, 46: Iura dare statuas inter et arma Mari.)

Aus der Zeit Maximians und in der Anthologia latina finden sich übrigens noch mehr Beispiele der gleichen Beschaffenheit.

Es betrifft diese Dehnung also vorzüglich den kurzen a-Vokal, und dieselbe Licenz herrschte, wie wir S. 70 sahen, auch im Saturnischen Verse (z. B. auch *Gnaivód patré prognatus*); ja, sie läßt sich ebenso auch bei Plautus beobachten, der *facé* im Persa 398 vor dem Einschnitt als Jambus setzt; vgl. auch Asin. 199; Curc. 602; Epid. 498; Men. 921; Pseud. 563.[4]) Um so sicherer ist an den mitgeteilten Schreibungen festzuhalten.

Melische Metren

Wenden wir uns hiernach zu den Chorgesängen der Tragödie und zur melischen Dichtung überhaupt. In diesen Gesangsstücken gilt es nicht nur die rhythmische Beschaffenheit der Kola selbst festzustellen, ob wir synkopierte Trochäen, Dochmien oder *μικτά*, Glykoneen oder Enoplien u. s. f. vorfinden, sondern auch ein Verständnis dafür zu gewinnen, warum innerhalb derselben Strophe sich grade Dochmien mit Jamben und Cretici, warum sich Daktylen mit Epitriten vereinigen, und ähnliches mehr. Bei der Betrachtung der Glykoneen, der Hendekasyllaben oder gar der Daktylo-Epitriten erheben sich aber eine Fülle von Kontroversen, die die metrische Theorie angehen und hier natürlich keine irgendwie erschöpfende Erörterung finden können. Zur Umgestaltung und Berichtigung der metrischen Theorie haben neuerdings v. Wilamowitz, Leo und O. Schröder lebhafte Anregungen gegeben. Vieles von den Aufstellungen und Grundanschauungen O. Schröders, wie er sie vornehmlich in seinen „Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte“ dargelegt hat,

---

krez S. 76 und E. Bickel in der „Einleitung in die Altertumswissenschaft“ I S. 242 ist zu vergleichen.

[1]) Hier ist, wie man jetzt erkennt, *nostra* zu halten; *opposita* geht auf Cynthia.

[2]) Ciris 57 unsicher.

[3]) Dieser Vers hat seine Analogie in der zitierten Vergilstelle 12, 648.

[4]) Hierüber H. Jacobsohn, Quaestiones Plautinae, Göttingen 1904.

läßt sich, wie ich überzeugt bin, nicht aufrecht erhalten. Meine prinzipiell abweichende Auffassung kann ich indes nicht hier begründen und begnüge mich, einige Tatsachen herauszugreifen und vorzuführen, die zu beachten hat, wer Gedichte auslegt.

Im melischen Gedicht herrscht innerhalb einer sog. „Periode" strenge Synaphie Synaphie, und die Glykoneen wachsen wie in

Εὐίππου, ξένε, τᾶσδε χώ-
ρας ἵκου τὰ κράτιστα γᾶς ἔπαυλα . . .
θαμίζουσα μάλιστ᾽ ἀη-
δὼν χλωραῖς ὑπὸ βάσσαις

gelegentlich ohne Worttrennung zusammen. Die äolische Lyrik ist darin nicht so streng, insbesondere folgen die Hendekasyllabi in der sapphischen und alcäischen Strophe nicht diesem Gesetz, sondern lassen am Zeilenschluß Hiat und syllaba anceps zu. Dies erklärt sich z. T. daraus, daß sie nicht Kolon, sondern Stichos sind, d. h. jeder alcäische Hendekasyllabus besteht aus zwei Kola, die häufig sogar durch Cäsur voneinander getrennt sind; doch ist dies letztere nicht notwendig. Es ist eine elementare Er- Alcäische Strophe kenntnis, die aber mancher, wie ich bemerke, sich nicht bewußt hält, daß die alcäische Strophe sechsgliedrig ist:

1. *οὐ χρὴ κάκοισι*
2. *θῦμον ἐπιτρέπην·*
3. *προκόψομεν γὰρ*
4. *οὐδὲν ἀσάμενοι,*
5. *ὦ Βύκχι, φάρμακον δ᾽ ἄριστον*
6. *οἶνον ἐνεικαμένοις μεθύσθην.*

Die kunstvolle und doch so klare Harmonie in der Gruppierung und Ausdehnung dieser sechs Kola wahrzunehmen, ist ein Genuß. Kolon 1, 3 und 5 sind jambisch, Kolon 2, 4 und 6 sind *μικτά*, und zwar solche *μικτά*, die gleicherweise mit dem Daktylus anheben. Kolon 5 ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ist nur die Erweiterung und Steigerung des ersten Kolons ⏑ – ⏑ – ⏑, Kolon 6 – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ist nur die Erweiterung und Steigerung des zweiten – ⏑ ⏑ – ⏑ –. Daher hebt Kolon 5 wie 1 mit Auftakt, Kolon 6 dagegen wie 2 mit der Hebung an. Endlich enthalten Kolon 1 und 3 zusammengenommen ungefähr so viel Zeiten, wie Kolon 5 für sich allein, Kolon 2 und 4 zusammen ungefähr so viel Zeiten wie Kolon 6 allein; mit anderen Worten: die beiden Schlußzeilen sind die gesteigerte Repetition der ersten beiden, das *ὦ Βύκχι φάρμακον δ᾽ ἄριστον οἶνον ἐνεικαμένοις μεθύσθην* rhythmisch die Dublierung des *οὐ χρὴ κάκοισι θῦμον ἐπιτρέπην*, und diese Proportionen im Aufbau des Ganzen wirken auf das Gefühl des Lesenden wunderbar wohltuend, ob man sie bewußt wahrnimmt oder nicht und ob man Alcäus selbst oder Horaz oder Hölderlin liest.

Besonders uneingeschränkt gilt das Gesagte von Horaz und seiner alcäischen Strophe. Wer auch bei Horaz den alcäischen Elfsilbner mit der üblichen Silbenschiebung aus dem jonischen Schema ableitet, lehrt uns dadurch den Dichter und seine Versifikation gewiß nicht verstehen. Horaz zeigt vielmehr durch seine strengen Cäsuren an, daß er die Strophe tatsächlich nur in der oben angegebenen Einteilung

rhythmisiert hat. Das ist so klar, wie wenn man eine Melodie von den Noten abliest.

Ebenso steht es auch mit dem Asclepiadeus. Die strenge Durchführung der Mittelcäsur im Asclepiadeus zeigt unerbittlich an, daß Horaz die Ableitung desselben aus dem Jonikus, wenn er sie überhaupt kannte, schroff abgelehnt hat — denn bei solcher Ableitung war der Einschnitt sinnlos — und daß er den Vers vielmehr als eine Variation des daktylischen Pentameters aufgefaßt wissen wollte. Jeder Dichter bestimmt das Wesen seines Verses durch die Cäsur.

Der Dekasyllabus, mit dem die alcäische Strophe abschließt, hat übrigens auch noch sonst als Strophenabschluß gedient; so im triadischen Strophenbau des Alkman:

τῶν ὑποπετριδίων ὀνείρων.

Catull

Auffällig ist das Verhalten Catulls. Daß Catull, wo er Glykoneen und Pherekrateen verbindet, nämlich in den Gedichten 34 und 61, und so auch in der Mittelstelle des Priapeus in c. 17 jeden Hiat und syllaba anceps meidet, beruht auf alter Tradition. Aber er übertrug dies auch auf die sapphische Strophe, c. 51 und 11, während Sappho selbst und ebenso hernach Horaz in der sapphischen Strophe von der Synaphie absah. Ihn muß eine Theorie beeinflußt haben, die sonst, soviel ich weiß, keine Spuren hinterlassen hat.

Daktylo-Epitriten

An das Gesagte schließt sich die Beobachtung der Daktylo-Epitriten, deren epitritisches Glied vorzugsweise ein fünfsilbiges Schema zeigt: – ⏑́ ⏑ – –, naturgemäß an. Als Beispiel diene der Sophoklesvers, Ajax 175:

ὥρμασε πανδά μους ἐπὶ βοῦς ἀγελαίας.

Die Pindarscholien zeigen uns, daß es im Altertum Grammatiker gab, die solche Zeilen vom Joniker ableiten wollten. Dagegen steht fest und ist insbesondere von F. Leo[1]) überzeugend dargelegt, daß die Tragiker von dieser Auffassung gar nichts gewußt haben können. Es ist aber unmöglich, daß ein so großer Musiker wie Sophokles sich über die rhythmische Behandlung und Auffassung seiner Versmaße im unklaren sollte befunden haben. Also haben wir zu fragen, wie wir die zitierte Zeile als Interpreten des Sophokles im Sinne des Sophokles beurteilen sollen. Und da liegt es am nächsten, sie als eine Amplifikation des alcäischen Hendekasyllabus aufzufassen; denn die fünfsilbige Gruppe *ὥρμασε πανδά-* kommt dem ersten Gliede jenes Hendekasyllabus gleich, und das ist das Wichtigste; die Daktylen *-μους ἐπὶ βοῦς ἀγελαίας* ersetzen dagegen das zweite Glied. Man denke sich, daß die obige Zeile so verliefe:

ὥρμασε πανδάμους ἐπὶ βοῦς τρέχων,

und die Verwandtschaft springt in die Augen. Die Zeile hebt also mit einer jambischen Penthemimeres an, deren erste und dritte Senkung stets als Länge behandelt werden; und diese durchgängige Beschwerung der beiden Senkungen hat nichts Auffälliges; denn dasselbe Verfahren wurde

[1]) Neue Jahrbb. IX (1902) S. 158 f.

hernach ja auch auf den alcäischen Hendekasyllabus selbst, von dem wir ausgingen, übertragen:

Iustum et tenacem | propositi virum,

und es war ohne Frage die Lehre griechischer Musiktheoretiker, die den Horaz zu diesem Verfahren, das mit dem des Sophokles übereinstimmt, zwang. Weshalb aber Sophokles und die sonstigen älteren griechischen Meliker ihrerseits in ihren Daktylo-Epitriten das Schema der Penthemimeres ⏑ – ⏑ – ⏑ in die Form – – ⏑ – – umwandelten, erklärt sich gleichfalls leicht; denn wir wissen, daß den Daktylo-Epitriten der hesychastische Charakter, d. h. die beruhigte Stimmung zukam, die in langsamerem Tempo gemächlich oder auch gravitätisch einhergeht. Dieser Charakter wurde eben durch die beschwerten Senkungen zum Ausdruck gebracht; er wurde durch sie erzwungen.

Trimeter

Wenden wir uns zum jambischen Trimeter. Er herrscht im Dialog der Tragödie. In diesem Dialog den Jambus ⏑ – in drei Kürzen ⏑ ⏑́ ⏑ aufzulösen oder gar durch den Anapäst ⏑ ⏑ – zu ersetzen, sind Freiheiten, die die starrere Kunst des Aeschylus noch selten zuließ; Euripides ist darin der Freieste, am freiesten in seinem Kyklops, weil dies Satyrspiel der Komödie am nächsten steht.

in der Komödie

Denn die Komödie war es, die es vornehmlich liebte, die Sprache im Gehege des Verses fast übermütig frei sich ergehen zu lassen und das eintönige „kurz lang, kurz lang" möglichst zu umgehen. Wir können ganz wohl damit die Variabilität unseres deutschen Knittelverses vergleichen, der wie ein Vagabund einherschlendert, gelegentlich sich aber auch zu feierlichem Ausdruck raffen kann. Daher wurde der Dialog der Komödie von den Alten selbst gradezu mit der Prosa, der oratio soluta, gleichgesetzt.[1]) Wer indes genauer zusieht, nimmt wahr, daß der lose Fall der Silben im Trimeter des Aristophanes, wie der folgende:

δι᾽ ὑδροῤῥόας βορέαν ἐπιτηρήσας μέγαν

und aberhunderte andere ihn zeigen, keineswegs aus Flüchtigkeit der Arbeit sich erklärt; vielmehr waltet bei ihm die feinste Nüancierung; der scheinbare Mangel an Kunst ist vielmehr der Gipfel der Kunst, und je nach der Stimmung, die er ausdrückt, wechselt und schillert die Beschaffenheit dieses Verses. Die „komischen" Trimeter mit Anapäst und Tribrachys sind bei Aristophanes nur just ebenso häufig wie die „tragischen" und wie die streng tragischen, die indissoluti, die überhaupt jeder Auflösung einer Länge entbehren. Die letzteren benutzt Aristophanes entweder zu malerischen Zwecken, wie der rein jambische Vers Acharn. 203:

ἐγὼ δὲ φεύξομαί γε τοὺς Ἀχαρνέας

eine Szene abschließt, indem der Sprecher davonrennt,[2]) oder da, wo er feierlich redet oder doch den tragischen Sprechton parodiert. Man betrachte nur z. B. die Stelle Acharn. 885 ff., wo Dikäopolis glücklich den böotischen Aal erhandelt hat:

ὦ φιλτάτη σὺ καὶ πάλαι ποθουμένη,
ἦλθες ποθεινὴ μὲν τρυγῳδικοῖς χοροῖς,

[1]) Vgl. Cicero Orator 67.

[2]) Ueber diesen Vers oben S. 25.

φίλη δὲ Μορύχῳ· δμῶες, ἐξενέγκατε
τὴν ἐσχάραν μοι δεῦρο καὶ τὴν ῥιπίδα.
σκέψασθε παῖδες τὴν ἀρίστην ἔγχελυν,
ἥκουσαν ἕκτῳ μόλις ἔτει ποθουμένην.
προσείπατ᾽ αὐτὴν ὦ τέκν᾽, ἄνθρακας δ᾽ ἐγὼ
ὑμῖν παρέξω τῆσδε τῆς ξένης χάριν.
ἀλλ᾽ ἔσφερ᾽ αὐτήν· μηδὲ γὰρ θανών ποτε
σοῦ χωρὶς εἴην ἐντετευτλιωμένης.

In diesen zehn Versen, die eine scherzhafte Feierlichkeit zur Schau tragen, sind überhaupt nur zwei Auflösungen. Auf das sog. Porsonsche Gesetz wird dabei aber nicht Rücksicht genommen (s. v. 889). Noch feierlicher die Verse, die dem Ritus dienen, Ach. 258 f.:

ὦ Ξανθία, σφῷν δ᾽ ἐστὶν ὀρθὸς ἑκτέος
ὁ φαλλὸς ἐξόπισθε τῆς κανηφόρου

u. a. m. Viele Beobachtungen der Art hat R. Klauer[1]) gesammelt. Und dies setzte sich in der neueren Komödie und bei Menander fort, ja, auch bei Plautus. Auch Plautus baut z. B. da, wo er drohen, wo er schwören läßt, wo er besonders Gewichtiges vorträgt, wo er eine Szene eröffnet oder schließt, ungemein oft so reine Verse wie Mercator 272 f.:

Profécto ego illum hírcum castrarí volo
Rurí qui nobis exhibet negotium.

Die Mitteilung über einen Todesfall lautet Men. 36:

Paucis diebus póst Tarenti emórtuost.

Die Asinaria fängt an, Vers 1:

Sicút tuom vis únicum gnatum tuae

und schließt (trochäisch) Vers 946 f.:

Núnc si voltis déprecari huíc seni ne vápulet
Rémur impetrári posse pláusum si clarúm datis.

In gleicher Weise schließt eine Szene in der Casina Vers 351 f. u. s. f. u. s. f. Ungefähr ein Drittel aller Senare des Plautus sind frei von Auflösungen und Anapästen.[2])

Meidung des Reims

Doch ich lasse das Metrische jetzt hinter mir. Die Dichter haben nicht nur ihre Verse sorgfältig gemessen, sie haben auch auf Euphonie des Silbenklangs acht gegeben. Dem Wohlklang diente vor allem das Homoeoteleuton innerhalb des Stichos oder der grammatische Reim, über den ich S. 71 gesprochen. Vermieden wurde dagegen der Reim, der unsere moderne Poesie beherrscht, gleichlautende Abschlüsse zweier benachbarter Zeilen. Wenn Catull c. 57 schreibt:

Pulchre convenit improbis cinaedis
Mamurrae pathicoque Caesarique.
Nec mirum: maculae pares utrisque,

so könnte man sich wundern, weshalb er hier nicht *utrique* schrieb. Er tat es nicht, weil *utrique* auf *Caesarique* gereimt hätte.

Alliteration

Zur Euphonie gehört ferner das Parhomoeon, die Alliteration, die wir bei den Griechen nicht selten, energischer aber bei den Römern die Wörter im Verse aneinander binden sehen, und zwar von Plautus bis zu Claudian

---

[1]) De Aristophanis trimetrorum compositione artificiosiore, Marburg 1905.

[2]) Vgl. C. Wengatz, De Plauti senariorum iambicorum compositione artificiosiore, Marburg 1910.

und weiter. Es ist dies dieselbe Alliteration, die auch im Sprichwort blühte wie *fabrum caedere cum ferias fullonem*, und in Redensarten wie *gerrae germanae, καίειν καὶ κόπτειν, tempus terere.*[1]) Für die Alliteration im Verse geben die alten Grammatiker den schrecklichen Mustervers:

Machina multa minax molítur maxima muris

(Diomedes p. 447, 3 K.). Herrlich dagegen Naevius:

Libera lingua loquemur ludis Liberalibus.

Das ist Wucht und Energie und frisches Leben. Besonders gern tritt die Alliteration in der zweiten Hälfte des Hexameters auf, ist häufiger bei den älteren römischen Dichtern (Ennius und Plautus) als bei den späteren (wie Lucan) und auch schon im alten Saturnier anzutreffen.

Parechese

Neben dem Parhomoion, das nur den Anfangsbuchstaben betrifft, steht das vollere und wirkungsvollere Parhomoion oder die Parechese, die durch Wiederholung ganzer Anfangssilben die Begriffe bindet, wie in dem *superbus et superfluens* des Catull 29, 6; *impudice et improbande* in Vergils Catal. 13, 9, eine Parechese, die ins Lachhafte gezogen wird in dem Epigramm, Anthol. Pal. 6, 217:

Σῶσος καὶ Σωσὼ σωτήρια τόνδ' ἀνέθηκαν,
Σῶσος μὲν σωθείς, Σωσὼ δ' ὅτι Σῶσος ἐσώθη.

Homer hat das so rätselhafte Adverb *ἀπηλεγέως*, zu dem es kein Adjektiv gleicher Stammform gibt, nur gebildet, um es mit *ἀπόειπεν* zu verbinden; denn es kommt nur in dieser Verbindung vor. Auch dies hat der Trieb zur Parechese bewirkt.

Klanganapher

Ganze Kommata oder Wortgruppen aber werden durch die A n a p h e r gebunden, und sie wird bei den Dichtern aus ihrer schlichteren Form zur Klanganapher entwickelt. Die Klanganapher ist als Versschmuck zuerst von den Alexandrinern, besonders in den Hirtengedichten des Theokrit und seiner Nachfolger ausgebildet,[2]) dann von Catull und seinen Freunden, demnächst von Vergil bei den Römern zur Herrschaft gebracht worden. Ich meine Formationen wie:

Bion 1, 77: *ῥαῖνε δέ μιν Συρίοισιν ἀλείφασι, ῥαῖνε μύροισιν.*
Moschos 4, 1: *ἤρατο Πὰν Ἀχῶς τᾶς γείτονος, ἤρατο δ' Ἀχώ.*
Philodem, Anthol. Pal. 5, 24: *οἶδ' ὅτι πὰρ κρημνὸν τέμνω πόρον, οἶδ' ὅτι ῥιπτῶ.*

Und so

Tibull 1, 4, 17: L o n g a d i e s homini docuit parere leones,
L o n g a d i e s molli saxa peredit aqua.
Properz 1, 1, 29: F e r t e per extremas gentes e t f e r t e per undas.
Martial 3, 89: U t e r e lactucis et mollibus u t e r e malvis.
Properz 2, 3, 44: U r e t e t eoos, u r e t e t hesperios,

eine Anapher mehrsilbiger und sinntragender Wörter, die den Vers in Wohlklang wiegt.[3])

Meidung kleiner Wörter

Aber die Dichter lernten allmählich auch, daß es nicht schön ist, den Vers mit lauter k l e i n e n W ö r t e r n anzufüllen. Man vergleiche Homer mit Nonnos:

---

[1]) Reiche Sammlungen bei O. KELLER, Grammatische Aufsätze, Leipz. 1895; dazu WÖLFFLIN, Archiv f. Lex. IX S. 567 f., XIII S. 584 und XIV S. 515 ff.

[2]) Auch in den neugefundenen Resten des Callimachus tritt sie hervor.

[3]) Ueber die Entwicklung dieser Epanaphora und ihre verschiedenen Formen s. R. WÖBBEKING, De anaphorae apud poetas latinos usu, Marburg 1910, bes. S. 48 ff.

Odyss. 19, 492 f.: *τέκνον ἐμὸν ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων . . .*
ἕξω δ' ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἠὲ σίδηρος·
ἄλλο δέ τοι ἐρέω, σὺ δ' ἐνὶ φρεσὶ βάλλεο σῇσιν.
Nonnos 25, 43 f.: *Περσεὺς ὠκυπέδιλος ἐκούφισε σύμβολα νίκης . . .*
αἱμαλέῃ ῥαθάμιγγι κατάρρυτα λείψανα κόρσης.

Solch homerischer Vers besteht aus 8—10, der des Nonnos nur aus 5 Wörtern; auch bemerke man, daß bei Nonnos im Vers 43 der Umfang der einzelnen Wörter fast planvoll wechselt; denn dieser Vers ist in zwei zweisilbige Wörter eingeschlossen, dazwischen steht ein fünf-, ein vier- und ein dreisilbiges. Derartiges ist bei den Späten öfters wahrzunehmen.

Bei den Römern bildete noch Ennius solche Verse wie:

Ann. 76: Ast hic quem nunc tu tam torviter increpuisti.
Ann. 431: Si luci, si nox, si mox, si iam data sit frux.

Ähnlich auch noch Lukrez:

2, 184: Nunc locus est ut opinor in his illud quoque rebus.

Wie anders schon Catull und dann Vergil! Sowohl die vielen kleinen Wörter fallen in der entwickelteren Kunstdichtung weg als auch ein so garstiger Versschluß mit drei zweisilbigen Wörtern wie *illud quoque rebus* oder gar mit einem fünfsilbigen Wort wie *increpuerunt.*

Monosyllaba

Daher also die Flucht vor einsilbigen Wörtern. Besonders Präpositionen werden im Verse unbeliebt; Formen von *esse* ausgelassen. Vergil rückt freilich Monosyllaba grade gern an die betonteste Stelle des Hexameters, unmittelbar vor die Penthemimeres, wie:

Et pecudes secum et | monstrata pericula ducat.

Es scheint, daß er, um Abwechselung für das Ohr zu erzeugen, die Schärfe der obligaten und immer wiederkehrenden Cäsur in solchen Versen hat lindern wollen. Aber seine Nachfolger haben dies mehr und mehr abgeschafft.[1])

Kakophonien

Das Streben nach Wohlklang ist immer zugleich ein Vermeiden von Kakophonien, die sich in der Gruppierung der Wörter nur zu leicht einstellen. Vor allem vermied man jeden versehentlichen Anklang an Unanständiges und Obszönes; daher wird die Verbindung *cum nos* und *cum nobis* verpönt, weil sie an *cunnus* anklang;[2]) dies ist *κακέμφατον* oder *αἰσχρολογία.* Mit Recht tadelt Servius die Silbenfolge in *Dorica castra* bei Vergil Aen. 2, 27 (u. 6, 88); daher gibt Aen. 2, 462 der Codex *F Achaïa castra.* Überhaupt aber wird gelehrt, *ne ultima syllaba prioris verbi eadem sit quae prima posterioris* (Rhetor. lat. min. ed. Halm p. 127).

Dazu kommt das Augenmerk, denselben Konsonanten an den Wortschlüssen nicht allzusehr zu häufen, das Vermeiden des Mytazismus und des Polysigma.[3]) Das letztere nennen wir auch Sigmatismus. Vergil schrieb Aen. 9, 49:

Sigmatismus

Improvisus adest, maculis quem Thracius albis,

wozu Servius anmerkt: *huiusmodi versus pessimi sunt.* Dieser Vergilvers ist fast so schlimm wie die in den Mäcenaselegien 1, 18 u. 27; 2, 33. In

---

[1]) Siehe O. Braum, De monosyllabis ante caesuras hexametri latini collocatis, Marburg 1906.

[2]) Vgl. Rhein. Mus. 51 S. 96; F. Schöll, Archiv f. Lex. 11 S. 124.

[3]) Vgl. Martianus Capella p. 474.

der Tat sehen wir die Dichter dem gehäuften Schluß-s sonst möglichst aus dem Wege gehen.[1]) So schrieb Sophokles im Ajax 172:

ἦ ῥά σε Ταυροπόλα Διὸς Ἄρτεμις,

wo der Usus eigentlich *Ταυροπόλος* verlangte; aber das Sigma störte. *stipulae* pflegt bei den Dichtern sonst im Plural zu stehen. Man hat sich deshalb gewundert,[2]) weshalb Lukrez 5, 606 *segetes stipulamque videmus* und Vergil Georg. 1, 85:

Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis

vorzog. Die Erklärung aber ist durch das Gesagte gegeben. Ebendaher Ovid Met. 8, 538: *post cinerem cineres haustos.* Ebendaher Vergil Ecl. 3, 1 *cuium pecus* statt *cuius pecus* (s. Servius z. St.). Daher konnte auch Vergil Aen. 4, 427 *cinerem* dem *cineres* vorziehen, wennschon er sonst den Singular *cinerem* nur vor Vokal braucht. Sicher erklärt sich so auch Aen. 3, 123:

Hoste vacare domum sedesque astare relictas,

wo wir die Lesung *domus* ablehnen. Nicht anders 11, 464:

Duc, ait, et Rutulos; equitem Messapus in armis,

so, *equitem*, nicht *equites*. Endlich 10, 819:

Implevitque sinum sanguis; tum vita per auras.

Auch hier haben wir keinen Anlaß, die Variante *sinus* zu bevorzugen.[3]) Es scheint, daß Horaz weniger empfindlich war, wenn er seine zweite Ode mit *Iam satis terris nivis atque dirae grandinis* begann, vgl. auch Od. 2, 18, 14, und an den *Mauris iaculis* Od. 1, 22, 2 ist ganz gewiß nichts zu ändern. Doch umging auch Horaz den Mißklang, wo er konnte, und schrieb Od. 1, 26, 1: Mytazismus

Musis amicus tristitiam et metus
Tradam protervis in mare Creticum
Portare ventis.

Er mied hier den Mytazismus und schrieb nicht *metum*, wodurch überdies ein unliebsamer Reim entstanden wäre (vgl. oben S. 76).

Es ließe sich hier noch über manches andere reden, das uns den Feinsinn der Dichter verrät, so z. B. darüber, daß im Hexameter zu malerischem Zweck bald die Daktylen, bald die Spondeen gehäuft wurden. Wenn der Dichter des Culex Vers 35 schrieb: Malerisches

Mollia sed tenui pede currite carmina; versus,

so wollte er das *tenui pede currere* im Verse selbst malen.[4]) Wie uns die Odyssee λ 593 f. die Sisyphusarbeit mit dem nämlichen Kunstgriff sinnfällig verdeutlicht, ist allgemein bekannt und schon von den Alten selbst hervorgehoben worden.[5]) Doch genug dieser Andeutungen. Es ist Zeit, uns anderen Dingen zuzuwenden, und es folgt zunächst ein Wort über Silbenmessung und Prosodie.

Wohl in keinem Punkt unterscheidet sich das Latein so auffällig vom Griechischen wie in der Veränderung der Prosodie. Allerdings hat auch Veränderung der Prosodien

---

[1]) Ueber Sigmatismus LOBECK, Paral. diss. I § 4.

[2]) P. MAAS, Archiv f. Lex. 12 S. 518.

[3]) Von M. UNTERHARNSCHEIDT, De veterum in Aeneide coniecturis, Münster 1911, S. 38, nicht richtig beurteilt. Ueber Properz 2, 9, 44 oben S. 23.

[4]) Vgl. De halieuticis S. 48; Ad historiam hexametri lat. S. 42.

[5]) Vgl. noch NORDEN, Vergil, VI. Buch S. 403; meine Claudianausgabe S. CCXV.

im Vulgärgriechischen (Koiné) etwa seit dem Beginn der christlichen Ära eine Verwirrung und Ausgleichung von Längen und Kürzen Boden gewonnen,[1]) auf die Verskunst der Kunstdichter aber gewann dies keinen Einfluß, und das *ω* Homers blieb wandellos auch noch für Agathias eine Länge. Wie anders das Latein! Nichts verrät die wuchtige Kraft des Wortakzents im Latein, der sich vom Griechischen spezifisch unterschied, so deutlich wie die Tatsache, daß Plautus noch *cogôr*, *cogâr*, *cogât*, *cogerêt*, *venît* (Perfect), *fecerîs* mißt, ebenso *sustinêt*, *iurât*, *ponebât*, ebenso *uxôr*, *stultiôr* u. s. f., und daß alle diese alten echten Längen in den Terminationen im Lauf von hundert Jahren verloren gingen. Zunächst war es das „Jambenkürzungsgesetz", das solche Entwertung der Endsilben wie in *petŏ*, *volŏ*, *loquŏr* brachte. Dies wirkte langsam dahin, daß die augusteischen Dichter vereinzelt auch in nicht jambischen Wörtern wie *ergo*, *nemo*, *Naso*, *laudo*, *dixero*, *caedito* das *o* kürzen, vor allem in *nescio*, sobald es mit *quis* verwuchs. Dann folgen *ambŏ*, *octŏ*, bei Seneca sogar auch die Gerundien *laudandŏ vincendŏ*.

Dies betraf aber nur die Endsilben. In anderen Silben wirkte umgekehrt die nachplautinische Zeit konservierend, und während Plautus proklitische Wörter wie *ille*, *nempe*, *unde* zu Pyrrhichien kürzte,[2]) stellte hier die klassische Ära die echten Längen wieder her; auch in *enimvero*, *voluntatem*, *per annonam* und ähnlichen Silbengruppen, die des Plautus Zeit als Ionici a minore behandelte, maß man später die unbetonte zweite Silbe wieder sorglich als Länge. Der Hexameter erforderte (im Gegensatz zum Bühnenverse) eine schärfere Meßkunst; er hat seit Ennius dieser konservativen Tendenz zum Sieg verholfen.

Wie hernach im Spätlatein dennoch die Quantitäten entwertet wurden, zeigt — mit Absehung von Commodian — vielleicht nichts so gut als Cyprians Heptateuch.[3]) Es kommt darin die vulgäre Aussprache zum Durchbruch, die für den Grammatiker wichtiger ist als alle Klassizität, und wir brauchen daher für alle diese Spätlinge sorgliche Register ihrer Verssünden. Besonders schlimm erging es auch den griechischen Lehnwörtern. Während in einigen Fällen der griechische Akzent dehnend wirkte (so mißt schon Ovid *Βηλίδης* als Molossus; in den Halieutica erhält *πομπίλος* lange zweite Silbe, und Prudentius mißt gar *chărisma*, *cyăneus*),[4]) so trägt umgekehrt der lateinische Akzent die Schuld, wenn uns seit dem 3. Jahrhundert *herŏes*, *Mĕander*, *ĕnigmata*, *Lacedaemŏn*, *Darĭus* und ähnliche Kürzungen mehr begegnen.[5])

Zu dieser Entwicklung bietet nun aber auch das Griechische doch eine gewisse Analogie in der Geschichte des griechischen Hexameters seit der Ptolemäerzeit, für die einst G. Hermann in seinen Orphica die Grundlage schuf. Es regte sich doch auch hier der Einfluß des Gefühls, daß gewisse unbetonte Längen nicht mehr imstande seien als volle Längen

[1]) Thumb, Die griechische Sprache S. 143 u. 172.

[2]) Dies habe ich gegen Skutsch erwiesen Rhein. Mus. 52 Ergänzungsheft S. 170 f. und 51 S. 240 ff.

[3]) Siehe H. Best, De Cypriani quae feruntur metris in Heptateuchum, Marburg 1892.

[4]) Vgl. auch A. Sundermeyer, De re metrica et rythm. Mart. Capellae S. 80.

[5]) Siehe Rhein. Mus. 40 S. 523; H. Ries, De Terentiani Mauri aetate S. 53 f. Sogar in Ps.Ovid. Halieut. 46 *anthias* als Daktylus.

im Wert von zwei Moren zu gelten. Man kam dahin, keine kurze Endsilben mehr in Hebung, keine lange Endsilben mehr in Senkung zu brauchen.[1]) Diese feinfühligere Kunst gipfelt in Nonnos, dem neuen Homer, dem Verfasser der Dionysiaka im 5. Jahrh. n. Chr. Es wurden also z. B. nun spondeische Wortschlüsse (oder Wörter) im zweiten Versfuß (wie *νείοϑι γαίης κεῖτο*) und ebenso auch im vierten Fuß (wie *δαΐφρων Τριτογένεια*) verpönt. Ja, Nonnos kann keine positionslange Kürzen mehr in Hebung setzen (wie in *ἀλλὰ στρέφεται*), weil sie zu schwach sind, nicht einmal ein *αι* oder *οι* (wie in *ἄλσεά τε κρῆναί τε*). Muta cum liquida macht zwar bei ihm stets Position, aber nur in den Hebungen wird dies zugelassen; in *πατρός* ist die erste Silbe nur lang, wenn sie in Hebung steht und also der Iktus des Verses mit zu Hilfe kommt. Endlich dulden Nonnos und die Seinen auch kein Proparoxytonon mehr am Hexameterschluß, also kein *πτολίεϑρον ἔπερσεν*. Die Kraft des Wortakzentes hatte sich merklich gesteigert; seine Gewalt würde hier die Eurhythmie des Versschlusses zerstört haben.[2]) Den nämlichen Grund hat es, daß schon die Hipponakteischen Verse des Babrios nur solche Wörter, die den Akzent auf der vorletzten Silbe haben, am Versschluß dulden.[3])

Nur die Volkspoesie des späten Griechentums, nicht seine Kunstpoesie zeigte einen ähnlichen Verfall der Silbenwerte, wie wir ihn am Spätlatein beobachteten. Dafür zitiere ich noch einen von R. Wünsch behandelten Zauberpapyrus mit folgenden choliambischen Versen:

ἄναξ μάκαρ ἀϑάνατον Ταρτάρου σκῆπτρα
. . . . .
σύ τ' Ἐρινύων μάστιγας εὐψόφους ῥήσσεις
τὰ Περσεφόνης λέκτρα σὰς φρένας τέρπει κτλ.

Man sieht hier *μάκαρ* als Jambus und in *Περσεφόνη* das Omikron unter dem Wortakzent gelängt.[4])

Endlich noch ein Wort zur Rhetorik. Der wichtigste Teil der Rhetorik, der *περὶ λέξεως* handelt, kann als Stilistik, als Lehre von der künstlerischen Behandlung der Rede und des Satzbaus bezeichnet werden, eine Theorie, die im Altertum, vornehmlich seit des Perikles Zeit, mit größter Subtilität und immensem Fleiß begründet, ausgebildet und schulmäßig betrieben wurde, nachdem große Dichter und schon Homer selbst längst genialisch alles Wichtigste in praxi vorweggenommen hatten. Auch dies ist also eine Aufgabe des modernen Interpreten, überall auf das Ebenmaß im Satzbau, Antithesen, Anapher, auf Metaphern, auf Litotes und wie die Figuren und Tropen sonst noch heißen, acht zu geben, die Asianer, wie Apuleius, am kurzgliederigen saloppen Satzbau, an den Antithesen mit Silbengleichklang zu erkennen, überhaupt und insbesondere bei den Autoren Prosastil

---

[1]) Vgl. Is. Hilberg, Prinzip der Silbenwägung.

[2]) Vgl. z. B. A. Ludwich, Beiträge zur Kritik des Nonnos, 1873.

[3]) O. Crusius, Leipz. Studien II (1879). An einen Einfluß des Latein ist hier auch sonst schwer zu glauben; und dieselbe Neigung zeigt übrigens schon Herondas, bei dem nur 10 Verse unter je 100 mit einem Wort schließen, das den Akzent auf der ultima hat.

[4]) Siehe Berl. phil. W.schr. 1912 S. 5, wo Wünsch am Schluß des 6. Verses *χωρῆς* liest, während doch diese Choliamben am Versschluß den Akzent auf der ultima nicht dulden.

der späteren Zeiten zu verfolgen, wieweit ihre Praxis der Schule, aus der sie hervorgingen, entspricht. Beim Autor *περὶ ὕψους* hat sich zeigen lassen, wie er die Vorschriften über die Ausdrucksmittel des Erhabenen, die er gibt, in seinem eigenen Stil wirklich selbst glänzend befolgt.[1]) Deutlicher noch und sehr ausführlich läßt sich dasselbe für Cicero feststellen, dank seinen Lehrschriften.[2]) Dasselbe würde sich ohne Zweifel auch schon für Isokrates ergeben, wenn wir seine *τέχνη* oder *τέχναι*, seine echte Lehrschrift noch besäßen.[3]) Als ein dringendes Bedürfnis mag hier die Herstellung eines erschöpfenden Lexikons der zahlreichen Termini der Rhetorik, deren sich Cicero und Dionys von Halikarnaß bedienen, bezeichnet werden.[4]) Wer alsdann mit diesem Lexikon die Terminologie der Schrift *περὶ ὕψους* vergliche, würde aus den Unterschieden die Theorie des Rhetors Theodoros von Gadara erschließen können.

Prosarhythmen Zur Stilisierung der Prosa gehört aber auch die Rhythmik, und auf die Beobachtung der Prosarhythmen ist von unseren Gelehrten in letzter Zeit viel Studium verwandt worden. Die Rhetoren selbst, z. B. Cicero Or. 168 ff. geben uns darüber Auskunft. Und zwar wurden in der Prosa die Versfüße des *γένος ἴσον* und *διπλάσιον* verpönt, bevorzugt der Paeon. Jeder Satz wird hier also, wie im Chorlied oder in der Monodie, als „Periode“ behandelt und zerfällt in *κῶλα*, jedes Kolon, so variabel es ist, wird durch seinen Rhythmus, vornehmlich durch seine Klausel kenntlich gemacht und abgehoben. Die beliebteste Form der clausula war – ⏑ – – ⏓, die jedoch Erweiterungen erfahren kann wie – ⏑ – – ⏑ ⏓ oder – ⏑ – – ⏑ – ⏑. Dazu kommen Auflösungen wie – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏓ (*esse videatur*) u. a. m. Die Klauseln waren also eine Interpunktion für das Ohr. Die Durchführung dieser Beobachtungen ist auf griechischem Gebiet[5]) schwieriger als im Latein, und Blaß' wiederholte Bemühungen für die Rhythmik des Demosthenes und Isokrates ermüden leider mehr, als daß sie Ergebnisse sicherten. Eine wesentliche Förderung hat hier erst C. Zander gebracht.[6]) Im Latein aber hat sich die Herrschaft der Klausel, gegen die sich noch Ciceros und Vergils Zeitgenossen[7]) sträuben, immer mehr ausgebreitet, so daß im 4. Jahrh. n. Chr. selbst die Lehr- und Schulschriftsteller, selbst ein Palladius, selbst die Scholiasten, sich bemühen, sie durchzuführen:[8]) eine Zwangsjacke der freien Rede.

---

[1]) Joh. Freytag, De anonymi *περὶ ὕψους* sublimi genere dicendi, Marburg 1897.

[2]) Vgl. z. B. F. Rohde, Cicero quae de inventione praecepit quatenus secutus sit in orat. generis iudicialis, Königsberg 1903.

[3]) Siehe L. Spengel, *Συναγ. τεχνῶν* S. 154 ff.; F. Blass, Att. Beredsamkeit II S. 104 f.

[4]) Eine Vorarbeit gab kürzlich P. Geigenmüller, Quaestiones Dionysianae de vocabulis artis criticae, Leipz. 1908.

[5]) Siehe bes. F. Blass, Die Rhythmen der attischen Kunstprosa: Isokr., Demosth. Plato, Leipz. 1901. Dazu K. Münscher, Die Rhythmen in Isokrates' Panegyrikos, Ratibor 1908.

[6]) Eurhythmia vel compositio rhythmica prosae antiquae, I, Leipzig 1910.

[7]) Siehe Vergils Catalepton S. 59.

[8]) Klotz, Archiv f. Lex. XV S. 515 f. schien es bemerkenswert, daß in den Statiusscholien sich die Klauseln finden. Ihm scheint entgangen zu sein, daß dies in Servius' Vergilkommentar, in den Bobienser Ciceroscholien, auch in den Juvenalscholien oft ebenso steht. Ich zitiere aus Servius zu Aen. 1, 73: *solent enim reges ... dare nomen uxoris. — „nu“ brevem posuit, cum naturaliter longa sit. — „nubo“ enim unde habet originem longa est. — sacerdos dicatus est numini.* Zu 1, 77: *licet mihi*

J. C. Schmitt, der Herausgeber des Palladius (bei Teubner 1898), hat nichts hiervon bemerkt. Wir brauchen eine Neuausgabe des Palladius, die den Handschriften folgt, in denen sich die Klauseln erhalten haben. Daraus ergeben sich dann weiter Folgerungen für den Sprachgebrauch; denn um die Klausel zu gewinnen, schrieb Palladius z. B. p. 33, 18 Schm. *ad uber herbarum* (f. ad ubertatem); p. 62, 23 *florere consuerunt* (f. consueverunt); vor allem setzt er, wo er Vorschriften gibt, das Präsens und das Futur willkürlich durcheinander: p. 79, 18 *deponis hoc servans* (*depones* hätte die Klausel zerstört); ebenso p. 186, 16 *mellis admisces*, p. 187, 17 *sextarium misces*, p. 78, 21 *disponimus*, p. 173, 14 *lupinus colligitur*, umgekehrt p. 179, 13 *expandemus in sole*. Diese Beispiele verteidigen sich gegenseitig, und das folgende kann dienen sie zu erläutern; p. 86, 5 will Palladius sagen, daß Weinreben, zu früh beschnitten, zu schwache Wurzeln haben „und plötzlich eingehen"; dafür schrieb der Autor aber „und plötzlich eingegangen sind": *si recidas, plerumque infirmas habent radices et simul repente perierunt*; ein *pereunt* hätte wiederum die Klausel nicht ergeben; darum mußte das Perfekt aushelfen.[1]) Palladius

B. Historische Interpretation und Sacherklärung.

Die natürliche Form der Sacherklärung ist der Kommentar; im Altertum *ὑπόμνημα, commentum, commentarius* (*-um*). Die Kommentare des Altertums waren selbständige Bücher, die den zu erklärenden Text nicht mit enthielten;[2]) doch wurden sie in Privatabschrift schon damals nach Belieben ausgezogen und als erklärende Notizen oder Scholien in abgekürzter Form am Rand des betreffenden Textes eingetragen. Des Scaurus Kommentar zu Horaz umfaßte zehn Bücher, jedes Buch beschäftigte sich mit je einem der zehn Horazbücher;[3]) der des Macrobius zum Somnium Scipionis zerfällt in 2 Bücher (der Cicerotext selbst fehlte); Proklos zu Platos Staat in 4 Bücher; Porphyrios zu Aristoteles Kategorien 7 Bücher; Origenes zum Johannes gar 32 Bücher;[4]) Hieronymus zu Isaias 18 Bücher, von denen der Adressatin jedes einzeln überreicht wird, u. s. f. Kommentar

Musterkommentare der neueren Philologie und wahre Fundgruben für gelehrtes Wissen waren: Beispiele

J. J. Scaliger zu Manilius' Astronomica (Paris 1579; Heidelberg 1590; Leiden 1600);
D. Lambinus zu Horaz (Lugd. 1561 und öfter, zuletzt Coblenz 1829);
J. Casaubonus zu Athenaeus (1597), Theophrast, Charaktere 1592; Sueton (1595);
J. Lipsius zu Tacitus (1574 und sonst);
Cl. Salmasius zu Solin (1629);
Perizonius zu Aelian, var. histor., 1701;

---

inplere quae praecipis | *sed nefas est non inplere quae iusseris* u. s. f. Ueber die Bobienser Ciceroscholien K. Strauss, Progr. Landau 1910.

[1]) Diese Beobachtungen helfen auch sonst; vgl. L. Havet, Manuel de critique verbale (1911) S. 11; 22; 38 u. weiter.

[2]) Siehe A. Schumrick, Observationes ad rem librariam pertinentes, Marburg 1909, S. 67 ff.

[3]) Siehe Zangemeister, Rhein. Mus. 38 S. 199 u. 40 S. 480.

[4]) ed. E. Preuschen, Leipz. 1903.

T. Hemsterhuis zu Aristoph. Plutos (1744) und J. M. Gesner zu Claudian (1759);

Ch. G. Heyne zu Vergil (zuerst 1775) und zu Apollodor (1782; iterum 1802).

Praktisch, wennschon an Originalwert viel geringer, die lateinischen Dichterausgaben cum notis variorum von P. Burmann und J. F. Gronovius (Stat. Silvae). Die berühmten englischen Kommentatoren R. Bentley (Horaz), P. Elmsley und R. Porson (zu den griechischen Tragikern) sowie der Ovid des N. Heinsius dienten dagegen der Sacherklärung wenig, sondern sprachlich-metrischen Observationen und textkritischen Erörterungen; und auf gleichem Boden steht noch das Fundamentalwerk K. Lachmanns, sein Lukrez.

In neuerer Zeit haben die Engländer in einigen musterhaften Kommentaren der Sacherklärung gedient, wie J. E. B. Mayor zum Juvenal (1886—88), H. A. J. Munro zu Lukrez (zuerst 1873). Auch in der jetzt bei Teubner in Leipzig erscheinenden „Sammlung wissenschaftlicher Kommentare“ finden sich Arbeiten, die das Verständnis erheblich förderten, wie Kaibels Elektra, Nordens sechstes Buch der Aeneis. Dazu kommt der Pausanias von H. Hitzig und H. Blümner. Unbefriedigt dagegen läßt mich nur allzu oft der von vielen gelobte Horaz von A. Kießling, und sein Neueditor war zu pietätvoll, um das Werk in dem Grade umzugestalten, wie wir es brauchen.

Die älteren Arbeiten, die ich nannte, wie die des Casaubonus, waren noch oft ungleichmäßig und mit gelehrten Exkursen zu sehr belastet. Heute besitzen wir Nachschlagewerke wie die griechischen Altertümer von C. F. Hermann, die römischen von Marquardt-Mommsen, und der moderne Kommentator kann also durch Hinweis auf sie seine Arbeit wesentlich entlasten. Gleichwohl hat es sich L. Friedländer in seinem Martial und Juvenal mitunter gar zu leicht gemacht, der, wo wir erklärendes Material beigebracht sehen möchten, kurzweg auf seine „Sittengeschichte“ verweist. Er speist mit seinem Hauptwerk auch noch die Nebenwerke.

Aber auch die Einleitung des Kommentars ist zur Sacherklärung heranzuziehen. In ihr erwarten wir Angaben über das Leben des Autors und eine Darstellung der Zeitzustände zu finden, in denen das betreffende Werk entstanden ist.

1. Biographisches.

Dramatiker

Natürlich muß man den Autor kennen, den man liest. Gleichwohl ist diese Kenntnis nicht überall von gleicher Wichtigkeit. Ob Shakespeare wirklich Shakespeare war oder ein anderer, ist eine interessante Frage; aber wie man sie auch beantwortet, die gewaltigen Dramen selbst, die seinen Namen tragen, ihr universaler Eindruck, ihr tragisches Verständnis, die Wirkung ihrer Kulturbilder und Menschenbilder wird dadurch doch nicht wesentlich verändert. Es ist allerdings nicht unwichtig zu wissen, daß Aeschylus zeitweilig in Sizilien lebte; nur so wird verständlich, daß er *Αἰτναῖαι* dichtete, sowie auch die Anspielung auf den Aetnaausbruch

im Prometheus 383 f., die einen Zeitbezug auf das Jahr 478 v. Chr. ergibt. Ebenso ist es allerdings nötig zu wissen, daß Euripides nach Makedonien ging; daher sein makedonisches Königsdrama Archelaos, daher seine Bacchae. Augenscheinlich haben aber sowohl Aeschylus wie Euripides auch am politischen Leben ihrer Heimatstadt lebhaftesten Anteil genommen: man denke nur an die Perser und Eumeniden; des Euripides Andromache schäumt von Spartanerhaß, wie gleich die Anfangszeit des peloponnesischen Krieges ihn eingab, über. Doch überliefert uns von dieser politischen Anteilnahme die Biographie dieser Dichter freilich nichts; sie läßt uns grade für das Wichtigste im Stich.[1]) Wir können nur Schlüsse aus den Dichtwerken selber ziehen.

Noch mehr tritt das Persönliche aber in der neueren Komödie zurück. Wer Menander oder Terenz war, was er persönlich erlebt hat, ist zum Verständnis der Andria eigentlich vollständig gleichgültig.[2]) Und dasselbe gilt von den späten Dichtern des griechischen Romans, Jamblichos (*Βαβυλωνιακά*), Xenophon Ephesius (Habrokomes und Antheia), Heliodoros (*Αἰθιοπικά*), mit denen sich E. Rohdes bekanntes Buch befaßt. Auch in Senecas Tragödien sind die Stellen gering, wo wir einen Zeitbezug auf das Hofleben Neros zu erkennen glauben. Wer freilich auf die Tiraden gegen den Jähzorn und vor allem gegen Tyrannei und den Mißbrauch der Königsgewalt acht gibt, von denen diese Tragödien strotzen, wird doch überall lebhaft an Kaiser Nero erinnert, an den Seneca auch seine Schrift De clementia schrieb. Einmal scheint eine Beziehung auf Senecas eigene Person vorzuliegen, im Oedipus v. 687 ff.; diese Verse, die Kreons Stellung im Staate Thebens schildern, sind zwar dem Sophokles Oed. Rex 590 ff. nachgedichtet; aber sie passen auf die Stellung, die Seneca, der Staatsmann, seit dem Jahre 54 in Rom einnahm, in dem Grade, daß jeder sie auf ihn deuten mußte. Es ist nicht Zufall, daß er sie treu aus Sophokles übernahm.[3])

Sehr wichtig wird aber das Personale sogleich bei Werken aktuellen Inhaltes, d. i. bei solchen, die sich dem Charakter des Gelegenheitsgedichtes nähern. Da die Zweifel, die E. Schwartz gegen die Echtheit des Nachlasses des Tyrtaeus erhob, beseitigt sind,[4]) wird um so klarer, daß man sich zum Verständnis der Tyrtaeusgedichte die ganz besonderen Umstände, in denen sich der kriegerische Dichter befand, vor allem seine eigentümliche Stellung im spartanischen Heere deutlich machen muß. Ebenso waren Solons politische Elegien nichts als ein Ausfluß seiner staatsmännischen Tätigkeit, also seines *βίος*; auch die Verse des Alkaeus strotzten von eigenem Erleben; und eine so singuläre Erscheinung wie die Mädchenliebe, von der Sapphos Lieder erglühten, wird nur dem begreiflich, dem es gelingt, ohne alle falsche Idealisierung, aber auch unter Hinwegräumung alles schändlichen Klatsches, den schon die Alten über Sappho brachten, sich die Stellung dieser Dichterin und Gesanglehrerin im Lyriker

[1]) Was Satyros gab, sind nur Kombinationen.

[2]) Daß Terenz in der Andria auf seine eigene Freilassung anspielt, ist ganz unwahrscheinlich; s. F. Schöll, Sitz.Ber. d. Heidelberger Akad. 1912 N. 7 S. 6.

[3]) Genaueres in Neue Jahrb. 27 S. 349 ff.

[4]) Schwartz im Hermes 34 S. 427 ff.; dagegen Wilamowitz, Textgesch. d. griechischen Lyriker (Abh. Gött. GW. S. 97 ff.).

Kultdienst der Aphrodite und im Kreise ihrer jungen Schülerinnen zu vergegenwärtigen. Die feinen attischen Vasenbilder, die uns Sappho im Kreis ihrer Schülerinnen zeigen,[1]) sind noch als Huldigungen gedacht; erst etwa hundert Jahre später haben die Athener in ihren Komödien Sappho zum Gegenstand ihrer Spässe und sündigen Erfindungen gemacht.

Properz u. a.

Wichtig sind die biographischen Fragen aber auch für einen Liebesdichter wie Properz. Wir wissen von ihm nichts, was er uns nicht selbst sagt, und erführen gewiß gern mehr über ihn und seine Cynthia. Damit, daß (nach Apuleius) Cynthia in Wirklichkeit Hostia hieß, ist nichts gewonnen. Man hüte sich nun aber, alles, was Properz von ihr beiläufig mitteilt (Alter, Wohnungsangabe u. ä. m.), wörtlich zu nehmen. Das wäre geschmacklos. Poeten sind zum Glück keine Biographen ihrer Geliebten; sie sind auch keine Ärzte, die im Krankenjournal nur Tatsachen buchen. Wer wüßte etwas über Goethes Friederike, wenn er nur des jungen Dichters Verse hätte? Ja, mit Cynthia ist vielleicht nicht einmal immer ein und dieselbe Person gemeint. Ihr Idealbild kann aus mehreren Figuren der Wirklichkeit zusammengeflossen sein. Jedenfalls kann jetzt als ausgemacht gelten,[2]) daß des Properz Liebespoesien sich durch 16 Jahre (von 40—24) hinziehen. Handelt es sich da wirklich notwendigerweise immer um dieselbe Dame? Cynthia wäre ja schließlich eine alte Person geworden und die dauerhafte Schwärmerei des Dichters der Lächerlichkeit verfallen. Uns muß genügen, daß Cynthia der Deckname für die Geliebte oder die Geliebten des Properz ist. Um so falscher wäre es nun aber, anzunehmen, daß seine zündenden Verse nur nach allerlei griechischen Mustern hergestellt, nur Behandlungen überlieferter Themen sind und ohne eigenstes persönliches Erleben zustande kamen. Wer das glaubt, verdient nicht, sie zu lesen. Die Madonna ist tausendmal gemalt worden; das Thema ist auch da immer dasselbe, das innere Erlebnis des Künstlers immer neu. Aber es ist auch heute noch in aller feineren Erotik das Natürliche, daß sie nur andeutet, also ihre Erlebnisse verallgemeinert, resp. das Selbsterlebte in solche Motive zu kleiden sucht, die für viele andere mitgelten können. Daher ist es in allen solchen Fällen schwierig, das Biographische aus dem Typischen auszusondern.

Viel unpersönlicher als Properz ist dagegen Tibull, der mitunter gleichsam Abhandlungen dichtet; und auch zum Verständnis des Epigrammatikers Martial genügt es im Grunde, über die bettelhafte Lebensstellung dieses Dichters unterrichtet zu sein, der als Klient mit seinen hübschen Spässen auf den Beifall der Vornehmen Jagd macht, und wir vermissen es nicht allzusehr, daß wir seine Biographie nicht besitzen. Natürlich kommt es zum Verständnis einzelner Stellen bei ihm darauf an, festzustellen, ob er wirklich arm oder ob er Gutsbesitzer war, wo seine Wohnung lag u. ä.

Cicero

Ganz anders wieder Cicero. Seine Werke sind mit seinem Leben und sein Leben ist weiter mit der politischen Zeitgeschichte des 1. Jahrh.

---

[1]) Siehe Die Buchrolle in der Kunst S. 147; vgl. noch Abh. d. sächs. GW. III (1861) Taf. 1.

[2]) Siehe H. Hollstein, De monobibli Prop. sermone eqs., Marburg 1911, S. 70 f.

v. Chr. auf das engste verflochten. Seine vielbändigen Schriften selbst sind seine Biographie.

Und ganz ebenso steht es mit Seneca. Es ist verfehlt, ja lächerlich, diesen Mann, der seine Zeit mehr beherrscht hat als Cicero die seine, nur einfach als stoischen Schulschriftsteller abzutun. So wie Ciceros Schrift De republica ein politisches Tagesereignis war, das lange nachwirkte — denn darin war als ideale Staatsform die gemäßigte Monarchie nachgewiesen, und sie hat erst Pompejus, dann Octavian angeregt, sie zu verwirklichen und Roms Staatsleben danach zu reformieren[1]) —, so waren auch Senecas Schriften Handlungen, mit denen er seine Zeit beeinflußte: erst De ira im Jahre 41; der Kaiser selbst hat auf diese Schrift mit einem Edikt reagiert, und Seneca wird hernach in Anknüpfung daran Lehrer des Knaben Nero; aber erst, als Seneca die Regierung zu leiten beginnt, seit dem Jahre 54, schreibt er seine Hauptwerke, die darum noch aktueller waren, De Clementia, um die Herrschsucht des Nero zu zügeln, De beneficiis über soziale Hilfe, De vita beata zur Rechtfertigung seiner eigenen Position, De matrimonio als Neumotivierung der Ehegesetzgebung des Augustus, De superstitione zum Zweck der Läuterung des gottesdienstlichen Rituals.[2]) Besonders beim Lesen der Schrift De beneficiis muß man sich klar halten, daß der mächtigste Mann im Reich und Stellvertreter des Kaisers, auf dessen persönliches Auftreten alles sah, diese Mahnungen und Ratschläge über Wohltun und werktätige Hilfe ins Publikum warf: ein neues ethisches Programm, das daher auch mächtig eingewirkt zu haben scheint, auf die Kaiser selbst, von Titus an, und auf die humane Neugestaltung des römischen Rechts unter den großen Juristen.

Seneca

Wir könnten fortfahren: in bescheidenen Grenzen gilt auch vom jüngeren Plinius dasselbe wie von Cicero; und der Dichter Catull wird für uns dadurch hochinteressant, daß wir z. T. den Schleier seiner Pseudonyme zu lüften vermögen. Seine hübschen und sprühenden kleinen Sachen erhalten dadurch Greifbarkeit, leibhaftiges Leben.

weitere Beispiele

So ist es, weiter, für das Verständnis des Herodot wichtig, daß wir von den Reisen, die er machte, und von seinem Verhältnis zu Athen doch einiges, wenn auch nur Andeutendes erfahren. Xenophons Geschichtschreibung, wie sie vor allem in seinen Hellenika vorliegt, kann nicht richtig beurteilt und als Quelle verwertet werden, wenn man nicht weiß, daß Xenophon durch seinen Lebensgang zum *λακωνίζων*, zum einseitigen Spartanerfreund geworden war. v. Arnim hat uns das Leben des Redners oder Sophisten Dio von Prusa aufgehellt; wie erhellt das zugleich die Lektüre seiner Reden! Noch individueller als Dio ist aber der Rhetor Aristides mit seinen *ἱεροὶ λόγοι*. Nur wer sich den *βίος*, vor allem die Krankheitsgeschichte dieses Epileptikers klar gemacht hat, kann die eigenartigen „heiligen“ Schriften und den inbrünstigen Asklepioskultus dieses Mannes verstehen.

---

[1]) Diese praktische Bedeutung der Ciceroschrift ist von Ferrero gebührend hervorgehoben worden.

[2]) Genaueres hierüber s. Preuß. Jahrbücher Bd. 144 S. 282 ff.; Neue Jahrb. 27 S. 347 f. und 596 f.

Homer

Und Homer? Wir müssen hervorheben, daß auch für Homer selbst sich die Frage nach seiner Person, auf die sieben Geburtsstädte einst Anspruch erhoben, als nützlich erwiesen hat. Denn eben diese scharfe Fragestellung hat hervorragende Forscher zu dem Ergebnis geführt, dem man sich schwer entziehen kann, daß die Person Homers nichts ist als Konstruktion, eine Idealfigur, ein Sammelbegriff, hinter dem eine Sängerzunft, resp. eine gewisse Anzahl von zünftigen Dichtern sich verbirgt, die den anfangs enger umgrenzten Erzählungsstoff der Ilias formten, ihn erweiterten und durch Einlagen und Anhänge ausdehnten und sinnvoll abrundeten und die ferner einen bestimmten Stil der epischen Darstellungsweise ausgebildet hatten, den sie festzuhalten, zugleich aber mannigfach zu bereichern und zu steigern verstanden. Man kann empfinden, daß in verschiedenen Rhapsodien, wie in der Diomedesaristie oder in der Totenklage des Schlußbuches der Ilias, sich sogar verschiedene dichtende Individualitäten deutlicher abheben.[1]) Vor allem spricht aus der Odyssee ein anderes Menschenalter als aus dem Grundbestand der Ilias. Die Person Homers, die diese Zeitalter in sich barg, ist selbst ein Gedicht.

Ich vermisse da, wo man diese Fragen erörtert, eine ausreichende Behandlung des Namens „Homer", die doch unerläßlich, ja, wie ich meine, für das Verständnis der Sache grundlegend ist. Denn alles andere mag in der Homerbiographie erdichtet sein; der Name ist alt; er ist der älteste Zeuge für den, der Ilias und Odyssee gedichtet haben soll. Was also besagt er? was bedeutet er? *ὅμ-ηρος* (zu *ἀραρίσκω*) kann nur passivische Bedeutung haben und nur „der Zusammengefügte" oder „der Mitangefügte" heißen. Denn das Aktivum würde oxytoniert *ὁμηρός* lauten müssen wie *ναυπηγός* u. ähnl.[2]) Daher heißt *ὅμηρος* im gemeinen Leben erstlich die Geisel, weil sie vom Sieger mitgeschleppt wird; daher heißt *ὅμηρος* zweitens der Blinde; denn der Blinde läßt sich führen, *παρακολουθεῖ*;[3]) *ὁμηρεῖν* ist *ἀκολουθεῖν*;[4]) der Blinde ist stets an seinen Führer „angefügt", und zwar so, daß er zur Sicherheit einen halben Schritt hinter dem Knaben schreitet, an dessen Arm oder Gewand er sich festhält. So kann man ihn noch heute auf den Märkten im Süden sehen, so sah man ihn im Mittelalter, so im Altertum. Das Bild ist typisch. Die Homerviten, die unter Herodots und Plutarchs Namen stehen, bezeugen einstimmig und ausdrücklich, daß in jonischer Sprache und speziell in Kyme *ὅμηροι* die Blinden hießen; und zwar wird uns das Wort da so im Plural gegeben. Die Blinden traten also als eine Gruppe von Menschen auf; und daß der Verfasser der Ilias und Odyssee den Namen *Ὅμηρος* deshalb erhielt, weil er erblindete, darüber sind sich die Viten gleichfalls einig.[5]) Somit hat

---

[1]) Vgl. O. Crusius, Sitz.Ber. d. bayer. Akad. 1905 S. 331 f.

[2]) Vgl. G. Curtius, De nomine Homeri, Kiel 1855.

[3]) Wie der *πτωχός* in Xenophons Symposion 8, 23.

[4]) Odyssee *π* 468; Theopomp frg. 318 Müller.

[5]) Natürlich wollte man dann auch wissen, wie Homer, bevor er erblindete, geheißen, und man erzählte, daß und warum er *Μελησιγένης* hieß. Dieser Name ist Dichtung; das verrät schon sein daktylischer Silbenfall, der offenkundig für einen Hexameter ersonnen ist, z. B.:

εἰμὶ Μελησιγένης Κριθηΐδος υἱὸς ὅμηρος.

Daß *Μελησιγένης* nun vom Flußnamen *Μέλης* gar nicht abgeleitet sein kann, ist klar,

es bei den Joniern eine Gruppe oder Zunft der Blinden,[1] *ὅμηροι*, gegeben, ganz so, wie im deutschen Mittelalter „die Blinden" eine Zunft oder doch einen bestimmten Berufsstand bildeten, und zwar als Sänger auf den Märkten. Im Titurel heißt es: „sô singent uns die blinden", auch bei Herman von Fritschelar erscheinen sie so; insbesondere wird der blinde Friese Bernlef als Sänger epischer Lieder genannt. Dieselben blinden Berufssänger aber treten uns auch bei den Serben entgegen;[2] und das ist begreiflich; denn solche Leute haben Zeit zu innerer Sammlung, zeichnen sich durch Gedächtnisschärfe aus und eignen sich zum Erzähler vor allen anderen. Daher ist nun auch Demodokos im homerischen Epos ein blinder Aöde und wird ebendort vom thrakischen Sänger Thamyris erzählt, daß er geblendet wurde. Kurzum: die Blinden als Berufssänger sind in der einen Figur des Homer zusammengefaßt; und wenn also der Verfasser des Apollohymnus v. 172 von sich selber aussagt, er sei *τυφλὸς ἀνήρ*, so will er sich damit ausdrücklich als *ὅμηρος* bezeichnen, d. h. nicht als den „Homer", aber als einen der *ὅμηροι*.[3])

Man sieht aber die Konsequenzen. Demodokos bei Homer ist blind, aber er trägt doch berufsmäßig seine Gesänge, die dem Publikum neu sind, vor; also dichtete man noch ohne Schrift; diese Vorstellung herrscht da unzweifelhaft. Und Homer selbst heißt der Blinde; also hat er gleichfalls noch ohne Buch gedichtet. Vor allem gilt dasselbe auch noch vom Verfasser des Apollohymnus: er war *τυφλὸς ἀνήρ*. Wer nicht sehen kann, schreibt auch nicht. Zu der nämlichen Schlußfolgerung werden wir auch durch Beobachtungen des Buchwesens angeleitet.[4])

Antike Biographie

Das Altertum ist mit biographischen Mitteilungen sonst oft unendlich karg, und grade da, wo es reichlicher gibt, haben wir oft Grund, mißtrauisch zu sein. Besonders günstig liegt die Sache bei einigen römischen Dichtern, Terenz, Horaz, Vergil, Persius, Lucan. Man findet dies und anderes erfreuliche biographische Material bei Sueton ed. Reifferscheid, vom Jahre 1860. Sehr viel mangelhafter sind die Nachrichten über die römischen Prosaiker, wie Tacitus. Von Curtius Rufus, von Justin wissen wir nichts, kaum die Zeit. Auch über den Grammatiker und Dichter Terentianus Maurus läßt sich schlechterdings nichts sagen; seine Zeit wird neuerdings ganz irrig ins 2. Jahrhundert hinaufgerückt; Lachmann hatte recht, der ihn dem 3. Jahrhundert zuwies.[5]) Auch für die griechischen

---

aber den Alten genügte schon der Anklang an diesen, während jener Name in Wirklichkeit nur von *μέλειν* kommen kann, wozu er sich genau so verhält wie *Σωσιγένης* zu *σώζειν*. Auch *Μελήσανδρος*, *Μελησαγόρας*, *Μελήσιππος* haben doch gewiß nichts mit dem Fluß *Μέλης* zu tun. Wollten wir in ihm mit E. Maass (Neue Jahrbb. 1911) das Fest der *Μελήσια* erkennen, so würde man *Μελησιογένης* nach Analogie von *Δικαιογένης* erwarten und die Kürze des *ι*, die in der dritten Silbe doch vorzuliegen scheint, wäre keinesfalls erklärt.

[1]) Vgl. Christ-Schmid, Geschichte d. griechischen Litteratur I S. 26.

[2]) Vgl. Wilh. Grimm, Die deutsche Heldensage, 3. Aufl., 1889, S. 194 u. 426.

[3]) Was ich hier vortrage, war einst der Inhalt einer These meiner Doktorschrift vom Jahre 1876, eine Aufstellung, der damals Usener sein Interesse schenkte.

[4]) Die Buchrolle in der Kunst S. 211 u. 338. Ich werde im ersten Abschnitt des in diesem Bande von mir behandelten „Buchwesens" auf diese eben auch für die Geschichte der Schrift und des Buches wichtige Frage zurückkommen.

[5]) Siehe jetzt H. Ries, De Terentiani Mauri aetate, Marburg 1912.

Schriftsteller der Kaiserzeit haben wir oft nur versprengte Notizen bei Suidas. Wie gern wüßten wir z. B. Genaueres über das Leben eines Lucian von Samosata!

Besonders eifrig plaudert das griechische Altertum über seine längst gestorbenen Klassiker, Sophokles, Thukydides, besonders Homer. A. Westermann, *Βιογράφοι* (1845) hat über sie alles Wesentliche zusammen abgedruckt. Der Bios des Thukydides steht unter des Markellinos Namen, der umfangreichste Homers gar unter dem des Herodot. Dazu kommt noch der reiche Agon des Homer und Hesiod, der zwar jung, aber einen Kerninhalt von beträchtlichem Alter birgt. Im übrigen fließen alle Nachrichten und Schilderungen, die wir da erhalten, aus auffallend späten Quellen. Die Zeit vor Aristoteles war noch gleichsam stumm und interessierte sich nicht für die litterarische Biographie. Ganz ausnahmsweise ist es geschehen, daß der Dichter Ion in seinem Reisebuch einmal über seinen Kollegen Sophokles plauderte. Daß wir jene feine Szene, in der da Sophokles bei einem Trinkgelage auftritt, für authentisch halten dürfen, ist ein köstlicher Besitz.

Das Meiste, was sonst erzählt wird, ist von den Peripatetikern, die sich, durch Aristoteles angeregt, mit Litteraturgeschichte zu beschäftigen begannen und den Mangel an positiven Nachrichten zu ersetzen trachteten, anekdotenhaft ersonnen.[1]) Daß das achte Buch des Thukydides von Xenophon oder von des Thukydides Tochter unfertig herausgegeben, daß Antiphon der Lehrmeister desselben Historikers gewesen, ist nichts als Kombination, die wir ablehnen. Athenäus weiß, daß Euripides eine große Bibliothek besaß; aber das hat man nur aus der Welt- und Weisheitskunde seiner Tragödien erschlossen; wie sehr man dessen Stücke auf biographisch Verwendbares aushorchte, zeigt der neugefundene Satyros.[2]) Aelian erzählt, daß Sokrates nur ins Theater ging, wenn Stücke des Euripides gespielt wurden. Das ist so nett erfunden wie die Fabeln von der Xanthippe und der Bigamie des Sokrates. Ganz ebenso steht es dann aber auch mit der Figur des Aesop, und daß Sokrates äsopisch gedichtet haben soll.[3]) Aber auch die chronologischen Ansätze, die uns die Alten, insbesondere Apollodor, für ihre Schriftsteller geben, vornehmlich Ansätze synchronistischer Art, waren nicht so, wie er sie darbietet, überliefert; sie beruhen auf Schlußfolgerungen, die man nachträglich aus den Werken zog; es sind Schlußfolgerungen, die oftmals das Richtige trafen, aber sie unterliegen unserer Kritik. Nur die didaskalischen Notizen, d. h. Aufführungsnotizen, die besonders das attische Drama anbetreffen und offiziellen Archiven entstammen, geben wirklich chronologische Sicherheit.[4]) Daher wissen wir, daß Aeschylus' erster dramatischer Sieg Ol. 73, 4 = 484 v. Chr. fällt, der des Euripides in das Jahr 441 u. ä. m. Derartiges ist auch in inschrift-

Chronologie

[1]) Einen gesunden Stoß im Sinne der Skepsis gab dereinst v. Wilamowitz im Hermes XII S. 326 ff.

[2]) Oxyrhynch. Pap. IX Nr. 1176.

[3]) Es entstand schließlich ein vollständiger Aesoproman; s. Krumbacher, Byzant. Litteraturgesch.[2] S. 897; vgl. Hausrath bei Pauly-Wissowa, RE. VI S. 1711 ff. u. 1734. Betreffs Sokrates s. Diog. Laert. II 42.

[4]) Siehe E. Reisch bei Pauly-Wissowa, RE. V S. 391.

lichen Urkunden aufbewahrt;[1]) wertvolle Notizen sind in das Marmor Parium übergegangen.[2])

Günstig steht es mit den wenigen Nachrichten, die wir über Plautus und Naevius besitzen. Varro war augenscheinlich in der Lage, für sein Werk De poetis zuverlässige Berichte aufzutreiben, und die gegen sie geäußerte Skepsis ist durchaus unberechtigt.[3]) Ganz anders sind dagegen die Mitteilungen über den Satiriker Juvenal beschaffen; sie tragen den Stempel ungeschickter, ja, kindischer Erfindung an der Stirn. In dreizehn Fassungen besitzen wir Juvenals Vita; die jüngste, in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, weiß uns z. B. genau sein Geburtsjahr (55 n. Chr.) und die Namen seiner Eltern zu geben.[4]) Schon in den Viten ältester Fassung aber steht die bekannte Fabel von Juvenals Exil. Erst im 4. Jahrhundert begann ein intensives Studium dieses Dichters. Damals versah man ihn mit den Scholien, die wir besitzen; man brauchte dazu auch eine Vita, und man erfand, wo man nichts wußte. Woher, frug man, Juvenals Grimm gegen Kaiser Domitian? Er muß unter dem Kaiser gelitten haben. Also muß der Kaiser ihn verbannt haben. Man las ja im Sueton und Tacitus, daß von Domitian so viele Philosophen und Dichter in derselben Weise mißhandelt worden waren. Freilich erwähnt Juvenal selbst davon nichts; aber die über den Günstling Paris handelnde Invektive in der siebten Satire v. 90 f. ließ sich für diese Erfindung benutzen. Diese wenigen Zeilen über Paris, so fingierte man, gab Juvenal anfangs und vor dem Jahr 83 separat heraus; und sie gaben dem Kaiser Anlaß zum Zorn. Aber vor dem Jahr 83 dichtete Juvenal nachweislich noch gar nicht; denn Martial kennt zu jener Zeit den Juvenal noch nicht als Dichter. Überhaupt aber ist klar, daß die Stelle VII 90 f. nur für den Zusammenhang, in dem sie steht, gedichtet ist. Dann sagen die Viten noch genauer, Juvenal sei in die ägyptische Hoasis oder zu den Scotti verbannt worden; das erstere ist durch Satire XV, das letztere durch IV fin. angeregt.[5]) Juvenal

Und nun endlich die Charaktere der großen Autoren. Daß Aeschylus eine herbe und trotzige Natur, daß Euripides ein Weiberhasser, derartige Charakteristiken sind wiederum nicht authentisch, sondern im ersteren Fall einfach aus dem Typus der äschyleischen Tragödien selbst abstrahiert, im zweiten Fall hämischer Klatsch, den die Feinde des Euripides in Athen aufbrachten, Aristophanes voran. Denn Euripides war in Wirklichkeit ein Verherrlicher des Weibes.[6]) Nur die Charakteristiken, Charakteristiken

[1]) Siehe Ad. Wilhelm, Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen (Sonderschriften des österr. Instit. Bd. VI), Wien 1906.

[2]) So auch jene Angabe über des Aeschylus und Euripides ersten Sieg; s. F. Jacoby, Das Marmor Parium, Berlin 1904.

[3]) Sowie auch die gegen die Nachricht von der dramatischen „Satura" Alt-Roms geäußerten Zweifel sich m. E. leicht als hinfällig erweisen lassen.

[4]) Siehe Dürr, Das Leben Juvenals, Ulm 1888.

[5]) Die Viten benutzten dabei sogar den Wortlaut der Satiren; Vita I: *Paris poetam semenstribus militiolis emitavit*; Vita II: *Paridem semestribus tumentem*, beides nach Satire VII 89: *ille et militiae multis largitus* (vulgo *largitur*) *honorem semenstri vatum digitos circumligat auro.*

[6]) Siehe I. Bruns, Vorträge und Aufsätze (1905) S. 155 ff.

die Aristophanes nach des Euripides Tod in seinen Fröschen von den genannten beiden großen Dichtern entwirft, sind für uns wertvoll. Denn in dem unterweltlichen Gericht der Frösche wird, soweit es die starke Subjektivität des Aristophanes zuläßt, Wahrheit angestrebt, eine Würdigung versucht, und die platten Erfindungen sind zurückgedrängt.

Anonyma

Der ungünstigste Fall ist endlich, daß sogar der Name des Autors unbekannt. Verschmerzen läßt sich das immerhin, wenn es sich z. B. um Pseudo-Aristoteles *περὶ κόσμου*, um die Pseudo-Quintilianischen Deklamationen oder gar um Gedichte der Anthologia latina handelt. Bedauernswerter, daß für den Verfasser der Astronomica der Name Manilius so schlecht bezeugt ist;[1]) um so weniger läßt sich über seine Person ausmachen. Besonders schlimm aber steht es mit der Schrift vom Staat der Athener, die fälschlich unter Xenophons Namen steht: eine Tendenzschrift, mitten aus dem ersten Decennium des peloponnesischen Kriegs geschrieben. Die Polemik, die da in vornehmer Weise ein athenischer Oligarch gegen die bisher siegreiche Demokratie seiner Vaterstadt ausübt, würde für uns erst ganz verständlich, wenn wir den Mann kennten, der mit solchen Gedanken mitten unter den Bürgern steht. Auch die hochbedeutende Schrift über das Erhabene, die aus der Zeit vor Nero, vielleicht aus der Regierungszeit des Tiberius stammt, verdiente es, daß wir ihren Verfasser mit Namen nennen könnten, und auch den Verfasser des Gedichtes Aetna, einer Versifizierung der vulkanistischen Theorie des Posidonius von durchaus ernsthaft wissenschaftlicher Haltung, aus der Jugendzeit des Plinius, wüßten wir gern.

Akrosticha

Ganz besonders steht es mit dem Homerus latinus, der neuerdings mit Silius Italicus in Zusammenhang gebracht wurde. Es handelt sich um eine verkürzte Ilias von etwa nur 1000 Hexametern aus Neros Zeit. Man hat da ein Akrostichon entdeckt. Die Anfangs- und Schlußverse des Werkchens beginnen mit folgenden Wörtern:

1	Iram	1063	Sed
	Tristia		Calliope
	Atque	1065	Quam
	Latrantum		Iamque
5	Illorum		Pieridum
	Conficiebat		Sanctaque
	Ex quo pertulerant (oder Pertulerant ex quo)		Ipsa
	Sceptiger	1070	Tuque
	Quis deus		
10	Latonae		
	Infestam		

Das Akrostichon ergab *Italice sqli* und *scqipsit*, was so nicht brauchbar; setzt man in v. 7 u. 1065 Verschreibung an, so ließe sich zunächst *Italicus* und *scripsit* herstellen. Man hat das Akrostichon aber auch dahin zu korrigieren versucht, daß sich in v. 1—11 *Italici Sili* ergab; alsdann sind eben v. 7 u. 9 zu ändern. Die richtige Evidenz fehlt jedoch,[2]) und an

---

[1]) Siehe R. Ellis, Noctes Manilianae S. 217 ff.

[2]) F. Vollmers Ausführungen, insbesondere über v. 1065 (Sitz.Ber. d. bayer. Akad. 1909 Stück 9 S. 13), überzeugen nicht. Das Verfahren ließe sich schon dadurch

Silius Italicus, den Dichter des Bellum Punicum, läßt sich hier keinesfalls denken.[1])

Günstiger steht es mit einem anderen Akrostichon. Bei Müller, Geograph. graeci min. I S. 238 findet man eine *Ἀναγραφὴ Ἑλλάδος* in jambischen Memorialversen, deren Inhalt man früher auf Dikaearch zurückführen wollte. Lehrs (Rhein. Mus. 2 S. 354) entdeckte in ihnen ein Akrostichon, das den Namen eines *Διονύσιος Καλλιφῶντος* gibt. Damit ist freilich wieder nichts weiter als ein Name gewonnen. Besser machte es Dionysios, der Perieget, der im Inneren seines Gedichtes die zwei Akrosticha *Διονυσίου τῶν ἐντὸς Φάρου* und *ἐπὶ Ἀδριανοῦ* bietet,[2]) worin also wenigstens auch noch eine Ortsanzeige, ja, auch eine Datierung gegeben ist.

2. Zeitumstände.

Mit der Kenntnis seines Verfassers ist ein Litteraturwerk für uns zugleich schon mehr oder weniger genau datiert. Es folgt nun die weitere Pflicht, sich die Zeitumstände, unter denen das Werk entstand, zu verdeutlichen. Dies kommt aber natürlich nicht für alle Werke gleich in Frage. Für die Pflanzengeschichte des Dioskurides oder des Theophrast scheint dies ziemlich gleichgültig; ebenso auch für Plinius' Naturgeschichte, des Festus Lexikon, rhetorische Fachschriften wie des Dionys oder Menander. So kommt es, daß man für den Zeitansatz der mechanischen Schriften des Heron noch immer um Jahrhunderte auseinandergeht;[3]) daß man auf den Versuch verfallen konnte, die Architectura des Vitruv aus des Augustus Zeit, der sie angehört, in das 3. bis 4. Jahrh. n. Chr. hinabzurücken. Es ist Gabe des Zufalls, wenn uns ein solches Werk wie das genannte des Theophrast einmal genau datiert wird, dadurch, daß der Verfasser bei den Feigen erwähnt, es sei vor kurzem unter dem Archon Nikodoros — d. i. 314 v. Chr. — ein gutes Feigenjahr gewesen. **Zeitindizien**

An Werke geographisch-topographischen Inhalts knüpft sich die Frage, ob die Verfasser selbst gereist sind und die Stätten, die sie schildern, selbst gesehen haben; für Strabo ist der Sachverhalt klar, denn er entschuldigt sich selbst, daß er so wenig Länder selbst gesehen; bei der Beschreibung Griechenlands, die Pausanias gibt, scheint die Sache dagegen günstiger zu liegen.[4]) **Autopsie**

Kommen wir zu aktuelleren Sachen. Je aktueller ein Schriftwerk, Gedicht, Rede oder Pamphlet, je dringender wird die Frage nach seiner Abfassungszeit. So gleich die Philippika und sonstigen Staatsreden des Demosthenes; sie sind eine Hauptquelle für die Kenntnis der Zeitgeschichte der dunklen Jahre 351—339 v. Chr., die mit ihrer Hilfe einst **Demosthenes**

ironisieren, daß im Homerus latinus die Anfangsworte v. 468—471:

Fertur
Et
Caelestemque
Icta

das Akrostichon *feci* ergeben. Hier waltet Zufall.

[1]) Siehe ALTENBURG, Observat. in Italici Iliadis latinae et Silii Italici Punicorum dictionem, Marburg 1890; dazu ESKUCHE, Rhein. Mus. 45 S. 254.

[2]) Siehe LEUE im Philologus 42 S. 175 f.

[3]) R. MEIER, De Heronis aetate, Leipz. 1905 und dazu A. A. BJÖRNBO in Berl. phil. W.schr. 1907 S. 322 f.

[4]) Siehe Strabo p. 117 f. und B. NIESE, Rhein. Mus. 32 S. 267 ff. und Hermes 13 S. 42; zu Pausanias zuletzt EUG. PETERSEN, Rhein. Mus. 64 S. 481 ff.

Arnold Schäfer „Demosthenes und seine Zeit“ gegeben hat. Die Untersuchung wird aber dadurch erschwert, daß sich Zweifel regen, ob diese Reden wirklich so, wie sie vorliegen, gehalten, ob sie nachträglich redigiert sind, und diese Fragen ruhen nicht.[1])

Briefe

Ebenso aktuell war die Brieflitteratur; denn jeder Brief wird immer aus dem Moment heraus geschrieben; daher das Bestreben, für Ciceros Briefe nicht nur das Jahr, sondern Monat und Tag zu bestimmen, was wiederum nur durch genaue Vergegenwärtigung der Zeitumstände möglich ist; darum hat sich neuerdings vornehmlich W. Sternkopf verdient gemacht;[2]) um Plinius' Briefe Mommsen und Asbach.[3])

Aristophanes

Und nun die politische Poesie, voran die alte aristophanische Komödie: Augenblickspoesie größten Stils, phantastische Spiegelungen der Volksstimmung in Athen zur Zeit des großen Krieges. Die Acharner fallen 425 dicht vor die Zeit der Einnahme Sphakterias; daraus erklärt sich, daß sie noch Frieden mit Sparta fordern; die „Ritter“ sind nach diesem Waffenerfolge aufgeführt, und sie reden deshalb nicht mehr vom Frieden. Der „Frieden“ selbst ist dann im März 421 präparativ für den wirklichen Friedensschluß. In den „Vögeln“ wird, im März 414, die Glücksreise in das Wunderreich der Vögel gemacht; darin spiegelt sich in drolliger Verzerrung die verhängnisvoll überspannte Unternehmungslust der Athener, als eben die tollkühne Expedition nach Sizilien bevorstand. Natürlich bieten nun dieselben Komödien uns überdies eine Fülle unbekannter Personalien und Zeitanspielungen, die aufzuklären schon die antiken Scholien sich bemühen; der Lampenhändler Hyperbolos ist z. B. fast nur aus der Komödie bekannt. Wenn aber Aristophanes gar in seinen Acharnern v. 514 ff. die Ursachen des peloponnesischen Krieges in einer Weise darlegt, die einen Thukydides ad absurdum führt, so hätte man das nicht ernst nehmen sollen.

Pindar

Reich an Personalbezügen ist auch Pindar. Es handelt sich bei ihm besonders darum, die Adressaten seiner Enkomien und ihre Zeit zu bestimmen; der Dichter deutet überall nur an; auch hierfür bieten die alten Scholien Hilfe.[4])

Claudian

Achthundert Jahre später als Aristophanes dichtet Claudian. Auch Claudian ist ein politischer Gelegenheitsdichter, und er ist für die Zeit Stilichos und die Geschichte der Jahre 395—404 die wichtigste Quelle, denn er war das offiziöse publizistische Organ des Hofs. Claudians Interpretation ist also überall ein unmittelbares Erleben der Zeitgeschichte, und die Zeitgeschichte, wie ich sie nach ihm gegeben habe,[5]) vertritt demgemäß einen Kommentar zu diesem Dichter. Die Datierung der Schlachten bei Pollentia und Verona (a. 402 und 403), in denen Stilicho den

---

[1]) Siehe z. B. C. Fritsch, Demosth. or. VIII. IX. X quomodo inter se conexae sint, Bremen 1908.

[2]) Quaest. chronolog., Marburg 1884; derselbe, Progr. von Dortmund, Hermes Bd. 39 u. 40 und sonst.

[3]) Hermes Bd. III; Rhein. Mus. 36 S. 38 ff.

[4]) Auch ein Papyrus, der Zeitansätze für Olympiasieger enthält: s. Robert, Hermes 35 S. 181 ff. und Lipsius in Ber. sächs. GW. 52 S. 1 ff.

[5]) Claudianausgabe S. XXIV ff. und XLVII ff.

Alarich besiegte, läßt sich nur durch scharfe Interpretation der Gedichte de bello Gothico und de VI consulatu Honorii gewinnen. Zeitlos und ohne chronologische Indizien ist dagegen Claudians Epos vom „Raub der Proserpina". Doch ist es mir gelungen, auch dies Werk zu datieren. Denn sein Vorwort richtet sich an einen Florentinus, der uns aus Symmachus' Briefen bekannt ist. Jenes Epos hatte zum Ziel, den Segen der Ceres, den Kornbau, zu preisen; Florentinus aber hat in den Jahren 395—397 als Stadtpräfekt durch umsichtig geleitete Kornzufuhren von Rom die Hungersnot abgewendet. Im Jahr 397 verlor der Mann sein Amt; vor 397 muß ihm das Cereswerk gewidmet sein.

Satire

Der alten griechischen Komödie entspricht aber auf dem Gebiete der römischen Litteratur in Wirklichkeit vielmehr die Satire, und das Vorgetragene gilt also mutatis mutandis auch von ihr. Doch hat sich diese Satire in ihren Hauptvertretern Horaz und Persius vom politischen Leben abgewandt; Juvenal wagt nur die Zeit des Domitian, die schon hinter ihm liegt, rückblickend zu geißeln; und so sind es nur die Reste des Lucilius, die Apotheosis Senecas und Claudians Satire in Eutropium, die den Einfluß des großen öffentlichen Lebens verraten und eine eingehende historische Analyse erfordern. Nichts subtiler und nichts interessanter, als aus den dürftigen Zeilenresten des Lucilius die politischen Zeitbilder, die er darbot, zu rekonstruieren wie die Erzählung vom Numantinischen Krieg.[1]) Besäßen wir diesen dreistesten der Satiriker noch, er würde für uns als historische Quelle gewiß so ergiebig sein können wie Claudian.

Kleinere Gedichte

Jedes Werk aus seiner Zeit heraus zu begreifen: dieser Grundsatz ist bei Werken geringen Umfangs allerdings mitunter schwer zu befolgen, und die Exegese nähert sich oft erst allmählich der Lösung dieser Aufgabe. Daß die Horazode I 2 *Iam satis terris* gegen Ende des Jahres 28 v. Chr., unmittelbar vor der definitiven Einrichtung des kaiserlichen Prinzipats, abgefaßt sei, ergibt sich sicher aus ihrem Schlußteil; wie damit die Schilderung der Tiberüberschwemmung bei Cäsars Tod und die Schlacht von Philippi für den Dichter zusammenhängt, hat, soviel ich sehe, noch niemand genügend erklärt. Das Enkomion *εἰς Πτολεμαῖον* des Theokrit (N. 17) betrachtet die Arsinoe, die Gemahlin des Königs Ptolemäus Philadelphos, noch als lebend, die nach Ausweis der Mendes-Stele im Jahre 271 auf 270 v. Chr. gestorben ist; auf den erfolgreichen Krieg, den der König mit Syrien führte und für den die Zeit um das Jahr 274 jetzt ermittelt ist, wird ferner von Theokrit so, als wäre er eben zu Ende geführt, zurückgeblickt und in v. 86 ff. seine Ergebnisse mitgeteilt. Daraus ergibt sich endlich, nach langem Hin- und Herforschen, mit Sicherheit eine Abfassung des Lobgedichtes zwischen den Jahren 273 auf 271.[2])

Und Vergils vierte Ecloge? eins der eigenartigsten Probleme! das Gedicht, das den Heiden den Welterlöser verkündet: *surget gens aurea*

---

[1]) Siehe Zwei politische Satiren des alten Rom (1889) S. 89 ff.; anderes bei C. Cichorius, Untersuchungen zu Lucilius, Berlin 1908; vgl. auch Kappelmacher, Wiener Studien 31 (1909) S. 82 ff.

[2]) Vgl. v. Prott, Rhein. Mus. 53 S. 464 bis 475; Gercke in Bursians Jahresber. Bd. 124 S. 482. Wegweisend war hierfür Büchelers Aufsatz Rhein. Mus. 30 S. 55 ff.; dazu Köpp ibid. 39 S. 210.

mundo: nova progenies caelo demittitur; cara deum suboles u. s. f. Wie soll man das verstehen? wie war solche Verkündigung im voraugusteischen Rom, im Jahr 40 v. Chr. möglich? wie war die Idee möglich, daß, da der Staat in Not, das Heil der Zukunft an die Geburt eines Knaben geknüpft ist, der Himmelsrecht haben wird? Nur wer die religiösen Stimmungen jener Zeit, nur wer zugleich die Personen, an die sich die politischen Hoffnungen damals knüpften, genau kennt, kann diese Frage zu beantworten und das Gedicht zu erklären versuchen. Diese Erklärung ist schließlich sehr trivial. Man kann und darf nicht urteilen, ohne die nächste Parallele heranzuziehen, die uns Martial VI 3 darbietet. Das Gedicht lautet mit deutlichen Anklängen an Vergil:

Nascere Dardanio promissum nomen Iulo.
Vera deum suboles, nascere magne puer:
Cui pater aeternas post saecula tradat habenas
Quique regas orbem cum seniore senex.
Ipsa tibi niveo trahet aurea pollice fila
Et totam Phrixi Iulia nebit ovem.

Dies Gedicht bezieht sich auf die Schwangerschaft der Kaiserin Domitia. Domitian erwartete von ihr einen Sohn, und die Hoffnungen, die sich an diesen Erwarteten knüpften, kommen hier zum Ausdruck. Aber es ist in Wirklichkeit kein Sohn geboren worden, und die Wünsche des Hofdichters waren vergeblich. Ganz ebenso muß auch Octavian im Jahre 40 v. Chr. von seiner Gattin Scribonia einen Sohn und Erben erhofft haben. Die Analogie des Martialgedichtes zwingt dazu, dies anzusetzen. Von dem erhofften Erben Octavians sollte, nach der enthusiastischen Weissagung Vergils, d. h. gemäß der damaligen Volksstimmung in Rom, das Glück aller Zukunft abhängen. Es war ganz natürlich, daß der Dichter solchen Stimmungen Ausdruck lieh. Aber auch diese Hoffnung täuschte. Es wurde nur eine Tochter, Julia, geboren. Scribonia wurde von Octavian verstoßen. Vergils Weissagung hat sich ebensowenig erfüllt wie die Martials.[1])

Dialoge

Komplizierter ist die Lösung der Aufgabe der Datierung, von der wir handeln, endlich in der Dialoglitteratur; denn für die Dialoge ist allemal die Zeit ihrer Abfassung von der Zeit, in der die Szene des Dialogs spielt, sorglich zu unterscheiden. In Tacitus' Dialog De oratoribus ist die Szene anscheinend in die Anfangszeit der Regierung des Vespasian verlegt; der Dialog selbst kann aber sehr wohl erheblich später abgefaßt sein. Ciceros Bücher De finibus entstanden im Jahre 45; ihre Szene spielt aber im Jahre 50, und wenn dort also der Philosoph Siron als in Rom anwesend bezeichnet wird, so betrifft dies das Jahr 50, und wir erkennen, daß Vergil, Sirons Schüler, ihn dort schon so früh hat kennen lernen können. Vor allem nun Plato; auch er datiert seine sämtlichen Gespräche pflichtgemäß zurück, nämlich in die Zeit, da Sokrates noch lebte; sie waren also nicht nur philosophische, sondern gewissermaßen

[1]) Diese Erklärung pflege ich, seit ich Martial interpretiere, vorzutragen. Ich freue mich, daß auf sie auch andere, wie Skutsch, verfallen sind, und halte sie für um so sicherer; sie lag gleichsam in der Luft. Vgl. auch J. E. Church in University of Nevada studies Bd. I (1908) Nr. 2.

auch historische Studien; dabei aber laufen dem Plato Versehen mit unter, und während sein Symposion etwa im Jahre 401 spielt, findet sich in ihm p. 393 doch eine Hindeutung auf das Jahr 385; wir verzeihen ihm diese Nachlässigkeit gern; denn damit ist uns ein terminus post quem für die Zeit der Abfassung der herrlichen Schrift gegeben. Nicht so günstig steht es mit Platos Protagoras, dessen Handlung ins Jahr 432 verlegt ist, während auf p. 327 eine Komödie des Pherekrates als neu erwähnt wird, die erst im Jahre 420 erschien; etwas weiter hinab, vielleicht bis 410 oder 408 führt die Erwähnung des Orthagoras, des Lehrers des Epaminondas, auf p. 318. Daß indes keine der Schriften Platos vor 399 angesetzt werden darf, steht mir fest.[1]) Wann also, d. h. wie bald nach 399 der Dialog Protagoras selbst entstand, verrät er nicht selbst, und es kann nur aus anderen Merkmalen, die der philosophischen und sprachlichen Analyse angehören, erschlossen werden.

3. Textauslegung.

Es folgt die eigentliche Textauslegung und Einzelerklärung litterarischer Werke von Zeile zu Zeile, die die Form des sog. Kommentars annimmt; dieser Kommentar kann als Fußnoten unter dem Text, er kann zusammenhängend hinter dem Text abgedruckt werden. Je reicher er ist, desto mehr ist die letztere Anordnung zu empfehlen. Andernfalls erleben wir es nur zu oft, daß oben auf der Seite nur eine einzige Textzeile wie ein melancholisches Fettauge auf der undurchsichtigen Suppe der Anmerkungen schwimmt. Ich nenne keine Beispiele. Im übrigen ist hier weniger zu monieren.

Die Autoren stellen verschiedene Anforderungen; Überblick

Denn daß es leichte und schwere Autoren gibt, versteht sich. Manche wie Xenophon oder Lucian oder Ovids Amores lesen sich glatt und für den Geübteren in langen Abschnitten ohne jede Nachhilfe, andere sind undurchdringlich wie ein Dornendickicht und wollen es sein: ich denke z. B. an die fürchterliche Alexandra des Lykophron, auch an Ovids Ibis, die den Leser durch die Fülle des nur angedeuteten Stoffs gradezu erdrücken. Bei den Alten führte der Philosoph Heraklit den Beinamen *ὁ σκοτεινός* (Ps.Aristotel. de mundo 5; Cicero de divin. 2, 133 u. sonst); es war schwer, ihn auszulegen.

Natürlich ist aber auch bei den schwereren Autoren nicht immer die gleiche Gelehrsamkeit erforderlich. Die sog. Privataltertümer kommen für den in Frage, der etwa Statius' Silvae, den Petron, den Herondas, die Adoniazusen des Theokrit traktiert. In den Kreis der religiösen und gottesdienstlichen Dinge führt uns die Hymnenlitteratur (orphische Hymnen, Hymnen des Kallimachos), Aeschylus' Eumeniden, Vergils Aeneis Buch VI, die Fasti Ovids oder gar die Litteratur des Hermes trismegistos — man lese Reitzensteins Poimandres — und jener phantastische Papyrustext, den Dieterich als Mithrasliturgie ausgelegt. Die Kenntnis der sog. Staatsaltertümer erfordern politische Redner wie Demosthenes und Aeschines,

[1]) Anders denkt Const. Ritter, Platon I (1910) S. 269 f.

Kenntnis der Jurisprudenz sowohl viele der Gerichtsreden Athens[1]) als auch solche Reden Ciceros wie pro Quinctio und pro Caecina. Dazu dienen dann die Schriften der römischen Juristen selbst! Aber auch diese bedürfen der Erklärung. Als Kaiser Justinian mit Hilfe des Tribonian zwischen den Jahren 528—533 n. Chr. das Recht neu kodifizierte, verbot er doch, daß zu den Digesten, Novellen etc. Kommentare geschrieben würden (s. codex Justin. 1, 17), er gestattete nur erläuternde Paraphrasen (*ἑρμηνεῖαι εἰς πλάτος*), und erst im weiteren Mittelalter begannen in Italien die „Glossatoren“ ihre Tätigkeit zu den Institutionen Justinians, wie zu den Novellen (Julian), wodurch dann das sog. Corpus iuris für Westeuropa erschlossen worden ist.

Wer den Arat oder des Manilius Astronomika richtig lesen will, tut zur Einführung gut, sich einmal durch Bolls Sphaera hindurchzuarbeiten.[2]) Vergils schönstes Werk, die Georgica, legt uns der am besten aus, der Norditalien kennt und vor allem selbst Landwirtschaft getrieben hat: ein köstlicher Besitz ist da immer noch unseres alten J. H. Voß echte Landluft atmender Kommentar. Des Ausonius' Mosella liest man am besten auf einer Moselreise. Nur ein Archäologe kann uns den Pausanias (vgl. bes. Jahn-Michaelis, Descriptio arcis Athenarum), nur ein Archäologe uns die Kunstgeschichte in des Plinius letzten Büchern (vgl. H. Brunn, Gesch. der griechischen Künstler) befriedigend erklären. Für Ovids Fasti ist es u. a. nötig, über das römische Jahr und seine Einteilung sich zu unterrichten.[3]) Zur Einführung in desselben Plinius Naturgeschichtsbücher kann auch heute noch Urlichs' Chrestomathia Pliniana dienen. Auf diesen naturwissenschaftlichen Gebieten aber wäre noch unendlich viel zu tun. Ein Muster gab Sudhaus, der der Erklärung des Gedichtes Aetna des Posidonius Theorie vom Vulkanismus zugrunde legte. Zum Verständnis der Pseudo-Ovidischen Halieutica galt es, sämtliche dort aufgezählten Fischsorten festzustellen.[4]) Für die Poliorketika kommen die modernen Studien über römisches Geschützwesen zur Hilfe. Für Galen und die Medizin lese man Ilbergs Aufsätze, u. s. f.

Andere Schriften des Altertums lassen sich als Memorialbücher zur Litteraturgeschichte lesen und erfordern dementsprechende Vorstudien; so Ciceros Brutus, das zweite Buch der Tristien Ovids, das Schriftchen des Dionys von Halikarnaß, das man *τῶν ἀρχαίων κρίσις* betitelt, und Quintilians Buch X cap. 1. Wertvoll, wennschon kurz gefaßt, G. Bernhardys Kommentar zum Suidas, eine Fundgrube für Litteraturgeschichte.

Homer u. die prähistorischen Funde

Sehr interessant hat sich in der neuesten Zeit die Homererklärung entwickelt. Von Homer und Hesiod kennen wir keine Zeitgenossen; sie sind uns einzige Quelle für ihre Zeit; daher können sie auch nur aus

---

[1]) Siehe Meier und Schömann, Attischer Prozeß, ed. Lipsius 1883 u. 1887; danach J. H. Lipsius, „Das attische Recht und Rechtsverfahren“, Leipz. 1905.

[2]) Auch Breiters Kommentar gibt für Manilius Hilfe; für Arat sei auf E. Maass' große Sammlung „Commentariorum in Aratum reliquiae“ (Berlin 1898) verwiesen.

[3]) Vgl. die Kalendarien im Corpus inscr. lat. Bd. I; übrigens H. Peter, Ausgabe der Fasti Ovids; Idelers Chronologie; Mommsens römische Chronologie.

[4]) De halieuticis p. 106; dazu G. Schmid, Philolog. Suppl. XI S. 253 ff.

sich selbst erklärt werden, und das Herbeischaffen antiquarischen Materials aus den späteren griechischen Autoren wäre vom Übel; diesen Grundsatz setzte schon Aristarch durch. Das Ergebnis für Homer waren deshalb viele *ἀπορίαι*, für die die *λύσις* sich nicht finden wollte. Plötzliche Hilfe brachten nach zwei Jahrtausenden Schliemanns Ausgrabungen und was auf sie folgte, das Wiederauferstehen des prähomerischen Zeitalters und der sog. ägäischen Kultur am Ende unseres 19. Jahrhunderts: die Grabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Kreta. Jetzt erläutern Bildwerke das alte Epos. Ein Taubenbecher, ähnlich dem des Nestor, hat sich gefunden (allerdings nur zweihenkelig), der Helm aus Eberzähnen in der Dolonie; Lampen dagegen nicht, und auch Homer kennt noch keine Lampen. Daß die Bilder auf dem Schild des Achill nicht als Reliefs, sondern als eingelegte Metallarbeit zu denken sind, das zeigt die mykenische Dolchklinge. Überhaupt aber kennen wir jetzt durch Anschauung den homerischen Schild älteren Stils (den karischen), der so groß ist, daß man unter ihm wie in einer Hütte schläft, kennen ferner jetzt den homerischen Streitwagen und begreifen, daß dieser Wagen nur Transportmittel für die Könige war, die in der Last der Waffen nicht marschieren konnten. Weil Ajax keinen Streitwagen hat, daher ist er nur defensiv tätig. Dies und mehr, eine Fülle des Anregenden, findet man bei Reichel, Homerische Waffen, 2. Aufl., Wien 1901. Aber auch die Einrichtung der Wohnräume des vorhomerischen Zeitalters vom Zelt des Achill in *Ω* bis zum Palast des Odysseus sind jetzt aufgeklärt, eine Parataxe von Stuben und Hallen, wie Tiryns sie zeigt; hierüber Ferd. Noack, Homerische Paläste, Leipzig 1903. Derselbe: Ovalhaus und Palast in Kreta, Leipzig 1910.[1])

So steht es im Homer. Wie anders das Heldenepos Roms, Vergils Aeneis! ein Spätling, der sich noch einmal nach Troja verirrt, wie wenn unser Jordan noch einmal die alten Nibelungen singt. Die Schilderung der heroischen Zeit hat Vergil natürlich nur durch Buchlektüre gewonnen, er, der mit Recht circa sacra doctissimus hieß, und auch nur mit Hilfe der nämlichen Belesenheit kann zu ihm ein angemessener Kommentar, zu dem schon das Altertum selbst den Grund legte, gewonnen werden. Vergil

Aber auch, um die Zuverlässigkeit der antiken Geschichtschreiber nachzuprüfen, hat sich ein neues Hilfsmittel gefunden. Was die erwähnten Ausgrabungen für Homer, das leistet die Bereisung der antiken Schlachtfelder, wie kundige Gelehrte sie heute ausführen, für die Kontrolle der Schlachtberichte eines Diodor, Caesar, Livius und Tacitus. Denn daß gerade in den stilisierten Schlachtenschilderungen dieser Autoren vielfach eine feste Schablone herrscht, also der wirkliche Hergang der Ereignisse verwischt und verdunkelt wird, empfindet man leicht. Es sei dafür besonders auf die Arbeiten J. Kromayers verwiesen: Antike Schlachtfelder in Griechenland, 3 Bände, Berlin 1902—12; dazu als Korrektiv H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Bd. I, Berlin 1900, und „Die Schlacht bei Cannä“, Histor. Zeitschr. 109 S. 481 ff. Aber auch unsere Ägyptologen Ortskenntnis; Schlachtfelder

[1]) Auch sonst konzentriert sich die Untersuchung; ich zitiere noch E. Assmann, Das Floß der Odyssee, sein Bau und sein phönikischer Ursprung, Berlin 1904.

Ägyptisch-Assyrisches

und Assyriologen helfen. Von ihnen wird jetzt Herodot mit seinen Beschreibungen Ägyptens und des Orients sorglich kontrolliert, und es ist für ihn eine neue und ungemein lehrreiche Kommentierung entstanden.[1])

Geschilderte Persönlichkeiten

Wir sind aber noch nicht am Ende. Denn die alten Autoren führen uns nicht nur Sachen, nicht nur Zustände und Erlebnisse, sie führen uns auch Personen vor, und der Leser hat somit auch auf die Schilderung von Persönlichkeiten zu achten. Doch greift dies schon in das Gebiet der höheren Hermeneutik hinüber. Es betrifft erstlich Figuren der Sage, wie Homer sie meisterhaft hingestellt hat; sein Vorbild hat späterhin stets gegolten; die Tragödie hat den Figurenschatz Homers insbesondere durch Erfindung von großen Frauencharakteren herrlich bereichert.[2]) Die Untersuchung betrifft aber zweitens auch die Schilderung historischer Personen, und für diese Fragen ist das Buch von Ivo Bruns, Das litterarische Porträt der Griechen (1896), wegweisend geworden.

Pindar war noch unfähig, die Kämpfer und Sieger, die er lobt, menschlich zu charakterisieren. Diese Kunst hebt mit der alten Komödie an; neben ihr her geht alsbald auch die Geschichtschreibung, die dasselbe versucht; es folgen sodann Plato und Xenophon, deren feine Kunst sich wetteifernd an der Figur des Sokrates übt. Von da übernimmt die cynische Satire diese Kunst, die wir in Lucians Peregrin und Alexandros gewahren; und so geht sie zur Satire der Römer weiter: ich denke an Senecas Claudiussatire, Juvenals Nr. 4, an den Eutropius des Claudian. Bei den Historikern aber besteht eine zweifache Methode, indem sie entweder wie Herodot und Polyb die Menschen direkt oder aber wie Thukydides und Tacitus sie indirekt schildern; Thukydides beschreibt z. B. den Kleon nicht selbst, sondern nur den Eindruck, den er auf andere macht. Dies Verfahren ist vorsichtiger; das direkte Verfahren aber wurde von der Biographie adoptiert, von Plutarch zum höchsten ausgebildet, bis zum Lächerlichen verflacht in den späten Kaiserbiographien mit ihren ganz äußerlichen Signalements; und diese nun traditionell gewordenen steckbriefartigen Beschreibungen der Personen setzten sich dann auch späterhin in den byzantinischen Chroniken, setzten sich auch im Roman vom trojanischen Kriege fort.[3]) Ich gebe eine Probe aus Daretis Phrygii De excidio Troiae historia cap. 12: *fuerunt autem* (Castor et Pollux) *alter alteri similis, capillo flavo oculis magnis facie pura, bene figurati corpore deducto. Helenam similem illis, formosam animi simplicis blandam, cruribus optimis, notam inter duo supercilia habentem, ore pusillo. Priamum Troianorum regem vultu pulchro, magnum, voce suavi, aquilino corpore*; und so geht es weiter: *Aeneam rufum quadratum, facundum affabilem, fortem cum consilio, pium venustum, oculis*

bei den Historikern

[1]) Herodotos l. I—III with notes, von A. H. Sayce, 1883; Buch IV—VI von B. W. Macan, 1895; Buch II von Wiedemann, 1890.

[2]) Vgl. übrigens H. Steinmann, De artis poeticae veteris parte quae est περὶ ἠθῶν, Göttingen 1907.

[3]) Vgl. J. Fürst, Die litterarische Porträtmanier u. s. f., Leipz. 1903 (Philol. 61). Kleine tiefliegende Augen bedeuteten einen Bösewicht: so beschaffen war auch der Mann, der dem Kaiser Hadrian nach dem Leben stand: derartiges nahm Polemon in seine Schrift über Physiognomik auf: s. A. v. Premerstein in Klio, 8. Beiheft, Leipz. 1908.

hilaribus et nigris, und ins Unendliche. Von Achill heißt es z. B. noch, daß er *capillo myrteo*; von Nestor: *naso obunco longo*. Derartige Beschreibungen waren gradezu Anweisungen für den Hersteller von Bilderbüchern, der die Historien illustrierte.[1])

Glaubwürdigkeit der Invektiven

Fraglich ist nun, um vom Sagenhaften zur eigentlichen Historie zurückzukehren, wie viel historische Glaubwürdigkeit der Satire, die uns oft Personenschilderungen gibt, zukommt. Mit der Satire eng verschwistert ist aber auch die Prozeßrede und Demegorie der Alten, die den Gegner um jeden Preis verunglimpft. In den Privatreden des Demosthenes wird zu diesem Zweck offenbar oft auf das gröblichste gelogen. Wir werden solche Personalien demnach mit annähernd derselben Vorsicht aufnehmen müssen wie das Bild, das uns Aristophanes in den Wolken von Sokrates zeichnet. Es sind Fratzen, Zerrbilder; die Schriftgattung, der ψόγος selbst hat sie erzeugt. Das ist sicher. Aber sie fanden trotzdem Glauben. Die Wolken des Aristophanes haben in Wirklichkeit das Ansehen des Sokrates bei seinen Mitbürgern auf das schwerste geschädigt. Ebenso steht es z. B. auch mit dem Caesar- und Mamurraskandal, den uns Catull auftischt; wir werden ihn heute nicht wörtlich für ernst nehmen; ebenso vorsichtig muß man dann aber auch beurteilen, was Cicero voll Gift und Geifer in der zweiten Philippica über M. Antonius aussagt; Cicero hat diese Rede nie mündlich zu halten gewagt. Sie war nichts als Satire (weshalb auch Juvenal ihr Bewunderer ist), steht also mit den sonstigen Satiren auf gleichem Niveau und kann also auch nicht mehr Glauben für sich beanspruchen als jedes andere Pamphlet gleichen Kalibers. Das Andenken des Antonius ist litterarisch benachteiligt wie das kaum eines anderen Römers.

Pseudonyme

Besondere Achtsamkeit ist endlich da geboten, wo sich die Vermutung aufdrängt, daß die eingeführten Personen eine allegorisch-symbolische Auslegung verlangen. Dafür ist der sonderbare Gottesmann und Schnellläufer Amphitheos, Aristoph. Acharn. 47 ff., ein hübsches Beispiel, unter dem sich durchsichtig genug Hermogenes, des Kallias Bruder, verbirgt.[2]) Also ein Pseudonym. Eine weitgehende Allegorie dieser Art wird für des Kratinos Dionysalexandros vermutet.[3]) Das schönste Beispiel aber für diesen litterarischen Mummenschanz sind die Thalysia Theokrits (Id. VII), wo unter den Namen von Hirten und Wanderern sich Hauptgrößen der alexandrinischen Dichtkunst zusammenfinden, begrüßen und Komplimente sagen: ein wertvoller Einblick in das litterarische Treiben jener für uns so arg verhüllten Zeit.

Daß auch an andere Theokritstücke, daß auch an die Hirtengedichte Vergils die gleichen Vermutungen herangetragen worden sind, ist bekannt. Doch ist hier Zurückhaltung geboten. Nur in Ecl. 9 und 5 versteckt sich unter Menalcas sicher Vergil; dies hat der Dichter selbst deutlich gemacht. Im übrigen wäre noch am glaublichsten, daß Vergil unter dem sterbenden

---

[1]) Vgl. KRUMBACHER, Gesch. d. byzantinischen Litteratur² S. 220; Die Buchrolle in der Kunst S. 307 f.

[2]) Siehe H. MÜLLER-STRÜBING, Aristophanes und die historische Kritik, 1873. S. 697 f.

[3]) G. THIEME, Quaest. comic. ad Periclem pertinent., Leipz. 1908.

und zum Gott erhobenen Daphnis in Ecl. 5 wirklich, wie das Altertum es behauptet, die Apotheose Caesars gegeben habe. Uns mag solches Versteckenspielen sehr unpoetisch, ja albern erscheinen; aber wir müssen bedenken, daß seit Homer der Monarch als „Hirte" der Völker galt und daß es eben Hirten sind, die bei Vergil singen. Für sie war auch Caesar Hirt, und Daphnis konnte wirklich das Sinnbild seiner Vergöttlichung sein. Wenn Servius oder seine Quellen dagegen in dem alten Tityrus Ecl. 1 den jungen Vergil und gar daselbst 1, 29 unter der verlassenen Galatea die Stadt Mantua, unter Amaryllis Rom, wenn er 2, 1 unter Corydon Vergil, unter Alexis Octavian erkannte u. a. m., so staunen wir und zucken die Achseln.

Interpretation kontroverser Stellen

Zum Schluß seien noch einige Ratschläge für den Interpreten hinzugefügt, die ziemlich selbstverständlich erscheinen, doch aber, wo bei der Einzelauslegung sich Schwierigkeiten ergeben, mitunter nur zu leicht vernachlässigt werden. Das Vorbild eines geistvollen und feinfühligen Interpreten war besonders Bücheler in seinen Programmen und verstreuten Aufsätzen (bes. im Rheinischen Museum); Muster der Sorgfalt gab Joh. Valen in seinen Opuscula academica. Unser Hauptgrundsatz muß sein, daß wir jede Stelle natürlich und schlicht erklären und dem Sprachgebrauch gemäß von der nächsten Wortbedeutung ausgehen. Wie viele Kontroversen hat nicht der Horazvers Od. 4, 8, 17

Horaz Od. 4, 8, 17

Non incendia Carthaginis inpiae

hervorgerufen! Denn dort ist anscheinend vom älteren Scipio die Rede, der doch aber Karthago nicht verbrannt hat. Man hat sich also dahin geflüchtet, *incendia* auf die Verbrennung der karthagischen Flotte zu beziehen. Allein dies ist Künstelei und ist ganz unmöglich; der Genetiv *navium* wäre nicht zu entbehren. Man muß also den Vers entweder als unecht tilgen oder nach einer anderen Auskunft für ihn suchen.

Horaz Od. 2, 1, 21

Horaz teilt in der Ode II, 1 mit, daß Asinius Pollio ein Geschichtswerk über den zweiten Bürgerkrieg auszuarbeiten im Begriff ist, und schreibt v. 21:

Audire magnos iam videor duces.

Er glaubt die großen Feldherrn Caesar und Pompeius schon zu hören? Nicht „zu hören", sondern „zu sehen" müßte es heißen; daher Bentley und schon andere vor Bentley *videre* statt *audire* forderten, was aber doch schon metrisch anstößig wäre. Hanow wollte gar: *antire magnos iam video duces.* Aber diese Gelehrten bedachten nicht, daß alles Lesen und so auch das Lesen von Geschichtsbüchern im Altertum durch den Lesediener und, wenn er fehlte, doch auf alle Fälle laut geschah. Keine Stelle ist zur Veranschaulichung dieser Tatsache so instruktiv wie eben die vorliegende.[1])

Horaz Od. 1, 12, 45

In einer allbekannten Stelle der Oden, 1, 12, 45, heißt es ferner:

crescit occulto velut arbor aevo
fama Marcelli(s).

Hier grassierte eine Zeitlang die Konjektur *arvo* für *aevo.* Kießling verstand *occulto aevo* als nähere Bestimmung zu *arbor*: also ein Baum, dessen Zukunft noch verhüllt ist. In Wirklichkeit aber ist dies *occulto aevo* Zeitbestimmung zu *crescit*; der Marcellerruhm wächst (wie der Baum) in einer

[1]) Ueber das Vorlesen s. „Die Buchrolle in der Kunst" S. 146 ff., durch den ἀναγνώστης ibid. S. 171 f.

Zeitdauer, die zugleich der Vergangenheit und Zukunft angehört und die deshalb unbestimmbar ist. Diese Interpretation ist die des Altertums; denn der Kirchenschriftsteller Rufinus sagt in seiner Apologie (Bd. 21 S. 581 M.) vom heranwachsenden Knaben: *parvulus crescit et occulto aevo in perfectam adolescit aetatem*; eine deutliche Reminiszenz; auch hier gehört das *occulto aevo* zum Verbum.[1]) Und mit dem *aevo* Od, 2, 2, 5 steht es nicht anders.

In Tacitus Dialog wird c. 17 auf die römischen Kaiser, die bisher regiert haben, zurückgeblickt und hinzugefügt: *ac sextam iam felicis huius principatus stationem qua Vespasianus rempublicam fovet*. Man hat danach die Zeit des Gespräches, das Tacitus schildert, genau ins sechste Jahr der Regierung Vespasians (*sextam stationem*) datieren zu können geglaubt. Aber man hat dabei nicht die Wortbedeutung von *statio* erwogen: *statio* heißt nie „Jahr". Steiner hat[2]) längst richtig gesehen, daß das Wort nur die Regierung selbst bezeichnen kann; *statio* heißt in Wirklichkeit *imperium*; dies lehrt Lucan 1, 45; Plin. panegyr. 7 u. 86;[3]) und Vespasians Regierung war in der Tat (wenn wir vom interregnum des Dreikaiserjahrs absehen) die sechste. Das Jahr des Gesprächs selbst wird uns demnach hier von Tacitus nicht genauer mitgeteilt. Tacit. Dial. 17

Cicero schreibt an seinen Verleger Atticus XIII 12, 2: *Ligarianam praeclare vendidisti; posthac quidquid scripsero, tibi praeconium deferam*, was jeder zunächst dahin verstehen wird, daß Atticus Ciceros Rede pro Ligario außerordentlich gut verkauft, in vielen Exemplaren abgesetzt hat und daß ihm nun Cicero deshalb den Verlag seiner künftigen Schriften dauernd überträgt. Nach L. Hänny dagegen „Schriftsteller und Buchhändler in Rom", 1884, S. 53, soll *vendere* hier bildlich gemeint sein und „empfehlen" (*venditare*) bedeuten, wofür nur Horaz Epist. 2, 1, 75 angezogen wird, eine durchaus unstatthafte Annahme. Denn es fehlt erstlich jedes Anzeichen dafür, daß Cicero an jener Stelle tropisch reden will; die obigen Worte stehen in dem Brief als ganz einfache geschäftliche Mitteilung hingeworfen ohne jeden weiteren Zusatz oder auch vorbereitende Worte, die eine bildliche Auslegung erleichtern würden. Dazu kommt nun noch, daß *vendere* in diesem übertragenen Sinn im ganzen Cicero sonst nirgends vorkommt. Es ist also ausgeschlossen, das Wort anders als „verkaufen" zu übersetzen. Und dazu stimmt *praeconium*; denn damit ist die Tätigkeit des Marktschreiers, *praeco*, bezeichnet, d. i. des Handelshelfers, der berufsmäßig bei Auktionen und öffentlichen Verkäufen assistierte; und das Adverb *praeclare*, das Cicero zu *vendidisti* hinzusetzt, ist ebenfalls ein Ausdruck der Handelssprache; denn ganz so lesen wir Cic. pro Rosc. com. 34: *praeclare negotium gessit Roscius: fundum fructuosissimum abstulit*. Die obige Stelle kommt also dauernd für denjenigen in Betracht, der untersucht, ob die Autoren im Altertum am Verkauf ihrer Schriften selbst mitinteressiert waren.[4]) Cic. ad Att. 13, 12, 2

[1]) Hierauf ist von Weymann mit Recht hingewiesen worden: Compte rendu du quatrième congrès scientifique international des catholiques, Fribourg (Suisse) 1898 S. 5.

[2]) Progr. von Kreuznach 1863 S. 17.

[3]) Auch Spartian, Helius 1, 1; irrig Gudeman, Berl. philol. W.schr. 1909 S. 1038; Neue Jahrb. 15 S. 661.

[4]) Wenn wir ad Att. 12, 19, 2 lesen:

Juvenal 7,130 Staunen erweckt, was wir beim Juvenal 7, 130 über den Tongilius lesen: *magno cum rhinocerote lavari* | *qui solet et vexat lutulenta balnea turba.* Der Mann geht, um Aufsehen zu erregen, mit einem gezähmten Rhinozeros ins öffentliche Bad. Man hat das durchaus nicht glauben wollen, und es herrscht hier, soviel ich sehe, die Auslegung: *cum rhinocerote* bedeute „mit einem Salbgefäß, das aus dem Rhinozeroshorn hergestellt sei" (vgl. Martial 14, 52 f.). Dem widersprach aber schon Bücheler dereinst in seinen Seminarübungen. Denn diese Erklärung ist nicht nur künstlich, sie wird auch der Präposition *cum* nicht gerecht, die keineswegs das Werkzeug einführen kann, sondern nur den Begleiter; *lavor cum servo* kann z. B. nicht heißen: „ich bade mit Hilfe des Dieners", sondern nur: „in seiner Gesellschaft". Außerdem aber steht *lutulenta turba* im Text; dies auf die Dienerschaft, die den Tongilius umgibt, zu deuten, hat wieder gar keine Wahrscheinlichkeit; denn wie kann die Dienerschaft eines vornehm auftretenden Mannes von Schmutz bedeckt sein (*lutulenta*)? Das Tier ist es, was den Kot macht, ob wir nun *turba* mit „Aufruhr" oder mit „Schar" übersetzen; letzteres würde besagen, daß der Mann noch mehr Bestien mit sich schleppt. Zur Veranschaulichung der abenteuerlichen Tierliebhaberei der römischen Kaiserzeit (man denke auch an die Rhinozerosse und Hippopotami des Kaisers Elagabal, Lampridius c. 28) kann also diese Juvenalstelle mit Recht benutzt werden.[1])

Terenz Eun. 25 Für die Freundschaft des Naevius und Plautus und für das altrömische Theaterwesen ist nichts so lehrreich wie der Vers des Terenz, Eun. prol. 25:

Colacem esse Naevi et Plauti veterem fabulam.

Hieraus hat man allgemein entnommen, daß sowohl Naevius als Plautus ein Lustspiel Colax gleichen Titels geschrieben haben, was schon an sich höchst befremdlich ist und überdies deshalb Anstoß gibt, weil Plautus sonst griechische Titel für seine Dramen nicht zu wählen pflegte. Nein! Das ist ungenau interpretiert. Terenz bezeugt uns hier, der Colax sei ein altes Stück des Naevius und des Plautus, d. h. beide waren die gemeinsamen Verfasser des einen Stücks. Sonst müßten wir eben lesen *Colaces veteres fabulas* oder aber einfach *et Naevi et Plauti.* Das ist sehr klar, und ebenso klar ist das Folgende. Im Colax des Vorbildes Menander kamen ein Parasit und ein Miles vor (ib. v. 30 f.); die nämlichen beiden Rollen enthielt aber auch der Colax Naevi et Plauti (v. 26). Diese Tatsache führt auf dasselbe: der Colax der beiden kann nur e i n Stück gewesen sein.[2]) Man wundre sich über solches Zusammendichten im Stil der Moser und Schönthan

Ligarianam, ut video, praelare auctoritas tua commendavit, so heißt das, daß Atticus die Rede dadurch, daß er sie in seinen Verlag nahm, auch beim vornehmen Publikum Roms durch seine Autorität oder durch das Ansehen, das er in diesen Dingen genoß, empfahl. Bei *commendavit* fehlt wohlgemerkt der Dativ; damit ist angezeigt, daß die Rede von Atticus nur ins Allgemeine und nicht etwa bestimmten Personen empfohlen wurde. Daß sie schon in vielen Exemplaren verbreitet war, sagt ad Att. 12, 20, 2: *est enim pervolgata*: trotzdem hatte Atticus noch Exemplare genug auf Vorrat, um eine nachträgliche Korrektur im Text vorzunehmen: ib. 12, 44, 3.

[1]) Kulturgeschichte Roms S. 86.

[2]) Der Gnatho in Terenz' Eunuch sollte, beiläufig, nach Menanders Kolax gedichtet sein; die Reste des Menanderstückes aber, Oxyrhynch. Pap. III Nr. 17 bis 26, bestätigen das nicht; vgl. H. Siess, Wiener Stud. 29 (1907) S. 89.

nicht; dasselbe ist uns auch von attischen Komikern bekannt, und auch an Terenz' Stücken sollten ja andre mitgeschrieben haben.[1])

Terenz Heaut. 4 f.

Streitpunkt ist, ob Terenz im Heautontimorumenos seine Vorlage einfach übersetzt hat oder ob er mehrere Vorlagen zusammenarbeitete, kontaminierte. Die Entscheidung hierüber hängt vom Verständnis der Prologverse 4 f. ab:

> Ex integra Graeca integram comoediam
> hodie sum acturus Heauton timorumenon,
> duplex quae ex argumento facta est simplici.[2])

Diejenigen, die auf Grund des v. 6 an eine Kontamination glauben, erklären *integra* im v. 4 als „noch von keinem andern benutzt, unberührt". Das geht jedoch nicht an. Denn in Wirklichkeit ist *integer* grade der speziellste Gegensatz zu *contaminatus*; dies lehrt die wichtige Stelle Ciceros Top. 18: *ut anteponantur integra contaminatis.* Was *integrum* ist, ist also nicht *contaminatum.* Demnach handelt es sich bei Terenz um ein Stück, das durch keine fremden Zutaten beschmutzt ist;[3]) ein solches will er jetzt aufführen. Hieraus folgt dann weiter, daß wir den v. 6 ganz anders, als die meisten es tun, deuten müssen. Es handelt sich um die Bedeutung von *duplex.* In der Tat heißt *duplex* ja nie soviel wie *mixtus, διμερής* oder *bifariam compositus*; es heißt nur das, was gradezu doppelt ist, eine Bezeichnung, die auf solche kontaminierten Stücke wie die Andria des Terenz doch keineswegs passen würde. Schon die Scholien im cod. Bembinus verstehen *duplex* richtig als *graeca et latina*; Terenz sagt: aus einem Stück sind jetzt zwei geworden, nämlich die griechische Vorlage und die lateinische Übertragung; das *argumentum* selber ist zwar *simplex*, ein einziges, geblieben, aus ihm sind aber nun *duae fabulae sive fabula duplex* geworden. Das Terenzstück ist ein Duplikat.[4]) Man wertete im Altertum auch eine vollendet gute Übersetzung als eine selbständige dichterische Leistung.[5]) Das Menanderstück existierte nun also zweimal.

Apulej. met. I. 1

Dringend zu wünschen ist es auch, daß man sich über die Einleitungsworte der Metamorphosen des Apuleius einigt, wo der Verfasser seine „bunten Geschichten" als Spielart Milesischer Novellen hinstellt, I 1: *At ego tibi sermone isto Milesio varias fabulas conseram.* Was neuerdings R. Reitzenstein „Das Märchen von Amor und Psyche" S. 52 hierüber sagt, befriedigt noch nicht, da er sich mit der Auskunft begnügt, *sermone* heiße hier „Plauderton" und der „mündliche Stil" (?) der *Milesia* werde damit angedeutet. Apuleius redet hier, wenn man mit römischem Ohr zuhört, viel deutlicher. Zunächst ist die etymologische Figur *sermone conserere* augenfällig, und wir treffen sie auch sonst häufig an: *sermonem serere* sagt Plautus, *sermone serere aliquid* verbinden Vergil und Livius. Speziell aber hat Apuleius den Anklang an Vergils *multa inter sese vario sermone serebant,* Aen. 6, 160 gesucht. Hier vertritt bei Vergil mit dichterischer

[1]) Vgl. meine Römische Litteraturgeschichte, 2. Aufl., S. 38.

[2]) Die Variante *duplici* im cod. Bembinus zerstört das Versmaß.

[3]) *contaminare* ist „mischen"; denn alles Mischen galt als *corrumpere, φθείρειν*; vgl. O. Jahn, Persius S. 136.

[4]) Die Einheitlichkeit der Handlung ist dargelegt von O. Köhler, De Heautontimorumeni Terentianae compositione, Leipz. 1908.

[5]) Vgl. Stemplinger, Das Plagiat etc. S. 210 f.

Umbiegung das *vario* ein *varia*, und der Sinn ist: *multa et varia inter se sermone serebant.* Das Wort *sermo* aber heißt hier „Gespräch“, und das ist das Wichtigste. Denn ebenso steht es bei Apuleius; das erhärtet schon das Präfix *con* in *conseram.* Denn wir haben Servius zu Aen. 4, 277 zu vergleichen, der uns lehrt: *sermo est consertio et confabulatio duorum vel plurium.* Hier steht somit das Substantiv *consertio*, das dem *conseram* des Apuleius entspricht; ebenso braucht auch Curtius Rufus 8, 12, 9 das *conserere sermonem.* Also sagt Apuleius, genau genommen, folgendes: „ich werde bunte Geschichten in Gesprächsform vortragen lassen (*conseram*) und zwar in Milesischer Gesprächsform (*sermone Milesio*, das ist: *confabulatione Milesia*)“: wozu der Inhalt seines Abenteuerromans vortrefflich stimmt. Denn er ist Icherzählung, also Gespräch. Alle Icherzählung ist *sermo.* Und dazu kommen die vielfach eingeführten Personen, die auch ihrerseits Geschichten erzählen.

Ovid. Trist. 2. 413 Dieselben Milesia des Aristides betrifft eine Ovidstelle, und auch sie wird, soviel ich sehe, allgemein falsch übersetzt, Trist. 2, 413:

Iunxit Aristides Milesia crimina s e c u m,
Pulsus Aristides nec tamen urbe suast.

Hier haben sowohl Lucas wie Reitzenstein (a. a. O. S. 63) das *secum* in dem Sinne von „unter sich“ verstanden. Aristides stellte also die *crimina* seiner Stadt Milet zusammen! Das ist aber, wenn ich nicht irre, kein Latein;[1]) man sagt absolut nie *iungere legiones secum* u. a. für *inter se. secum* kann nur auf das Subjekt des Satzes, also auf Aristides selbst Bezug haben, und der Sinn ist demnach zweifellos: Aristides vereinigte, verknüpfte die Milesischen Schändlichkeiten mit seiner eigenen Person; er machte sie zu Icherzählungen. *secum iunxit* ist = *sibi iunxit.* Die Konstruktion ist keine andere als bei Cicero divin. 2, 149 und Plin. epist. 10, 11 (*iungere cum*). Ovid sagt Metam. 8, 29 *iuncta cum viribus ars*; Cicero, de fato 36 *causa cum exitu iunctior*, u. ä. m. Außerdem wolle man Lucan 2, 94 *Libycas sibi colligit iras* vergleichen, wo das Commentum Bernense erklärt: *Romanis scilicet collegit inimicos secum Afros.* Dies *secum* ist deutlich.

Ovid. Trist. 2, 443 Schwieriger ist, was Ovid in den Tristien 2, 443 über Sisenna, den Übersetzer desselben Aristides, aussagt:

Vertit Aristidem Sisenna nec obfuit illi
historiae turpis inseruisse iocos.

Hier fragt es sich, was *inserere* bedeutet. H. Lucas verstand in seinem Aristidesaufsatz,[2]) Sisenna habe in eine Rahmenerzählung (*historia*) schlimme Späße eingeschaltet. Reitzenstein (S. 64) versteht dagegen unter *historia* richtiger das Werk des Sisenna über römische Geschichte, das mit jener Aristidesübersetzung selbst nichts zu tun hatte. Das anzunehmen ist notwendig; denn jenes Geschichtswerk war eben allen geläufig, und wo wir von Sisennas *historia* lesen, kann nur eben sein Hauptwerk gemeint sein. Zwischen die Arbeit der Niederschrift des großen Historienwerkes hat nun nach Reitzenstein Sisenna die Übersetzung der *ioci* des Aristides „eingeschoben“. Aber auch das geht nicht an; das ist desperat und mehr

[1]) Bei THIELMANN über Reciprocum, Archiv f. Lex. VII S. 380 f. finde ich nichts Ähnliches, auch nicht Sil. Ital. 14, 141.

[2]) Philol. 66 S. 16 f.

als künstlich interpretiert; denn nicht vom *inserere* der einen Arbeitszeit in die andere steht etwas da, sondern nur von den *ioci* selbst, die der *historiae inseruntur*. Sollen wir also an dem Sinn verzweifeln? Doch nicht. Denn *inserere* kann auch „gleichstellen" heißen, und das muß hier zutreffen. So sagt Horaz: *quodsi me lyricis vatibus inseres* und ganz entsprechend Statius Silv. 5, 5, 72: (*puerum*) *inserui vitae*, d. h. *viris*. Mit ernsthafter Geschichtsschreibung, *historiae*, stellte also der Historiker Sisenna die lasterhafte Aristidesübersetzung gleich: *iocos inseruit*. Er muß auch in dieser Übersetzung parodistisch den Ton des Historikers angeschlagen haben.[1])

Wenden wir uns aber endlich zu anderen, edleren Autoren. Man muß sich wundern, daß in einem so abgesungenen Liede wie dem Sophokleischen *Εὐίππου ξένε τᾶςδε χώρας* noch immer ein unverständliches Wort ist, und zwar gleich in der ersten Strophe, wo wir hören, daß Gott Dionysos im schattigen und windlosen Haine wandelt, Oed. Col. 678 f.: Sophocl. Oed. Col. 678 f.

ἵν' ὁ βακχιώ-
τας ἀεὶ Διόνυσος ἐμβατεύει
θεαῖς ἀμφιπολῶν τιθήναις.

Der Gott ist nicht ohne Thiasos; seine Ammen, die Nymphen sind um ihn; sie sind die *ἀμφίπολοι*. Wie sollen wir dann aber das Partizip *ἀμφιπολῶν* übersetzen? Man sagt: „verkehrend mit seinen göttlichen Nährerinnen". Aber das heißt es nicht. Das Verbum *ἀμφιπολεῖν* wird (wie auch *ἀμφιπολεύω*) stets nur von Dienenden gebraucht: „sich mit etwas dienend oder helfend zu tun machen", und das paßt in keinem Fall auf den Gott. Mir ging zuerst ein Licht auf, als mir das lateinische *crucians* einfiel, was den Gekreuzigten bedeutet (Fronto p. 220, 6 N.): *crucians* = *cruciatus*, das Partizip des Präsensstammes passivisch. Auch *ferens* brauchen die Römer so: *Mars ferens*, der aufgehende Marsplanet, *ἀναφερόμενος*, Macrob. 4, 5, 2; ebenso *ara ferens* bei Manilius.[2]) Ganz ebenso ist nun hier zu postulieren, daß *ἀμφιπολῶν* passivisch gemeint ist und wir *ἀμφιπολούμενος τιθήναις* verstehen sollen. Und daß dies möglich, verrät Sophokles auch noch sonst; denn im Oed. Rex 485 steht das sonderbare *ἀποφάσκοντα*, was, wenn man genauer zusieht, das bedeutet, was bestritten oder verneint wird: also *ἀποφασκόμενα*. Und nun sehe ich, daß auch der Vers des Oed. Col. 1604, wo es von dem Leichnam des Entschlafenen heißt:

ἐπεὶ δὲ παντὸς εἶχε δρῶντος ἡδονήν,

δρῶντος statt *δρωμένου* bietet und daß eben dies von Radermacher[3]) richtig festgestellt ist. Ebenso ist dann der *γῆρᾳ σημαίνων*, Oed. Col. 704, König Archidamos, der *γῆρᾳ σημαινόμενος*. Also gilt auch von Dionys in unserm Chorlied, daß er immer noch von den göttlichen Nymphen „gewartet wird".

[1]) Dieselbe Schrift Reitzensteins enthält auch sonst Fehlinterpretationen. So versteht er S. 70 die Worte des Properz 3, 20, 28 *caput historiae praebere* als „ein Kapitel für eine Geschichtssammlung liefern"; antike *historiae* zerfallen aber meines Wissens nie in *capita*, und es ist klar, daß *caput* hier das Wesen, die Rechtsperson, die bürgerliche Ehre eines Menschen bedeutet und daß jene Wendung so gesagt ist wie: *caput offerre leto* Lukrez 3, 1054: *certamen capitis et famae* Cic. offic. 1, 38; *capita vovere* Cic. de fin. 5, 64.

[2]) Siehe Hans Müller, Arch. f. Lex. 12 S. 463. Auch Nepos 4, 5 hat dies *ferens*.

[3]) Ausgabe des Oed. Col., 9. Auflage, 1909.

Hiernach bespreche ich ein paar andere Stellen aus Sophokles, und zwar solche, wo die Ausleger ihn tadeln zu müssen glauben. Wenn jemand ein Dichter war, so war es Sophokles; trotzdem soll er da, wo er Herodot nachahmt, ganz banausisch verfahren sein. Sophokles soll die Herodotstellen beidemal ungeschickt verwandt haben. Haben die Ausleger recht, so hätte Sophokles nicht gedichtet, sondern blöde Flickarbeit geliefert.

Sophocl. Antig. 905 ff.

Es handelt sich zunächst um die berühmten Verse der Antigone 905 ff. *οὐ γάρ ποτ' οὔτ' ἂν εἰ τέκν' ὧν μήτηρ ἔφυν κτλ.*, die uns allerdings kalt berühren und den Effekt ihrer großen Abschiedsrede zu vernichten scheinen. Antigone hat den Bruder Polynikes bestattet. Das ist ihr Verbrechen und ihr Ruhm. In ergreifender Weise hat sie sich gerechtfertigt, und wir empfinden voll mit. Dann aber hören wir das eigenartige Räsonnement: „Wäre es mein eigen Kind gewesen oder mein Gatte, so hätte ich das Wagnis nicht auf mich genommen; aber mein Bruder war mir mehr, als Gatte und Kind sein könnten. Denn Gatte und Kind ließen sich vielleicht im Lauf des Lebens noch einmal ersetzen; unersetzlich aber ist ein Bruder da, wo beide Eltern tot sind.“ Dieselbe Argumentation lesen wir und las Sophokles selbst schon bei Herodot 3, 119, der sie in einer ähnlichen Situation verwendete; im Munde der Heldin aber stört den modernen Leser diese nüchterne Erwägung. Also Flickarbeit? Gewiß nicht. Nicht weniger kalt und frostig berührt es uns doch auch z. B., wenn in des Aeschylus' Eumeniden die Fragen, ob Gattenmord schlimmer als Muttermord, und gar, ob ein Kind durch den Hergang der Zeugung seiner Mutter näher als dem Vater steht, Erörterung finden; und doch gipfelt die Tragödie der Eumeniden, d. h. die Behandlung der Schuldfrage, die sie uns vorführt, in diesen sophistischen Klügeleien. Auch die Sophoklesstelle lehrt uns dasselbe; sie lehrt uns, wie anders die Antike empfand als wir. Der wahre Interpret hat die Pflicht, sich in das Empfindungsleben der fernen Vergangenheit und der südländischen Völker hineinzudenken; denn Sophokles dichtete nicht für Weimar oder Berlin, sondern für seine Griechen. Es handelt sich um die Geschwisterliebe, die den antiken Menschen allerdings ganz anders und viel naiver, mächtiger ans Herz faßte als uns. Das lehrt erstlich schon die Übereinstimmung zwischen Herodot und Sophokles; denn man wird doch nicht glauben, daß der Dichter die Worte des Herodot nur abschrieb, ohne selbst sie für ein packendes Argument zu halten.[1]) Wer denkt nicht gleich, wo es sich um Bruderliebe handelt, an den Teuker im Ajax, der für die Bestattung des mißachteten Bruders mit aller Aufopferung kämpft? oder gar an die jauchzende Freude, die wundervoll losbricht, wo bei Euripides Orest und Iphigenie sich wiederfinden? Ein inbrünstiges Frohlocken! Solche Töne

---

[1]) P. Corssen, Die Antigone des Sophokles, Berlin 1898, der die Unechtheit der Sophoklesverse behauptete, legt dabei die Schlußfolgerung zugrunde, wenn Antigone hier ausspreche, nur ein Bruder sei für eine Elternlose unersetzlich, so hoffe sie also noch Polynikes wiederzubekommen; damit werde also von ihr vorausgesetzt, daß Polynikes noch lebe. Ich kann von solcher Hoffnung in den besprochenen Versen durchaus nichts finden. Viel richtiger urteilte G. Kaibel, De Sophoclis Antigona, Göttingen 1897. Ich möchte glauben, daß für den, der den obigen Betrachtungen Raum gibt, sich solche Spitzfindigkeiten in nichts verlieren.

hat kein nordisch deutsches Gemüt.[1]) Auch an Sappho und ihr Sorgen um ihren Bruder sei erinnert; in ihren Gedichten legte Sappho diese Empfindungen nieder. Das ist wieder ganz eigenartig. Dann denke man an die Gracchen. Auch das waren Jünglinge griechischen Geistes. Tiberius Gracchus ist umgekommen; die Mutter Cornelia ist Witwe; der jüngere Bruder Gajus aber — so schildert es uns Plutarch — lebt ganz nur in dem Verstorbenen; er sieht den Bruder im Traum, der ihm sagt: „unser Leben und Sterben ist eins." Zehn Jahre vergehen; den Bruder zu rächen bleibt der Inhalt seines Lebens, und wenn Gajus vor dem Volk von seinem Tiberius spricht, stürzen ihm die Tränen und der Schmerz erschüttert ihn vollständig. Ganz ebenso auch Catull. Catulls Bruder starb in Troja. Nie will der Dichter aufhören um ihn zu weinen, sein ganzes Familienhaus ist mit diesem Bruder vernichtet; viermal und an ganz unerwarteter Stelle[2]) bricht in seinen Gedichten die wortreiche Klage los, eindringlich, schmerzdurchdrungen, in einer naiven Kraft des Ausdrucks, die im höchsten Grade rührend wirkt. Ich frage wieder: wo findet man Ähnliches in moderner Dichtkunst? Daher aber auch der Ruhm des Proculejus bei Horaz Od. II 2, 5:

vivet extento Proculeius aevo
notus in fratres animi paterni

(also auch hier vaterlose Brüder) und jener Lamia in Horaz' Episteln I 14, 6, der so schwer um seinen Bruder trauert (*insolabiliter*), daß Horaz in Rom um seinetwillen zurückbleiben muß. Und um dieselbe Trauer handelt es sich auch in Senecas Consolatio ad Polybium. Das ist auch da, wie alles Voraufgehende zeigt, durchaus ernst zu nehmen. Der Bruder starb auch hier, und Seneca sagt cap. 2, wenn das Unglück dem Polyb etwas anhaben wollte, so konnte es ihn nur in seinem Bruder treffen.

So also auch Antigone. Die Geschwisterliebe ist hier Leidenschaft. Ihr heißes Gefühl für Polynikes allein war es, was sie zu ihrer kühnen Handlung trieb. Ihr Verstand sucht für dies überwältigende Gefühl nach einem Grund, und sie findet ihn und spricht ihn in den zitierten Worten so logisch scharf und so nüchtern aus, wie es griechische Art ist.

Ebenso unberechtigt scheint mir nun aber auch der Anstoß, den man im Oedipus Coloneus an den Versen 337—345 nahm, wo der Titelheld nach Herodot II 35 ausführt, daß bei den Ägyptern die Söhne zu Haus oder unterm Dach sitzen, während die Töchter im Freien arbeiten. Sophokles soll diese Lesefrucht aus Herodot wieder in unpassender Weise in seinen Dialog eingeflickt haben (so Bruhn, Antigone S. 36 f.), während ich statt dessen darin ein anerkennenswertes Geschick des Dichters sehe; und hier gibt schon eine genauere Betrachtung des Zusammenhangs die Aufklärung. Denn es handelt sich in den angeführten Versen nur um die Alternative, ob jemand sich dem Sonnenbrand aussetzt oder unterm Dach (*κατὰ στέγας*) Schutz sucht und findet. Die Brüder Eteokles und Polynikes aber leben in der Tat der Sonne nicht ausgesetzt in der Stadt oder in ihrem Zeltlager, *κατὰ στέγας*. Oedipus dagegen irrt ohne solchen Schutz durch die

Sophocl. Oed. Col. 337 ff.

[1]) Bei Goethe ist die Erkennungsszene viel schwächer und wirkungsloser.

[2]) Hierzu vgl. De Catulli ad Mallium epistula, Marburg 1890, S. XVIII.

Länder, und seine Töchter haben es nicht besser als er; denn Antigone geleitet ihn, und auch Ismene sucht den Vater nachträglich auf und findet ihn eben jetzt auf Kolonos. Die Mädchen sind also beide schutzlos, ohne Dach, wie er. Entrüstet sagt daher Oedipus allerdings von seinen Söhnen, daß sie müßig zu Haus sitzen (*οἰκουροῦσιν*), insofern sie nämlich ihre hilflose Schwester nicht begleiten; Ismene hat nur einen Sklaven auf ihrer Wanderung mit (v. 334). „Deine Brüder hätten dich begleiten müssen“, sagt Oedipus unwillig zu ihr; „sie sind kräftig genug, die Mühe auf sich zu nehmen. Wo sind sie?“ (v. 335). Darauf gibt Ismene zunächst ausweichende Antwort: „Sie sind eben, wo sie sind. Aber mit ihnen steht es schlimm.“ Die letzteren Worte *δεινὰ τἀν κείνοις τὰ νῦν* überhört nun Oedipus in seinem Zorn, er kann ihre Bedeutsamkeit nicht ahnen und bricht darum los: „O die Weichlichen, die zu Haus sitzen wie die Ägypter und den Schwestern die Mühe überlassen.“ Daß Polynikes und Eteokles eben jetzt den Bruderkrieg vorbereiten, weiß der Vater ja noch gar nicht; der Tadel, den er gegen sie richtet, war also nach seiner Kenntnis der Verhältnisse durchaus zutreffend, und jeder Anstoß fehlt. Denn auch die rasche Zornesaufwallung des Oedipus selbst, die Ismene zunächst daran hindert, ihm den Sachverhalt mitzuteilen, ist psychologisch völlig wahr und schön.

Tibull 2.5,47 Ganz anders liegen anderswo die Schwierigkeiten. Nehmen wir Tibull II 5, 47. Da weissagt die Sibylle:

Ecce mihi lucent Rutulis incendia castris;
Iam tibi praedico, barbare Turne, necem.

Was ist das für ein Brand des Rutulischen Lagers, *Rutulis incendia castris*? Vergil erzählt davon nichts; auch andere nicht. Daher hat man hier an den Brand von Ardea gedacht (Ovid Met. 14, 572 f.); aber Ardea ist kein „Lager“. Wir stehen daher zunächst ratlos.[1]) Aber Tibull setzte offenbar voraus, daß Aeneas, nachdem er den Turnus erlegt und damit allen Widerstand der eingeborenen Italer gebrochen, eben auch sofort noch des Turnus Lager in Brand steckte. Vergils Aeneis brach vor dieser Verbrennung des Lagers ab, deren Schilderung den kraftvollen Schluß des Epos nur abgeschwächt haben würde; aber sie war für jeden, der den Kriegsbrauch kannte, etwas ganz Selbstverständliches. Vielleicht verlohnt es, in diesem Zusammenhang auf das späte thematische Gedicht *Turne in te suprema salus*, Anthol. lat. 244, hinzuweisen, wo Aeneas der reine Flammenheld geworden ist; aus seinen Augen fährt blitzend das Feuerschwert, und weil auch Troja verbrannte, kämpft er, um Troja zu rächen, nur noch mit der Fackel.

Sophocl. Antig. 127 ff. Solch ein Feuermann ist auch Kapaneus, einer der Sieben gegen Theben. Über Kapaneus, der aber nicht mit Namen genannt wird, handeln in Sophokles' Antigone die Anapäste v. 127 ff.:

Ζεὺς γὰρ μεγάλης γλώσσης κόμπους
ὑπερεχθαίρει καί σφας ἐσιδὼν
πολλῷ ῥεύματι προσνισσομένους

[1]) Die verschiedenen Meinungen ventiliert neuerdings ein Aufsatz in den University of California publications Bd. II N. 9 S. 210, wo die unmögliche Lesung *rutilis* statt *Rutulis* empfohlen wird.

χρυσοῦ καναχῆς ὑπερόπτας
παλτῷ ῥιπτεῖ πυρὶ βαλβίδων
ἐπ᾽ ἄκρων ἤδη
νίκην ὁρμῶντ᾽ ἀλαλάξαι.

Im v. 130 hat der Mediceus *ὑπεροπτίας*, eine alte Hand aber setzte *ὑπερόπτας* darüber. Man hat *ὑπεροπλίαις* konjiziert; das würde „kriegerischer Übermut" bedeuten. Aber davon könnte der Genitiv *καναχῆς* nicht abhängen, und die Konjektur ist mindestens überflüssig. Wir lesen deshalb *ὑπερόπτας*. Zeus ist hier eingeführt; er blitzt den Kapaneus nieder, als ein Verächter der *χρυσοῦ καναχή*. Dabei bedeutet *καναχή* jedes erregtere Geräusch, hier das Feldgeschrei. Was aber ist *χρυσοῦ*? Das ist die Frage, die ich nirgend richtig beantwortet gefunden habe. Oder sollen wir „das Gerassel des Goldes" verstehen, unter der Annahme, daß Kapaneus goldene Waffen trug? So Bruhn. Aber das ist falsch; denn in v. 143 steht ausdrücklich, daß die Waffen erzen, *πάγχαλκα*, waren. Die Lösung gibt hier Aeschylus, und wir erkennen, daß Sophokles voraussetzte, daß seines großen Vorgängers Werke in aller Gedächtnis lebten. Es handelt sich hier um die Wappenkunde, die Heraldik der Griechen.[1]) Auch der Adler und der Drache, die bei Sophokles in Vers 112 f. derselben Antigone miteinander kämpfen, sind als Wappentiere gedacht. Vom Kapaneus sagt nun aber Aeschylus in den Septem 434, daß auf seinem Schilde mit g o l d e n e n Buchstaben stand: *πρήσω πόλιν*. Genauer war ein Mann auf dem Schild als *πυρφόρος* dargestellt, *χρυσοῖς δὲ φωνεῖ γράμμασιν· πρήσω πόλιν*, wogegen dort Eteokles im v. 443 auf Zeus vertraut: Zeus werde gegen ihn seinen Blitz schicken. Also ist Zeus bei Sophokles des Goldes und des Goldgetöses, der *χρυσοῦ καναχή*, Verächter in dem Sinne, daß ihn das auf dem Schild in goldenen Lettern strahlende Feldgeschrei *πρήσω πόλιν* unerschüttert ließ. Die Lesung *ὑπερόπτας* aber wird noch durch die Entsprechung des *ὑπερέπτα* in v. 113 empfohlen. Ebenso entspricht in diesem Chorgesang das *κοινοῦ* v. 147 dem *κοινῷ* im v. 161 (am Schluß des Systems *β*). Das sind musikalische Stichworte, wie man sie auch bei Pindar findet.

Auffällig ist, was Livius 9, 40 von den Oskern erzählt, daß sie nämlich als Bewaffnung im Kriege *spongia*, „Schwämme", trugen, und zwar statt des Panzers. Wie ist das möglich? liegt hier eine Fabelei oder gar eine Verschreibung vor? Durch die Vergleichung von Aristoteles hist. anim. 5, 16 aber wird die befremdliche Sache einigermaßen aufgeklärt, wonach man, um den Druck zu lindern, wirklich Schwämme unter die Metallrüstungen legte. Man muß annehmen, daß die Bezeichnung „Schwamm" infolgedessen auf die Rüstung selbst übergegangen ist,[2]) etwa so, wie wir sagen „vom Leder ziehn", und mit Leder den Gegenstand meinen, der aus ihm gefertigt ist. Livius 9, 40

Bisweilen helfen nun aber keine solchen Parallelstellen, nützt auch kein noch so sorgliches Überlegen, und erst die Archäologen bringen uns Hilfe. Bei Aristophanes Ekkles. 89 f. reden die Frauen seltsame Worte: Aristoph. Ekkles. 89 ff.

[1]) Vgl. P. Scherzl, Die griechisch-römische Heraldik, in *Χαριστήρια* für Th. Korsch, Moskau 1896, S. 341.

[2]) Siehe F. Weege im Jahrbuch d. arch. Instit. 24 (1909) S. 148.

οὔκουν καλά γ' ἂν πάθοιμεν εἰ πλήρης τύχοι
ὁ δῆμος ὤν, κἄπειθ' ὑπερβαίνουσά τις
ἀναβαλλομένη δείξειε τὸν Φορμίσιον.

Hier verstand man das *ὑπερβαίνειν* bisher notgedrungen vom über die Bänke klettern der Frauen. Aber der Zusammenhang bleibt unklar. Denn es war vorher von Krempeln, *ξαίνειν*, die Rede. Also ist auch hier ein Wort der Wollarbeit gemeint. Vasenbilder aber zeigen, daß die *ξαίνουσα* bei der Arbeit ihren Rock bis ans Knie zurückzuwerfen pflegte und dann mit dem rechten Fuß hoch auftrat, um an der nackten Wade den Faden zu reiben. Daher also jenes *ἀναβαλλομένη ὑπερβαίνουσα.*[1]) In dieser handwerksmäßigen und höchst profanen Beschäftigung zeigen sich die zur Ekklesie versammelten Weiber.

Eurip. Alkest. 365 u. 607 In Euripides' Alkestis 365 will Admet seine sterbende Frau in einem Zedernsarg beisetzen, und hofft sogar in demselben einst mit ihr vereint zu ruhen:

ἐν ταῖσιν αὐταῖς γάρ μ' ἐπισκήψω κέδροις
σοὶ τούσδε θεῖναι κτλ.

Hier kann also an eine Verbrennung der Leichname nicht gedacht sein. Damit scheint aber v. 607 unvereinbar:

νέκυν μὲν ἤδη . . .
φέρουσιν ἄρδην εἰς τάφον τε καὶ πυράν.

Denn hier ist der Scheiterhaufen, zu dem man Alkestis trägt, ausdrücklich erwähnt. Dörpfeld aber setzt neuerdings an, daß bei den Griechen in jenen Zeiten die Leichen nicht ganz verbrannt, sondern nur gebrannt und dann doch „beerdigt", also eventuell auch in Sarkophagen beigesetzt worden sind. Diese freilich nicht unbedenkliche oder nur partiell gültige Hypothese würde an der Alkestisstelle eine wichtige Stütze finden, und der störende Widerspruch wäre damit hinweggeräumt.[2]) Ja, man kann sagen, das von Dörpfeld angesetzte Verfahren muß in gewissen Grenzen jedenfalls vorgekommen sein, da Euripides es hier voraussetzt.

Thukyd. 2, 15, 3 f. Auch das Verständnis der Thukydidesworte II 15, 3 f., die die *πόλις* Athens, wie sie vor Theseus war, anbetreffen, ist durch Dörpfeld und seine Grabungen modifiziert worden, und der Befund der letzteren scheint mit ihnen nicht in ernstlichem Widerspruch zu stehen. Es handelt sich vor allem um die Worte: *τὸ δὲ πρὸ τούτου* (*τοῦ Θησέως*) *ἡ ἀκρόπολις ἡ νῦν οὖσα πόλις ἦν καὶ τὸ ὑπ' αὐτὴν πρὸς νότον μάλιστα τετραμμένον· τεκμήριον δέ· τὰ γὰρ ἱερὰ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκροπόλει ⟨τὰ ἀρχαιότατα τῆς τε Πολιάδος⟩ καὶ ἄλλων θεῶν ἐστι καὶ τὰ ἔξω πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως μᾶλλον ἵδρυται κτλ.* Der Autor sagt also: „Die jetzige Akropolis war ursprünglich die alte (jedenfalls damals auch schon befestigte)[3]) *πόλις* gewesen, wobei beiläufig der Abhang des Burghügels besonders nach Süden mit einzurechnen ist." Dieser letztere Zusatz *καὶ τὸ ὑπ' αὐτὴν* hinkt deutlich

[1]) Siehe A. Wilhelm in Oesterr. Jahreshefte 1909 S. 81 ff.

[2]) Siehe L. Martens, Alkestis von Euripides, Duisburg 1909, S. 11, nach W. Dörpfeld in Melanges Nicole 1905; die Aufstellung Dörpfelds scheint freilich durch C. Rouge, „Bestattungssitten", Neue Jbb. 1910 I S. 785 ff. stark erschüttert: gegen Rouge wendet sich wieder Dörpfeld in den Neuen Jbb. 1912.

[3]) Vgl. A. Köster, Das Pelargikon, Straßburg 1909.

nach, das zeigt seine Stellung, und ist nur zur Vervollständigung hinzugesetzt; die These, die er im folgenden beweisen will, ist für Thukydides nur die Gleichung: *ἀκρόπολις = πόλις*. Daher ist es nun auch durchaus nicht nötig, daß alle Bauten und *τόποι*, die Thukydides im Verlauf als *τεκμήριον* für seine These aufzählt, im Süden, *πρὸς νότον*, des Berges gelegen haben müssen. In den Worten *πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως* aber ist mit *μέρος* klärlich dieselbe Akropolis (nebst Abhang) gemeint, mit dem Genitiv *τῆς πόλεως* dagegen die Stadt, wie sie zu des Thukydides Zeit war; wir sollen *τῆς νῦν πόλεως* verstehen. Somit sind Stahls wiederholt vorgetragene Bedenken[1]) doch vielleicht gegenstandslos, und die Thukydidesstelle widerstrebt den Veränderungen in der Topographie Athens, insbesondere der Ansetzung der Enneakrunosquelle, nicht, die sich aus den neueren Grabungen ergeben haben.

Im folgenden Fall ist die Sachlage schon schwieriger. Für die Lage der Pnyx Athens ist besonders in den letzten Zeiten Chandlers Ansatz zur Herrschaft gelangt. Als Pnyx gilt danach das hochgelegene, ursprünglich auch hochummauerte große Halbrund mit Altar und Bema im Westen der Stadt und in der Nähe des Areopags. Befremdend wirkt dabei erstlich, daß innerhalb dieser Ummauerung das Terrain stark fällt und daß das Bema sich nicht unten, sondern oben in der Höhe befindet, was akustisch für den Redner, der dort stand, das ungünstigste war; man nimmt an, daß dies Fallen dereinst durch Aufschüttungen gelindert war. Die lebendigste Einführung in diesen Versammlungsraum geben nun des Aristophanes Acharner, wo wir sehen: das Volk wird vom Markt her mittels des *σχοινίον μεμιλτωμένον* auf die Pnyx getrieben (v. 22), eine Prozedur, die sich bei den doch immer großen Entfernungen zwischen *ἀγορά* und *πνύξ* schwer vorstellen läßt; und dies ist schon das zweite Bedenken. Dann wird im selben Stück zur Eröffnung der Sitzung das Eintreffen der etwa fünfzig Prytanen, die den Vorsitz führen, erwartet, und da heißt es v. 24 f.: Aristoph. Acharn. 24 f.

εἶτα δ' ὠστιοῦνται πῶς δοκεῖς
ἐλθόντες ἀλλήλοισι περὶ πρώτου ξύλου
ἄθροι καταρρέοντες.

Hier handelt es sich um das Wort *καταρρέοντες*. Denn dies tropische „Herabfließen“ besagt zweifellos, daß die Leute, die da kommen oder gekommen sind, von oben nach unten strömen. Ihr Ausgangspunkt liegt hoch, ihr Ziel niedrig. Dadurch wird dann aber anscheinend die Chandlersche Pnyx gradezu unmöglich gemacht; denn der athenische Markt mit der Tholos lag ja viel tiefer als jene, und wenn die Prytanen von dort kamen, so mußten sie in die Höhe und zwar tüchtig hinansteigen. Also kein *καταρρεῖν*. Hiergegen könnte man einwenden, daß das Terrain, das als Pnyx gilt, ummauert war und daß der Eingang sich in seinem oberen Abschluß befand.[2]) Diese Wahrnehmung würde allerdings eine Hilfe geben; die Männer traten in diesen oberen Eingang,

[1]) Rhein. Mus. 50 S. 566; 51 S. 306; vgl. auch A. Malinin, Zwei Streitfragen der Topographie von Athen, Wien 1901.

[2]) Siehe Judeich, Topogr. von Athen, S. 350.

befanden sich also zunächst hoch und strömten nun innerhalb des Versammlungsraums um die Wette nach unten, wo ihre Bänke gestanden haben müssen. Die Aufschüttungen in dem Halbrund könnten demnach aber nicht hoch gewesen sein. Alles dies ist indes jetzt durch die neuen Grabungen in Frage gestellt, die ergeben, daß das Mauerwerk der „Pnyx“ erst aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, also aus einer Zeit stammt, in der die Volksversammlungen Athens ausschließlich nur im Theater stattfanden.[1])

ἀναβαίνειν

Es kommen aber auch schwerere Unstimmigkeiten, ja, Fälle vor, wo unsere Texte den Ergebnissen archäologischer oder baugeschichtlicher Untersuchungen gradezu widerstreiten, und man täuscht sich selbst, wenn man versucht, diese Differenzen durch laxe Interpretation beiseite zu schaffen. Als Regel muß gelten: man erkläre zunächst jede Stelle bestmöglichst aus ihr selber. Das eben besprochene *καταρρεῖν* erinnert uns an das *καταβαίνειν* und *ἀναβαίνειν* im griechischen Theater. Die Gelehrten, die da ansetzen, daß die Schauspieler dereinst nur unten in der Orchestra mit dem Chor zusammen aufgetreten seien, müssen jene Verben in dem Sinne wegdeuten, daß etwa wie in unserem „Auftreten“ der Sinn des Präfixes *κατά* und *ἀνά* verblaßt sei. Allein dies geht nicht an, und das *ἀναβαίνειν* ist etwas ganz anderes als unser „Auftreten“. Denn *ἀνά* bedeutet in solchen Kompositionen stets „in die Höhe“, was bei dem „auf“ in „auftreten“ nicht der Fall ist. *ἀναβαίνειν* heißt eben nicht „auf etwas treten“, sondern immer nur „etwas ersteigen, zu etwas hinansteigen“, und jene Ausflucht erweist sich darum als unmöglich. So lesen wir denn auch *ἀναβαίνειν ἐπὶ τὸν ὀκρίβαντα* „auf den Bock steigen“ bei Plato Symp. p. 194 B. Das Verbum war technisches Spezialwort für das Sichaufstellen dessen, der vor großem Publikum einen Kunstvortrag halten will, und kann nicht bald so, bald so übersetzt werden. Eine der mißdeuteten Stellen sei vorgeführt. In den Vespen des Aristophanes ist Philokleon mit dem großen vorgebundenen Phallos aus Leder nach Art der Phlyaken ausstaffiert und sagt im v. 1342 ausgelassen zur Flötenspielerin, die jedenfalls in der Orchestra steht, *ἀνάβαινε δεῦρο*. Nach Reisch steht Philokleon nun neben ihr auf gleichem Niveau, und der Sinn des *ἀνάβαινε* soll obszön sein. Aber derselbe Philokleon sagt gleich darauf: *τῇ χειρὶ λαβομένη τουδὶ τοῦ σχοινίου*: sie soll also seinen Phallos aus Leder anfassen. Auch das ist gewiß obszön genug, schließt aber jene andere Handlung, die Reisch ansetzt, aus; denn wie soll die Person im selben Augenblick das „Besteigen“ des Mannes und das Anfassen des Phallos ausführen? Nie aber ist überdies die Komödie, nie selbst das Phlyakenspiel soweit gegangen, den coïtus von Mann und Weib öffentlich im Theater vorzuführen, und nun gar so, daß dabei das Weib, nicht der Mann das *ἀναβαίνειν* oder *ἐπιβαίνειν* ausführt. Dazu kommt endlich noch das *δεῦρο*, das im Drama unendlich häufig, doch stets nur „hierher“, nicht aber „auf mich“ bedeutet. Die einzig angängliche Interpretation bleibt also: „komm hierher herauf“, und diesem *ἀνάβαινε* entspricht alsdann das *καταβατέον* v. 1514 desselben Stücks.

Aristoph. Vesp. 1342

[1]) Siehe E. Drerup in Wochenschrift f. klass. Phil. Bd. 28 (1911) S. 50.

Die Schwierigkeiten, die hieraus eventuell entstehen, müssen wir hinnehmen, an dem Sinn läßt sich nicht rühren.

Eurip. Elektra 489 ff.

Ähnlich steht es mit Euripides' Electra v. 489 ff. Da nähert sich der alte Pädagog dem hochgelegenen Haus Electras und sagt: „Welchen steilen Zugang zum Haus hat sie!“

ὡς πρόσβασιν τῶνδ' ὀρθίαν οἴκων ἔχει
ῥυσῷ γέροντι τῷδε προσβῆναι ποδί.
ὅμως δὲ πρός γε τοὺς φίλους ἐξελκτέον
διπλῆν ἄκανθαν καὶ παλίρροπον γόνυ,

wo *πρόσβασις ὀρθία* wie *ὁδὸς ὀρθία* bei Xenophon Anab. I 2, 21 gesagt ist. Auch hier scheint also kein Entkommen, wenn man nicht für diese Handlung einen erhöhten Sprechraum annimmt; aber Reisch meint doch:[1] „Die Verse sind sehr wohl verständlich, wenn sie sich nur auf den Weg beziehen, den der Greis, als er durch die Parodos eintritt, schon zurückgelegt hat.“ Also auf den Weg, den der Greis, als er dem Publikum noch unsichtbar war, zurückgelegt hatte, sollen die Verse zurückblicken. Auch das ist ohne Zweifel falsch interpretiert. Denn der Hergang gliedert sich folgendermaßen:

1. Auftreten des Alten.
2. Er fragt: wo ist Electra zu finden? v. 487.
3. Er bemerkt: wie steil ist der Aufstieg! v. 489.
4. Er beschließt: dennoch (*ὅμως*) muß ich mein eingebogenes Rückgrat und krummes Knie geschmeidig machen, also hinansteigen, v. 491.
5. Da gewahrt er Electra selbst: „O Kind, ich sehe dich bei deinem Hause“; er ist also oben angelangt, v. 493.

Dies Verzeichnis lehrt, daß Nr. 3 vor den Augen der Zuschauer während des Steigens selbst gesprochen wird; denn erstlich wäre es sonst nicht natürlich, daß Nr. 3 in dieser Weise auf 2 folgt; zweitens und vor allem ist Nr. 4 mit 3 auf das engste durch das *ὅμως* verknüpft, in dem Sinne: obgleich der Zugang so steil, will ich mir doch Mühe geben, meinen Körper zu verjüngen. Er gibt sich also im Vers 491 vor den Augen des Publikums Mühe zu steigen, befindet sich da auch auf der im v. 489 erwähnten *πρόσβασις ὀρθία*.

Solche Stellen beweisen, daß in Athen wenigstens bisweilen auf einem doppelten Niveau gespielt worden ist; und zwar haben sich nachweislich sowohl die Schauspieler wie die Chorleute auf beiden Niveaus bewegt. Dies näher auszuführen oder gar die baulichen Befunde antiker Theater damit zu vergleichen, ist nicht dieses Ortes.

Man darf nicht ermüden, die gewonnene Auslegung solcher Stellen, die eine größere Tragweite haben, immer wieder nachzuprüfen. So ist es, und zwar immer noch nicht ausreichend, vor allem mit dem *ἔστιν οὖν τραγῳδία κτλ.*, der berühmten Definition der Tragödie in Aristoteles' Poetik cap. 6 geschehen. Doch ich gehe hierauf nicht ein.[2] Denn es gilt noch an anderes zu erinnern; so zunächst, daß es Stellen gibt, die gleichsam frei,

---

[1]) Dörpfeld und Reisch, Das griech. Theater S. 188.

[2]) Gewiß abzulehnen F. Knoke, Begriff der Tragödie nach Aristoteles, Berlin 1906.

Ironie

d. h. ihrem Wortlaut entgegengesetzt, interpretiert sein wollen. Ich meine das Ironische.[1]) Daß lobende Epitheta wie *egregius* auch zum Hohn gebraucht werden können, empfindet jeder, wenn er bei Cicero liest *illa praeclara et egregia mater* oder *virum optimum Metellum* (Catil. 1, 19).[2]) Und zwar sind solche Stellen meistens unzweideutig. Wo sie dies nicht sind, würde den Autor der Tadel treffen, entweder daß er sich ungeschickt ausdrückt oder daß er seine Meinung absichtlich verhüllt. Den Catull aber kann dieser Tadel keinesfalls treffen, wenn er den Cicero c. 49 anredet: *disertissime Romuli nepotum* eqs.; denn er fügt dort über sich selbst hinzu: „Ich bin in dem Grade der schlechteste Dichter, in dem du der beste der Redner bist.“ Wer kann danach die Ironie verkennen? Man hat gesagt, Catull kenne sonst diesen Tropus nicht. Aber er schreibt doch 78, 3 *Gallus homo est bellus* und c. 47, 2 nennt er den unsauberen Piso *Piso mundus*, wo wir lesen:

Porci et Socration, duae sinistrae
Pisonis, scabies famesque, mundi.

Hier heißt Piso *mundus* in der Weise, wie Cicero *mundi elegantes* verbindet, de fin. 2, 23; aber *immundus* sollen wir verstehen; denn den hier erwähnten Piso nennt derselbe Cicero den schmutzigsten aller Menschen: *coenum, lutum, sordes, sordidissime, maialis, ex hara productus* (in Pison. 19—20).[3]) — Daß dagegen Theognis v. 1135 f., wo er die *ἐλπίς* preist:

Ἐλπὶς ἐν ἀνθρώποις μούνη θεὸς ἐσθλὴ ἔνεστιν,
ἄλλοι δ' Οὔλυμπόνδ' ἐκπρολιπόντες ἔβαν κτλ.

ironisch rede, wie Leopold Schmidt annahm,[4]) dafür vermisse ich jede Andeutung.

Antiphrasis

Der Ironie, die ein Ausfluß kritischer Stimmung ist, steht übrigens die Antiphrasis zur Seite, zu der der Redende da, wo es sich um Begütigung eines gefährlichen Wesens handelt, seine Zuflucht nimmt, sowie der ungastliche Pontos *εὔξεινος* hieß und die drohenden Erinyen „Eumeniden“.

Wissensbereich der Autoren

Ein weiteres Gesetz für den Interpreten muß sein, daß er seinem Autor nicht mehr Einsicht und Kenntnisse zutraue, als er gehabt haben kann. Dabei ist freilich die Abgrenzung und richtige Schätzung oft schwer. Man hat z. B. behauptet, daß der Farbensinn der Alten, vor allem des Homer, noch unentwickelt war.[5]) Waren sie blaublind? Auf alle Fälle sind die Farbenangaben, die wir erhalten, mitunter seltsam und nicht leicht wiederzugeben. Das hebt vom *μέλας οἶνος* und dem weinfarbenen Meer an und geht bis zum roten Mond, der *luna rubens* des Horaz.[6]) Und was bedeutete die *ἠὼς ῥοδοδάκτυλος*?[7]) Hierher gehört auch

[1]) Ueber Ironie z. B. Cicero de or. II 269 ff.

[2]) Ueber *egregius* als Beispiel der ironia bei Vergil s. Servius zu Aen. 4, 93; 6, 520. Auch Cic. pro Ligar. 1 diente als Beispiel: s. Aquila Romanus 7; Mart. Capella 5, 523.

[3]) Vgl. Philol. 63 S. 462 f.

[4]) Griech. Ethik II S. 70.

[5]) Vgl. z. B. H. Schulz in Neue Jahrbb. 1911 S. 11 ff.

[6]) Ueber letzteren s. Catalepton S. 28. Uebrigens Veckenstedt, Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker, Paderborn 1888.

[7]) Hierüber Feinsinniges bei E. Anding in den Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik XXI (1911) N. 7.

die vielbehandelte Frage nach den geographischen Kenntnissen Homers. Alle Märchenplätze der Odyssee sind im Altertum früh im Westmeer genau lokalisiert worden. Daher ist Strabos Geographie zum Teil auf einem Kommentar zu Homer aufgebaut. Bei Plinius nat. hist. 13, 69 wird erwogen, daß Homer zwar Ägypten erwähne, nicht aber das Delta, und daraus gradezu gefolgert, das Delta habe noch nicht existiert. So ist man auch neuerdings, seit Schliemanns Troja, wiederum darauf erpicht, alle Ortsbeschreibungen des alten Epos möglichst genau zu nehmen und die dichterische Freiheit, die mit Zeit und Raum spielt, in ihm möglichst wenig gelten zu lassen. Darauf fußt jetzt auch Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese, die zu einer eindringenden Textauslegung der Odyssee anregen kann, aber doch gewiß irrig ist. Leukas ist durch einen Erdstrang mit dem Festland verbunden; anders Ithaka. Daß das Ithaka Homers eine wirkliche Insel war, beweist grade die Frage, die Telemach an den Gastfreund richtet: „Du bist doch nicht etwa zu Fuß nach Ithaka gekommen“: *οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν ὀίομαι ἐνθάδ' ἱκέσθαι* (1, 173; vgl. 11, 158). Dörpfeld verstand diese Worte buchstäblich. Aber sie sind ironisch; sie geben ein *ἀδύνατον*. Das beweist die Iliasstelle 15, 505, wo sie in ironischem Sinn offenkundig stehen. Telemach, der jene Worte spricht, ahnt dunkel, daß der Gastfreund ein überirdisches Wesen ist. Ithaka war also zu Fuß nicht zu erreichen.[1]) Geographie Homers

Dabei gibt nun aber die Schilderung der Insel Ithaka selbst Anstoß, die wir in der Odyssee lesen. Es sind die Verse ι 23 u. 25, da die Worte *πολλαὶ* und *χθαμαλή* daselbst in unlösbarem Widerspruch zu der Schilderung in den umstehenden Zeilen stehen. Ob hier Athetese geboten[2]) oder anders zu helfen ist, jedenfalls kann niemand, der nach der Lage des homerischen Ithaka fragt, urteilen, bevor er nicht diese Textschwierigkeit überwunden hat.

Endlich die Frage: konnte sich ein Autor auch irren? und inwieweit sind offenkundige Irrtümer im Text stehen zu lassen und hinzunehmen?

Bei dieser Feststellung erinnert sich jeder zunächst an den dormitans Homerus, an die Widersprüche, die die Ilias bietet, an die mangelhafte Chronologie in den Irrfahrten des Aeneas bei Vergil. Im fünften Buch der Ilias stirbt z. B. der paphlagonische König Pylaimenes v. 576 ff., im dreizehnten Buch v. 658 lebt er wieder. Derartige Nachlässigkeiten in der Komposition führen sogleich zu Fragen der höheren Kritik weiter. Indes ist der Fall gar nicht selten, daß auch modernen Dichtern solche Versehen wider Willen unterlaufen, und wir müssen lernen, tolerant zu sein. Solche Irrtümer aus Modernen bringt z. B. Rümelin, Reden und Aufsätze S. 386; auch W. Schmid in Christs griechischer Litteraturgeschichte, 5. Aufl., I S. 46. Wenn ich hier auf meine eigenen poetischen Arbeiten exemplifizieren darf, an die zu denken mir in diesem Zusammenhang allerdings naheliegt, so ist es mir nicht besser gegangen, als ich meinen „König Agis“ schrieb. Ich habe das Stück langsam und gewiß nicht planlos geschrieben; trotzdem findet sich im vierten Akt ein Irrtum in der Zeitfolge, Gedankenlosigkeiten

[1]) Vgl. Griechische Erinnerungen eines Reisenden S. 229 ff.

[2]) Siehe C. Robert, Hermes 34 S. 630.

da die dort erwähnte Tierhetze erst heute, dann gestern geschehen sein soll. Auch in meiner „Silvesternacht“ steht es ähnlich mit dem angesagten Duell. Die meisten Leser werden dies freilich kaum wahrnehmen. Man wird aber begreifen, daß ich nicht viel darauf gebe, wenn in Plautus' Pseudolus die Zeitangaben sich widersprechen und es bald *cras* (v. 60 u. 82) bald *hodie* heißt (373; 623). Daß dies Plautusstück etwa überarbeitet oder gar aus zwei Vorlagen entstanden,[1]) kann ich daraus nicht schließen. Ähnlichen Anstoß gab das *hodie* Terenz Eun. 234.

Irrtümer der Autoren

Ich rede hier vielmehr von anderen Irrtümern. Daß Horaz in der Ode 4, 8 v. 17 den jüngeren Scipio mit dem älteren zusammenwirft, scheint bei seinem Bildungsstand unmöglich (s. oben S. 102); ebenso unmöglich, anzunehmen, daß Tacitus Dial. 17 fin. die Redner Messala und Asinius Pollio in bezug auf ihr Todesjahr gradezu verwechselt habe, und man ist geneigt, hier zu emendieren. Denn es gilt in solchen Fällen zu unterscheiden. Viel begreiflicher ist es, wenn einmal Thukydides III 4, 5 in bezug auf die Lage des lesbischen Vorgebirges Malea irrt[2]) oder Tacitus im Agricola 14 die Inseln Man und Anglesey verwechselt. Auch die historischen Schnitzer in der dritten Rede des Andokides *περὶ τῆς πρὸς Λακεδαιμονίους εἰρήνης* darf man als Eilfertigkeiten hinnehmen.[3]) Claudian macht den Prätor Laevinus zum Konsul (bell. Pollent. 395), offenbar deshalb, weil in seiner Zeit die Prätur nichts mehr bedeutete; im bellum Gildonium 91 verwechselt Claudian Syphax mit Hannibal. Ähnliche Versehen sammelte aus den Historikern U. Köhler, Qua ratione Livio usi sint historici p. 21—40. Ein anderer Irrtum steht in Pseudo-Lucians *Ἔρωτες* c. 13; da heißt es, des Praxiteles Aphrodite auf Knidos sei aus parischem Marmor. Sie war aber aus pentelischem Marmor gearbeitet. Daher hat man die betreffenden Worte für unecht erklärt.[4]) Wenn aber diese *Ἔρωτες* wirklich erst im 3. oder 4. Jahrhundert geschrieben sind, so wird man meines Erachtens den Irrtum ruhig hinnehmen können.

Auch folgende Nachlässigkeiten nehmen wir ruhig hin, aber es verlohnt wenigstens, sie zu bemerken. Die Grammatiker unterschieden die Sprachfehler des barbarismus vom metaplasmus und soloecismus. Martial aber nennt es 6, 17 fälschlich einen barbarismus, wenn Cinna seinen Namen in Cinnamus verändert. Dies wäre nur allenfalls ein metaplasmus. Ähnlich steht es, wenn Ausonius Epigramm 73, 4 darin einen *solicismus* erblickt, daß ein Mann sich *Auxilium* im Neutrum benennt.

Nachsicht ist auch da geboten, wo späte Autoren einmal falsch zitieren. Plutarch sagt von dem Sophokleischen Loblied auf Kolonos, es sei die Parodos des Oedipus Col.: ein Gedächtnisfehler. Bei den Scholiasten laufen dann bei Zitaten wirklich falsche Herkunftsangaben mit unter,[5]) so wie auch Ausonius am Schluß seines Cento nuptialis XXVIII 4, 6 den Vers:

lasciva est nobis pagina, vita proba est

als Eigentum des Plinius zitiert; er gehört aber dem Martial I 4, 8.

---

[1]) Vgl. Berl. phil. W.schr. 1910 S. 870.

[2]) Stahls Interpunktion leuchtet hier nicht ein.

[3]) Siehe F. Blass, Att. Beredsamkeit I S. 329 f.

[4]) Siehe R. Bloch, De Pseudo-Luciani amoribus, Straßburg 1907, nach Blümner.

[5]) Vgl. Stemplinger, Das Plagiat in der griechischen Literatur S. 244.

Besonders nachsichtig werden wir in Dingen der Naturgeschichte sein. Ovids astronomische Kenntnisse waren nicht groß, und bei der Schilderung der Himmelfahrt des Phaethon zählt er die Sternbilder offenbar recht flüchtig auf (Metam. II).[1] Auch Ovids Fasti enthalten astronomische Irrtümer und Flüchtigkeiten.[2] Horaz redet Epist. 1, 7, 29 vom Fuchs, der in der Kornkiste zu sitzen und sich rund zu fressen pflege. Bentley wollte hier diesen kornfressenden Fuchs wegkorrigieren; aber grade in antiken Tierfabeln finden sich öfter solche Fehler.[3] Auffallender, daß in Horaz Oden I 2, 10 die zahmen Tauben auf einer Ulme sitzen, noch mehr, daß bei Vergil Ecl. 2, 9 die Eidechsen in der Mittagshitze sich in den Dornen verbergen. Vergil mußte in jedem Fall wissen, daß dies falsch, daß diese Tiere grade alsdann sichtbar werden und sich im Halbschlaf auf den Mauern sonnen. Es bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß Vergil eine Hyperbel geben will: „es ist so heiß, daß sogar diese Eidechsen wider ihre Gewohnheit sich nicht zeigen, während ich, Corydon, doch umirre, weil die Liebe mich treibt." Daher wiederholt auch die Copa v. 28 mit dem Ausdruck des Erstaunens *vere* (d. h. „es ist wirklich so") dieselbe Wendung.[4] Nun aber Plinius; er teilt uns nat. hist. 12, 7 über die Platane mit: *alias fuisse in Italia ac nominatim Hispania apud auctores invenitur.* Hier zeigt *nominatim*, daß Plinius einen Namen geben will, und es ist ohne Zweifel *spaniam* statt *Hispania* zu lesen. Denn Plinius folgt hier dem Theophrast hist. pl. 4, 5, 6: *σπανίαν δὲ καὶ ἐν Ἰταλίᾳ πάσῃ.* Theophrast sagt also, die Platane ist in Italien selten, *σπανία*, Plinius macht daraus: der Baum heißt in Italien *spania.* Irren ist menschlich.

Vor allem beim Übersetzen. Beim Brand Roms unter Nero, sagt Cassius Dio 62, 17, 2, seien *νῆσοι* abgebrannt; er hat *insulae*, Quartiere, falsch verstanden.[5] Noch scherzhafter der Irrtum in den lateinischen Glossaren, den G. Löwe (Prodromus p. 133) nachwies. Im Corp. gloss. II 569, 24 steht erklärt:

babylonicum: sine aspiratione.

Diese fabelhafte Erklärung ist aus folgender Verwechslung hervorgegangen: *babylonicum* ist ein asiatisches Kleidungsstück und war ursprünglich mit *ψιλή* erklärt; denn *ψιλὴ* (*στολή*) bedeutete eben ein babylonisch-persisches Gewand. Der Glossator dagegen, der dies *ψιλή* ins Latein umzusetzen hatte, nahm es als *sine aspiratione*, das ist Spiritus lenis.

Sollen wir aber auch solchen Unsinn hinnehmen, wie wenn Cicero von Wassertieren, *ranae marinae*, die sich am Meeresgrund befinden, aussagt: sie bewegen sich in der Nähe des Wassers, *moveri prope aquam* (de nat. deor. 2, 125)? Hat auch er seine Quelle nur in lächerlicher Weise mißverstanden? Hier scheint mir doch ein Eingriff immer noch nötig.[6]

---

[1] Jul. Höpkens Interpretationsversuch (Die Fahrt des Phaethon, Emden 1899) ist scharfsinnig, aber verfehlt; das gleiche muß von desselben Schrift „Die Entstehung der Phaenomena des Eudoxos-Aratos", Emden 1905, gelten; s. Boll, Berl. philol. W.schr. 1908 S. 1298.

[2] Harder, Astrolog. Bemerkungen zu den röm. Dichtern, Berlin 1893.

[3] Dies zeigte schon Jacobs, Lect. Venusinae S. 98 ff. Irrig F. Rühl, Rhein. Mus. 67 S. 159.

[4] Hiermit erledigt sich, was man hierüber bei F. Keppler, Ueber Copa, Leipz. 1908, S. 82 ausgeführt findet. *spineta* können bei Vergil natürlich dornumwachsene Mauern bedeuten.

[5] Gercke, Neue Jahrbb. 22 S. 204.

[6] Siehe De Halieuticis p. 90.

Und die hundert Füße der Nereïden? Auch sie klingen bizarr, aber mit ihnen steht es zum Glück anders. Sophokles singt Oed. Col. 719 vom Schiff:

θρώσκει τῶν ἑκατομπόδων
Νηρῄδων ἀκόλουθος.

Auch an diesem *ἑκατομπόδων* nahm man Anstoß, und Gleditsch setzte dafür *ἑκατὸν κορᾶν*. Denn bei Properz und Ovid werden zwar hundert Nereustöchter gezählt: *centum Nereo genitore puellae*, aber doch nicht hundert Füße. Uns genügt dagegen, daß es bei Hesiod Theog. 264 just fünfzig Nereïden sind. Man zähle nach: fünfzig Nereïden ergeben hundert Füße. Die Rechnung stimmt. Der Dichter täuschte sich nicht. Der Text ist gesichert.[1]) Eine andere Frage ist freilich, ob wir solche Rechnung auch poetisch finden. Auf alle Fälle aber ist sie naiv, und solche Naivität entspricht gewiß dem Tenor der altgriechischen Muse. Ebenso naiv verfuhr ja auch Hesiod selbst, der a. a. O. erst die sämtlichen Namen der Meerfrauen katalogisiert und sie dann addiert und sagt: dies sind fünfzig. Man sehe auch das *κράτος ἰσόψυχον* = *δίψυχον* in des Aeschylus Agamemnon 1469 darauf an.[2]) Noch naiver, oder sollen wir sagen ungeschickter, ist es, wenn es bei Catull 63, 75 von der Rede eines Sterblichen heißt, daß sie zu „beiden Ohren" nicht eines Gottes, sondern „der Götter" gelangt: *geminas deorum ad auris*. Zwei Ohren paßten doch nur für einen Gott. Zählen wir zwölf Götter, so wäre hier im Stil des Sophokles von vierundzwanzig Ohren zu reden gewesen. Wir sollen natürlich „je zwei" verstehen. In diesen Zusammenhang gehört aber auch die Catullstelle 51, 11. Es handelt sich um das berühmte, aus Sappho übersetzte Gedicht, wo wir mit den Handschriften folgendermaßen lesen:

lingua sed torpet, tenuis sub artus
flamma demanat, sonitu suopte
tintinant aures, g e m i n a teguntur
lumina nocte.

Die beiden Augen werden hier also mit „zweifacher" Nacht bedeckt; nämlich für jedes Auge ist eine da. Man sehe auf Sophokles, um das zu verstehen, und alle Korrekturen sind überflüssig.[3])

Zahlenrätsel

Die Besprechung dieser Stellen führt mich schließlich noch auf das Rätsel des Altertums und das absichtliche Verstecken eines Wortes. Zunächst ein Spiel mit Zahlen. In der Johannesapokalypse wird Kaiser Neros Name verschwiegen; wir sollen ihn erraten, wenn es 13, 18 vom zweihörnigen Tiere heißt: *ὧδε ἡ σοφία ἐστίν· ὁ ἔχων νοῦν ψηφισάτω τὸν ἀριθμὸν τοῦ θηρίου· ἀριθμὸς γὰρ ἀνθρώπου ἐστί, καὶ ὁ ἀριθμὸς αὐτοῦ ἑξακόσιοι ἑξήκοντα ἕξ.* Die Summe 666 ergibt in hebräischen Zahlzeichen den Namen Neros (*Καῖσαρ Νέρων*). Im Barnabasbrief werden die 318 Mann, die Moses beschneidet, auf den Namenszug Christi gedeutet: *I H* und *T* (= 300): das *T* sei das Kreuz. Auch im Pseudo-Callisthenes I 33 stehen Verse des Sarapis, in denen der Gott seinen Namen mittels Zahlen umschreibt. Sollte nicht auch etwas Ähnliches zugrunde liegen, wenn Theokrit 17, 82 ff.

---

[1]) Man setze übrigens als Nominativ nicht *ἑκατόμπους*, sondern *ἑκατόμποδος* an: vgl. homerisches *ἑκατόγχειρος*; daher stehen auch in der Antigone 140 der Korrektur *δεξιόχειρος* keine Bedenken entgegen.

[2]) Nach Petersens Erklärung im Rhein. Mus. 66 S. 35.

[3]) M. Haupt irrte hier, Opusc. I S. 106.

uns sonderbarerweise sagt, daß Ptolemaeus über 33333 Städte herrscht?[1]) Zum Dank für die Feier seines 70. Geburtstages gab Bücheler ein Musterbeispiel feiner Interpretationskunst und Rätsellösung zum besten: s. Rhein. Mus. 61 S. 307 f. Auf Nero, den Muttermörder, gingen die Worte um: *νεόψηφον· Νέρων ἰδίαν μητέρα ἀπέκτεινε* (Suet. Ner. 39). Die Schriftzeichen des Namens *Νέρων* ergeben, als Zahlen gelesen, die Summe 1005, die Buchstaben in den Worten *ἰδίαν μητέρα ἀπέκτεινε* gleichfalls 1005. Der Sinn ist also: hier ist ein neues *ἰσόψηφον*, denn Neros Name bezeichnet arithmetisch den Muttermörder.

Rätsel

Im übrigen ist es nicht dieses Ortes, die antike Rätsellitteratur vorzuführen, an der sich der Menschenwitz des Altertums übte und heute noch wenigstens der Philologenwitz üben kann.[2]) Die Subtileren unterschieden zwei Arten, das *αἴνιγμα* und den *γρῖφος*.[3]) Das erstere rechneten die Rhetoren zur Allegorie, und seine Darstellungsart kam auf das hinaus, was man Periphrasis nennt; d. h. es wird, wie in der Turandot, eine Beschreibung oder Umschreibung des Gegenstandes gegeben, und wir sollen erraten, was gemeint ist. Sogar die Tragödie brachte das. In des Pacuvius Antiope will Amphion von seiner Schildkrötenleier reden und sagt statt dessen geheimnisvoll, um sich als Dichter zu markieren:

quadrupes tardigrada agrestis humilis aspera
capite brevi, cervice anguina, aspectu truci
eviscerata, inanima cum animali sono.

Die Bürger sagen darauf: *non intellegimus*; worauf Amphion mit einem Wort die Lösung gibt: *testudo*, und Cicero,[4]) der uns das ausschreibt, dazu ausruft: „Konntest du das nicht gleich sagen, o Saitenspieler?" Sonst verweise ich hier nur auf die *γρῖφοι* bei Athenaeus X c. 69—89 und auf die Aenigmata des Symphosius, Anthol. lat. 286. Symphosius gibt da in den Überschriften selbst die Rätsellösung (vgl. oben S. 13).

Bisweilen greifen aber auch Volldichter wie Properz und Vergil zum Griphos, und rücken dem Philologen die Aufgabe näher, sich mit solchen Spitzfindigkeiten und Versteckenspielen zu beschäftigen. Mag man sagen, solche Fälle zu würdigen, gehöre schon nicht mehr zu den Aufgaben der „niederen Exegese"; wir müßten sie für die „höhere" aufsparen. Das Thema, das vom Rätsel handelt, verführt uns, sie gleich hier mit abzumachen.

Vergil Catal. 12

Abstrus und schwierig bleibt das Vergilgedicht im Catalepton Nr. 12, welches in dreimal drei Versen lautet:

Superbe Noctuine, putidum caput,
Datur tibi puella, quam petis, datur.
Datur, superbe Noctuine, quam petis.

Sed o superbe Noctuine, non vides
Duas habere filias Atilium,
Duas, et hanc et alteram, tibi dari?

---

[1]) *Πτολεμαῖος* ergibt, wenn man das *λ* = 30000 rechnet, die Zahl 30776, *φιλάδελφος*, das *λ* als 30 gezählt, 1350; *βασιλεὺς θεός* 1122; zusammen 33248.

[2]) Siehe W. Schultz, Rätsel aus dem hellenistischen Kulturkreis, gesammelt und bearbeitet, Leipzig 1909; K. Ohlert, Rätsel und Rätselspiele der alten Griechen, 2. Aufl., Berlin 1912. Ueber das Rätselbuch der Kleobulina O. Crusius, Philol. 55 S. 3. Uebrigens machte Klearchus im Altertum eine Sammlung unter dem Titel *περὶ γρίφων*.

[3]) Siehe R. Volkmann, Rhetorik der Griechen und Römer² S. 431 f.

[4]) De divin. 2, 133.

Adeste nunc, adeste: ducit ut decet
Superbus ecce Noctuinus hirneam.
Thalassio, thalassio, thalassio!

Wer mir eine bessere Aufklärung bringt, als ich sie gefunden, dem will ich großen Dank wissen. Inzwischen verstehe ich so: Noctuin macht Hochzeit und ist stolz auf seinen Erfolg (*superbus*). Der Dichter steht mit dem Volk auf der Gasse, wo man fescenninische Späße treibt, und ruft: Noctuin erhält die Tochter des Atilius zur Ehe; er hat die eine schon heimgeführt; aber Atilius hat zwei Töchter, und er bekommt sie beide. „Jetzt gebt acht," v. 7: „jetzt führt er die zweite heim," also ein zweiter Hochzeitszug, „und es ist das Trinkgefäß, die *hirnea*, die er in sein Haus schleppt." Atilius muß Inhaber einer Töpferei gewesen sein,[1] und das Ganze ist ein Töpferwitz. Es war ganz gang und gäbe, daß der Töpfer Vater des Gefäßes, daß das Gefäß Tochter des Töpfers hieß.[2] Es steckt dann der Sinn dahinter, daß Noctuin trunksüchtig ist; vielleicht liebte aber auch seine Braut, die wirkliche Atiliustochter, das Trinken. Mir fällt dabei das Martialgedicht 6, 27 ein, wo es sich um Vater und Tochter handelt. Martial ermahnt den Vater, seinen alten Falerner doch ja selbst auszutrinken und nicht für seine Tochter aufzusparen; für die Tochter genüge, daß sie frischen Most trinke, und mit dem Most soll sie alt werden.

Catull 55 u. 58 b Sehr viel durchsichtiger sind die zwei Cameriusgedichte des Catull, c. 55 u. 58b,[3]) die den Leser auf das harmloseste foppen. Unsere Erklärer sind freilich immer noch nicht dahintergekommen, und Catull würde über sie staunen. In dem einen Stück heißt es ungefähr: „Bitte, Freund, zeige mir an, wenn's beliebt, wo du steckst? Ich suchte in allen Gegenden der Stadt, wo viel Weiber anzutreffen sind, nach dir. Schließlich packte ich eine von ihnen: Gebt mir den Camerius heraus! Die Frauenzimmer antworteten: Nimm dir den nackten doch! hier in unseren rosigen Brüsten steckt er! Willst du ihn mit dir schleppen, so mußt du die Kräfte des Hercules haben; so schwer ist er!" Was war nun dieser Camerius? Die Herausgeber versichern kurzweg: ein Freund des Catull! Das ist rührend. Ein ausgewachsener Freund, der nackt herumläuft? Der wäre auch im alten Rom wie bei uns polizeilich verboten gewesen! und ein Freund, der gar in den rosigen Brüsten steckt? Wie viel Raum ist denn zwischen den Brüsten? Es wird gestattet sein, sich dies zu überlegen. Größer als ein Fuß kann dieser Camerius bestenfalls nicht gewesen sein; sonst hatte er da keinen Platz. Aber die rosigen Brüste (*roseae papillae*) könnten noch etwas ganz anderes sein; sie könnten auch Rosenknospen bedeuten.[4] Dann waren die Weiber, die da sprechen, Blumenverkäuferinnen, und Camerius war noch viel winziger; er saß in den Knospen, wie der kleine Amor in den Anacreonteen es tut. Catull könnte von seinen Interpreten in der Tat etwas mehr muntere Phantasie und vor

[1]) Siehe Rhein. Mus. 65 S. 347 f.

[2]) Zu den andern Orts beigebrachten Belegen füge ich Antiphanes II 31 K. und Anthol. lat. 481 hinzu.

[3]) Friedrich begeht in seiner Ausgabe wieder die Stillosigkeit, beide Gedichte in eins zu verbinden.

[4]) Diese Annahme wird dadurch nahegelegt, daß *in papillis* doch wohl schwerlich für *inter papillas* stehen kann.

allem genauere Kenntnis des antiken Lebens verlangen. Man muß wissen, daß man sich Spielkinder, *pueri minuti*, die nackt herumliefen, in den Häusern hielt; sie hießen mit festem Terminus *οἱ γυμνοί*.[1]) Die Liebe zu den Putten herrschte durchaus nicht nur in den Bildwerken, sondern auch im Leben. Nun lieben es die Dichter, die Kleinheit auch noch abenteuerlich zu übertreiben, so wie es der Epigrammatiker Lukillos mit seinem *μέγας Εὐμήκιος* tut, der unter einem Essignäpfchen eingeschlafen ist (Anthol. Pal. XI 105, wo auch noch mehr Späße dieser Art). Deshalb sagt Catull im zweiten Cameriusgedicht 58b: „gib mir die Flügel der Winde, daß ich dich finden kann; indem ich dich suchte (*quaeritando*), bin ich zu Tod ermüdet.“ Der Kleine hat sich also in irgendeinen Winkel versteckt; der Dichter verfolgt nicht etwa den Fliehenden, sondern er sucht den Versteckten; andernfalls stünde nicht *quaeritando*, sondern *persequendo*.

Besonders anmutig hat aber Properz sich desselben rätselnden Scherzes bedient, wenn er uns c. II 29a folgende Szene schildert: „Als ich gestern nacht trunken durch die Straßen schweifte, überfiel mich ein Schwarm von kleinen Knaben (*pueri, turba minuta* v. 3), die nackt waren (*nudi fuerant* v. 7) und Pfeile und Fackeln trugen, und ein besonders dreister (*lascivior*) sprach: „Dieser ist's! bindet ihn und schleppt ihn nach Haus, zu seiner Geliebten, die zornig ist. Sie hat ihn uns überwiesen (*locavit*).“ Was sind das für Knaben? Das sollen, meint man, wirkliche Liebesgötter gewesen sein. O Wunder! Jeder Römer würde über diese Erklärung gelacht haben. Es sind dieselben *γυμνοί*, von denen ich sprach und die jeder kannte. Besonders elegante Frauen hielten sich solche und staffierten sie gern als Amoretten aus. Sie fliegen ja auch nicht, sie laufen nur auf der Gasse einher und haben den Auftrag, den unhäuslichen Dichter heimzuholen.[2]) Properz II 29

Rätselnde Gedichte ganz desselben Stils sind z. B. auch in der Palatinischen Anthologie VII 421 die Grabschrift über einen Beflügelten mit Jagdspieß und ebenda VII 427: „Rate, wer hier begraben ist“ u. s. f.

Arg aber ist es, und damit will ich schließen, daß die Fragen, mit denen die Hirten bei Vergil Ecl. 3, 104 f. sich unterhalten, „in welchen Ländern ist der Himmel nur drei Ellen breit?“, „in welchen Ländern wachsen Blumen, die Königsnamen eingeschrieben auf ihren Blättern tragen?“ immer noch nicht beantwortet sind. Was Servius dazu vorbringt, befriedigt durchaus nicht, und in Wirklichkeit kann auch kein Mensch, auch kein Philologe,[3]) kann nur ein Gott die Antwort finden. So dachte wenigstens Vergil selbst, wenn er sagt: *et eris mihi magnus Apollo*.[4]) Vergil Ecl. 3, 104 f.

[1]) Vgl. De amorum in arte antiqua simulacris et de pueris minutis, Marburg 1892; dazu Deutsche Rundschau 1893 S. 370 f. (Wer kauft Liebesgötter). Blümner, Die röm. Privataltertümer, weiß davon nichts!

[2]) Vgl. Berliner philol. W.schr. 1898 S. 1289 f.

[3]) Vgl. z. B. Wright in Class. Review 1901 S. 258.

[4]) Ungelöst ist auch das *περιφερόμενον* von den fünf Männern auf zehn Schiffen u. s. f., Athen. p. 457 B.

III. Die emendatio des als grundlegend erkannten Textes.

Der Text ist nach den besten Quellen festgestellt. Derselbe ist danach auch interpretatorisch durchgearbeitet worden. Aber diese Interpretation ist ab und an auf unlösbare Schwierigkeiten gestoßen. Es gibt Stellen, die wir nicht verstehen. Es sind die cruces interpretum. Der Anstoß kann sachlich, kann auch nur rein logisch, er kann grammatisch, er kann stilistisch sein. Sollen wir uns bei dem „non liquet" beruhigen? Wir folgern vielmehr: die Stelle ist korrupt, und es ergibt sich eine weitere Pflicht des Lesers, vor allem des Editors: die Feststellung der Textschäden und der Versuch, sie zu beseitigen. Dieser Versuch ist Sache der Divination.

Un-emendierte Texte

Freilich gibt es Fälle, wo der Editor sich zurückhalten muß. Inschriften, Papyrusurkunden wollen wir im Originaltext mit all seinen Fehlern abgedruckt haben. Dasselbe gilt von Texten, die im Verdacht der Fälschung stehen, wie z. B. den Versen der pseudo-euripideischen Danae.[1]) Aber auch bei einem Text von solcher Wichtigkeit wie Festus, der überdies nur in einer Handschrift vorliegt, billigen wir dies Verfahren, das einst O. Müller innehielt. Nicht anders beim Corpus glossariorum latinorum, in welchem Sammeldruck die Glossarien, wie sie sind, nebeneinander stehen und sich mit ihren Fehlern gegenseitig kontrollieren. Aber auch bei Plautus ist Zurückhaltung geboten, da es bei ihm, insbesondere in den Cantica, in unendlich vielen Fällen so schwer ist, die Hand des Autors wiederherzustellen, und die kleine Plautusausgabe von Götz und Schöll, die sich mit Konsequenz befleißigt, die Überlieferung erkennbar vorzulegen, war daher besonders willkommen.

Konjektur

Im übrigen hat die Konjektur den Textschaden zu beseitigen. Das Konjekturenmachen ist ein Nachdichten, es ist Kunst und wie jede Kunst vor allem Sache des Talents, sodann aber auch Sache der Übung und eines erst allmählich reifenden Taktes. Voraussetzung ist dabei die Kenntnis der Paläographie. Es gibt Genies der Konjektur wie N. Heinsius, Bentley, Bücheler; viele aber hat ihre Begabung verführt, und sie änderten den Text aus elegantem Trieb und purem Wohlgefallen. Es ist ja hübsch und vergnüglich, mit leichter Hand einen Autor zu verschönern oder um eine Pointe zu bereichern. Aber in solchen Fällen korrigiert man eben dem Autor selbst sein Konzept; als Motiv zum Ändern des Textes genügt der Umstand nicht, daß uns der Wortlaut nicht gefällt. Es ist vielmehr dreierlei zu leisten: 1. der zwingende Nachweis, daß das Überlieferte unrichtig und in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Hierin kann

[1]) Nauck, Fragm. trag. p. 714 f.; Wünsch, Rhein. Mus. 51 S. 138 f.

man sich schließlich sehr wohl einigen. 2. Der Nachweis, welcher Sinn an Stelle des Verderbten erfordert wird; auch hierin ist meistens eine Einigung noch möglich. 3. Die Konjektur selbst; sie bleibt sehr oft nur ein Versuch, für den postulierten Sinn das originale Wort zu finden.

Das geistreiche Konjizieren war von jeher und bis in meine Jugendzeit hinein das Lieblingskind der Philologie. Wenn uns Th. Bergk den Sophokles interpretierte, tat er eigentlich nichts als das. Man sollte glauben, daß, seitdem unsere Wissenschaft sich darauf besonnen hat, daß sie vor allem Kulturgeschichte ist, ein derartiger morbus ausgestorben sei. Doch erlag noch Emil Bährens ganz diesem Triebe, und er hat uns viele Texte verdorben (Catull, Properz, fragmenta poetarum lat.; Tacitus' Dialog), und van der Vliet machte es in seinem Apuleius nicht besser als er. Heutzutage sind es Housman in England und Senger in Petersburg, die uns durch ihr rasches Verfahren die Texte gefährden. Das Folgende mag als eine Anleitung in der Kunst des Emendierens insofern aufgefaßt werden, als darin einer Pflicht und Aufgabe besonders nachgegangen werden soll. Dies ist die Pflicht, bei jeder Textänderung den Irrtum, der vorliegt, zu erklären und auf eine Ursache zurückzuführen. Je nach der Art der Korruptel ist die Heilung des Schadens leicht oder schwerer.

Nützlich waren hierfür z. B. C. G. Cobets Variae lectiones (Leiden 1854, erweitert 1873) und Novae lectiones (Leiden 1858), in denen griechische Texte behandelt sind; für das Lateinische Carl Heraeus, Studia critica in Mediceos Taciti codices, Marburg 1846, und W. Heraeus, Quaestiones criticae de codicibus Livianis, Berlin 1885; Karl Fuchs, Kritische Studien zum Pandektentexte, Leipzig 1867; besonders L. Havet, Manuel de critique verbale appliquée aux textes latins, Paris 1911, S. 119 ff.

Ich gebe also im Folgenden ein Verzeichnis von Korruptelen mit den zugehörigen Emendationen, in Beispielen, die vom Leichteren zum Schwierigeren ansteigen. Es sind dazu möglichst sichere Beispiele gewählt, und eine eingehende Begründung wird in den seltensten Fällen nötig sein.

1. Wort- und Silbentrennung.

Den antiken Texten fehlt vielfach die Worttrennung, es war scriptura continua. Daher jene Scherze der Alten, über die oben S. 49 gehandelt wurde, wo man schwankte, ob *πάντα Λέων* oder *Πανταλέων*, ob *in culto loco* oder *inculto loco* gelesen werden sollte. Dann aber irrten sich die alten Grammatiker selbst; so wollte Donat in Vergils Aeneis 2, 798 *exilio* in *ex Ilio* zerlegen, Servius aber hebt tadelnd hervor, daß dadurch ein metrischer Schnitzer entstehe. So wird nun emendiert (ich stelle links die Korruptel, rechts die Verbesserung): scriptura continua

Plaut. Asin. 264: *atriensis aureae*] *atriensi Saureae.*
Titinius v. 81: *tibi nego*] *tibin ego* (corr. Bücheler).
Velleius 2, 84: *nam deillius exemplis uitae naxuta Dolabella* (*transiit*)] *nam Dellius exempli sui tenax ut a Dolebella* (*transiit*), corr. Lipsius.
Numenius bei Athen. p. 287 C: *ἢ βαιῇ καρῖδι*] *ἠβαιῇ καρῖδι* (correxi).
Athen. p. 558 B: *ὡς τὰ πολλά γ' εἰσι ταύτης*] *ὥστ' ἀπαλλαγεῖσι ταύτης*, corr. Dobree.
Horaz Od. 2, 11, 23: *maturet incomptum Lacaenae more comam religata nodum*] hier ist einfach *in comptum* herzustellen; Bentley irrte.

Gelegentlich muß die Korrektur eines Buchstabens nachhelfen: Ovid Trist. 1, 11, 31: *adether(e)a penne*] *adsueta rapinae*, corr. M. Haupt; vielleicht auch Catull 64, 309, von der Haartracht der Parzen: *at roseo niveae residebant vertice vittae*] *atro sed niveae residebant vertice vittae*; doch ist mir diese Änderung unsicher geworden.[1])

Im Griechischen ist durch Mißdeutung der Krasis viel versehen worden. Im Lucian wird öfter *τὰ μά* statt *τἀμά* überliefert, *τὰ κείνου* statt *τἀκείνου*, woraus also auf den Gebrauch von *κεῖνος* im Lucian nicht geschlossen werden kann. Bei Plato findet sich *κεῖνος* nur oder fast nur nach einem *ἤ*.[2]) *τὰ πιτήδεια* f. *τἀπιτήδεια* steht Athen. p. 614 C; das *τὰ* wurde als bloßer Artikel abgesondert. Daher steht im Lexikon des Hesych *πιτίμια* unter *Π* als Lemma, aus *τὰ ἐπιτίμια*, bei demselben steht unter *Ν* gar *τακτονίτου* (sic), das als Küchengewürze, *ἀρτύματα*, erklärt wird: es ist *τὰ ἐκ τοῦ νίτρου* gemeint; corr. Pierson.

Fälschlich steht Aristophanes Eccles. 405:

αὐτός γε μέντ' οὐ φάσκεν ἱμάτιον ἔχειν.

Das Gegenteil wird vom Sinn erfordert; es ist *μέντοι ἔφασκεν*, mit Krasis *μεντοὔφασκε* zu lesen (corrector ignotus).[3])

Hierher gehört denn auch das wichtige, aber sinnlose *alte delata* in Ennius' Annalen 366. Das soll „hocherhoben" heißen. Schon O. Müller erkannte darin *alted elata*: einer der seltenen Belege für das sog. Ablativ-*d* in der römischen Buchlitteratur.

2. Eigennamen.

Eigennamen

Jeder Eingriff wird auch da vermieden, wenn wir ein Wort als Eigennamen auffassen oder eventuell die Auffassung als Eigennamen verwerfen. Fälschlich hat Plinius, wie wir sahen (S. 119), das *σπανίαν* bei Theophrast hist. plant. 4, 5, 6 für einen Namen der Platane gehalten. Fälschlich druckte man bei Horaz Sat. 1, 5, 52:

Sarmenti scurrae pugnam Messique Cicirri
Musa velim memores:

es ist *cicirri* zu lesen; denn Messius trat als *κίκιρρος*, in der Rolle des oskischen Pulcinella oder des Hähnchens auf (s. Hesych s. v.), sowie Sarmentus als *scurra*.[4]) Horaz wagte es, *Vesper* statt *Hesperus* als Namen des Abendsterns zu verwenden; nirgends aber ist das für Vergil nachweisbar, und überall ist bei ihm *vesper* mit kleiner Initiale zu drucken; ebenso bei Catull c. 62, 1.[5]) Dagegen nun Seneca Apotheos. 11, vom Kaiser Claudius: *occidit socerum Crassum, frugi hominem, tam similem* eqs.] lies *Crassum Frugi, hominem tam similem*: s. Bücheler. Doryphoros hieß der Minister a libellis des Nero; es ist also, wie bei Dio Cass. 61, 5, so auch im Auszug des Xiphilinos *δορυφόρῳ* als Name zu fassen.[6]) Derartiges ist

[1]) Siehe Rhein. Mus. 59 S. 423. Durch den Einfluß von Ciris 122 müßte hier die Korruptel entstanden sein. Die überlieferte Lesung ließe sich aber auch mit Luxorius 298, 1 ed. Riese verteidigen, wo es heißt: *Rutilo decens capillo | roseoque crine ephebus | spado regius mitellam | capiti suo locavit.*

[2]) Siehe M. Schanz, Plato II p. VI.

[3]) Anderes gibt A. Brinkmann, Rhein. Mus. 67 S. 611 ff.

[4]) Siehe Dieterich, Pulcinella S. 94 u. 244.

[5]) Siehe Rhein. Mus. 59 S. 409.

[6]) In griechischen Hss. pflegt ein Eigenname durch eine Linie über dem-

natürlich längst berichtigt. Bei Menander fr. 223 v. 1 korrigierte Gesner *Κράτων* aus *κρατῶν*. Die Einwohner von *Αἰξωνή* in Attika waren als Spötter bekannt; daher ist bei Xenophon Hellen. 2, 4, 26 statt *ἔξω νεῶν* richtig *Αἰξωνέων* hergestellt. So ist m. E. auch bei Krates in den Theria, frg. 15 K. *διὰ τοῦ παιωνίου* in *διὰ τοῦ Παιωνίου* zu verändern; Paionios war Architekt; es handelt sich dort aber um die Konstruktion einer hohen, auf Säulen über das Land geführten Wasserleitung, die in der Tat einen ersten Baumeister erfordert.[1]) Nikolaos von Damaskos erzählt bei Athen. p. 153 F, daß die Römer Gladiatorenkämpfe gaben *παρὰ τυράννων παραλαβόντες τὸ ἔθος*, wo schon Musurus *παρὰ Τυρρηνῶν* verbesserte. Bei Theokrit singt der Hirt 8, 53 von *χρύσεια τάλαντα*, und man stellt ohne Bedenken *Κροίσεια τάλαντα* her.

Leicht ist auch

3. die Veränderung der Akzente.

Denn Akzentzeichen wurden in den antiken Texten entweder gar nicht oder inkonsequent und nachlässig gesetzt.[2]) In Menanders Epitrepontes 575 (Körte) kann das ΕΠΙΓΑΜΟΝ als *ἐπὶ γάμον*, es kann als *ἐπίγαμον* gelesen werden; der Zusammenhang muß entscheiden. Xenoph. Memor. 2, 7, 8 steht das Präsens *ὑπομένειν*, es wird aber das Futur, also *ὑπομενεῖν* erfordert. Xen. Sympos. 2, 29 steht *ταῦτα πάσχειν ἃ καὶ ἄλλοι*, der Sinn erfordert *ταὐτά*.[3]) Schol. Iliad. *B* 111, über *μέγας*, das bei Homer zwei Bedeutungen hat: *τότε δὲ αὐτό*] lies *τότε δὲ αὖ τό* (Lehrs, Aristarch² S. 17). Menander fr. 62 Kock *ποιεῖ* der Codex] der Imperativ *ποίει* ist nötig (corr. Dalecampius). Aristoph. Pax 214 steht *δώσει δίκαν*, dort wird aber dorisch gesprochen, also *δωσεῖ*. Bei Athenaeus p. 75 D steht: *'Ανδροτίων . . . γένη σύκων τάδε ἀναγράφει*, es handelt sich aber nicht um Feigen, sondern um Feigenbäume, daher ist *συκῶν* zu schreiben (Schweighäuser). Akzent u. Spiritus

Bei Elisionen wurde der Apostroph gesetzt; so auch im Menander; gelegentlich dabei aber der Einfluß der Aspirierung vernachlässigt, z. B. Epitrep. 24 *πραχθέντ' ἵν' ᾖι σοι*, ein Verfahren, das sich wiederum von selbst korrigiert.

4. Berichtigung der Interpunktion.

Die Interpunktion, *στίζειν*, *στιγμή*, das Setzen des Punktes, auch der *παραγραφή*, des *interductus*, war schon in antiken Texten ausgebildet. Die Papyrusfunde haben uns darüber trefflich unterrichtet. Lehrreich ist auch die sorgliche Punktierung in den alten Vergilhandschriften.[4]) Der Herausgeber eines jeden Textes hat sich um die überlieferte Interpunktion zu kümmern, ob der Text auch nur in jüngeren Handschriften vorliegt. Ich habe dies in meiner Claudianausgabe mitunter mit Nutzen getan; danach Interpunktion

selben gekennzeichnet zu sein: Cobet, Nov. lect. S. 530 f.

[1]) Vgl. Elpides S. 102 f.

[2]) Vgl. z. B. A. Körte, Menandrea p. IX f.

[3]) Vgl. Menander Epitrep. 477.

[4]) Ich habe im Jahre 1900 auf der Vaticana Proben genommen. Diese Interpunktion drückt die Gliederung der Rede in „commata" aus, worüber Corpus glossar. lat. V 9, 17, Isidor Orig. 1, 19, 3: *praecisus sensus comma dicitur ut apud Vergilium arma virumque cano* eqs. Vgl. übrigens Kauer, Wiener Stud. 22 S. 59 f.

ist z. B. Nupt. Honor. 136 der Satzschluß nach *exploratores pelagi* gewonnen.[1]) Aber natürlich konnte darin schon das Altertum irren. So will Servius bei Vergil Buc. 3, 7 interpungiert wissen:

Parcius. Ista viris tamen obicienda memento:

Aen. 6, 199 interpungierten viele irrig hinter *pascentes* (s. Servius), und zu Buc. 1, 28, wo es vom Bart des Tityrus heißt:

Candidior postquam tondenti barba cadebat

bemerkt Servius gar: *mutanda distinctio*; man wollte im Tityrus den Vergil erblicken, Vergil war aber für eine *barba candidior* noch zu jung; also soll *candidior* zu *libertas*, welches Wort im voraufgehenden Verse steht, gehören. In der Ilias *E* 297 f. teilte man, toll genug, hinter *ἀπόρουσε* ab:

Αἰνείας δ' ἀπόρουσε· σὺν ἀσπίδι δουρί τε μακρῷ
δείσας μή πώς οἱ ἐρυσαίατο νεκρὸν Ἀχαιοί
ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῷ βαῖνε,

so daß das *δὲ* im zweiten Satz die 14. Stelle einnahm.[2])

Daß die Interpunktion irgendwo auf die Originalhand des Autors selbst zurückgehe, können wir nicht sagen. Wir haben also freieste Hand, hier selbst zu entscheiden.[3]) Vor allem können da, wo es sich um die Abtrennung der Kola im Satz handelt, Irrtümer entstehen. Aristoph. Acharn. 69 f., wo der Gesandte erzählt, teilt man sinnwidrig:

Aristoph. Acharn. 69 f.

καὶ δῆτ' ἐτρυχόμεσθα παρὰ Καΰστριον
πεδίον[4]) *ὁδοιπλανοῦντες ἐσκηνημένοι,*
ἐφ' ἁρμαμαξῶν μαλθακῶς κατακείμενοι,
ἀπολλύμενοι.

d. h.: die Gesandten wurden geschunden, indem sie durch die Ebene unter Zelten umirrten! Aber wer kann unter Zelten umirren, herumschweifen? *ὁδοιπλανοῦντες ἐσκηνημένοι* ist falsch verbunden. Man interpungiere:

παρὰ Καΰστριον
πεδίον ὁδοιπλανοῦντες, ἐσκηνημένοι
ἐφ' ἁρμαμαξῶν, μαλθακῶς κατακείμενοι,

und es ist dabei zu erinnern, daß die persischen Reisewagen eben ein Zeltdach hatten, was uns Aristophanes hier so anschaulich wie möglich macht.[5])

Cic. nat. deor. 1, 20

Bei Cicero de nat. deor. 1, 20 korrigiert man überflüssigerweise so: *pronoea vero si vestra est, Lucili, ⟨eadem⟩, eadem requiro, quae paulo ante: ministros machinas* eqs. Dies doppelte *eadem* ist aber garstig, und wir brauchen es nicht; sondern es ist einfach abzuteilen: *pronoea vero si vestra est, Lucili, eadem, requiro quae paulo ante*; d. h. „ist, Lucilius, eure stoische

---

[1]) Vgl. auch meine Praefatio zum Cod. Neapolitanus des Properz p. XXIX.

[2]) Siehe L. Friedländer, Nicanoris *π. Ἰλ. στιγμῆς* S. 44.

[3]) So auch bei Originaldrucken der Renaissancezeit. Im Hermann Schotten, Ludus Martius (ein Drama über den Bauernkrieg des Jahres 1525), den Schröder im Marburger Universitätsprogramm des Jahres 1902 unter meiner Mitwirkung herausgab, haben wir eine Menge sinnloser Stellen stillschweigend durch Berichtigung der Interpunktion geheilt.

[4]) Unsichere Lesung; man erwartet *ποταμόν*.

[5]) Vgl. Aesch. Pers. 1001; den Ausführungen Hugo Webers, Aristophanische Studien, zu dieser Stelle kann ich nur z. T. beipflichten.

Pronoia dieselbe wie die Platos, so fordere ich, was ich vorhin beim Plato forderte.“ Eine alte Streitfrage geht um Horaz Od. 1, 12, 20: Horaz Od. 1, 12, 20 u. 1, 11, 1

Proximos illi tamen occupavit
Pallas honores
Proeliis audax. Neque te silebo,
Liber eqs.

So schreiben die einen. Andere wollen den Punkt vielmehr hinter *honores* gesetzt sehen, so daß *audax* zu *Liber* gehört. Und das ist zweifellos richtig; denn Pallas heißt nie *audax*; wohl aber ist Bacchus, der Besieger der Inder und der Giganten, *audax*, „sobald er sich in der Schlacht bewegt“; wir haben „audax si in proeliis versatur“ zu verstehen. Horaz Od. 1, 11, 1 sind drei Interpunktionen möglich: *Tu ne quaesieris scire* (*nefas*) *quem mihi* eqs. oder *Tu ne quaesieris* (*scire nefas*) *quem mihi* eqs. oder *Tu ne quaesieris! Scire nefas quem mihi, quem tibi finem di dederint;* und die letzte ist die einzig sprachgemäße. Denn es ist vollkommen unnatürlich, *scire* durch Parenthese von seinem benachbarten Objekt zu trennen; *quaerere* aber kann in lebhafter Rede durchaus ohne Objekt stehen wie das *quid quaeris?* bei Cicero ad fam. 7, 3, 2; ebenso *quid quaeris?* Hor. Epist. 1, 10, 8; auch Terenz Andr. 90 sei verglichen. Ganz so auch hier.

Niemand scheint die Plautusstelle Capt. 846 verstanden zu haben, wo der Koch zum Herrn sagt: Plaut. Capt. 846

iúben an non iubes astitui aulas, patinas elui,
laridum atque epulas foveri foculis ferventibus?

Hier ist schon die Verbindung *laridum foveri*, „Schinken wärmen“, sonderbar, die Zusammenstellung *laridum atque epulas* aber sicher verkehrt; denn Schinken ist nichts anderes als Eßgerichte, *epulae*, diese können also nicht als Zusatz zum *laridum* hinzutreten. Plautus meinte es vielmehr so:

iuben an non iubes astitui aulas patinas, elui
laridum atque epulas foveri?

denn der Schinken muß, wie jede Hausfrau weiß, vorher gewässert werden (*elui*), ehe man ihn aufs Feuer bringt.

Catull gibt uns im carm. 54 folgende Zeilen: Catull 54

Othonis caput oppido est pusillum,
Neri, Rustice, semilauta crura,
subtile et leve peditum Libonis.
si non omnia displicere vellem
tibi et Sufficio seni recocto.

Dies ist wiederum sinnlos, aber der Sinn sofort hergestellt, wenn man im v. 4 interpungiert:

si non omnia: displicere vellem
tibi et Sufficio seni recocto,

wobei *si non omnia* elliptisch für *si non omnia sunt* oder *essent* steht: „wenn das alles nicht wahr ist, will ich dir und dem Sufficius mißfallen.“ Dies hat auch noch Friedrich nicht begriffen.[1]) Lucrez II 1017 *si non omnia sunt* ist zu vergleichen.

[1]) Friedrich schreibt auch noch fälschlich *Fuficio* statt *Sufficio*; er hätte wissen können, daß *Fuficius* langes *i* in der zweiten Silbe hat; vgl. W. Schulze, Eigennamen, S. 239 u. 518. *Sufficio* behalte ich bei, indem ich den Namen *Cornificius* vergleiche.

Catull 5

Bei demselben Catull 5, 4 liest man den weisheitsvollen Satz: „Die Sonne kann täglich untergehn und wiederkommen“:

soles occidere et redire possunt.

Das „kann“ aber gibt m. E. ernstlichen Anstoß, und für *possunt* wäre vielmehr *solent* zu erwarten. Denn es ist die Regel, daß die Sonne untergeht. Also hat Catull vielmehr so interpungiert:

soles occidere et redire possunt
nobis;

d. h. für uns Sterbliche kann Sonnenuntergang und -aufgang sich wiederholen. Er kann es, wenn nämlich das Schicksal es uns gönnt; er kann es auch nicht.

6. Verteilung der Worte an die Personen des Dialogs.

Personenverteilung im Dialog des Drama

Im Gespräch des Dramas den Wechsel der Personen durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen anzuzeigen, ist erst in der römischen Kaiserzeit durchgedrungen.[1] Vorher begnügte man sich, wie es der papyrene Menander zeigt, meistens damit, den Wechsel mit einem bloßen Strich oder Doppelpunkt anzudeuten.[2] Dabei waren aber natürlich unendliche Irrungen und Auslassungen möglich, wir haben im Drama freie Hand, und man macht mit Grund im Plautus und überall von dieser Freiheit, die Reden zu verteilen, zuversichtlich Gebrauch. Man lese jedes Drama so, als ob die Personenzeichen fehlten, und stelle nach dem Sinn sie sich selber her. Das gilt vor allem von Plautus. In der Tragödie sind solche Schwankungen seltener; doch sagt uns z. B. der Scholiast zu Euripides Medea 759, daß man schwankte, ob hier der Chor oder ob Medea spreche. In der Komödie hingegen sind solche Unsicherheiten häufig, weil in der Komödie der Vers öfters gebrochen wird. Steht mitten in der Rede ein *τί φῄς;* oder *τί οὖν;*, so ist klar, daß hier ein anderer spricht (z. B. Sosipatros frg. 1, 12; Lynkeus fr. 1). Ein Fragment Menanders beginnt (249 Kock):

Μόνιμός τις ἦν ἄνθρωπος, ὦ Φίλων, σοφός,⌉
ἀδοξότερος μικρῷ δ', ὁ τὴν πήραν ἔχων,
πήρας μὲν οὖν τρεῖς.

Es ist aber wiederum klar, daß *μὲν οὖν* dem Antwortenden gehört; also muß, wie Cobet nov. lect. S. 93 sah, eingeteilt werden:

A. Μόνιμός τις ἦν ἄνθρωπος, ὦ Φίλων, σοφός,⌉
ἀδοξότερος μικρῷ δ'. B. ὁ τὴν πήραν ἔχων;
A. πήρας μὲν οὖν τρεῖς κτλ.⌉

Bei Nikomachos (ibid. Bd. III S. 386 fr. 1) sagt der gemietete Koch zu dem, der ihn in Dienst genommen hat: „Du bist zwar liebenswürdig, aber du bist nachlässig gewesen“:

ὑποδεικνύεις μὲν ἦθος ἀστεῖον πάνυ
καὶ πρᾶον, ὀλίγωρον δὲ πεποίηκάς τί πως.

[1]) Im cod. Laurentianus des Aeschylus und Sophokles sind diese Personenbezeichnungen keineswegs alle von erster Hand, oft ist der Personenwechsel gar nicht bezeichnet, oft findet sich in ihm auch noch die antike Paragraphos, die Redeschluß anzeigt; s. Soph. Elektra ed. Kaibel S. 1.

[2]) Vgl. W. Schubart, Das Buch bei den Griechen und Römern, S. 78.

Dies Schlußwort *πως* ist überflüssig; es ist *πῶς* als Zwischenfrage abzutrennen: „wieso?“, worauf dann die Antwort folgt:

ἐν τῇ τέχνῃ τίνες ἐσμὲν οὐκ ἐξήτακας.

Auch das schwere Kratinosfragment 74 kann hierfür angeführt werden u. a. m.

In Senecas Tragödien sind Personenzeichen überliefert;[1]) wenn es dort aber Phoen. 650 f. sinnlos heißt (Iocaste spricht):

iam numeres licet
fratrem inter illos (sc. reges).
Et. numero et est tanti mihi
cum regibus iacere et urbi (lies te turbae) exulum
ascribo,

so kann nur Polynices, nicht Eteocles das *numero* sprechen; das *et* aber ist sinnlos. *numeret* herzustellen geht nicht an, weil Eteocles seinen Bruder im Folgenden in zweiter Person anredet. Also ist herzustellen:

Pol. numero. **Et.** ⟨me⟩ est tanti mihi
cum regibus iacere; te turbae exulum
ascribo.

In jenem *et* verbirgt sich eben das Personenzeichen; *me* entspricht dem folgenden *te*, das wiederum zu *et* entstellt wurde.[2]) Auch weiterhin ist daselbst die Rollenverteilung vollständig in Unordnung.

Derartige Emendationen sind weiter eventuell auch in solchen dialogischen Schriften wie den Platonischen, auch im Theokrit sind sie gelegentlich vorzunehmen. *(Außerhalb des Dramas)* Im Idyll VIII des Theokrit gilt es, die Strophen auf Daphnis und Menalkas richtig zu verteilen. In den Adoniazusen v. 13 schwankt die Überlieferung zwischen *οὐ λέγω ἀπφῦν* und *οὐ λέγει ἀπφῦν.* Je nachdem man liest, spricht Praxinoa oder Gorgo den v. 13. Auch in der Satire, im Brief wird oft ein Zwischenredner ohne jedes *φησί* oder *inquit* eingeführt,[3]) *(Satire)* und es ist wichtig, dies im Text deutlich zu machen, wie bei Juvenal 7, 105 *„sed genus ignavum“* eqs., aber auch 7, 124 *„Aemilio dabitur quantum licet, et melius nos egimus“*, Worte, die der Winkeladvokat selbst spricht, von dessen wirtschaftlicher Lage vorher bei Juvenal die Rede war. Bei Catull c. 67 wird die janua aufgefordert, über die Interna des Hauses zu berichten, und ihre Rede setzt v. 9 ohne jede Einführung ein; ebenso die Rede der Indignatio in Horaz Epode 5, 11; ebenso das Selbstgespräch des Aeneas bei Vergil Aen. II 577; und auch im Sperlingsgedicht c. II des Catull steht es gewiß nicht anders.[4]) Ob auch in der Copa? in der Archytasode? Man hat geglaubt, daß in der Copa nach *(Copa)* den ersten einführenden Zeilen das Schenkmädchen, die *copa*, selbst rede. Aber aus dem Gedichttitel folgt das nicht, der nur dem ersten Verse des Gedichts entnommen ist, und es scheint untunlich; denn das Mädchen tanzt da einen wilden Kastagnettentanz, und dabei kann sie nicht sprechen. Und wer ist es, der bei Horaz Ode I 28 den Archytas anredet? Nicht *(Horaz Od. I. 28)* etwa Horaz selbst, der in diesem Gedicht gestorben zu sein fingierte,[5]) sondern die umirrende Seele irgendeines Ertrunkenen, der da unbestattet

---

[1]) Für das römische Drama vgl. bes. Havet, Manuel S. 398 ff.

[2]) Rhein. Mus. 34 S. 523.

[3]) Ueber den Ausfall des *φησί* in der cynischen Diatribe vgl. R. Bultmann, Der Stil der paulinischen Predigt, Göttingen 1910, S. 10.

[4]) Vgl. Philologus 63 S. 428.

[5]) So Stowasser, Zeitschr. österr. Gymnas. 1891 S. 193.

geblieben, und der anfangs an den Archytas, hernach, v. 23, an den vorüberfahrenden Schiffer sich wendet. Man vergleiche, um das zu verstehen, Properz I 21.[1]) Das Gedicht ist eines der verzwicktesten des Horaz und, sagen wir es nur ruhig, unter dem Zorn der Musen entstanden. Aber ein Zusammenhang ist da; der Begriff des *pulvis exiguus* (v. 3) bildet ihn: „zur Bestattung eines Archytas hat *pulvis exiguus* genügt; ich verlange für mich jetzt auch nicht mehr“ (v. 23 u. 36). Das Ganze ist also, wie das zitierte Properzgedicht, die einheitliche Rede einer *umbra*, der jede orientierende Einführungsformel fehlt.

Ich füge endlich noch zwei Beispiele hinzu, wo durch Einführung Prop. 2. 4. 24 von Anführungszeichen geholfen werden kann. In dem Properzvers 2, 4, 24

Sic est incautum quicquid habetur „amor“

gibt das Neutrum *incautum* und *quicquid* Anstoß, da *amor* maskulin ist. Also ist dies *amor* in Anführungszeichen zu setzen und bedeutet „ich werde geliebt“. Plinius teilt in der Naturgeschichte 17, 239 über den Andro- kydes frg. Arzt Androkydes in Anlaß des *raphanus* folgendes mit: *hinc sumpsit Androcydes medicinam contra ebrietates raphanum † mandatur* (Variante *mandi*) *praecipiens*. Wie ist hier die Corruptel zu heilen? Mayhoff wollte *raphanum manducari* lesen;[2]) viel leichter aber scheint mir die Emendation: *„raphanum mandatis“ praecipiens* oder, noch besser und einfacher: *„raphanus mandatur“ praecipiens*, d. h. „indem er vorschrieb: Ihr sollt raphanus kauen“. Plinius gibt die Äußerungen dieses Androkydes auch noch sonst in direkter Rede.[3])

Dies Beispiel leitet uns nun zu den eigentlichen Verschreibungen hinüber. Unter ihnen steht voran die

7. Verkennung von Zahlzeichen.

Zahlzeichen Im Codex Galeanus des Lexikons des Photios steht auf der ersten Seite die sinnlose Notiz: *ἐκοιμήθη ὁ δοῦλος τοῦ θεοῦ Νικήτας ἄεδρος καὶ ἀνοτάριος ὁ λύχνος*,[4]) es ist aber *πρωτόεδρος* und *πρωτονοτάριος* gemeint (Cobet). Demosth. Androt. p. 590 steht *δύο ἡμέρας*, wo wir *δ' ἡμέρας* fordern. Beim Livius 10, 31, 4 steht *coctis* statt *trecentis*, hervorgegangen aus *CCCtis*;[5]) *λέγειν* statt *λ' ἔτει* bei Galen (Diels, Doxogr. S. 12). Josephus gibt die Zeilenzahl seiner Archäologie am Schluß des Buchs XX auf *ἕξ μυριάδες στίχων* an; es sind aber nur 50000; also ist *ε'* statt *ἕξ* zu schreiben.[6]) Anderes gibt Klotz, Rhein. Mus. 66 S. 159. Bedauerlich ist es, wenn bei Datierungsfragen häufigere Änderungen der Überlieferung nötig werden, wie in der Sophoklesvita: *καὶ Ἀθηναῖοι δ' αὐτὸν ξθ'* (corr. *νε'*) *ἐτῶν ὄντα στρατηγὸν εἵλοντο πρὸ τῶν Πελοποννησιακῶν ἔτεσιν ζ'* (corr. *θ'*) *ἐν τῷ πρὸς Ἀναίους πολέμῳ*.

8. Vertauschung ähnlicher Buchstaben.[7])

Hier öffnet sich für die Beispielgebung ein unendliches Feld. Doch muß ich mich mit wenigen Bemerkungen begnügen. Uralte Verschrei-

---

[1]) Vgl. H. Hollstein, De Properti monobiblo S. 70; auch Berl. philol. W.schr. 1898 S. 1289.

[2]) Aehnlich Corssen, Rhein. Mus. 67 S. 244.

[3]) Siehe Corssen a. a. O.

[4]) Phot. ed. Naber S. 3 Anm.

[5]) Aehnliches mehr bei W. Heraeus a. a. O.

[6]) Buchwesen S. 203 f.

[7]) Vgl. bes. Havet, Manuel S. 158 ff.

Frühe Umschreibung griech. Texte

bungen im Homertext anzusetzen, wird durch die Tatsache ausgeschlossen, daß Ilias und Odyssee ursprünglich nur mündlich tradiert waren. Denn der Wahn, daß Homer schrieb und in Büchern dichtete, wie es der Agon Hom. et Hes. und die Sibyllinen III 425 allerdings von ihm voraussetzen, ist unhaltbar.[1]) Es ist fraglich, ob sich im Homer Corruptelen auf nachträgliche Übertragung aus einem primitiveren Alphabet zurückführen lassen.[2]) Wohl aber trifft dies für andere archaische Dichter zu. Die einschneidende Neuerung des Euklidischen Alphabets vom Jahre 404—403 verlangte damals eine Umschrift vieler Texte. Früher hatte *O* nicht nur *o*, sondern auch *ov* und *ω* bedeutet. In solcher primitiven Funktion aber sehen wir es noch jetzt bei Pindar Nem. 10, 62 *Λυγκεὺς ἴδεν ἥμενος*, wo *ἥμενος* Objekt sein muß; es bedeutet also, wie schon der alte Didymos erkannte, *ἡμένους*. In den Texten der lesbischen Dichter war das alte Digamma häufig, aber es wurde hernach verkannt und vornehmlich mit Gamma vertauscht. Daher bei Alkman *γέθεν* für *Ϝέθεν*. Hesych hat *γέμματα*, das *ἱμάτια* bedeutet; vgl. *vestes*, und bei Sappho fr. 28 steht sogar *τειπῆν*, während die Dichterin *Ϝείπην* geschrieben hatte.

Majuskel

So blieb nun die Möglichkeit der Irrung auch im Gebrauch der späteren Alphabete bei unausbleiblicher Ähnlichkeit gewisser Buchstabenformen unendlich. In der lateinischen Majuskel sahen sich z. B. *A* und *X* ähnlich, und daher wird im Livius öfters *ea* statt *ex*, auch *dua* für *dux* u. ä. m. überliefert. Wenn die beste Handschrift im Juvenal 7, 80 *saleno* für den Namen *Salejo* gibt, so erklärt sich dies aus Majuskelschrift: *SALENO* entstand aus *SALEIIO*, indem man die beiden *i*-Striche zu *N* verband; denn es ist bekannt, daß im Latein der Konsonant j intervokalisch massenhaft mit Doppelung des *i* geschrieben wurde: *maiior* u. ä. Plautus Persa 173 ist *quis* überliefert und *ovis* zu schreiben; corr. Bergk. *OVIS* wurde zu *QVIS* verlesen. Bei Theognis 299 steht *οὐδεὶς δὴ φίλος εἶναι*, wo Sauppe und Bergk mit Evidenz *οὐδεὶς λῇ* herstellten; es wurde *Λ* mit *Δ* vertauscht. Im Lexikon des Photios steht *Ναξίανθος* statt *Ναξία λίθος*, der Wetzstein; es wurde *ΛΙ* mit *Ν* verwechselt. Hesych schreibt *εὔπλοια*, wo *εὐπάθεια* gemeint ist; er las *ΕΥΠΛΟΙΑ* statt *ΕΥΠΑΘΙΑ*. In Aristoteles' Rhetorik lesen wir zweimal irrtümliches *Ἡρόδικος* für *Πρόδικος*,[3]) *πλείους* statt *Ἠλείους* Polyb 4, 36, 6.

Sonstiges

Je nach den verschiedenen Schriftgattungen in Majuskel und Minuskel, kursiv oder nicht kursiv, waren natürlich die Arten der Irrungen verschieden, und aus ihrer Natur läßt sich daher oftmals, wie wir schon S. 18 sahen, mit Sicherheit die Schriftgattung und so approximativ auch das Alter des verlorenen Archetyps der Handschriften bestimmen. Das Nähere hierüber aber ist der Paläographie zu entnehmen. Doch sei, bevor

---

[1]) Siehe die Buchrolle in der Kunst S. 211; vor allem B. Niese, Homerische Poesie S. 9. Vgl. oben S. 89. Die abweichenden Ausführungen bei Christ-Schmid, Gesch. der griechischen Literatur I S. 69 überzeugen mich nicht.

[2]) Siehe Niese S. 9 Note 1; W. Schulze, Quaest. epicae S. 153, 1. Schon in den frühesten Exemplaren kann *εἰν* für *ἐν*, *μείλανι* für *μέλανι*, *δουλιχόδειρος* für *δολιχόδερος* u. ä. gestanden haben. Anders Kühner-Blass, Griech. Grammatik I S. 169 f. Vgl. auch Wackernagel in Bezzenbergers Beitr. IV S. 259; Thumb, Handbuch der griech. Dialekte S. 320.

[3]) p. 1361 A 5 und 1400 B 19.

ich mich zu anderem wende, noch hervorgehoben, daß natürlich nur zu oft auch da leichte, aber sinnstörende Verschreibungen stattfinden, wo von einer täuschenden Ähnlichkeit der Buchstabenzeichen nicht einmal eigentlich geredet werden kann. Das kann man schon aus dem Bakchylidespapyrus ersehen, wo der Schreiber erster Hand 15, 56 *σύνδικον* statt *σύνοικον* schrieb; weiter etwa aus Strabo, p. 389, wo *τὸν Ἀνίαν καλούμενον ποταμὸν* steht, aber *τὸν Ἀρόαν* gelesen werden muß.[1]) Grade hier ließen sich natürlich noch eine Fülle von Leseversehen anreihen: so, daß die Schreiber *σαθρόν* und *σαπρόν* verwechselten.[2]) Bei Theokrit 9, 10 korrigierte Meineke *ἁπάσας* evident in *ἀπώσας*. Bei Theokrit 23, 14 steht *φεῦγε δ' ἀπὸ χρώς ὕβριν τᾷ μορφᾷ περικείμενος*; elegant konjizierte Ahrens *ὃ πρὶν* für *ὕβριν*. Ich bringe noch zwei Sophoklesstellen. Im Oedipus Coloneus 367 sagt Ismene zum Vater in betreff ihrer Brüder:

πρὶν μὲν γὰρ αὐτοῖς ἦν ἔρις Κρέοντί τε
θρόνους ἐᾶσθαι μηδὲ χραίνεσθαι πόλιν,

wo, wie alle zugestehen, *ἔρις* sinnlos; es ist wohl aus v. 372 eingedrungen; *ἤρεσεν* konjizierte Bergk für *ἦν ἔρις*, andere anderes. Ich ziehe *ἦν θέμις* zu schreiben vor. Im Oedipus Rex fragt der König v. 1031 den greisen Boten, der ihm erzählt, wie er ihn einst als ausgesetzten Knaben gerettet hatte:

τί δ' ἄλγος ἴσχοντ' ἐν καιροῖς με λαμβάνεις;

wo *καιροῖς* schon metrisch falsch ist, die Variante *κακοῖς* dem Sinn durchaus nicht genügt und m. E. zu lesen ist:

τί δ' ἄλγος ἴσχοντ' ἀγκάλαις με λαμβάνεις;

Ich setze an, daß nach verbreiteter Schreibweise in der Vorlage *ἀνκάλαις* stand.

8 ~~9~~. Der Einfluß der Aussprache.[3])

Diktat

Ebenso oft wie auf das Auge, sind die Versehen auch auf das Ohr zurückzuführen. Man schrieb nach Diktat,[4]) und wir haben den Ausspruch des Dositheus bei Keil, Grammat. lat. VII 376, 8 voranzustellen: *emendatio est correctio errorum qui per scripturam dictionemve fiunt.* Also auch *per dictionem.* H. Hagen gab in seinem „Gradus ad criticen“, Leipz. 1879, als Anleitung zur Kunst des Emendierens nichts weiter als Verzeichnisse von Verschreibungen aus Berner Handschriften, so z. B.: *i* mit *a* verwechselt: *apostita* f. *apostata* usw. usw., womit nichts anzufangen ist.

Aussprache im Volkslatein

Er gab auf den Unterschied, den wir hier machen, gar nicht acht. *lareatus* f. *laureatus* soll Verschreibung sein; es wirkte hier aber die veränderte Aussprache, denn man sprach *asculto* f. ausculto, *Agustus* f. Augustus, *arum* f. aurum u. ä. in vielen Fällen. Ebenso steht es mit *acerbus* f. aceruus; denn daß man *ferbuit* f. fervuit, *Avella* f. Abella sprach, ist eine alte Sache; ähnlich auch mit *debellum* f. duellum; man sprach devellum, wie *helleuato* f. helluato Vergil Catal. 13, 11 u. s. f. Weil *cautus* nicht so, wie wir es gewohnt sind, sondern *cavtus* ausgesprochen wurde, deshalb drang

---

[1]) E. Hiller, Eratosthen. carm. rell. p. 16.

[2]) Vgl. Neue Jahrbb. XIX S. 707 Anm. 2.

[3]) Vgl. Havet, Manuel S. 252 ff., wo aber manches Unsichere.

[4]) Darüber weiterhin im Abriß des antiken Buchwesens.

captus f. *cautus* ein, z. B. Seneca Thyest. 486; corr. Madvig. Der griechische Buchstabe *λάβδα* (byzantinisch *λάμβδα*) heißt im karolingischen Latein *lauta*, d. i. lavta.[1]) *h* klang vulgär stark guttural (oben S. 50); daher las Nonius *cyrnea* f. *hirnea* im Plautus; Fronto selbst schrieb ohne Zweifel *catahannae* f. catachannae p. 155, und so steht noch *calcheius* für *haliaeetus* in der Ciris 204. Musterhaft sind für diese Dinge großenteils die Ausführungen von Ihm;[2]) grundlegend immer noch das Werk von H. Schuchardt: Der Vocalismus des Vulgärlateins, Leipz. 1866—68.[3]) Helm, Apuleius Florida, 1910, S. XLIII ff. irrt, wenn er den Labdacismus in *celebrum* f. cerebrum, und umgekehrtes *ingruviem* f. ingluviem einfach mit solchen Verschreibungen wie *lacta* f. laeta, *alium* f. altum gleichsetzt. Denn auch hier wirkte die Aussprache. Wieder anders steht es mit *confartae* f. confertae; dies ist Rekomposition (oben S. 45) und nicht Verschreibung.

Es gilt also, um diese Dinge richtig zu beurteilen, die Geschichte der Rechtschreibung des Spätlateins und die Schwankungen in der Aussprache der klassischen Sprachen zu kennen. Hier nur wiederum ein paar Beispiele. *ae* und *e* fielen zusammen, und der Dativ *placidae* war daher vom Adverb *placide* nicht mehr zu unterscheiden. Daher aber auch Liv. 21, 63, 7 *conscientias praetorum* mißverständlich für *conscientia spretorum*; bei Afranius v. 187 erkannte Bücheler *exs aëno*, wo die Handschriften *ex seno*. Falsche Aspiration war ferner jahrhundertelang in aller Munde, und man las *conhibere* f. conivere, *homen* f. omen; *honus* „die Bürde" fiel mit *honos* „die Würde" zusammen, *habitus* mit *avitus*, *aveo* mit *habeo*, und für *Cumis* liest man dann weiter gar irrig *cum his* etc. etc.[4]) *aut* für haud ist aber schon für die antike Zeit sicher belegbar und also unter Umständen beizubehalten. So ist, um auf anderes zu kommen, auch der Dativ *qui* f. cui zum mindesten schon für den Anfang des 4. Jahrhunderts garantiert, also in den Digesten, wo er hundertfach steht, im Text zu belassen; Tribonians Schreibbureau selbst hat so geschrieben; auch der Dichter Optanianus Porfyrius schrieb so *quivis* statt *cuivis* in seinem Panegyricus auf Constantin eigenhändig.[5])

Es ist ferner Volkslatein, wenn wir *vocare* f. *vacare*, *vocivus* f. *vacivus*,[6]) wenn wir *parabsis* f. *paropsis* (Servierschüssel), *Maesoleum* f. *Mausoleum*, *offerre* f. *auferre* und *oblatio* f. *ablatio* als Übersetzung von *ἀφαίρεμα* lesen.[7]) Von Verschreibung kann in allen solchen Fällen nicht geredet werden, und es gilt nur festzustellen, ob auch der betreffende Autor selbst schon so lautierte. Für *Xerxes* schrieben die Römer gern *Xerses*, und wir müssen uns gewöhnen, das in den Text zu nehmen, so bei Properz II 1, 22 und so überall.[8]) *gula* wurde schon früh wie güla ge-

[1]) Siehe Crönert, Memoria graeca Hercul. S. 73 Anm., Nestle in Berl. phil. W.schr. 1912 S. 832.

[2]) Sueton Bd. I S. XXX ff.

[3]) Auch in meinen Arbeiten „Sprach man avrum", Rhein. Mus. 52, Ergänzungsheft, und „Der Hiat bei Plautus und die lat. Aspiration", Marburg 1901, sind viele derartige Erscheinungen besprochen.

[4]) Der Hiat bei Plautus und die lat. Aspiration S. 145 ff.; 156 ff.; 250 ff.

[5]) Siehe Catalepton S. 50 f.; aber schon auf einer Inschrift des 1. Jahrh. findet sich der Dativ *qui*, Bücheler, Carm. epigr. 1060, 5.

[6]) Bücheler, Fleckeis. Jahrbb. 1863 S. 78.

[7]) Sprach man avrum S. 66; 67; 168; 139; 158, 3.

[8]) Siehe meine praefatio zu Properz

sprochen, und die häufige Schreibung *gyla* bringt dies treffend zum Ausdruck; das ist antik (oben S. 23); ebenso ist *lympha, Thyle, Sylla, libyrnis*, wo es überliefert steht, zu belassen.

Die augusteische Zeit begünstigte noch ein *servos* oder *parvos* im Nominativ statt *servus, parvus*; es darf also bei Horaz z. B. Epod. 6, 2 *ignavos* gegen die Handschriften hergestellt werden; vgl. ebenda *fulvos* v. 5. Noch unbedingter aber ist bei Catull *aequom* 62, 61 und *Calvos* 53, 3 aus den Handschriften anzunehmen.

Was die Kontraktion von Vokalen betrifft, so ist ein *derunt* f. *deerunt*, *derat* f. *deerat*, wo immer es steht, beizubehalten; denn man sprach in der guten Zeit nur so (ebenso *praesse* = *praeesse*). Auch ein *proelis* f. *proeliis* ist nichts Seltenes; das Monumentum Ancyranum zeigt, daß man auch in den sorgfältigsten Originaltextniederschriften wirklich so schrieb, wennschon die Dichter nur ganz ausnahmsweise eine solche Messung zuließen. Daher darf nun aber beispielshalber auch, wie ich meine, bei Plautus Mil. 92 *is deridiculo est quaqua incedit omnibus*, wo der Nominativ *is* Anstoß gibt, ohne Bedenken ein *iis* im Dativ verstanden werden. Freilich hat die Orthographie einen Dativ *is* sonst nur selten zugelassen, und H. Peter stellte diese Schreibung in den Scriptores historiae Augustae mit Unrecht durchgängig gegen die Handschriften, die da *his* bieten, her. Vielmehr wurden schon seit dem Beginn der Kaiserzeit gewisse Formen der Pronomina *hic* und *is*, besonders der Abl. Dativ *his* und *eis* unter sich verwechselt, und man ediert also mit Recht z. B. bei Plinius nat. hist. I 9, 68 f.: *de his quae tertiam naturam habent, de his quae silicea testa cluduntur* u. ä., wo wir eigentlich *de eis quae* fordern.[1]) Daher also auch Tacit. ann. 11, 11: *is dedit ludos saeculares hisque intentius adfui[t]*, wo *hisque* statt iisque. Dies *his* ist auch in den Scriptores hist. Augustae wieder herzustellen.

In bezug auf *gyla* „die Kehle" aber sei noch eine weitere Bemerkung eingeschaltet. Ich habe anderen Orts[2]) nachgewiesen, daß zu allen Zeiten, vom oskischen *diumpais* (= *lymphis*) bis zum mittelalterischen *aventiure* die Neigung bestand, den ü-Laut graphisch als *ui* oder *iu* wiederzugeben, und daß man vor allem auch oft *guila* für gyla schrieb. Ich habe aber nicht gewußt, daß dies *ui* auch als Diphthong zweigipfelig, ja, sogar zweisilbig gesprochen worden ist. Dies letztere aber beweist das Gedicht des Luxorius auf einen trunksüchtigen Priester, Anthol. lat. 303, 1:

Quo festinus abis guila inpellente, sacerdos?

Wer gegen die Handschriften *gula* druckt, bringt eine Kürze in Senkung.

Archaisches

Endlich sind aber auch archaische Schreibungen, wo sie auftauchen, gewiß möglichst zu konservieren, wie *gnatus* f. natus bei Properz und im Catalepton[3]) oder ein *dedici* statt didici (Plaut. Poen. 554); denn die Reduplikationssilbe hatte ursprünglich *e* wie in *memini*. *prosa* (*oratio*) gehört zu *prorsus, provorsus*; wo also *prorsa* noch wirklich überliefert steht.

Codex Neapolitanus p. XXII und vor allem P. Kretschmer in Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung N. F. XVII S. 142 f.

1) Siehe H. Ziegel, De is et hic pronominibus quatenus confusa sint, Marburg 1897, und H. Stengel, De Iulii Valerii usu pronominum, Marburg 1909, S. 31 f.

2) „Sprach man avrum", Anhang S. 175 ff.

3) Catalepton 9, 44; Properz 2, 7, 17.

muß man es in den Text setzen.[1]) So schont man auch das *flictu* statt *adflictu* bei Vergil Aen. 9, 667, das *moeri* Aen. 10, 144 und sollte auch das *floros* schonen, Aen. 12, 605; nicht aber das *loedere* f. *ludere* bei Catull 17, 1, weil es seinem Sprachtypus nicht entspricht.

Viel besser als für die lateinischen, sind wir für die griechischen Textniederschriften des Altertums über den Einfluß der Aussprache auf die Schrift unterrichtet. Und zwar durch die Papyri. Das hebt mit dem 3. Jahrh. v. Chr. an. Man kann sich darüber bei Fr. Blaß, Über die Aussprache des Griechischen (3. Aufl. 1888), vorzüglich bei W. Crönert, Memoria graeca Herculanensis, Leipz. 1903, oder im Notfall schon in irgendeiner Ausgabe, die einen Papyrustext wiedergibt, bequem Auskunft holen. Sehr alt ist *ποεῖν* für *ποιεῖν* (Schwund des i, wenn im Wort kein o-Vokal folgte), etwa gleich alt auch die Auslassung des iota mutum (im Dativ sgl.); alt das Zusammenfallen von *ει* und *ι*. Daher herrscht also in den Handschriften *Ἀκαδήμια* statt *Ἀκαδήμεια*, *φιλόνικος* wird durch die Analogie von *φιλονεικής* zu *φιλόνεικος*,[2]) man druckt *καθάρειος* für das *καθάριος* der Handschriften, *ἀνδρεία*, aber *ἀνανδρία*,[3]) etc. So dringt dann aber auch umgekehrt *Ὅσειοις* f. *Ὅσιοις*, *λειποστράτιον* f. *λιποστράτιον* ein.[4]) *γίνομαι* f. *γίγνομαι* schrieb vielleicht schon Theophrast; daß aber Callimachus dafür schon *γείνομαι* eintreten ließ (fragm. adesp. 290), ist nicht glaublich. Falsch ist auch, wenn man den Centaur *Χείρων* und den Epikureer, Vergils Lehrer, *Σείρων* schreibt; die Orthographie *Χίρων*, *Σίρων* ist garantiert. Der Itacismus wirkte aber weiter, auch *η* wurde zu *ι*, und für den Dichter *Φιλιτᾶς* von Kos drang die Schreibung *Φιλητᾶς* vor, so daß sie bis heute irrtümlich herrschte.[5]) Sehr früh wurden auch Christus und die Christen *Χρηστός Χρηστιανοί* genannt; auch die Römer schrieben *Chrestus* (*impulsore Chresto* Sueton), ja, diese weitverbreitete Schreibung scheint gradezu die ursprünglichere gewesen zu sein.[6]) Im Lexikon des Photios steht ferner *ἀειδές* f. *ἀηδές* falsch eingereiht;[7]) in Hesychs Lexikon *βοτροίδια* f. *βοτρύδια* und umgekehrt *ἐνδυάζει* f. *ἐνδοιάζει*, auch dies das Ergebnis derselben itacistischen Aussprache.[8]) Früh traten auch Kontraktionen ein, wie *ταμεῖον*, *ταμῖον* aus *ταμιεῖον*, *Ὑγία* f. *Ὑγιεία* — entsprechend *Nemaeus* f. Nemeaeus, *Piraeus* f. Piraeëus bei den Römern —, und wenn bei Demosthenes p. 59, 15 *διοικεῖν* steht, so ist es kein Wagnis, *διοικιεῖν* dafür aus Nebenhandschriften aufzunehmen. Etwas später fiel dann aber auch *αι* mit *ε* zusammen, was zunächst bei folgendem Vokal (*Πειραιαιως* f. *Πειραιέως* im Aristotelespapyrus) begann; aber im zweiten Timotheosbrief des Paulus steht doch auch schon *φελόνης* f. *φαινόλης* (cf. Corp. gloss. lat.). Später wird derartiges allgemein,

Veränderte Aussprache des Griechischen

[1]) Wölfflin, Archiv f. Lex. XI S. 8.
[2]) Vgl. M. Schanz, Plato VI p. VII.
[3]) Schanz VII p. VIII.
[4]) Vgl. F. Blass, Grammatik des neutestamentl. Griechisch[2] S. 9.
[5]) Siehe Crönert, Hermes 37 S. 220 f.
[6]) Nach Ansicht Gerckes, Neue Jahrbb. 22 S. 200 ff., war *Χρηστός* ursprünglich Spottname, mit dem die Nichtchristen Christus bezeichneten; danach auch *Chrestiani*, das erst später unter dem Einfluß der Christen selbst durch *Christiani* verdrängt worden sei. Die betreffenden Stellen in der Apostelgeschichte müssen alsdann Anstoß geben.
[7]) ed. Reitzenstein S. 36.
[8]) Und dies drang auch ins Lateinische; daher wird *Mysia* und *Moesia* verwechselt; daher steht *Phroenichus* bei Priscian (Gr. lat. III 173, 4 K.); sogar *cytus* für *coetus* lesen wir, s. Bährens, Poet. lat. min. III p. 173 v. 22.

also κενός und καινός, ἑτέρους und ἑταίρους ständig verwechselt. Daher auch das *ne car* f. καὶ γάρ bei Plautus Bacch. 1162. Theokrit 23, 16 ist ἔνι καὶ überliefert und ἤνεικε zu lesen. Ebenso elegant wie überzeugend emendierte ferner Dobree im Komikerfragment bei Athenaeus p. 431 C den Schluß der Zeile

πίνει τὸ λοιπὸν, τοὺς λογισμοὺς δέξαιμι

folgendermaßen: τοὺς λογισμοὺς δ' ἐξεμεῖ. Wer trinkt, spuckt den Verstand aus, ein Erbrechen des Verstandes. Aeschyl. Choeph. 449 steht absurdes χαίρουσα γόον, was derselbe Dobree in χέουσα γόον verbesserte, und wirklich scheint im Mediceus erst χέρουσα (sic) dagestanden zu haben. Auf solchem Wege entstehen die sinnwidrigsten Verschreibungen! μένει statt μαίνει bei Menander fr. 69 K. (corr. Heringa) u. s. f.

Eine Wirkung der Aussprache ist auch die

10. Elision vokalischer Endungen in der Schrift.

Elision im Latein

So schon auf der saturnischen Inschrift, carm. epigr. 4, 1 *asper afleicta*] für *aspere afflicta*. Daß diese ἔκθλιψις auf Aussprache beruht und man den verschliffenen Vokal nicht hörte, zeigt Fronto, der p. 57, 4 N. *octavidus* aus *octavo idus* macht, und bestätigt Servius zu Aen. I 3 *multum ille*] *multille conlisio est.* Vgl. *primaetas* Corp. gloss. IV 459; *tantocius* ibid. IV 181. Weitere Beispiele:

Plautus Pseud. 242 *placidis*] lies *placide is* (corr. Camerarius).[1])
Afranius v. 300: *simul et*] lies *simula et* (corr. Gulielmius).
ib. v. 357: *det et*] lies *de te et*, corr. Scaliger.
Statius Silv. IV 8, 26: *sed iuveni*] *se et iuveni* (corr. Lundström, Quaest. Papinianae, Upsala 1893).
Vergil Catalept. II[a] 3: *sinistre tante*] *sinistra et ante*, corr. Hand.
Catull 116, 1: *venante*] *veni ante*, correxi.
Catull 80, 8: *illetemulso*] *ilia et emulso*.
Ovid am. 1, 10, 9: *errant ut*] *errantem ut*, correxi.[2])
Plautus Most. 629 in *P*: *credit audio*] *creditum audio*.

Aber die Verderbnis griff dann gelegentlich weiter, und es wurde die verschliffene Endung in den Handschriften durch Konjektur falsch ergänzt. Dies ist m. E. bei Properz 2, 10, 11 *Surge anima ex humili iam carmine* geschehen; denn der Dichter kann seinen Geist nicht als *anima* anreden; er muß *anime* geschrieben haben.[3]) Ebenso steht es Ciris 397: *illi etiam*] lies *illam etiam*; corr. Heinsius.

Wird dagegen bei Plautus *frustres* f. *frustra es* u. ä. m. überliefert, so liegt keine Elision vor, sondern der scheinbare Diphthong *ae* in *frustraes* wurde nach dem Herkommen zu *e* vereinfacht;[4]) so auch *preco* f. *pro equo*, *proequo* bei Plautus Bacch. 72; denn auch der Diphthong *oe* wurde regelrecht zu *e*. Plautinisches *facilest* (= facilis est) aber ist gewiß nicht aus *facilis est*, sondern aus *facil est* hervorgegangen, und auch hier kann also von Elision nicht geredet werden; die Handschriften aber setzen in diesen Fällen verständnislos *facile est* ein, so wie sie *prodest* zu *prode est* machen u. ä.[5]) und schon der Dichter Luxorius 32, 36 (Riese) so *prode est*

[1]) Nicht richtig Havet, Manuel S. 220.
[2]) Siehe De halieuticis S. 193. Mehr Beispiele Catalepton S. 27 f. u. 183.
[3]) Siehe praefatio zum Codex Neapolitanus p. XLVII.
[4]) Siehe O. Brinkmann, De copulae est aphaeresi, Marburg 1906, S. 11.
[5]) Siehe Brinkmann a. a. O.; *med esse* wird zu *me deesse* Plaut. Amph. 435; *prode ambulare* Ter. Ad. 766.

schrieb. Schon um das Jahr 400 n. Chr. herrschte jenes *facile est* in den Plautusmanuskripten, und daher schrieb damals auch Martianus Capella p. 129, 25 *omnis igitur voluptas utile est* und p. 129, 52 nochmals denselben Satz; p. 125, 30 *omnis homo risibile est*; das ist natürlich bei ihm unbeanstandet zu lassen. Er zeigt uns, daß hier nicht Zufall, sondern bewußter Mißbrauch waltet.

Im Griechischen hatte das Unterdrücken elidierter Endvokale in der Schrift eine viel größere Ausdehnung, und es trat die Apostrophierung ein; was bei den Griechen die Regel, war bei den Römern die Ausnahme. Auch im Griechischen aber konnte dies zu Irrungen Anlaß geben. Aeschyl. Choeph. 489 steht *ἄνες μοι πάτερ* statt *ἄνες μοι πατέρ'* und in einem Fragment des Ephippos, Athen. p. 642 E, unmögliches *τραγήματα θῆκε*, wo *τραγήμαθ' ἧκε* zu lesen ist; corr. Porson. im Griechischen

11. Falsche Auflösung von Compendien.[1])

Eine gewisse geschlossene Zahl von Abkürzungen ist alt, so *ΑΝΟϹ*, *ΑΝΟΥ* für *ἄνθρωπος, ἀνθρώπου*. Auch sie aber konnten zu Irrtümern Anlaß geben, so z. B. *ΑΝΟϹ* zu *ΑΛΛΟϹ* verlesen werden. Daher das falsche *ἄλλῳ γένει* bei Plato Hipp. maior p. 289 A: lies *ἀνθρώπων γένει* (corr. Bekker); ähnlich Ps.Lucian De astrol. c. 10, vom Orpheus, den die Tiere umgaben: *ἀμφὶ δέ μιν ζῷα μυρία ἕστηκεν ἐν οἷς καὶ ἄνθρωπος*] lies *ἄπρος* statt *ἄνθρωπος*.[2]) Im Lateinischen kann *PR praetor*, es kann *populi Romani* bedeuten. In den Digesten steht I 2, 1 jenes *prius* überliefert, wofür nach Mommsens genialem Vorschlag *populi Romani ius* zu lesen. Die falsche Benennung *M. Accius Plautus* ist aus *Maccius Plautus*, der *Laelius* bei Cicero Or. 230, dem Coelius Antipater seine Historien gewidmet haben soll, aus *L. Aelius* entstanden.[3]) So muß sich auch erklären, daß bei Horaz Od. 1, 7, 22 Compendien

tamen uda Lyaeo
Tempora populea fertur vinxisse corona

in die dritte Handschriftenklasse *ter* für *tamen* eindrang. Bei Vergil, Catalept. 9, 1 steht *ignita* für *incognita*; dies ist aus *ıcgnita* zu erklären. Denn nichts ist zudem häufiger als Nichtschreibung des Nasals, der durch den Strich über voraufgehendem Vokal ersetzt wird; daher Quintilian 8, 6, 35 *Aegialeo paret at pater*] lies *parentat pater*; umgekehrt Liv. 44, 45, 9 *semper secuti*] lies *se persecuti* (corr. Madvig). Afranius v. 200 *incendit*] lies *incedit* (corr. Lipsius).

Speziell war es die Methode der Tachygraphen (*notarii*), die Wörter durch eine *nota*, d. h. besonders durch ihren Anfangsbuchstaben auszudrücken.[4]) Dieselbe Methode herrscht in einer Reihe von typischen

[1]) Siehe F. J. Bast, Commentatio palaeographica, 1811; O. Lehmann, Die tachygraphischen Abkürzungen der griech. Hss., Leipz. 1880; Schepps, ed. Priscillian im Corp. ecclesiast. lat. Vindobon. XVIII praef. S. 13 f.; L. Traube, Das Alter des Romanus des Vergil, in Strena Helbigiana 1900, S. 311, und Nomina sacra, München 1907; M. Prou, Manuel de paléogr., 3. Aufl., S. 113 ff.; Havet a. a. O. S. 177 ff.

[2]) Laienurteil über bildende Kunst S. 34.

[3]) Siehe F. Marx, Studia Lucil. 1882 S. 96; dagegen Sieglin, Berl. phil. W.schr. 1883 S. 1450.

[4]) Vgl. Isidor Orig. I 21; Sueton ed. Reiff. S. 135; über die *notae iuris* Grammatici lat. ed. Keil IV S. 271.

Fällen auch auf den Inschriften, die mit dem Raum zu sparen suchten; und Cicero zeigt uns De or. II 240 u. 280 in ein paar lustigen Beispielen, wie sich die Römer schon in der Zeit der Republik in Wandanschriften oder in ihren Geschäftsbüchern (*tabulae*) desselben Verfahrens bedienten, das dann zu allerlei falschen Lesungen Anlaß gab. So hatte Rutilius die Buchstaben *A. F. P. R.* in dem Sinne *ante factum. post relatum* verwendet; sein Ankläger Aemilius Scaurus aber interpretiert es als *actum fide Publi Rutili*; dann machte gar ein Witzbold daraus: *Aemilius fecit. plectitur Rutilius.* Sehr alt ist vor allem *S. D.* = *salutem dicit*, *S. V. B. E. V.* = *si vales benest, ego valeo.*

12. Haplographie und Dittographie.

Dublierung u. Auslassung ähnlicher Buchstaben

Zunächst Ausfälle, die durch Ähnlichkeit benachbarter Wörter, Silben oder Buchstaben veranlaßt wurden. Das Primitivste ist hier Schreibung einfacher Konsonanz für Doppelkonsonanz, *l* statt *ll* u. ä.; im Catulltext und im Text der Rhetorik ad Herennium ist dies gradezu Regel, d. h. absichtliche Schreibmanier. Sporadisch begegnet dasselbe natürlich überall: Martial 9, 41 *pelice* (von *paelex*) f. *pellice* (von *pellicere*); Tacit. ann. 3, 18 *victoria sacrari* f. *victorias sacrari.* Plautus geminierte noch gar nicht; daher drangen in seinen Text nun auch falsche Geminationen ein, Curc. 470:

Quí periurum cónvenire vólt hominem, *mitto in cómitium:

es ist *ito* für *mitto* herzustellen; corr. Gruter.

So nun auch Ausfall ähnlicher Silben: Pausanias 1, 35, 8 *οὐ δένδρον* f. *οὐδὲν δένδρον*, und umgekehrt Doppelung derselben Silben, Theokrit 21, 58 *πιστεύσασα*] lies *πίστευσα* (Reiske). Bei Turpilius v. 192 steht *de me meres*; lies *demeres.* Bei Plinius n. hist. 32, 148 steht der Fischname *lepris*; es ist *lelepris* herzustellen nach Hesych. Schließlich fällt so auch ein ganzes Wort aus; Plaut. Cas. 600 gibt der Palimpsest:

tuam arcéssituram esse úxorem uxorém meam:

in den Pfälzer Handschriften fehlt das eine *uxorem.*[1]) Die Dittographie nähert sich der Interpolation, wenn wir in der Aristotelesvita p. 401 Westerm. lesen:

περὶ βασιλείας ἔγραψεν ἐν ἑνὶ μονοβίβλῳ,

wo *ἑνί* zu tilgen ist. Im Tibull-Lygdamus quält uns der Vers III 6, 3 *Aufer et ipse meum pariter medicando dolorem*, wo besonders das *medicando* unmöglich; die erste Silbe von *dolorem* ist hier eben doppelt geschrieben.

Ein uralter Lesefehler der Art betrifft Xenophon De rep. Lacedaem. 3, 5 *αἰδημονεστέρους δ' ἂν αὐτοὺς ἡγήσατο καὶ αὐτῶν τῶν ἐν τοῖς ὀφθαλμοῖς παρθένων*: „du würdest sie für schamhafter halten als die Jungfrauen in den Augen.“ *παρθένοι* soll hier für *κόραι* eingetreten sein, und *κόραι* sind das Augenweiß. Mit gerechter Entrüstung fällt der geschmackvolle Verfasser der Lehrschrift *Περὶ ὕψους* c. 4, 4 über diesen Tropus her, den gleichwohl im 2. Jahrh. n. Chr. der Arzt Aretaeus De caus. morb. 1, 7 wiederholt hat. Xenophon selbst hatte dagegen, wie seine Handschriften zeigen, *τῶν ἐν τοῖς θαλάμοις παρθένων* geschrieben. Hier ist der Sinn vortrefflich, und niemand wird für *θαλάμοις* etwa wirklich *ὀφθαλμοῖς* einsetzen wollen. *TOIC ΘΑΛΑΜΟΙC* war also dittographisch zu *TOIC ΟΦΘΑΛ*

[1]) Aehnliche Fälle bei O. Jahn. Persius S. CLXXXIX.

MOIC entstellt; die eingedrungenen Buchstaben *OΦ* repetierten das voraufgehende *OIC*.

Noch immer unverbessert erscheint im Oedipus Rex des Sophokles, wo es v. 1505 heißt: *μή σφε παρίδῃς πτωχὰς ἀνάνδρους*, das *παρίδῃς* mit gelängter erster Silbe. Der geblendete Oedipus redet hier und empfiehlt dem Kreon seine schutzlosen beiden Töchter. Hier schrieb nach meiner Überzeugung Sophokles *παραλίπῃς*, und die Buchstaben *ΑΛ* sind hinter *AP* in der Grundhandschrift fortgefallen, worauf die Notkorrektur *παρίδῃς* sich einstellte. Dies also kein Beispiel für Doppelsetzung, sondern für Weglassung ähnlicher Buchstaben.

13. Verstellung von Buchstaben im Wort.

Buchstaben umgestellt

Leicht ist die Vertauschung von *fulmina* und *flumina*, *certus* und *cretus*, dergleichen zu belegen hier nicht nötig. So steht denn auch bei Seneca Herc. Oet. 1319 *iam fracta, iam satiata*, wo zu lesen ist: *iam farcta, iam satiata* (nach Cic. Tusc. 2, 24 *farta et satiata*; correxi). Ähnlich Caecilius 225 R. *subfraginatam*] lies *subfarcinatam*; corr. Mercier. Bei Properz heißt es 4, 3, 51 im cod. *N*:

Nam mihi quo Poenis te purpura fulgeat ostris
Crystallusque meas ornet aquosa manus?

Für das sinnlose *te* empfehle ich den Editoren einfach *et* zu schreiben, so daß *et* und *que* sich entsprechen, und alles ist gut. Ganz ebenso steht *di* für *id* geschrieben bei Plautus Most. 305 (in *CD*).

14. Auslassung oder Zufügung eines Buchstabens.

Sonstige Abweichungen um nur einen Buchstaben

Hier sind Fälle gemeint wie *exemplo* für *extemplo* u. ä. Bei dem Komiker Plato im Laïos I 618 Kock steht *ὁ μελέαγρος*, wo Meineke *ὁ μὲν Λέαγρος* korrigierte; Aeschyl. Choeph. 797 *τίς ἄν* statt *κτίσον*. Ähnlich bei Cic. ad fam. 3, 11, 4 *perite* statt *per te*; Tac. Ann. 6, 30 *visitare* statt *vi stare*; Novius 61 R. *perorem* statt *spero rem*; Afranius 221 *ambit*: lies *amabit*; Jul. Valerius p. 11, 19 K. *liberasse* für *librasse* u. ä. m. Bei Theokrit 18, 18 steht *ἡμιθέοις*; Bücheler sah, daß der Sinn hier *ἠιθέοις* erfordert. Bei Quintilian schwankt 8, 6, 10 die Überlieferung zwischen *ferro non fato* und *ferro an fato* (sc. murus occidit); Bücheler erkannte, daß die Frageform beizubehalten, aber *ferron an fato* zu lesen ist.

Bei Horaz liest man, Carm. I 16, 5 ff.:

Non Dindymene, non adytis quatit
Mentem sacerdotum incola Pythius,
Non Liber aeque, non acuta
Sic geminant Corybantes aera,
Tristes ut irae.

Hier ist das *sic* im v. 8 falsch; es muß *si* heißen. Bentley stellte *si* her, und diese Verbesserung hat in den Handschriften nachträglich dürftige Bestätigung gefunden.

Catulls carmen 111 lautet:

Aufilena, viro contentam vivere solo
nuptarum laus est laudibus eximiis;
Sed cuivis quamvis potius succumbere par est
quam matrem fratres ex patruo parere,

wo die zweite Zeile offenbar korrupt, aber nur ein *n* ausgefallen ist. E. Bährens hat hier das Richtige gefunden; wir müssen lesen:

nuptarum laus est laudibus ex nimiis.

Durchaus desperat klingt in den Mäcenaselegien die Zeile 2, 33, die den Kaiser Augustus anredet:

Cum deus in terris divis insignis avitis.

Der Dichter will sagen: „wenn du in den Himmel und zu deinen göttlichen Ahnen erhöht bist.“ Sehr schön schrieb Vollmer:

Cum deus intereris divis insignis avitis.

15. Angleichung.

Angleichungen

Leicht geschieht es, daß ein Schreiber, weil der Klang ihm noch im Gedächtnis liegt, ein Wort, das er eben geschrieben hat, noch einmal wieder bringt, oder auch nur, daß die Kasusendung des vorigen Wortes von ihm unwillkürlich auf das folgende Wort übertragen wird. So las schon Varro im Plautus Miles 24 fälschlich *insane bene* für *insanum bene.* So steht bei Athenaeus p. 6 B *ἡδοναὶ πολλαὶ μείζους*, wo klärlich *πολλῷ μείζους* zu fordern ist (corr. Musuros); bei Tacitus Ann. 1, 44 *adversos eos* für *adversus eos* und 3, 43 *nobilissimarum Galliarum* für *nobilissimam Galliarum.* Bei Thukydides 1, 74 fin. im Vaticanus *προσεχώρησε* für *προεχώρησε*, weil kurz vorher *προσεχώρησαν* voraufging; bei Aeschylus Choeph. 403 *παρὰ τῶν προτέρων φθιμένων* statt *πρότερον φθιμένων.* Bei Xenophon Mem. 1, 2, 48 *Χαιρεκράτης καὶ Ἑρμοκράτης*, wo Xenophon *Ἑρμογένης* geschrieben hatte. Zu diesem Versehen steht im Gegensatz das andere bei Eubulos II 206 Kock v. 2: *Φιλοκράτης καὶ Φιλοκτήτης*, da hier umgekehrt der Dichter, wie der Zusammenhang zeigt, zweimal denselben Namen nennen wollte und sonach *Φιλοκράτης καὶ Φιλοκράτης* herzustellen ist (corr. Turnebus). Bei Valerius Maximus steht VI 9, 14: *iam C. Marius maximae fortunae luctatione*; man lese mit Stangl: *iam C. Marius maximus fortunae luctatione.*[1])

In Dichtertexten passierte es leicht, daß der Schreiber abirrte und das Anfangswort der nächstfolgenden Zeile vorwegnahm und falsch einsetzte. So steht es bei Properz 4, 10, 27

Et Veios veteres et vos tum regna fuistis
Et vestro posita est aurea sella foro,

wo das erste *Et* sinnlos; es drang aus der folgenden Zeile ein. Ähnlich Properz 2, 4, 2 f.:

Acrius ut moriar venerit alter amor.
Ac veluti primo taurus detractat aratrum,

wo wieder das *ac* sinnlos und aus der voraufgehenden Zeile eingeschleppt ist. In solchen Fällen bleibt die Emendation natürlich ganz unsicher. Eine ähnliche Abirrung ist es, wenn es bei dem Komiker Athenion fr. 1 (III S. 369 ed. Kock) v. 15 u. 16 heißt:

ἐμπειρίαν τιν᾽ ἔλαβον ἀρχῆς γενομένης
ἐπὶ πλεῖον [τιν᾽] ηὔξον τὴν μαγειρικὴν τέχνην,

wo das zweite *τιν᾽* aus dem vorigen Vers repetiert ist (corr. Meineke).

[1]) Siehe Berl. phil. W.schr. Bd. 32 S. 1493.

Aber auch ganze Wortgruppen werden gelegentlich vom Schreiber irrig aus der benachbarten Zeile herübergenommen und verdrängen so den echten Text, wie im Culex 26 f.:

Sancte puer, tibi namque canit non pagina bellum
Triste Iovis ponitque canit non pagina bellum.

Eine Korrektur ist in solchem Falle erst recht unmöglich. Ähnlich steht es auch Plaut. Trin. 564 im cod. Vetus. Properz wiederholt sich einmal in seltsamer Weise: 4, 10, 42 u. 66. Dieser Fall bedarf noch der Erörterung; vielleicht hat Properz wirklich selbst so geschrieben. Bei Plinius hist. nat. 14, 58 steht, was der Arzt Androkydes Alexander dem Großen riet: *vinum poturus, rex, memento bibere te sanguinem terrae. cicuta hominis venenum est, cicutae vinum.* So irrtümlich die beste Handschrift. Das erste *cicuta* ist hier unter dem Einfluß des nachfolgenden *cicutae* entstanden. Die übrigen Handschriften, die statt dessen *sicut* oder *sicuti* bieten, haben das Richtige erhalten; der Arzt sagte: *sicuti hominis venenum est cicuta, et vinum.*[1])

Anders liegt die Sache wieder, wenn die Ähnlichkeit der Endung in zwei benachbarten Worten an einer Stelle Ausfall bewirkt, wie bei Jul. Valerius p. 153, 10 K.: *tantumque quis nostrum honore dives est, quantum cicatricibus insignitior*; hier ist *quisque* statt *quis* zu lesen notwendig; corr. H. Stengel.[2]) Dies Beispiel aber ist so beschaffen, daß es uns zur Besprechung der Ausfälle und Textlücken weiterführt. Zuvor aber ein Wort über die

15 ~~16~~. Cruces.

Cruces

Desparate Lesungen, die man im Text mit dem Kreuzzeichen † kenntlich macht und als cruces interpretum bezeichnet, finden sich besonders in solchen Texten, deren Abschriften von gänzlich unwissenden und meist auch späten Schreibern hergestellt sind. Eine sichere Emendation scheint bei ihnen ausgeschlossen. Ich erinnere an das *μὴ φαῦλος* bei Theokrit 12, 37, an das Fischergedicht *Ἁλιεῖς*, Theokrit Nr. 21, um dessen Text es besonders schlimm steht; an das mysteriöse *teuen* bei Catull 64, 344, wofür man *campi* liest; an das *hi dii uen*, ib. 66, 59; an das trostlose *hunc Gallie timet et Britannie* bei Catull 29, 20, das einen jambischen Senar mit reinen Senkungen bedeuten soll. Was ist das *προσοποισια in chartam* als Überschrift zum 35. Epigramm des Ausonius? Es handelt sich in dem Epigramm um eine Personifikation des Buchs, und vielleicht darf man also *προςωποποιΐα in chartam* lesen. An solchen Kreuzen sind besonders die Glossare reich. Was ist *fleminum uestem in qua sanguis ambulando in pedes fluit* (Placidus, Corp. gloss. V 21, 37)? Was ist *δητοι υυχοροι* und das übrige Corp. gloss. II 22, 40? was ist *frustra dictionum* ib. V 278, 69? Was ist für den wahnschaffenen *'Επικόγκυλος* im Tzetzesscholion, das von der Homerredaktion des Pisistratos erzählt, einzusetzen?[3]) u. a. m. Weiteres der Art anzuführen ist unergiebig, und ich gehe weiter.

[1]) Nicht glücklich behandelt Corssen, Rhein. Mus. 67 S. 246 diese Stelle. Der Genitiv *hominis* steht bei *venenum* wie tropisches *venenum urbis* bei Livius.

[2]) De Jul. Valerii usu pronominum, Marburg 1909, p. 68.

[3]) Siehe Kaibel, Comic. graec. fragm. I 1 p. 20 ff.

16 ~~17~~. Lücken im Text.

Ausfälle

Ich rede hier von dem, was unsere Neulateiner mit dem schauderhaften Wort *lacunae* bezeichnen. *lacunae* sind Lagunen, Lachen und Pfützen. *omissio, defectio, damnum* wäre das Richtige. Entweder kann nun der Ausfall, um den es sich hier handelt, ein einzelnes Wort oder eine ganze Verszeile oder endlich einen größeren Abschnitt anbetreffen. Immer aber ist es für den, der ihn ansetzt, geboten, seine Entstehung auf einen Anlaß zurückzuführen, und diese Erklärung ist allemal aus der Ähnlichkeit benachbarter Wörter, aus dem Abirren auf ein ähnliches Schriftbild herzuleiten. Tacit. Dial. cap. 8: *Eprium . . . et Crispum Vibium . . . non minus ⟨nominatos⟩ esse in extremis partibus terrarum quam Capuae*; ib. cap. 15: *neminem hoc tempore ⟨parem⟩ oratorem esse contenderes antiquis*; so ist m. E. in diesen beiden Fällen zu ergänzen: *nominatos* sah dem *non minus*, *parem* dem Wortschluß von *tempore* gleich; daher der Ausfall. Dies also sind Fälle, die mit der unter 12 behandelten Haplographie übereinkommen.

Tac. Dial. 8 u. 15

Plautus

Verfehlt dagegen das geschäftige Flickverfahren, das lange Zeit in der Plautuskritik herrschte, wo man jeden Hiat rasch durch irgendein eingeschobenes, meist ganz bedeutungsloses, wertloses Wort beseitigte. C. F. W. Müller hielt an dieser verzweifelten Methode bis zuletzt fest. Wir wissen jetzt, daß die Hiate im Plautus echt und grade die wertvollsten Zeugen sind für die Natur des alten Volkslatein. Im Persa 843 stehen die Anapäste: *Graphicé | hunc vólo ludíficarí* und müssen so bleiben. Wer *Nunc gráphice hunc vólo ludíficarí* schreibt, macht uns nicht plausibel, wie das *nunc* grade vor *graphice* hat fortfallen können. Und so liegt die Sache in aberhundert Fällen.

Ganze Verse

Die Ähnlichkeit der Silben hat aber auch den Ausfall ganzer Verse veranlaßt. In Handschriften des Homerus latinus fehlt z. B. der Vers 92; denn er beginnt mit dem Wort *Turpiter*, der folgende Vers mit *Iuppiter*. In Ps.Ovids Halieut. begannen die Verse 45 u. 46 ursprünglich etwa so: *Amplius os hamo vorat* und *Anthias his tergo*; daß einer der Verse fortfiel, ist bei dieser Ähnlichkeit begreiflich. Danach läßt sich dann auch der fehlende Catullvers 68 B 47 ergänzen; er muß, wie der folgende, mit *Notescat* begonnen haben,[1]) u. ä. m.

Das Ansetzen von Lücken dieser Art ist nun zwar wieder ein bequemes Mittel, um über Schwierigkeiten hinwegzukommen, und man hat dabei außerdem noch das angenehme Gefühl, keinen überlieferten Buchstaben abändern zu müssen. Wer aber diese Ansätze so häuft, wie von Vollmer neuerdings im Ciristext geschehen, bringt sich um alle Plausibilität. Solch Verfahren widerlegt sich selbst. Ähnlich ging dereinst E. Bährens im Properz vor, ein Zerfetzen des Textes, gegen das mein Aufsatz im Rhein. Mus. 38 S. 197 ff. sich richtete.[2]) Es muß als Regel gelten, daß niemand Lücken ansetzen darf, der nicht genau zu präzisieren weiß, was dagestanden haben muß, wer nicht eine vollständige Er-

[1]) Siehe Rhein. Mus. 59 S. 428.

[2]) Vgl. auch A. Ludwich, Homerischer Hymnenbau, Leipz. 1908, S. 30 ff.

gänzung des angeblich Fehlenden in Vorschlag bringen kann. Diese pflegt dann mitunter sehr unecht auszufallen. Der Charakter der Poesien leidet durch solche Einschaltungen oft nur allzusehr; die schöne, oft gewaltige Prägnanz der Sprache geht verloren. Viel lieber glaube ich da an irgendwelche geringe Verschreibungen, durch deren Beseitigung sich der Zusammenhang herstellen läßt, oder es läßt sich eventuell auch, wie im Properz, durch Versumstellung helfen. Ciris 407 f. ruft die Heldin: Ciris 408 u. 477

Vos ego, vos adeo venti testabor et undae,
Vos o *numantina si qui de gente venitis,
Cernitis . . .

Hier genügt es vollständig, für das als korrupt erkannte *numantina* ein *mutanti* herzustellen; durch nichts ist dagegen angezeigt, daß ein Vers fehlt. Daß *mutare* reflexivisch „sich verändern, sich verwandeln" heißen kann, ist bekannt; mit der *gens mutans* ist also das im v. 198 erwähnte Geschlecht der *Dauliades* gemeint und unmißverständlich angezeigt. Einen metrischen Schnitzer enthält der Cirisvers 477:

Aeginamque simul salutiferamque Seriphon.

Sollen wir aber deshalb zu der gewaltsamen Annahme greifen, nach *simul* seien zwei ganze Halbverse ausgefallen?[1]) Es ist vielmehr längst erkannt, daß *sementiferamque* zu lesen; ja, diese Lesung taucht schon in den Handschriften auf; denn die sonst dürre Insel *Seriphos* konnte nur von der Pflanze *σέριφος* ihren Namen haben, und daher heißt sie *sementifera*; jedenfalls ist Kratinos fr. 211 *πολύβωτον ποντίαν Σέριφον* zu vergleichen.[2]) Noch ein Prosabeispiel. Das Verbum finitum fehlt in dem Satz bei Theophrast Charakt. 4, 11: *καὶ εἰ τὸ ἄροτρον* (sc. *ὁ ἄγροικος*) *ἔχρησεν ἢ κόφινον ἢ δρέπανον ἢ θύλακον, ταῦτα τῆς νυκτὸς * * κατὰ ἀγρυπνίαν ἀναμιμνησκόμενος.* Auch hier glaube ich jedoch wieder an keinen Ausfall und setze statt dessen das *ἀπαιτεῖν* des Casaubonus für das ganz überflüssige *ταῦτα* ein; also: *καὶ εἰ τὸ ἄροτρον ἔχρησεν ἢ κόφινον ἢ δρέπανον ἢ θύλακον, ἀπαιτεῖν*[3]) *τῆς νυκτὸς κατὰ ἀγρυπνίαν ἀναμιμνησκόμενος.*

Es gibt Autoren wie Horaz und Persius, in denen uns keine einzige Zeile fehlt. Bei anderen sind es bisweilen schon äußerliche Umstände, die erweisen, daß etwas weggefallen. So dienen stichometrische Angaben zur Kontrolle der Vollständigkeit, und sie ergeben z. B., daß der Anfang von Cicero pro Milone verstümmelt ist (oben S. 40). Vergils Catalepton Nr. X enthält 25 Verse; das Gedicht ist aber genaue Nachdichtung nach dem Phaselus Catulls, Nr. IV, der 27 Verse hat, und wirklich bestätigt die genaue Betrachtung des Inhalts die naheliegende Vermutung, daß bei Vergil zwei Verse weggefallen sind. Die Responsion ist es, die im Hirtengedicht des Calpurnius Nr. IV anzeigt, daß im Wechselgesang hinter v. 96 fünf Verse ausfielen, in denen Amyntas über Apollo sang. Daß des Ausonius Bissula unvollständig, folgt aus der Bezeichnung *liber*, die Auson anwendet.[4]) Bisweilen bezeugen die Handschriften selbst den Ausfall Feststellung von Lücken

[1]) Der Fall liegt genau ebenso wie bei Catull 64, 368, wo mit metrischem Schnitzer überliefert ist:

Alta Polyxenia madescent caede sepulcra.

Man liest deshalb *madefient* oder *mitescent*.

[2]) Vgl. De halieuticis p. 46 und Rhein. Mus. 63 S. 40.

[3]) Auch *κοαυγάσαι, κοᾶξαι*, könnte hier stehen.

[4]) Siehe Buchwesen S. 304; M. Krämer, Res libraria cadentis antiquitatis p. 21, 1.

wie im Tacitusdialog cap. 34. In *Περὶ ὕψους* cap. 11 wird der Text unterbrochen durch Ausfall eines Doppelblattes der Handschrift. Plinius benutzt in seiner Naturgeschichte direkt oder indirekt die Tiergeschichte des Aristoteles; wer beide Texte genau vergleicht, merkt bisweilen, daß der griechische verkürzt vorliegt; u. a. m.

Eine sichere Handhabe gibt ferner die metrische Entsprechung der Strophen und Antistrophen in der griechischen Chorlyrik. Betrachten wir einmal eine bekannte Sophoklesstelle. In der Antigone v. 100 ff. hören wir den Anruf:

Sophocl. Antig. 100 ff.

ἀκτὶς ἀελίου τὸ κάλ-
λιστον ἑπταπύλῳ φανὲν
Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος,
ἐφάνθης ποτ᾽ ὦ χρυσέας
ἁμέρας βλέφαρον, Διρκαί-
ων ὑπὲρ ῥεέθρων μολοῦσα
† τὸν λεύκασπιν Ἀργόθεν
φῶτα βάντα πανσαγίᾳ
φυγάδα πρόδρομον ὀξυτέρῳ
κινήσασα χαλινῷ.

Hier widerstreben dem v. 105 in der Gegenstrophe, v. 120, zunächst die Silben: *-ναι καὶ στεφάνωμα πύργων*, und man setzt also in diesem v. 120 *τε καὶ* statt *καί*. Dem v. 106 entspricht sodann in der Gegenstrophe der v. 121, der so lautet: *πευκάενθ᾽ Ἥφαιστον ἑλεῖν*. Also fehlt wieder eine Silbe im v. 106. Diese Silbe ist herzustellen; überdies aber abundiert für den Sinn das *βάντα* im v. 107 neben *φυγάδα πρόδρομον*, und wir gelangen zu der Annahme, daß Sophokles wirksamer *πάντα* schrieb; also:

τὸν λεύκασπιν Ἀργογενῆ
φῶτα π ά ν τ α πανσαγίᾳ κτλ.[1])

Darauf folgen die epirrhematischen Anapäste, v. 110 ff.:

ὃν ἐφ᾽ ἡμετέρᾳ γᾷ Πολυνείκης
ἀρθεὶς νεικέων ἐξ ἀμφιλόγων
⟨ἤγαγε· κεῖνος δ᾽⟩ ὀξέα κλάζων
αἰετὸς εἰς γᾶν ὣς ὑπερέπτα,
λευκῆς χιόνος πτέρυγι στεγανός,
πολλῶν μεθ᾽ ὅπλων
ξύν θ᾽ ἱπποκόμοις κορύθεσσιν.

Diesen Anapästen sollten offenbar die Anapäste genau entsprechen, mit denen die Antistrophe v. 126 ff. fortgesetzt wird. Daraus folgt aber zunächst, daß der v. 113 zu *αἰετὸς ὣς γᾶν ὑπερέπτα* verkürzt werden muß: denn ihm entspricht mit nicht zufälligem Silbenanklang der v. 130: *χρυσοῦ καναχῆς ὑπερόπτας.*[2]) Dieselbe Vergleichung macht dann aber auch umgekehrt für v. 112 eine Ergänzung nötig, wie ich sie nach Nauck in den Text eingesetzt habe. Es ist ein halber Dimeter, der dort in den Handschriften fehlt. Und auch der Sinn führt bestätigend auf dasselbe; denn Sophokles will hier, v. 112, sagen: Polyneikes wurde durch *νείκη* zum wirklichen *πολυνείκης* und holte den Feind ins Land. Eigennamen werden im Chorlied sonst gern vermieden; auch Kapaneus' Name fehlt im weiteren

---

[1]) Vgl. Theokrit 22, 142, wo *πάντες* überliefert und *βάντες* zu lesen: corr. Boissonade.

[2]) Vgl. oben S. 111. Ueber solche „Stichworte" oder Anklänge in Strophe und Gegenstrophe s. unten.

Verlauf dieses Gesanges. Nur um des Wortspiels willen steht also *Πολυνείκης* im v. 110. So leitet der Dichter auch des Aiax Namen von *αἰάζειν* her (Ajax 432). Zu diesem Nominativ *Πολυνείκης* aber fehlt nun ein Prädikat wie das eingesetzte *ἤγαγε*. Die Einschaltung kann also für annähernd sicher gelten.

Plautus' Cantica

Wie viele Operationen dieser Art hat auszuführen, wer die Tragiker liest! Es gilt entweder überschüssige Silben zu streichen oder fehlende zu ergänzen. Neuerdings ist von S. Sudhaus in feinsinniger Weise auch an die metrisch so schwer anzuordnenden Cantica des Plautus die Hypothese herangetragen worden, daß sie, in Responsion nach einem „Stollengesetz" gebaut, in Teile gleichen Umfangs zerfallen, Teile, die zwar nicht gleiches Versmaß, wohl aber eine abgezählt gleiche Anzahl von Hebungen oder Takten enthalten. Die Durchführung dieser Aufstellung macht indes wieder manche Nachhilfe der angegebenen Art nötig; auch erwecken manche Messungen und Taktzählungen Bedenken; vor allem vermissen wir einen Nachweis darüber, welchen musikalischen Zweck die Entsprechung von Stollen so gewaltigen Umfangs, wie Sudhaus sie ansetzt, haben sollte, und ich bekenne, nicht überzeugt zu sein.[1])

Die größte Vorsicht ist endlich denen gegenüber geboten, die in *κατὰ στίχον* gedichteten Partien genaue Entsprechungen gleich langer Versgruppen zu erkennen glaubten — so liebt Euripides in der Tat *ῥήσεις* gleichen Umfangs zu je zehn oder zwölf Zeilen[2]) — und, wo solche sich nicht durchführen ließen, mit dem Ansatz von Textlücken nachhalfen. Ich erinnere nur an F. Ritschls Analyse der Reden in Aeschylus' Septem. Sogar im Tibull und Properz haben diese Zahlenmystiker gewütet.[3]) Ich komme später hierauf zurück.

17 18. Umstellungen.

Umstellungen innerhalb der Zeile

Wir unterscheiden Umstellungen von Worten, von Zeilen, von größeren Textabschnitten. Ein einzelnes Wort umzustellen, ist noch das Leichteste,[4]) und das wird zunächst mit Evidenz bei Dichtertexten ausgeführt, wo es gilt, das verdorbene Versmaß zu heilen. Eurip. Orest 505 steht:

αὐτὸς κακίων ἐγένετο μητέρα κτανών.

Ein Trimeter entsteht aber erst, wenn wir (mit Porson) *μητέρ' ἐγένετο κτανών* lesen. Bei Catull 1, 8 erfordert der Vers: *Quare habe tibi*, wo die Codices: *Quare tibi habe* geben. Auch innerhalb des Plautus ist dies Verfahren erlaubt und recht plausibel, um unlesbare Verse einzurenken. Nur ist von ihm zu oft und zu leichtherzig Gebrauch gemacht worden. Steht Plaut. Merc. 709 *váe miseraé mi*, so haben wir nicht nötig *váe mi míserae* herzustellen, obschon sich dies glatter liest; denn *miseráe mi* ist wie ein Wort und wird durch einen Wortakzent beherrscht. Der berühmte

[1]) Gleich Aul. 126 ergänzt SUDHAUS (S. 8) unrichtig ein *vel*; vgl. W. KOHLMANN, De vel imperativo; irrige Messungen, weil der Hiat ausgeschlossen wird, z. B. S. 130. Ablehnend auch F. LEO, Göttinger gel. Anz. 1911 S. 66 ff.

[2]) VAHLEN, Opuscula academ. I S. 368.

[3]) Das Unglaublichste an Zahlenmystik hat neuerdings A. FICK an den Urtext der Odyssee herangetragen: Die Entstehung der Odyssee, Göttingen 1910; vgl. oben S. 57.

[4]) Vgl. G. HERMANN, De emendationibus per transpositionem verborum, Opusc. III S. 98 f.

Terenzvers Ad. 470 *persuasit nox amor vinum adulescentia* gab einst deshalb Anstoß, weil im dritten Fuß gegen die Gewohnheit ein jambisches Wort steht. Wer fühlt aber nicht, wie sehr durch die Umschiebung *amor persuasit nox vinum adulescentia* (O. Brugmann) die Wucht dieses Satzes leidet?

Auch im Hexameter sind Umstellungen nichts Seltenes; besonders im vierten Fuß der römischen Epiker; die Stellung *plenus cum languet amator* wurde vorgezogen; die Handschriften aber ordnen nicht selten nach dem Schema *cum plenus languet amator.*[1]) Vergil schrieb Aen. 1, 333:

Erramus vento huc vastis et fluctibus acti,

er hätte freilich ebensogut *et vastis* statt *vastis et* schreiben können; aber er bevorzugte in solchen Fällen den Gegenakzent im Verse und erreichte ihn eben durch die Inversion des *et.* So haben hier dann aber schon alte Vergilhandschriften das naheliegende *et vastis* hergestellt. Aber auch an anderen Stellen des Hexameters finden sich natürlich gelegentlich Schwankungen in der Wortstellung, sogar mit metrischem Schnitzer wie bei Theokrit 27, 47. Bei Juvenal 8, 148 trat dann Corruptel hinzu.

Seltener ist die Notwendigkeit von Wortumstellungen natürlich in der Prosa nachweisbar. Liest man Xenoph. Oekon. 7, 16 *ἅ τε οἱ θεοὶ ἔφυσάν σε δύνασθαι καὶ ὁ νόμος συνεπαινεῖ,* so steht das *τε* am falschen Ort, und wir erwarten: *ἃ οἵ τε θεοὶ κτλ.* (so Cobet, vielleicht doch nicht ganz zwingend); bei Seneca Apotheos. 10: *Cyllenius illum trahit ad inferos. a caelo. unde negant redire quemquam* ist vielmehr *a caelo ad inferos unde* eqs. zu fordern. Bei den gepflegteren griechischen Prosaikern seit Isokrates, ja vielleicht schon vor ihm, wurde bekanntlich der Hiat vermieden. Wo also bei solchen Autoren, wie Aristides, Dio, Philostrat trotzdem Hiat vorliegt, kann eventuell durch Umstellung abgeholfen werden.[2]) Ein ähnliches Kriterium geben uns auch die Satzklauseln mit ihrem obligaten Creticus. Im Palladius ist da der codex Erfurtensis *E* der Sünder, der z. B. p. 64, 23 (ed. Schmitt) *mense nouembri dispones,* p. 65, 7 *trima transferri debet* bietet, während die besser garantierte Lesung *nouembri mense dispones* und *debet trima transferri* den erforderlichen Creticus wirklich gibt.

Verse und größere Textabschnitte umgestellt

Daß auch dem oft krausen Zusammenhang der Elegien des Properz durch Umstellung von Distichen bisweilen glücklich aufgeholfen werden kann, habe ich oben angedeutet. Aber auch durch Versetzung größerer Abschnitte um eine oder etliche Seiten sind unsere Autoren ohne Zweifel ab und zu entstellt, Versetzungen, die sich entweder aus Blattversetzungen in der Vorlage oder daraus erklären, daß der Schreiber beim Kopieren just um eine oder mehrere Seiten abirrte. Dies letztere trifft z. B. für Ovid zu; s. oben S. 19. Die Hypothese der Blattversetzung ist z. B. von Mommsen einst für Ciceros Buch ad fam. Buch IV in überzeugender Weise aufgestellt.[3]) Solche Hypothesen sind verführerisch, wenn sie auftauchen, und sie können gelegentlich auch arg in die Irre führen. Ich

[1]) Siehe Ad hexametr. lat. S. 19: schon Cuningham, Animadvers. Horatianae p. 34 ff.

[2]) Im allgemeinen hierzu Benseler, De hiatu in scriptoribus graecis, Fribergae. 1841.

[3]) Vgl. Sternkopf, Hermes 40 S. 1 ff.

denke an Tibull I 3 sowie an Havets Phädrusausgabe.[1]) Auch mit des Horaz Ars poetica, in der man den lucidus ordo vermißte, sind Hofman-Peerlkamp, Ribbeck u. a. übel umgesprungen; Problem bleiben hier nur die Zeilen 136—152.[2])

Die meisten der bisher besprochenen Textschäden sind solche, die sich unwillkürlich eingestellt haben. Es folgt jetzt die Besprechung der Interpolationen, d. h. derjenigen Schäden, die durch die absichtliche Sucht des Schreibers, zu ändern und zu korrigieren, entstanden sind; schon einige der unter 12, 13, 14, 15 u. 17 besprochenen Fälle nähern sich dieser Art der Textentstellung, der durch Emendation weit schwerer beizukommen ist. Wir unterscheiden aber wieder im Verlauf verschiedene Arten derselben.

Dies Verwerfen des als unecht Erkannten nennt die antike Grammatik *ἀθετεῖν*, die „Athetese“, wie sie schon Aristarch im Homer ausgeübt hat.[3])

18 ~~19~~. Modernisierung der Sprache.

Es ist für den, der einen altmodischen Autor eigenhändig kopiert, etwas Natürliches, in den Text Wörter und Wortformen seiner eigenen Sprachgewohnheit hineinzutragen, und auch dies geschieht oft noch ganz unwillkürlich, wennschon es nicht von Gewissenhaftigkeit zeugt. So modernisieren wir bei der Benutzung der heiligen Schriften unwillkürlich das Luthersche Bibeldeutsch. Es ist schon darauf hingewiesen, wie beispielshalber das Aeolisch der Sappho bei den griechischen Rhetoren, die sie zitieren, verunstaltet ist (S. 58); wie bei den Tragikern seltene und schwer verständliche Wörter erhabenen Stils durch Glosseme verdrängt wurden (S. 33); wie das Jonisch des Herodot nach einer Schablone, die erst in der Zeit des Gelehrtentums entstand, planvoll abgeändert ist.[4]) Unsere Textesrezension ist also in solchen Fällen ein stetes Abwehren postumer und modernisierender Einflüsse. Ebenso hat aber auch auf die Texte der Klassiker der attischen Prosa das Griechisch der späten Koine und der Byzantinerzeit vielfach entstellend eingewirkt. Cobet lehrte, daß ein Futur mit *ἄν* nicht attisch; bei Thukyd. 5, 15 *γνόντες νῦν μᾶλλον ἂν ἐνδεξομένους* sei demnach die Aoristform herzustellen, ebenso Plato Apol. p. 30 B: *ὡς ἐμοῦ οὐκ ἂν ποιήσοντος.*[5]) Dies hat sich jedoch als nicht durchführbar erwiesen,[6]) wie auch der seltene Aorist *ἐβίωσα* (vgl. *λάθε βιώσας*) sich aus den Attikern nicht ganz entfernen läßt. In der Tat aber brachten die Byzantiner, sowie sie die Krasis falsch auflösten (oben S. 126), auch unattische Formen in den Text wie *φιλαίτατος* f. *φίλτατος*, setzten *οἴδαμεν* f. *ἴσμεν,*[7]) *κελεύματα* f. *κελεύσματα*, stellten das Verbum in den Plural, wenn das Subjekt neutr. plur., s. Xenoph. Laced. civit. 1, 5 *ἐρρωμενέστερα δὲ γίγνεσθαι εἴ τι βλάπτοιεν* (so; lies *βλάστοι*), schrieben *εὗρες* f. *ηὗρες*[8]) und

Attisch durch die Byzantine entstellt

[1]) Vgl. Havet, Manuel S. 196.

[2]) Vgl. A. Dieterich, Pulcinella S. 292 f.

[3]) Vgl. A. Römer, Aristarchs Athetesen, Leipzig 1912.

[4]) Oben S. 58: vgl. W. Aly, Rhein. Mus. 64 S. 591 ff.

[5]) Novae lect. p. 694.

[6]) Vgl. gleich Plat. Apol. p. 29 C: *ἤδη ἂν ... διαφθαρήσονται.* Uebrigens W. Schmid, Der Atticismus I S. 245: III 83: IV 76 u. 90.

[7]) Auffällig das *οἴδαμεν* bei Antiphon.

[8]) z. B. Plato Phaedr. p. 275 A 6: vgl. Kühner-Blass I 2 S. 11.

änderten die Optative auf *-οίην* in solche auf *-οιμι* um; vgl. Plato Phaedr. 274 F, wo Stobaeus *δοκοίη*, die Handschriften *δοκοῖ* geben, und Xenoph. Oecon. 20, 25: *ὅπως ἔχοι ὅ τι ποιοῖ* (lies *ποιοίη*). Auch an die Stadtgöttin Pallas sei erinnert; sie heißt bei den attischen Rednern *ἡ θεός*, und, wo man *ἡ θεά* liest, ist dies wiederum Änderung späterer Hand.

Altlateinische Wortformen entstellt

Modernisierungen ganz gleicher Art sind es auch, wenn Plautus an Versschlüssen *evenat* schrieb und die Handschriften dafür *eveniat* geben. Für Genitive wie *preti* und *Tati* treten in den Handschriften *pretii* und *Tacii* (Prop. 4, 2, 52) auch gegen das Versmaß ein; ebenso *gratis* f. altlat. *gratiis*. Ein *erepsti* verstand man nicht und schrieb dafür einfach *eripis* oder *eripis te* (Pompon. 70 R.: corr. Bücheler); Plautus schrieb Amph. 554 *tuatim* (= tuo more); die Handschriften geben statt dessen *tu autem*; ebenso ging es mit *processe* Turpil. 137, wofür fehlerhaft bei Nonius *prodesse* steht (corr. Gifanius); ebenso mit *misti* (= misisti) bei Catull 14, 14; ebenso mit *tuor* und *deposisse* in Vergils Catalept. 2a, 5 u. 10, 16, wofür die Schreiber gegen das Metrum das geläufige *tueor* und *deposuisse* einsetzten. *dein* f. *deinde* war im Spätlatein vielen fremd geworden; daher erscheint bei Catull 5, 8 ff. dreimal *deinde* in den Handschriften, wo *dein* durch das Versmaß geboten ist;[1]) daher bei Ovid Met. 14, 215 *morique*, wo der Dichter *moriri* zu setzen gewagt hatte; daher bei Plautus Curc. 748 *luce clara*, wo der Dichter selbst *luci claro* schrieb. Bei Caesar Bell. Gall. 7, 7 gibt eine Handschriftenklasse konsequent den acc. *Narbonam* von *Narbo*, eine Vulgärbildung nach *Anconam*, und ebenso steht dann auch *Marathonam* bei Sulpicius Severus. Etwa seit dem 3. Jahrh. n. Chr. lebte man des Glaubens, die Pronominalform *istaec* sei aus *ista haec* hervorgegangen, und daher erscheint nun dies seltsame *ista haec* auch wirklich in solchen Texten wie Mart. Capella, Script. hist. Augustae, Jul. Valerius u. a.[2]) Der früheste mir bekannte Beleg steht bei Apuleius met. 1, 2. Zahlreich sind hierfür auch bei Sidonius Apollinaris die Belege,[3]) aber die Editoren haben sie da blindlings sämtlich wegkorrigiert. Dies selbe *ista haec* wurde nun aber auch in den Plautustext hineingetragen, und im Plautus sind solche Schreibungen natürlich ebenso unecht, wie sie im Sidonius und Julius Valerius echt sind. Es verrät sich darin die nämliche tiftelig etymologisierende Schreibmanier der Spätzeit, die auch sonst überall grassiert und ein *conrigere* f. corrigere, *superlectilis* f. supellectilis (Eutrop. 3, 23, 2), ein *Conlatinus* und was derartige Rekompositionen mehr sind, unbedenklich in die Texte brachte. Daneben solche Albernheiten wie *nihil hominus* f. *nihilo minus*;[4]) *prodesse* wurde zu *prode esse* distrahiert (oben S. 138), und so entstand ein Adj. *prodes* (*sum tibi prodes*).[5]) Bei Horaz war in dem Verse Od. 1, 12, 31

Einfluß des Vulgär- und Spätlateins

et minax quod sic voluere ponto,

wie der Horazerklärer Porphyrio lehrt, schon im 3. Jahrhundert die Lesung eingedrungen:

et minax quia sic voluere ponto.

1) Siehe Rhein. Mus. 51 S. 268.

2) Der Hiat bei Plautus S. 133 f.: H. Stengel, De Julii Valerii usu pronominum, Marburg 1909, S. 47 f.

3) epist. 1, 4 fin.; 1, 5, 9; 1, 8, 2, 10, 4 u. s. f.

4) Der Hiat bei Plautus S. 248 f. u. 269.

5) G. Thiele, Der lat. Aesop des Romulus, Heidelberg 1910, S. 11.

also scheinbar eine Verhunzung des sapphischen Verses; dies erklärt sich aber daraus, daß *quia* im Spätlatein und grade im 3. Jahrhundert bei Terentianus Maurus als Monosyllabum und als eine einzige lange Silbe gerechnet wurde.[1])

20. Doppellesungen im Text.

Hiermit beginnt das eigentliche Gebiet der falschen Korrekturen, die nicht nur den echten originalen Sprachausdruck, sondern zumeist auch den Sinn störend verändern. Bei Gellius 4, 13 wird von Demokrit zitiert *περὶ λοιμῶν ἢ λογικῶν κανών*; dies fehlt jedoch in den Handschriften, steht nur in den alten Drucken. *ἢ λογικῶν* ist auf alle Fälle Doppellesung und unbrauchbare Variante zu *λοιμῶν*. Bei Herodot 2, 94 heißt es von den Ägyptern: *σπείρουσι τὰ σιλλικύπρια ταῦτα, τὰ ἐν Ἕλλησι αὐτόματα ἄγρια φύεται.* Niemand kann verkennen, daß hier *ἄγρια* Variante und als solche zu tilgen ist (del. Valckenaer). Ähnlich Herodot 7, 220, wo es von Pythia heißt: *ἔχοντα χρᾷ λέγοντα ὧδε*, wo Schweighäuser das *λέγοντα* als Zusatz zu *ἔχοντα* tilgte. In der Poetik des Aristoteles 9, 11 steht: *ταῦτα δὲ γίνεται καὶ μάλιστα καὶ μᾶλλον, ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν δι' ἄλληλα.* Die Doppelschreibung liegt hier auf der Hand; *καὶ μάλιστα* ist neben *καὶ μᾶλλον* unerträglich und zu beseitigen. Bei Livius 45, 29, 1 ist das seltsame *Macedonisum* aus
um
Macedonis, d. h. aus der Auswahl der Lesungen *Macedonis* und *Macedonum* hervorgegangen.[2]) Bei Petron 47, 4 hat Trimalchio einen crepitus ventris von sich gegeben und fordert seine Gäste zur Nachahmung auf: *itaque si quis vestrum voluerit sua re* [*causa*] *facere, non est quod illum pudeatur*; das *causa* sollte das *sua re* (= seinerseits) erläutern. Derselbe Trimalchio will sagen, daß er vierzehn Jahre seinem Herrn als Buhlknabe gedient, ib. 75, 11: *tamen ad delicias* [*femina*] *ipsimi* [*domini*] *annos quattuordecim fui*; der Schreiber wollte wieder verdeutlichen, daß *ipsimus* den *dominus* und daß das *ad delicias esse* soviel wie ein *feminam esse* bedeutet. Hierher gehört m. E. auch, was *P* in Plautus Miles 24 bietet:

Die Variante dringt in den Text

nisi unum epytir [aut apud illa] estur i[e]nsane bene.

Denn das *aut apud illa* ist nichts als Variante zu dem unverstandenen *epytir*. Ursprünglich stand also in *P*:

Nisi unum epityrum estur insane bene,

und das ist dieselbe Lesung, die auch Varro hatte (oben S. 142). Ganz ebenso führt *aut* die Variante ein bei Seneca, Apotheosis 9: *ex his qui ἀρούρης καρπὸν ἔδουσιν* [*aut ex his quos alit ζείδωρος ἄρουρα*]; und auch dieser Zusatz ist alt; er stammt aus einer Zeit, als man noch den Homer im Gedächtnis trug. Sehr ähnlich beschaffen auch noch das lehrreiche Beispiel in der Anthologia latina 286, 27, wo der „Schlüssel" von sich sagt:

Virtutes magnas de viribus affero parvis:

der cod. Salmasianus aber gibt *Virtutes magnas deuiribus diuitibus adoffero paruis*, wo jeder die Dittographie erkennt; außerdem ist dann noch in *adoffero* eine Doppellesung in den Text gedrungen.

---

1) Siehe H. Ries, De Terentiani Mauri aetate, Marburg 1912, S. 52.

2) Siehe W. Heraeus a. a. O.

21. Emendationsversuche der Schreiber (*παραδιορθώσεις*).

Fehlkorrekturen der Schreiber

Herodot erzählt 3, 53 von Periander und seinem Sohn: *τὸ τρίτον Περίανδρος κήρυκα πέμπει βουλόμενος αὐτὸς μὲν ἐς Κέρκυραν ἥκειν, ἐκεῖνον δὲ ἐς Κόρινθον ἀπικόμενον διάδοχον γίνεσθαι τῆς τυραννίδος.* Hier ist in den Handschriften zu *ἐκεῖνον δὲ* noch ein *ἐκέλευε* hinzugesetzt, um die Konstruktion zu erleichtern (del. Cobet). Noch deutlicher ist dies Verfahren ib. 8, 60: *τότε μὲν ἠπίως [πρὸς] τὸν Κορίνθιον ἀμείψατο,* wo der Schreiber den bloßen Akkusativ nicht deutlich genug fand (corr. Krüger), oder bei Cicero nat. deor. 2, 126, wo *dicunt* interpoliert ist, um einen accusativus cum inf. zu stützen. Auch Plautus Most. 373 paßt hierher, wo die Handschriften *cedo ut bibam* „gib mir zu trinken“. Das Versmaß aber verrät, daß das *ut* unecht; der Interpolator wollte den Konjunktiv mit *ut* stützen.

Diese Paradiorthosen sind verwandt mit dem Eindringen von Glossemen, wofür schon in anderem Zusammenhang S. 32 f. Beispiele gegeben sind. Doch ist den dort vorgeführten Glossemen eigen, daß sie die richtige Lesung ganz verdrängten.

So sind denn auch solche Beispiele hierher zu rechnen, wo der Schreiber eine Corruptel selbst bemerkte und sie inter scribendum zu korrigieren versuchte, was dann aber zumeist mißlang. Plaut. Aul. 424 war *aequom erat* zu *aequo merat* entstellt; *P* machte dann weiter verballhornend *aequo mereat* daraus. Derartiges findet sich äußerst häufig.[1]) Und auch eine interessante Cicerostelle möchte ich dafür anführen, die

Cic. ad fam. 9, 16

Dieterich aufzuklären versucht hat.[2]) Cicero schreibt an Paetus, ad fam. 9, 16, über Gastereien, üppige und sparsame, und braucht da, wo er von der Einladung zu einer frugalen Mahlzeit reden will, die unverständlichen Worte: *quod si perseveras me ad matris tuae cenam revocare, feram id quoque.* Was soll da die Mutter des Paetus? Eine Aufklärung gibt vielleicht Athenaeus, der p. 44 D von dem Thebaner Matris erzählt, der ein Vegetarianer und Muster von frugalster Diät gewesen. Also schrieb Cicero wohl vielmehr: *quod si perseveras me ad Matris tui cenam revocare;*[3]) mit *tui* ist gesagt, daß dieser Matris das Ideal des Paetus war; die Handschriftenschreiber aber änderten *tui* in *tuae*, weil sie nicht begriffen, daß *matris* Eigenname sei, und dem Cicero den Fehler ersparen wollten, *mater* als Maskulin zu brauchen.

Sehr häufig ist die Sachlage aber auch einfach die, daß ein kühner poetischer Ausdruck vom Schreiber nicht verstanden wurde, der dann kurzerhand und ohne Bedenken einen naheliegenden platteren dafür einsetzte. Die sogenannten interpolierten Handschriften aller Autoren geben dafür Beispiele ungefähr auf jeder Seite. Hier sei eine Stelle des

Augustin Confess. IV 4. 7

Augustinus herausgegriffen, der Confess. IV 4, 7 von der amicitia sagt: *sed tamen dulcis erat nobis, cocta fervore parilium studiorum,* wo das Wort *cocta* durch *fervore* erklärt wird: die Freundschaft wurde warm gehalten durch das Feuer gemeinsamer Interessen. Etliche Handschriften aber haben dafür *coacta* eingesetzt.

---

[1]) Plaut. Most. 303 *operam nusquam*: dies wurde in *P* zu *opera manus quam.*

[2]) In Strena Helbigiana S. 49.

[3]) Der gen. *Matris* hat seine Analogien.

22. Ausfüllung von Lücken.

Unechte Verse

Weiter gehören auch die falsch ausgefüllten Lücken hierher, wofür zunächst Catulls c. 65 als Beispiel diene. Dort fehlt der v. 9 in den guten Handschriften, und der cod. Datanus gibt dafür einen Füllvers, der klärlich unecht; kein Verständiger kann ihn in den Text aufnehmen, und eine wirkliche Hilfe fehlt. Besonders kompliziert ist der Fall in Ovids Heroiden 9, 80 f., wo der beste Pariser Codex uns folgende drei Pentameter hintereinander bietet:

Ovid Heroid. 9, 80 f.

Praevalidae fusos comminuere manus.
Ante pedes dominae pertimuisse minas.
Factaque narrabas dissimulanda tibi.

Der mittlere Vers muß also ursprünglich einmal ein Hexameter gewesen sein, und in der Tat stehen die Worte *dominae pertimuisse minas* schon ebenso im voraufgehenden v. 74 und sind hier von dort irrtümlich eingedrungen; woraus folgt, daß der mittlere Vers bei Ovid ursprünglich etwa so gelautet hatte:

Ante pedes dominae potuisti serve iacere.

Die jüngeren Handschriften hielten nun aber für nötig, da jene drei Pentameter so nicht nebeneinander stehen bleiben konnten, zwischen sie zwei Hexameter einzuschieben, und so geben sie uns den interpolatorisch erweiterten Text:

Praevalidae fusos comminuere manus.
Crederis infelix scuticae tremefactus habenis
Ante pedes dominae pertimuisse minas;
Eximiis pompis inmania semina laudum
Fataque narrabas dissimulanda tibi.

Jeder sieht, daß diese beiden Hexameter nicht von Ovid selbst herrühren können. Ich freue mich, für diese Darlegung des Sachverhalts[1]) die Zustimmung der Herausgeber gefunden zu haben.

23. Buchtitel gefälscht.

Ich rede hier nicht von der Fälschung des Autornamens, sondern des Sachtitels.[2]) Solche Fälschungen geschahen aber im antiken Buchverkehr schon früh, wie denn der Titel „Musen" für Herodots neun Bücher erst eingeführt worden sein kann, als die unechte Buchteilung aufkam. Übrigens betreffen solche Titelveränderungen zumeist das Drama. Erstlich wurden zum Zweck der Wiederaufführungen der Komödien die Titel verändert, um das Publikum anzulocken, wie die Mostellaria des Plautus als *Phasma*, die Bacchides als *Chrysalus*, die Cistellaria als *Syrus* erschienen sind und zitiert werden. Sodann gilt als Regel, daß alle Dramentitel immer nur aus je einem Wort bestanden; im *Miles gloriosus* ist das Wort *miles* sicher unecht; nicht anders bei den Griechen, und in *Οἰδίπους τύραννος*, *Ἱππόλυτος καλυπτόμενος* sind die Epitheta zum Eigennamen erst nachträglich und nicht von den Dichtern selbst zur Unterscheidung von anderen gleich-

Titelveränderungen bei Theaterstücken

[1]) Vgl. Göttinger gel. Anz. 1882 S. 847.

[2]) In den meisten neueren Papyrusfunden sind die ersten Blätter, die den Titel trugen, abgerissen oder sonstwie zu Schaden gekommen: solche kopflose Rolle hieß *ἀπόσπασμα*, und man fand solche auch in antiken Bibliotheken; s. Schol. Arist. Nubes 966.

namigen Stücken beliebt worden.[1]) Nicht besser scheint es mit des Aeschylus *Διονύσου τροφαί* zu stehen; vgl. den von Dikaearch gefälschten Titel *Αἴαντος θάνατος*. Endlich war in allen mit ἢ verbundenen Doppeltiteln jedesmal nur einer von beiden ursprünglich, wie in Aeschylus' *Σεμέλη ἢ ὑδροφόροι*.[2]) Nicht anders verhält es sich mit den Doppeltiteln der Dialoge Platos.[3]) Daher ist es von Wichtigkeit zu wissen, wie die Doppeltitel der Satiren und Logistorici Varros in der Buchrolle angebracht waren: der eine Titel stand vorn im Buch, der andere am Schluß der Rolle.[4])

in der übrigen Litteratur

Im übrigen folgen wir natürlich nach Möglichkeit dem Zeugnis der Handschriften. Cato schrieb also *de agri cultura*, nicht *de re rustica*, Cicero schrieb *rhetorica* oder *rhetorici*, nicht *de inventione*, derselbe auch *de deorum natura*, welche Titelform uns die Handschriften geben, die überdies durch die Analogie des Lukreztitels *De rerum natura* gesichert wird; wenn Cicero selbst innerhalb der betreffenden Schrift gelegentlich von *de natura deorum* redet, so tut er das, weil die Repetition der Silbe *de* in *de deorum* seinem Ohr mißfiel. Etwas anderes ist eben der Wortgebrauch in wohlgesetzter Rede, etwas anderes der geschäftsmäßige Buchtitel. Auch die Buchaufschrift *monobiblos* für das sog. erste Buch des Properz ist echt.[5]) Und Lucans Epos? Man zaudert und schwankt, ob *De bello civili* oder ob *Pharsalia* die besser verbürgte Benennung ist. Die Handschriften geben die erstere; Lucan selbst redet dagegen von seiner *Pharsalia*, wo er sein Werk meint. Die Sache wird hier folgendermaßen liegen. Lucan selbst edierte nur die ersten drei Bücher seines Epos, und es ist wahrscheinlich, daß er sie *Pharsalia* betitelt hatte. Als aber nach seinem gewaltsamen Tode das immer noch unfertige Gesamtwerk in zehn Büchern erschien, wählte der unbekannte Herausgeber den Titel, den die Handschriften bezeugen. Bisweilen trennen sich die Handschriftenklassen wie bei Claudian *De bello Gothico* oder *De bello Pollentino*. Ich möchte jetzt die erstere Bezeichnung bevorzugen. Für die doch mit Unrecht sogenannte „Apocolocyntosis" Senecas garantiert uns die beste Handschrift die Aufschrift *Ἀποθέωσις per satiram*, die interpolierten geben statt dessen *ludus de morte Claudii*. Bei Ausonius hat die Handschrift unrecht, die zu dem Epigramm Nr. 2 den Spezialtitel *commendatio codicis* gibt.[6]) Die übrigen Handschriften bezeugen, daß Ausonius hier einen Titel für unnötig hielt. Auch bei Sidonius Apollinaris schwankt die Überlieferung zum Carmen III; der sinngemäße und charakteristische Titel *Editio ad librum* ist hier aus den besten Handschriften in den Text zu nehmen.[7]) Auch bei Theokrit weichen die Handschriften oft voneinander ab und erwecken Zweifel (oben S. 13); doch kann ich hierbei nicht verweilen.

Titel fragmentierter Werke

Vor allem bei fragmentiert erhaltenen Gedichtwerken haben sich die

[1]) W. Hippenstiel, De Graec. trag. fabularum nominibus, Marburg 1884; im gleichen Sinn G. Jachmann, De Aristotelis didascaliis, Göttingen 1909, S. 36.

[2]) Hippenstiel a. a. O. S. 34.

[3]) Vgl. Die Buchrolle in der Kunst S. 238.

[4]) Siehe ebenda S. 128, 1.

[5]) Rhein. Mus. 64 S. 393.

[6]) Siehe Max Krämer, Res libraria cadentis antiquitatis S. 22.

[7]) ibid. S. 49; oben S. 11.

librarii mehrfach erlaubt, die Buchaufschrift eigenmächtig zu ändern und auf den Inhalt des vorliegenden Werkteils einzurichten. Das Vorwort zu einem Gedicht über die Seefische ist uns unter dem Titel *Ponticon* im Anhang des Solin erhalten;[1] ich halte den Titel für echt, denn die wertvollsten Fische kamen tatsächlich aus dem Pontos;[2] in einer Pariser Handschrift aber lautet die Überschrift: *uersus peracti operis*; diese gibt nur den Inhalt des erhaltenen Vorworts wieder. Plinius zitiert unter des Ovid Namen *Halieutica*; der Titel besagt, daß das Werk vom Fangen der Fische handeln sollte; die Handschriften geben statt dessen *de piscibus et feris*, da das erhaltene Fragment nur Fische und sonstige Tiere aufzählt, aber den Fischfang selbst nicht behandelt. Ovid schrieb, wie er selbst bezeugt, *De medicamine formae*; das erhaltene Bruchstück setzt im Titel *faciei* für *formae* ein, und zwar aus ganz ähnlichem Grunde. Für desselben *heroides* ist eben dieser Titel *heroides* als echt garantiert.[3] Warum die Handschriften ihn änderten, ist durchsichtig.[4]

24. Falsche Initialen.

Initialen

Die Initialen läßt die erste Hand oft ungeschrieben, und der Rubrikator ergänzt sie dann bisweilen falsch. Dies ist z. B. in der Haupthandschrift *N* des Properz geschehen, wo wir daher sinnlos I 15, 2 *Fac* für *Hac* und II 28, 2 *Iam* für *Tam* lesen; massenhafter in einem Laurentianus der Parallela sacra des Joh. Damascenus,[5] wo *Τρύγες* für *Φρύγες*, *Φόλων* für *Σόλων* u. s. f. Ich glaube auch noch immer, daß den Halieutica Ps.Ovids die Initiale fehlt, und daß sie mit *Praecepit*, nicht mit *Accepit* anfingen. Theokrits *Παιδικὰ αἰολικά* fangen mit *καί* an; es ist aber *αἰαῖ* zu lesen.

25. Einschaltung erklärender Notizen.

Erklärende Interpolationen

Der Trieb der Verdeutlichung beherrscht den Schreiber oder Leser. Das äußert sich im Kleinen wie im Großen. Zunächst im Kleinen; damit man den nachfolgenden Vokativ erkenne, schaltete er in dem Menanderfragment 109 ed. Kock v. 1 die Exklamation *ὦ* ein, durch die aber der jambische Vers zerstört wird. So nun auch erklärende Notizen, die einen vollen Satz bilden; diese Notizen standen zunächst am Rand der betreffenden Handschrift und sind dann bisweilen in den Text gedrungen: so in Platos Hippias maior p. 283 *A* die Bemerkung *περὶ Ἀναξαγόρου λέγεται*, in Plinius' Briefen 7, 17, 11, wo von dem damals berühmten Tragiker Pomponius die Rede ist: *hic scriptor tragoediarum* und in Eutrops Breviarium 6, 9 *regnum Tigranis* [*qui Armeniis imperabat*]; dies letztere tilgte Duncker; denn bei Eutrop ging schon eine ähnliche Mitteilung voraus. Auch bei Cicero ist im Orator 108: *ipsa enim illa* [*pro Roscio*] *iuvenilis redundantia* das *pro Roscio* anstößig und schwer verdächtig. Herodot erzählt I 181 von dem riesigen *πύργος* in Babylon und von den Ruheplätzen, die da für den Besteiger desselben in halber Höhe angebracht sind: *μεσοῦντι δέ κου τῆς*

[1] Siehe E. Bährens, Poetae lat. minores III S. 172; Solin ed. Mommsen[2] S. 234.

[2] Anders Bücheler, Rhein. Mus. 51 S. 325.

[3] Vgl. des Philochoros *συναγωγὴ ἡρωίδων ἤτοι Πυθαγορείων γυναικῶν* (Suidas).

[4] Siehe Buchwesen S. 379 f.

[5] Mnemos. ältere Folge II S. 400 f.

ἀναβάσιός ἐστι καταγωγή τε καὶ θῶκοι ἀμπαυστήριοι, dazu ist die Erklärung angehängt *ἐν τοῖσι κατίζοντες ἀμπαύονται οἱ ἀναβαίνοντες*, die Naber mit Recht athetisiert hat. Aus demselben Grunde ist auch die conclusio nach der Scythenrede bei Herod. 4, 127 *τοῦτό ἐστι ἡ ἀπὸ Σκυθέων ῥῆσις* verdächtig. In Xenophons Memorabilien III 5, 4 wird die Geschichte der Kämpfe Athens mit den Böotern erzählt; lesen wir da: *Ἀθηναῖοι δὲ οἱ πρότερον* [*ὅτε Βοιωτοὶ μόνοι ἐγένοντο*] *πορθοῦντες τὴν Βοιωτίαν φοβοῦνται μὴ Βοιωτοὶ δηώσωσι τὴν Ἀττικήν*, so ist das Eingeklammerte ein mißglückter Versuch, das voraufgehende *πρότερον* näher zu erklären (del. Cobet und Dindorf). Aristoteles zählt in der Poetik 6, 8 f. sechs *εἴδη* oder *μέρη* des Dramas auf: *μῦθος, ἦθος, διάνοια, λέξις, μέλος* und *ὄψις*. Zu den *ἤθη* hat Aristoteles aufzählend ein *δεύτερον*, zur *διάνοια* ein *τρίτον*, zur *λέξις* ein *τέταρτον* hinzugesetzt und fährt 6, 18 fort: *τῶν δὲ λοιπῶν* [*πέντε*] *ἡ μελοποιία μέγιστον τῶν ἡδυσμάτων*. Hier fällt das *πέντε* aus der Konstruktion; ein Leser vermißte offenbar in der Aufzählung ein *πέμπτον*, setzte ein *ε'* an den Rand, und diese Zahl drang als *πέντε* in den Text (del. Spengel).

26. Sachliche Einschaltungen zur weiteren Belehrung.

Sachliche Zusätze

Bei Herodot ist 8, 104 eine Erzählung über die Einwohner von Pedasa in Karien eingeschaltet, die neben 1, 175 nicht haltbar ist. 2, 116 bringt Herodot für die Geschichte von Paris und Helena ein Zeugnis aus der Ilias; ein eifriger Leser fügte ebendort zwei Zeugnisse für dieselbe Sache aus der Odyssee hinzu, deren Unzugehörigkeit auf den ersten Blick einleuchtet. Auch in Ciceros Schrift De inventione erhebt sich häufig dieser Verdacht; s. I 12 u. 13 ed. Friedrich und sonst. Die frappantesten

Cäsar Bell. Gallicum

Beispiele aber gibt vielleicht Cäsars Bellum Gallicum. Gleich im Anfang steht zwischen dem Schluß des Prooms und dem Anfang der Erzählung die Einschaltung über die Helvetier, I 1, 5—7, die nicht einmal stilistisch gut anschließt und im Sprachgebrauch von Cäsar abweicht (*spectare in* statt *spectare ad* u. a.). I 6, 1 ist der geographische Zusatz *inter montem Iuram et flumen Rhodanum* verkehrt. Derselbe Verdacht trifft das ganze Kapitel IV 10 u. s. f.[1])

Horazvita

Oft freilich fehlt solchen Verdächtigungen die Evidenz; so zweimal in der Horazvita des Sueton. Bei Reifferscheid im Sueton p. 47, 12 f. lesen wir über Horaz: *ad res venereas intemperantior traditur*; [*nam specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita ut, quocumque respexisset, sibi imago coitus referretur*]. Das Eingeklammerte tilgte einst Lessing nach dem Vorgang des Dacier aus Anstandsgründen. Aber solcher Klatsch ist ganz im Stil des Sueton, auch der Sprachausdruck, auch die Satzklauseln, und fraglich bleibt nur, ob wir solchen Klatsch für Wahrheit nehmen sollen. Ebenda S. 44, 3 heißt es von des Horaz Vater: *patre ut ipse tradit libertino et auctionum coactore* [*ut uero creditum est salsamentario, cum illi quidam in altercatione exprobrasset: quotiens ego uidi patrem tuum brachio se emungentem!*]. Das Eingeklammerte tilgte hier Jani; denn die

---

[1]) Ueber diese geographischen Interpolationen handelt der Hauptsache nach überzeugend A. Klotz, Cäsarstudien, Leipz. 1910, S. 26 ff.

Geschichte vom Schneuzen mit dem Ellenbogen sei nach Bion gemacht, in dessen Biographie dasselbe steht (Diog. La. IV 46). Aber auch diese Erfindung übernahm gewiß schon Sueton selbst; solches Schneuzen galt eben traditionell als Merkmal des Freigelassenen.[1])

27. Äußerungen des Beifalls oder Tadels.

Ob das *ἀληθινῶς* in Xenoph. Oecon. 10, 8 als Zustimmungsäußerung eines Lesers mit Recht einst von Schneider getilgt worden ist, mag zweifelhaft scheinen. Drastisch ist die Euripidesstelle Orest. 547, wo der Dichter sagt „ohne Vater entsteht kein Kind“: Eurip. Orest 547 f.

ἄνευ δὲ πατρὸς τέκνον οὐκ εἴη ποτ᾽ ἄν.

In den Handschriften folgt darauf der erboste Vers, der das Recht der Mutter wahrt:

ἄνευ δὲ μητρὸς πῶς, κάθαρμ᾽ Εὐριπίδη;

und noch einer:

ἄνευ δὲ μητρὸς οὐδὲ συλλαβὴ τέκνον,

wo *συλλαβή* scherzhaft an „Silbe“ anklingt, aber die Empfängnis bedeutet (zu *συλλαμβάνειν*). Lukrez redet in seinem ersten Proöm I 32—43 vom Gott Mars, der das Menschenlos und die Kriege lenkt und der dann in der Venus Schoß Erholung findet. Im zweiten Buch aber finden sich die Verse 645—650, die vielmehr lehren, daß die Götter sich um Menschendinge durchaus nicht kümmern. Ein Kritiker hat die letzteren Verse nun auch in das Buch I hinübergetragen, wo sie als v. 44—49 stehen. Es gab in der Tat kein besseres Mittel, den schreienden Widerspruch, den sich der Dichter gegen seine eigene Lehre gestattet, ad oculos zu demonstrieren. Der moderne Editor aber tilgt sie natürlich im 1. Buch. Denn Cicero, der erste Editor, selbst kann sie da nicht schon eingerückt haben.[2]) Lukrez I 44 bis 49

28. Antwort des Lesers auf eine Frage im Text.

Hierfür ein Beispiel aus Cicero De nat. deor. 1, 19, wo der Epikureer den Weltschöpfungsbericht Platos bekrittelt und fragt: *quibus enim oculis* [*animi*] *intueri potuit vester Plato fabricam illam mundi?* Der Philosoph meint: Plato war bei der Weltschöpfung nicht zugegen, und seine wegwerfende Frage ist: „mit was für Augen soll nun Plato den Schöpfungsakt denn überhaupt haben sehen können?“ Darauf ist die natürliche Antwort *animi*, die der materialistische Frager selbst nicht zu hören wünscht; der Leser schrieb sie an den Rand oder zwischen die Zeilen, und wir haben sie wieder zu beseitigen. Cic. nat. deor. 1, 19

29. Resümees.

Schon das oben S. 156 aus Herodot angeführte *τοῦτό ἐστι ἡ ἀπὸ Σκυθέων ῥῆσις* kann als Einschub eines Resümees gelten. Das bekannteste Beispiel dafür sind die Proömien zu Xenophons Anabasis, die immer den Inhalt aller voraufgehenden Bücher neu zusammenfassen und an deren Unechtheit kein Zweifel besteht. Das letzte ist z. B. so gefaßt: *ὅσα μὲν* Xenoph. Anabasis

[1]) Vgl. Lucas, Philol. 58 S. 622.
[2]) Siehe Jac. Bernays, Rhein. Mus. 5 S. 574.

δὴ ἐν τῇ ἀναβάσει τοῦ Κύρου . . . καὶ ὅσα ἐπεὶ Κῦρος ἐτελεύτησεν, ἐν τῇ πορείᾳ . . . καὶ ὅσα ἐκ τοῦ Πόντου πεζῇ ἐξιόντες καὶ ἐκπλέοντες ἐποίουν . . ., ἐν τῷ πρόσθεν λόγῳ δεδήλωται. Dabei stören sie den Zusammenhang des Textes, denn das *ἐκ τούτου δὲ* VII 1, 2 knüpft genau an die *ἡμέραι ἑπτὰ* VI fin. an, das *ἅμα δὲ τῇ ἡμέρᾳ* II 1, 2 genau an *τὴν νύκτα* I fin.

Cic. nat. deor. 2, 153

Auch an Cicero De nat. deor. II 153 sei hier erinnert; man hat dem Cicero in Anlaß dieser Stelle Planlosigkeit in der Anordnung der Darlegung des stoischen Gottesbeweises im zweiten Buch De natura deorum vorgeworfen; dieser Eindruck wird aber nur durch die Worte erzeugt, die daselbst einen Abschluß zu geben scheinen, wo er nicht hingehört: *ex quo debet intellegi nec figuram situmque membrorum nec ingenii mentisque vim effici potuisse fortuna.* Tilgt man den Satz, der eine einfache Randglosse ist, so ist alles in Ordnung. Gemäß der vierteiligen Disposition II 3 will Cicero nämlich erstlich darlegen *esse deos*; dies geschieht § 4—44; zweitens *quales sint dei*; dies geschieht § 45—72; drittens *mundum a diis administrari*; das wird so absolviert, daß zuerst die Regierungsfähigkeit der Götter § 75—80 bewiesen, dann die weise Einrichtung des Weltalls § 86—90 auf einen Urheber zurückgeführt, endlich die Herrlichkeit der Welt selbst geschildert wird, mit dem deutlichen Abschluß, 132: *sic undique omni ratione concluditur* eqs. Hierauf folgt ganz korrekt das vierte Thema der voraufgeschickten Disposition: *consulere deos rebus humanis*, aber in der Weise, daß gefragt wird: für wen ist die Herrlichkeit der Welt da? Daß sie dem Menschen zu dienen bestimmt ist, wird erstlich aus der bevorzugten Natur des Menschen, 134—153, zweitens daraus gefolgert, daß die Dinge tatsächlich geeignet sind, ihm zu dienen, 154—167; und diese beiden eng miteinander verwachsenen Folgerungen unterbricht nun störend der oben zitierte Satz des § 153, der ebenso unecht ist wie im § 154 *principio ipse mundus deorum hominumque causa factus est [quaeque in eo sunt ea parata ad fructum hominum et inventa sunt]* der von den Editoren eingeklammerte Zusatz.[1])

Hierzu kommt nun außerdem der unheimliche

29 ~~30~~. Trieb zur Amplifikation,

Amplifizierte Vulgattexte im Altertum

zur beredteren Ausweitung des vieltraktierten Mustertextes. Das betrifft natürlich nur vielgelesene Texte, Schultexte, die von Lehrern und Schülern tausendfach durchgekäut wurden, wie Demosthenes und Ciceros Catilinarien in den Rhetorenschulen, Plato in den Philosophenschulen. Die uns vorliegenden interpolierten Handschriften dieser Autoren geben davon Zeugnis; denn die interpolatorische Texterweiterung, die in ihnen durchgeführt ist, geht auf das Altertum selbst zurück (oben S. 23 ff.; 31). Auch der Apolloniusroman gehört hierher, über dessen Textgeschichte wir ein lehrreiches Buch von El. Klebs besitzen; endlich auch die Glossare, die sich immerwährend in den Händen ihrer Benutzer verwandeln. Proben davon vorzuführen ist unmöglich. Statt dessen sei erwähnt, daß man solche Textschäden schon im Altertum besprach. In einem herkulanensischen

[1]) Siehe De halieuticis p. 95.

Papyrus, wo davon die Rede ist, daß die Beseitigung jedes Schmerzes *ἡ παντὸς τοῦ ἀλγοῦντος ὑπεξαίρεσις* nach Epicur das Ziel der Ethik sei, heißt es: *τὸ „παντὸς" διέλκεται κατὰ τὰ ἀντίγραφα, προστιθεμένου τοῦ παντὸς ἐν τισίν, ἐν δέ τισιν μὴ προστιθεμένου· κατὰ πάντα δὲ καλῶς ἔχοντα ἀντίγραφα γέγραπται· ἡ τοῦ ἀλγοῦντος ἐξαίρεσις.* Also war in der Epicurformel sowohl das *παντός* als auch das Präfix *ὑπ-* interpoliert.[1]

Auch in den Lustspielen des Plautus findet es sich nicht selten, daß die wortreichen Tiraden der Sprecher mit Einschiebseln, Versdoubletten, erweitert sind, die den schon einmal formulierten Gedanken noch einmal anders ausdrücken und aus verschiedenen alten Exemplaren so in den uns erhaltenen Textbestand zusammengeflossen sein müssen. Solche Verse sind z. B. Rud. 594; Stich. 84, 157a; Trin. 582; Amph. 685; Miles 189 f.; Most. 286—291. Es ist denkbar, daß sich die Schauspieler selbst solche Varianten und Erweiterungen zurechtmachten. Denn auch bei den griechischen Dramatikern tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen, und hier werden uns die *ὑποκριταί* in den Scholien bisweilen ausdrücklich als die Urheber der unechten Verse genannt. *νοθεύεται* ist dafür der Ausdruck; s. Schol. Ajax 341 (*αὐτοσφαγῆ πίπτοντα*): *ταῦτα νοθεύεσθαί φασιν ὑποβληθέντα πρὸς σαφήνειαν.* Man nehme z. B. die Medeaverse 40—43, in denen die Trophos die ganze hernach folgende tragische Entscheidung im voraus mitteilt. Wer kann glauben, daß Euripides selbst sie dichtete? Zu Med. 356 sagt uns der Scholiast, daß Didymus die *ὑποκριταί* tadelte, die hinter v. 356 noch die Zeile *σιγῇ δόμους εἰσβᾶσ' ἵν' ἔστρωται λέχος* brachten. Nach demselben Scholiasten fehlten die Verse Eur. Orest. 957—959 in einigen, der Vers Orest 1394 in vielen Handschriften. Das Zwiegespräch, das im selben Orest v. 1022—1046 zwischen dem Titelhelden und Elektra stattfindet, ist distichisch durchgeführt; jede von beiden Personen spricht immer zwei Zeilen. Schon darum ist ib. v. 1022 ff., wo dem Orest drei Verse zufallen:

Schauspielerinterpolationen

οὐ σῖγ' ἀφεῖσα τοὺς γυναικείους γόους
στέρξεις τὰ κρανθέντ'; οἰκτρὰ μὲν τάδ', ἀλλ' ὅμως
[φέρειν ἀνάγκη τὰς παρεστώσας τύχας],

der dritte Vers schwer verdächtig. Der Scholiast aber merkt zu dem *ὅμως* im v. 1023 an, daß es elliptisch stehe: *λείπει τὸ δεῖ φέρειν.* Damit ist bewiesen, daß er die verdächtige dritte Zeile mit dem *φέρειν ἀνάγκη* gar nicht las; sie fehlte noch in seinem Exemplar. Derselbe fügt noch weiter hinzu: *τινὲς δὲ γράφουσιν· οἰκτρὰ μὲν, ἀλλ' ὅμως φέρε.* Auch dies führt auf dasselbe.

So wie in dem letzten Beispiel der Interpolator die elliptische Ausdrucksweise des voraufgehenden Verses ergänzen wollte, so steht es auch bei Lukrez IV 229. Lukrez lehrt dort, daß die Sinneswahrnehmung durch Loslösung kleinster Teilchen der wahrgenommenen Gegenstände, die unausgesetzt durch die Luft uns zufließen, zustande komme:

Lukrez 4, 229

Nec mora nec requies inter datur ulla fluendi,
Perpetuo quoniam sentimus et omnia semper.

[1]) Siehe Th. Gomperz, Ztschr. österr. Gymnas. 1866 S. 692.

Ein Leser vermißte zu *omnia* ein regierendes Verbum und fügte die schlechte Zeile hinzu:

Cernere odorari licet et sentire sonare.

Soweit der Überblick über die verschiedenen Arten der Interpolationen, denen zumeist durch Ausscheidung, seltener durch Korrektur abzuhelfen ist. Wo solche Interpolationen größeren Umfang annehmen, wie am Schluß der Aulischen Iphigenie, greift ihre Beurteilung in das Gebiet der höheren Kritik, von der wir an dieser Stelle nicht handeln, hinüber. Zum Abschluß sei nur noch an einige berühmtere Beispiele unechter Texteinlagen erinnert.

Πολύστιχος Homers

Den Homertext haben die griechischen Grammatiker seit dem 3. Jahrh. n. Chr. sorglich gehütet. Doch wurde daneben mit den Epen Homers in populären Buchabschriften sehr frei umgesprungen. Erwähnt wird uns die *πολύστιχος* (*ἔκδοσις*), für welche Bezeichnung man lange Zeit keine sichere Erklärung hatte, bis sich auf Papyri Reste von Homerexemplaren fanden, in denen sich planvoll Zeilen in den feststehenden Vulgattext des Homer eingeschoben finden, so daß auf etwa zehn überlieferte je ein „Zuwachsvers" kommt.[1]) Eine solche *ἔκδοσις* konnte mit Grund „vielzeilig" heißen. Es kann uns dies an das geschmacklose Verfahren jenes Pigres erinnern, der gar, ohne doch den Inhalt irgendwie zu bereichern, an beliebigen Stellen Pentameter in den Homertext einfügte.

Interpolationen im Vergil

Besser hüteten die Schulmänner die Aeneis Vergils, oder richtiger, dies Epos hat das lesende Publikum nie in gleichem Grade wie Homer zu phantastisch amplifizierender Beschäftigung angelockt. Nur die vergilischen Halbverse suchte man gelegentlich zu ergänzen.[2]) Donat und Servius sagen, daß vor dem ersten Buche und vor dem *arma virumque cano* noch die vier Verse standen:

Ille ego qui quondam gracili modulatus avena eqs.

Aber schon Varius, der erste Editor, habe sie einst entfernt. Wirklich stehen sie in keiner uns erhaltenen Vergilhandschrift von erster Hand. Daß sie von Vergil herrühren und Varius sie fortließ, wird heute niemand glauben. Denn sie tragen denselben Stempel bewußter Fälschung wie der Culex.

Auch hinter Aen. III 204 gibt der Kommentator drei unechte Verse; aber auch sie fanden in keine Handschrift Aufnahme;[3]) und dazu kommt noch die seltsame Helenaepisode von 22 Zeilen im zweiten Buch der Aeneis v. 567 ff., die in unseren guten Handschriften wiederum sich gar nicht vorfindet. Auch Servius kommentiert sie nicht, er zitiert sie nur im Vorwort zu Buch I, erwähnt sie außerdem zu II 592; der plenior commentarius gibt ihren Wortlaut in seiner Anmerkung zu II 566, mit der einführenden Notiz, Varius und Tucca hätten sie vergessen (*obliti*), während sie nach Servius a. a. O. „entfernt, ausgeschieden worden sind" (*sublati*).

[1]) A. Ludwich, Die Homervulgata, Leipz. 1898, S. 140.

[2]) So Aen. 3, 661; 5, 595; Bücheler, Rhein. Mus. 34 S. 623; wird bei Seneca epist. 94, 28 der vergilische Hexameter mit *piger ipse sibi obstat* ausgefüllt, so zeigt die Elision in *sibi obstat*, die der Zeit Senecas sonst ziemlich fremd ist, eine grade dem Vergil eigentümliche Licenz, vgl. *ubi ingens*, Aen. I 99; Eskuche im Rhein. Mus. 45 S. 408 u. 386.

[3]) Vgl. Ribbeck, Prolegomena S. 273.

Daß Servius sie für unecht hielt, sagt er uns nicht, aber er tadelt ihren Inhalt. Sicher ist, daß sie nie in einem antiken Vergilexemplar an der Stelle standen, für die sie berechnet sind, kein römischer Leser hat sie jemals da gelesen, wo wir sie lesen, und nur in Kommentaren wurden sie weitergeschleppt. Ich bin geneigt, auch diese Verse für unecht zu halten, wennschon die Argumente, die sich geltend machen lassen, nicht vollkommen zwingend sind.[1]) Daß Vergil an der betreffenden Stelle eine Hellenaepisode zu geben beabsichtigte, beweisen die Verse 595, 601 f. Es wäre also anzunehmen, daß er sie entweder unausgeführt ließ oder aber, daß er die vorläufig hergestellte unterdrückt hatte. Ein Interpolator suchte nachzuhelfen, aber seine Verse gelangten nie in den Text.

Ähnlich wie hier bei Vergil steht es mit den seltsamen und sicher sehr alten Versen *Lucili, quam sis mendosus teste Catone* eqs. am Anfang der Horazsatire I 10. Horaz Sat. I. 10

Ein Produkt historischen Studiums sind die Einschaltungen der Olympiadenangaben in Xenophons Hellenika, die von Xenophon selbst nicht herrühren können. Denn wir wissen, daß dem Datierungsverfahren der Historiographie zuerst von Timaeus die Olympiadenrechnung zugrunde gelegt worden ist.[2]) Schließlich sei dann noch an einen anderen Historiker, Xenoph. Hellenika

[1]) Das *erranti* v. 570 widerspricht der Ortsangabe in v. 458 und 632. Wären die Verse echt, so müßte Vergil, als er sie schrieb, den Standort des Aeneas sich anders gedacht haben, als wir ihn jetzt im v. 458 vorfinden. Der Rettungsversuch von GERLOFF, Vindiciae Vergilianae, Jena 1911, genügt mir nicht. Was den Text selbst betrifft, so ist das *sceleratas poenas* v. 576 unanstößig (s. die Anmerkung bei DEUTICKE-JAHN): auch *coniugium* v. 579 läßt sich in dem Sinn von *commercium quod Helena cum marito habet* verteidigen: es steht also nicht für *coniugem*. Anstößig bleibt dagegen das *natos* in v. 579 (Aeneas müßte über Helenas Kinder schlecht unterrichtet sein), noch mehr das beispiellose *nefas* v. 585, das sonst nirgends, auch nicht Catull 68, 89 und Aen. 8, 688, von einer Person gilt, und ebenso die *merentes poenae* v. 585. Ferner wird im v. 577 bei der Einführung des Selbstgesprächs ein einführendes Verbum im Sinne von *inquam* vermißt. In zwei Fällen aber gilt es erst die Lesung festzustellen; denn sowohl im v. 585 wie 587 wird willkürlich und falsch geändert. Schreibt man dort *nec habet victoria laudem*, so fehlt ein *haec*; denn Aeneas spricht nicht vom Sieg im allgemeinen, sondern von „diesem" Sieg über das Weib Helena. Das vermißte *haec* ist aber wirklich überliefert, somit ist mit den Handschriften zu lesen:

namque etsi nullum memorabile nomen
feminea in poena est, h a b e t h a e c victoria laudem,
extinxisse nefas, t a m e n; et sumpsisse merentis
laudabor poenas animumque explesse iuvabit
u l t r i c i s f a m a e et cineres satiasse meorum.

Das *tamen* ist also weit nachgestellt, und wir haben *habet tamen haec victoria laudem* zu verbinden. Ob Vergil selbst sich solche Wortstellung gestattete, steht dahin; aber dies ist ja allem Anschein nach nicht Vergil. Sodann befremdet zwar das *ultricis famae* am Schluß dieser Zeilen, allein auch dies ist richtig überliefert. Denn wenn der Dichter hier *explere* mit dem Genitiv konstruiert, so ist das zwar unvergilisch, aber es war dafür *implere* c. gen. (*implentur Bacchi carnisque* u. ä.) das Vorbild. Der Sinn aber ist, daß Aeneas seine Seele mit dem Ruhm (*fama*) genommener Rache erfüllen und sättigen will, und das sprachliche Novum besteht hier darin, daß *fama ultrix* für *fama ultionis* steht; allerdings ein Novum, aber nicht ohne hinreichende Analogie; denn ganz ebenso schreibt Properz II 32, 21 *fama pudica* für *pudicitiae fama*. Wo ist da der Unterschied? Wir haben also nicht nötig, hier für den v. 587 Konjekturen zu machen, die sämtlich schlechter sind als das Ueberlieferte.

[2]) Siehe G. UNGER, Die historischen Glosseme in Xen. Hellenika, Sitz.ber. d. Münchener Akad. 1882 S. 238.

Josephus Arch. 18, 3

an Josephus erinnert, in dessen Jüdischer Archäologie 18, 3 sich das Kapitel über Jesus Christus findet, der gekreuzigt und gestorben und am dritten Tage auferstanden. Dies Kapitel war lange Zeit ein beliebtes Zeugnis zur Bestätigung des Evangelienberichtes. Die Unechtheit ist aber schon im 18. Jahrhundert erkannt worden (Richard Simon und Gibbon). Die älteren Kirchenväter, denen die Stelle sehr willkommen gewesen wäre, machen von ihr nie Gebrauch; Eusebius ist der erste, der sie anführt. Daß die Stelle da, wo wir sie finden, lose sitzt, ja, den Zusammenhang stört und auch gar nicht zur Art des Josephus paßt, liegt auf der Hand.

„Hat Jesus gelebt?“ Über diese „Frage“, die in Wirklichkeit keine Frage ist, sind in jüngster Zeit Debatten geführt worden, die ich für höchst überflüssig halte. Dabei hat Arthur Drews die längst abgetane Behauptung wieder erneut, das wichtigste Zeugnis aus der Profanlitteratur, das Tacituskapitel Annal. 15, 44, das mit Nennung des Pontius Pilatus von Christi Hinrichtung unter Kaiser Tiberius berichtet, sei eine Fälschung. Warum? Nur, weil es eben von Christus erzählt. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, dem, wie dieser Sachverhalt ergibt, eine eigentlich philologische Erziehung fehlt, es unternehmen kann, über den Textzustand der Tacitusschriften ein öffentliches Urteil abzugeben. Daß das Kapitel echt, sieht wohl jeder Kenner; denn seine Abfassung zeigt getreu jenen Taciteischen Stil, der nie hat imitiert werden können und den man im Altertum auch nie zu imitieren versucht hat.

Tacit. Ann. 15, 44

Grundsätze für die Ansetzung von Athetesen

Derartige Interpolationen sind innerhalb des Tacitustextes überhaupt nirgends aufzufinden, und das ist begreiflich; denn Tacitus ist nachweislich nie Gegenstand eines solchen Studiums, das zu freien Eingriffen und Textumgestaltungen schreitet, gewesen.[1]) Dies aber gibt uns schließlich Anlaß, einige Regeln aufzustellen, die für die Ansetzung von Athetesen ernstlich in Betracht kommen, Forderungen, denen vor allem auch die fanatischen Interpolationsjäger des 19. Jahrhunderts einst nicht entsprochen haben: ich denke an Hofman Peerlkamp und Lehrs, die den Horaz, an Ribbeck, der den Juvenal zerfleischte. Erstlich ist der Nachweis nötig, daß der betreffende Autor in der Zeit, in der die angeblich unechten Partien entstanden sein sollen, auch wirklich viel gelesen worden ist; es gilt zu zeigen, ob er da viel zitiert, imitiert wird, ob er Schulautor war. Das trifft schon sogleich für Horaz' Oden nicht zu. Daher sind auch Properz, Tibull, Sallust[2]) so unerweitert auf uns gekommen.

Zweitens aber genügt der Nachweis nicht, daß ein Wort oder ein Satz oder ein Abschnitt in den Zusammenhang, in dem er sich befindet, entbehrlich scheint. Die Entbehrlichkeit ist ein zu billiges Argument. Es muß hinzukommen entweder der Nachweis eines Sinnfehlers oder eines Sprachfehlers (so steht in Euripides' Medea 262 ἣν ἐγήματο statt

[1]) E. Cornelius, Quomodo Tacitus in hominum memoria versatus sit. Marburg 1888; Schanz, Röm. Litteraturgesch. § 439 a.

[2]) Das falsche Zitat bei Charisius und Diomedes aus Catilin. 61, 3 weist nicht auf Interpolation.

ἔγημε, so steht bei Lucrez I 454 der nom. *intactus* für „das Nichtberühren“, welches Wort nur ablativisch möglich) oder der eines metrischen Verstoßes (Eurip. Ion 1: *νώτοις οὐρανόν*, spondeisches Wort vor kretischem; Iphigen. Aul. 1580 Anapäst im vierten Fuß des Trimeters), oder aber endlich der Erweis, daß die Überlieferung selbst schwankt, so daß die Kritik die Freiheit hat, sich für die kürzere Fassung zu entscheiden und die breitere abzulehnen. Ich bin, beiläufig, gewiß, daß in Horaz' Oden nicht eine einzige Zeile unecht, auch nicht einmal 4, 8, 17, trotz Bentley und allen, die auf Bentley schwuren. Die ganze Ode 4, 8 zerbröckelt ohne diesen inkriminierten Vers. Doch kann dies hier nicht näher dargelegt werden.

Diese Erörterungen haben uns indes hie und da schon auf das Gebiet der höheren Kritik hinübergeführt, und ich werde sie später an geeigneter Stelle wieder aufzunehmen haben.

IV. Die höhere Hermeneutik.

A. Persönlichkeit und Werkgattung.

Ich habe im Voraufgehenden Beispiele für die minutiöse Arbeit der emendatio angeführt, die die Pflicht jedes Editors ist. Denn diese Pflicht wird nie aufhören, und die Zeit ist nicht abzusehen, wo etwa einmal alle Textschäden sicher geheilt uns vorlägen. Selbst im Persius bleiben zweifelhafte Lesungen. Von dieser kleinsten oder subtilsten Aufgabe führt uns unser Gegenstand nunmehr zu dem Größesten und Umfassendsten weiter, zu den Fragen der Auslegung der Schriftwerke im höheren Sinne des Worts. Es sind vornehmlich die Fragen nach dem Plan der Werke und der Durchführung des Plans, sodann nach den Quellen der Werke und ihren Vorbildern.

Bevor ich dieser Aufgabe indes nahetrete, gilt es, ein Wort über den Einfluß der Person des Autors selbst auf die Natur seines Werkes vorauszuschicken. Damit nehme ich hier ergänzend die Erörterungen wieder auf, die ich früher (S. 64 f.) über den Einfluß der schriftstellerischen Individualität auf die Sprache angestellt habe.

Frühe Klassifikation der Litteraturgattungen

Es ist notwendig und im Ganzen auch durchführbar, jedes Werk einer bestimmten Litteraturgattung zuzuweisen. Das Altertum selbst ist uns mit dieser Klassifikation vorangegangen, und ihm verdanken wir diese Unterscheidungen.[1]) Denn bei der herrlichen Entfaltung der griechischen Litteratur hat sich sehr bald die Theorie ihrer Erzeugnisse bemächtigt, sie geordnet, ihre Merkmale festgestellt. Ganz alt sind die Grundunterscheidungen der *ἔπη*, des *ἴαμβος*, *ὕμνος*, *διθύραμβος*, *νόμος ὄρθιος*, Paean u. a. Dabei waren manche Begriffe, wie *τραγῳδία*, *κωμῳδία*, schon zu des Aristoteles Zeit schwer zu deuten. Man schwankte über ihre Herkunft und eigentliche Wortbedeutung. Gleich nach Aristoteles bereicherte sich dann die Terminologie zusehends; die „Elegie“, die bisher zumeist *ἔπη* hieß, erhielt definitiv ihre besondere Bezeichnung, für die verschiedensten Arten der Melik wurden je nach ihrem Zweck Benennungen: *ὑπόρχημα*, *ἐπιθαλάμιος*, *ἐπίνικοι*, *ἐγκώμια*, *Ἀδωνίδια*, *δαφνηφορικά* u. a. aufgebracht und die Ausgaben der betreffenden Dichter danach angeordnet. In Wirklichkeit ist solche Schachtelung des Schriftbestandes nach Gattungen natürlich nicht scharf durchzuführen (gewisse Spielarten der Tragödie gehen in die Komödie über, gewisse Hymnen sind episch u. s. f.), und das Schablonisieren beeinträchtigt oft das Verständnis, statt es zu erleichtern. Doch kam ihm im Altertum die Tatsache zur Hilfe, daß die verschiedenen Künste viel mehr als heute schulmäßig oder genossenschaftlich betrieben wurden. Wenn jeder Meister seine Kunst in einem engeren

[1]) Nützlich sind solche Arbeiten wie J. Kayser, De veterum arte poetica. Leipz. 1906.

Fach von seinem Vorgänger oder Kollegen wie Plautus von Naevius durch persönlichen Umgang lernte, so begünstigte dies die Konservierung des Typus der Gattungen bedeutend.

Über unsere modernen Dichter besitzen wir die zuverlässigsten Biographien, oft bis zum unleidlichsten Detail, und können ihre Werke darum durchgängig als Ausfluß ihres persönlichsten Wesens verstehen oder doch zu verstehen suchen. Weil wir Lessings helle, kluge, scharfe, verstandessichere persönliche Art auch sonst kennen, begreifen wir, wie seine Dramen so ausfallen mußten, wie sie sind. So ändert sich Schillers Kunst mit ihm selbst. Goethes Dichtungen sind sublimierte Produkte seiner inneren Erlebnisse. Blicken wir auf die Antike, so sind wir eigentlich nur bei Cicero in der Lage, ähnliches festzustellen, weil unsere biographischen Nachrichten sonst nicht ausreichen. Persönlichkeit

Ich rede hier nicht von der Autobiographie,[1]) auch nicht von den Epistolographen, die, wenn nicht im Zweck, so doch in der Wirkung dasselbe wie jene erreichen. Denn die Epistolographie eines Plinius kommt der Selbstbiographie gleich. Augustins Confessionen, in denen der fromme Mann drangvoll das eigene Leben in überciceronischer Wortfülle noch einmal durchlebt, kommen den Bekenntnissen Ciceros an Atticus sehr nahe. Und eine solche Selbstdarstellung ist schließlich auch nur eine Litteraturgattung unter vielen geworden. An dieser Stelle richtet sich das Interesse vielmehr darauf, inwieweit der Charakter und die tiefinnerste Natur der Autoren die Art ihrer Schriftstellerei beeinflußt haben. Wirklich persönlich genauer bekannt sind uns außer Cicero nur solche Männer wie Marc Aurel, Julian der Apostat und Julius Cäsar. Denn sie gehören der großen Geschichte an, und ihre Schriften werden daher von uns ganz besonders mit Hinblick auf den Autor selbst gelesen. Brief und Autobiographie

In Marc Aurels Monologen (*εἰς ἑαυτὸν*) besitzen wir ein Unikum, das Lebensbrevier des arbeitsamsten und gütigsten Herrschers, das er sich selbst geschrieben, und wer es gern und zur eigenen Seelenstärkung liest, der wird sich dabei den Mann der Pflicht, der es geschrieben, immer vergegenwärtigen. Das Buch ist wie ein Mensch. Julians erhaltene Schriften sind dagegen feinsinniges Mittelgut, und man wird sie schwerlich je um ihrer selbst willen studieren. Neben diesen Ich-Werken steht dann Julius Cäsars klassischer Kriegsbericht aus Gallien, diplomatisch zugestutzte Relationen, die um jeden Preis objektiv scheinen wollen und jede Ich-Färbung ablehnen. Eben in diesem Unpersönlichen trägt das Bellum Gallicum den Stempel der staatsmännischen Persönlichkeit seines großen Verfassers. Der Werkcharakter erklärt sich ebensosehr aus dem politischen Zweck des Werks wie aus dem Naturell dessen, der es geschrieben. Mark Aurel — Julian — Julius Caesar

Günstigere Beispiele sind Horaz und Vergil, die wir aus ihren Viten gleichfalls bis zu einem gewissen Grade persönlich kennen. Doch das sind abgesungene Dinge. Vergil wird uns als mimosenhaft scheu, brav und keusch, als dörfliche Natur, dem die großstädtische Reklame nur Pein schafft, geschildert, und wir begreifen, daß dieser verzärtelte Bauer Vergil und Horaz

[1]) Vgl. G. Misch, Geschichte der Autobiographie. I. Leipzig 1907.

in seinen Büchern vom Landbau sein Schönstes schuf. Die Georgica haben eine ganz persönliche Note, und eben dadurch ist es möglich geworden, daß in ihnen das vollendetste Lehrgedicht vor uns steht, das die Menschheit besitzt. Eine eigentliche Kunstanalyse des Werkes fehlt noch immer. Wer wird sie uns geben? Horaz, der derb zugreifend verständige, behagliche, joviale, umgängliche Mensch, ein Lebenskünstler aus Epikurs Schule, der freimütig, gradeweg und unverfroren mit jenen Männern der großen Welt, die Vergil floh, verkehrte: so wird er uns geschildert, und so werden uns seine Satiren und Briefe verständlich. Die Gattung des poetischen Briefes hat Horaz gradezu kreiert. Horaz ist Dichter der Ansprache und des „Du“, und seine meisten Sachen sind ohne persönliche Adresse nicht denkbar.

Aus dem Naturell derselben Männer erklärt sich dagegen nicht das Entstehen der Aeneis und der Oden, die sie wohl auch nie zu schreiben unternommen hätten, wären nicht äußere Ansprüche an ihre Kunst herangetreten. Der Patriotismus, der litterarische Ehrgeiz schob sie zu diesen Leistungen vorwärts, und so sind wir nun wiederum imstande, die offenkundigen Schwächen dieser berühmtesten Werke aus der Person ihrer Urheber selbst abzuleiten. Ich meine den oft so künstlichen, kühl berechneten Schwung der Oden, ich meine die Schwächlichkeit des vergilischen Heldentums, das nichts fertig bringt, als daß die Fata sich erfüllen. Vergil, der Landmann, läßt das Schicksal in seinem Epos wie das Saatkorn auf dem Feld allmählich sich selbst ausreifen. Was soll da noch der Menschenwille? Kaiser Augustus nannte den Horaz in jocoser Weise *purissimum penem* (Sueton p. 46, 1 R.), und an diesem Wort darf man nicht ändern. Denn Horaz hatte sich selbst in einer seiner beliebtesten Oden *integer vitae scelerisque purus*, also *purus* genannt; dies persifliert Augustus mit jenem *penis purissimus* und gibt dem Dichter zu verstehen, daß trotz aller puritas bei ihm eine gewisse männliche Lebensfreude stark entwickelt war.[1]) Denn *penis* ist so zu verstehen wie *Mentula* bei Catull (*peni deditum esse* Cic. ad fam. 9, 22, 2). Daran also muß denken, wer die ethische Haltung, den sittlichen Adel, der die Oden trotzdem auszeichnet, würdigen will. Des Horaz Zeitgenossen selbst schien diese Haltung auffällig. Die Dichtungsgattung wirkte erziehend und reinigend auf den Dichter.

Und Vergils Catalepton? Seitdem wir wissen, daß diese Gedichte persönlichster Note echt, sind sie für die Auffassung des Menschen Vergil die wichtigste Quelle. Denn aus der Jugendzeit stammen sie (es sind da Nummern aus den Jahren 48—45 v. Chr., und der Dichter ist also 22 bis 25 Jahre alt); für die Entwicklung jedes Menschen ist aber immer grade die Jugendzeit das Wichtigste. Die Vergilviten werden an Wert dadurch herabgedrückt, daß sie die Cataleptonsachen ignorieren. Neben-

[1]) Ich trage diese Erklärung allerdings nicht ohne Schwanken vor; denn *penis purus* könnte ja auch heißen: „der nichts ist als ein penis“. Für diese Auffassung ließe sich besonders der im Juvenal hinter 6, 365 neu aufgetauchte Textabschnitt geltend machen, wo wir v. 28 lesen: *purum te contendo virum*, d. h. „du bist keine Thaïs, sondern nichts weiter als ein vir“.

sächlich ist, daß wir aus ihnen lernen, daß Vergils Eltern wohlhabend, daß der Vater *figulus*, Töpfereibesitzer,[1] und daß der Dichter selbst, im Jahre 49 oder 48 von Cäsar als Soldat angeworben, sich für den Waffendienst als zu schwächlich erwies;[2] wichtig dagegen, wahrzunehmen, daß auch dieser später so abgeklärte Mensch seine Flegeljahre hatte, daß er im Train der frechen Jugend auch lustige und boshafte Späße trieb (c. 6; 10; 12), ja, tief in den Schmutz griff, um andere damit zu bewerfen (c. 13), bis in den drei anmutigen Priapeen, mit denen die Sammlung sich eröffnet, der ländlich idyllische Ton und der Gartenfreund in ihm obsiegt.

Die Genien, die wir besonders verehren, sind die großen Archegeten, die Schöpfer neuer Gattungen, die Eröffner neuer Bahnen: wie nach Vollendung des homerischen Epos Hesiod in den Werken und Tagen und Archilochos in den Jamben endlich die große Tat wagten, von sich selbst zu reden, die Ich-Poesie zu eröffnen; wie Aeschylus die Tragödie dadurch schuf, daß er die bocksmäßig ausgelassene Liturgie der Dionysien in Athen in eine feierlich heilige Handlung umwandelte, das prunkvolle δρᾶμα der Eleusinien auf sie übertrug.[3] Die meisten Charakteristiken der Autoren aber, die die heutige Litteraturgeschichte zu geben versucht — und auf sie muß ich hier verweisen — bewegen sich dabei im Kreise. Denn die Dichter sind uns tatsächlich zu wenig bekannt. Plato gibt uns freilich im „Gastmahl" von Aristophanes einmal eine flüchtige Blitzlichtaufnahme (sowie Ion von Sophokles): doch ist damit wenig gewonnen. Wir sind im Grunde doch vielmehr auf die Werke des Aristophanes selbst angewiesen und erschließen, indem wir uns, wie gesagt, im Kreise bewegen, aus den Werken den Charakter des Autors, um aus dem so erschlossenen Charakter dann wieder die Werke selbst abzuleiten. Das gilt von vielen Autoren. Als lesenswerte Versuche dieser Art seien E. Schwartz' „Charakterköpfe"[4] genannt, das sind solche aus dem Nachlaß der Autoren selbst erschlossene Bilder: Thukydides, der illusionslose Mann der Tatsachen; Pindar, der kunstreichste der Sportsänger und blaublütige Aristokrat u. s. f. Jedenfalls ist das Wesen dieser Persönlichkeiten für uns in ihrem Werk gänzlich aufgegangen, und es erschöpft sich darin, wie die Dryade und Baumseele im Wuchs des Baumes. So stand es einst auch mit den anderen starklebigen Lyrikern außer Pindar: Alcaeus, Simonides; sie gaben sich lebhaft persönlich selbst in ihren Versen; ja, Alkman, Alcaeus und Sappho nannten sich darin sogar selbst mit Namen.

Er-schließung des Persönlichen

Es gibt für den Biographen freilich noch eine weitere Auskunft, ein sinnfälliges Hilfsmittel, das wir für die Würdigung des Persönlichen besitzen und das im Voraufgehenden unerwähnt geblieben ist; das sind die Porträts oft höchster Meisterschaft, die uns die antike Plastik hinterlassen.[5] Wie vielsagend ausdrucksvoll und fesselnd ist nicht der Euripideskopf in

[1]) Vergebens ist diese Nachricht neuerdings in Zweifel gezogen worden. Sie wird bestätigt durch das Gedicht XII mit seinem Töpferwitz; oben S. 121 f.

[2]) Siehe Catalepton S. 144.

[3]) A. DIETERICH, Archiv f. Religionswissenschaft XI S. 181 ff.

[4]) Bei Theokrit, wie Schwartz ihn gibt, ist freilich von einem Charakterkopf wenig zu erkennen.

[5]) Außer BERNOULLI vgl. jetzt A. HEKLER, Die Bildniskunst der Griechen und Römer, Stuttgart 1912.

Neapel, wie klug und sprechend der Aesop in Villa Albani, wie innerlich wahr und fein die Demosthenes, Menander und Posidipp im Vatikan! Indes von der Analyse dieser Köpfe auszugehen, um gleichsam aus dem Ausdruck ihres Angesichts Herz und Nieren, Dichten und Trachten, Sinnen und Sorgen der Männer zu erschließen, ist aus mehr als einem Grunde selbst für den gelernten Physiognomiker prekär; und ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Entwicklung der Autoren

Es liegt in der menschlichen Natur, daß ein Autor sich nicht gleich bleibt, und bei den Versuchen, von denen ich hier rede, ist es von besonderem Wert, die Entwicklung aufzeigen zu können, die er in seinem langen Leben durchgemacht. Nach der sprachlichen Seite hin ist das verhältnismäßig leicht ausgeführt, und eine Fülle von Arbeiten für Xenophon, Plato, Demosthenes, Livius u. a. legt dies klar.[1]) Interessant ist es, wie sich einmal Augustinus hierüber äußert. Er sagt im Prologus seiner im hohen Lebensalter verfaßten Retractationes § 3 von seinen Schriften: *quicumque ista lecturi sunt, non me imitentur errantem, sed in melius proficiscentem: inveniet fortasse quomodo scribendo profecerim quisquis opuscula mea ordine quo scripta sunt legerit.* Auch Augustin ist sich also rückschauend einer Entwicklung nicht nur als Christ, sondern auch als Stilist bewußt, die jeder Leser seiner Schriften soll bemerken können; dieselbe ist in allen umfangreicheren Autoren nachzuweisen. Dies ist daher die Stelle, wo wir eine Forderung erneuern müssen: die Forderung erschöpfender Speziallexika für sämtliche Autoren. Denn nur mit ihrer Hilfe ließe sich die Anschauung einer Stilentwicklung wirklich gewinnen und deutlich machen, die eine der wichtigsten Aufgaben wissenschaftlicher Interpretation ist. Wie viel Mühe würde unseren Platonikern erspart, wären sie nicht noch immer auf Asts Platolexikon angewiesen!

Für Plutarch und die Frage nach der Echtheit seiner Schriften hat sich die Beobachtung des Hiats, resp. der Vermeidung des Hiats als nützlich erwiesen. Das ist nur eine Kleinigkeit, die ich hiermit zur Sprache bringe, aber sie ist geeignet, das Gesagte zu erläutern. Denn es steht jetzt fest, daß Plutarch anfangs in der Zulassung des Vokalzusammenstoßes sorgloser war und erst allmählich seine Kunst in dieser Hinsicht verfeinerte. Am Hiat sind also seine Jugendschriften zu erkennen. Besonders sorglich abgefaßt sind z. B. die späten Schriften „An seni sit regenda res publica“ und „De capienda ex inimicis utilitate“; im Gegensatz dazu stehen Jugendarbeiten wie „De fortuna Romanorum“, „De vitioso pudore“, „De esu carnium“.[2]) Ähnlich steht es mit der Beobachtung der Satzklauseln bei Seneca; auch sie zeigen eine Entwicklung des Autors.[3])

Wichtiger aber noch als die sprachliche ist die geistig persönliche Entwicklung der Autoren. Daß des Pindar Dichterleben in drei Perioden sich abspielt, hat einst schon Leop. Schmidt mit unzureichenden Mitteln und in zaghafter Weise darzulegen versucht. Daß Thukydides seinem

[1]) Demosthenes' Jugendreden weichen von den späteren sprachlich ab. Siehe Blass, Att. Redner III S. 245 f., u. s. f.

[2]) Vgl. O. Kolfhaus, Plutarchi de communibus notitiis librum genuinum esse demonstratur, Marburg 1907.

[3]) Bourgery, Revue de philol. 34 S. 167 f.

Stoff im zweiten Teil seines Werks ganz anders gegenübersteht als im ersten, ist augenfällig; er hatte inzwischen den Fall Athens erlebt. Xenophon bleibt sich als Doktrinär erschrecklich gleich; aber ein Wichtiges, seine Stellung zu Athen, ändert sich im späteren Verlauf seines Lebens: daher seine *Πόροι* und seine Schriften über Reiterdienst, auch gewisse Kapitel im dritten Buch der Memorabilien. Plato beginnt seine Schriftstellerei mit kleineren Dialogen, die in Aporien enden; es folgen die großen Untersuchungen, die zur Ideenlehre führen; als er alt wird, schließt er den Kompromiß der Forderungen der Ideenwelt und der Scheinwelt, und der Forscher und Elenktiker wird zum Prediger und Offenbarer (Timaeus). Auch der Platonische Dialog selbst aber entwickelt sich: denn erst dient er der Verteidigung des Sokrates (Kriton, Laches), dann seiner Glorifizierung (Symposion); auch weiterhin bleibt Sokrates der Träger der Platonischen Gedankenarbeit (Staat, Kratylos), bis endlich die Kunst des Dialogs ermüdet und das Bild des Sokrates selbst gleichzeitig verblaßt (Parmenides, Gesetze).

Juvenal beginnt erst als Fünfzigjähriger, Satiren zu dichten; um so achtsamer sind seine Schlußbücher darauf anzusehen, daß da ein Siebzig-, Achtzigjähriger zu uns redet. So halten wir auch gewisse Schwächen im Panathenaïkos des Isokrates dem inzwischen neunzigjährigen Verfasser zugute.[1]) Minder ernst ist die Senilität bei Martianus Capella zu nehmen, der im Schlußgedicht seiner Nuptiae Philologiae et Mercurii allerlei grobe metrische Schnitzer begeht; das ist nach der raffinierten Weise dieses Skribenten absichtlich gemacht, um anzudeuten, daß er nun alt geworden (*canescit*, wie er selbst sagt) und seine Kunst in die Brüche geht.[2])

Dagegen nun wieder Properz; er wird allmählich Cynthia-müde, und der Charakter seiner Elegie verändert sich schon im dritten Buch merklich; aber seine Kunst steigert und bereichert sich bis zum Ende. Wie endlich die großen Theaterdichter, Aeschylus, Euripides, im technisch Dramaturgischen und z. T. auch in der Wahl der Gegenstände sich entwickeln, ist seit langem Gegenstand sorglicher Beobachtung. Ich erinnere an U. v. Wilamowitz' Analecta Euripidea. Das gleiche müßte auch für die zwanzig Komödien des Plautus nachzuweisen möglich sein; eine nützliche Vorarbeit dazu ist H. Kellermann, De Plauto sui imitatore, Leipz. 1903.

Für solche Untersuchungen ist es besonders günstig, wenn sich in den Autoren zahlreichere Selbstwiederholungen vorfinden; denn alsdann läßt sich bisweilen erraten, wo der Autor den Gedanken, um den es sich da handelt, zuerst bringt und wo er ihn nur wiederholt. Dies ist bei Plautus leider nicht oft genug nachweisbar, öfter dagegen bei Xenophon, und kein Schriftsteller scheint für solche Beobachtungen geeigneter als dieser. Denn Xenophon legt seine kleinen Weisheiten auf das naivste bald dem Sokrates in den Sokratesschriften, bald dem Kyros in der Kyropaedie in den Mund. Besonders verräterisch sind die militärischen Vor-

[1]) Ein milderes Urteil über den Panathenaikos begründet P. Wendland in den Nachrichten der Gött. GW. 1910 S. 137 ff.

[2]) Vgl. A. Sundermeyer, De re metr. et rhythmica Mart. Capellae, Marburg 1910, S. 33.

träge, die Sokrates in Memorab. Buch III hält. Joh. Dahmen[1]) hat die Stellen gesammelt, unter sich verglichen und den wahrscheinlichen Schluß gezogen, daß Xenophon zuerst Memorab. I u. II schrieb, dann die Kyropaedie abfaßte, erst danach das dritte und vierte Buch der Memorabilien hinzufügte.

Zurücktreten des Persönlichen

So weit das Persönliche. Im übrigen bleibt der Satz bestehen, daß die verschiedenen Litteraturgattungen, Epos, Tragödie u. s. f., ihre feste Tradition haben; die Gattung stellt ihre Forderungen an den Schriftsteller, und dieser sucht, indem er konzipiert und schafft, das Ideal der Gattung irgendwie neu zu verwirklichen. Wie die Aufgabe der Ode den Horaz über sich selbst hinaushob, haben wir vorhin gesehen. Viele aber lösen die Aufgabe auf eine bequemere Art, indem sie sich begnügen, ihre Vorgänger unselbständig nachzuahmen, und an die Stelle des *ποιεῖν* tritt das *παραποιεῖν*. Dahin gehören viele Namen von Komikern, Epikern, Historikern (man halte etwa Silius Italicus neben Vergil). Attische Redner wie Lysias versetzten sich ferner als *λογογράφοι* in die Person ihres Klienten, und der Klient sprach die Rede, die sie auf Bestellung für ihn ausgearbeitet hatten; dies war wiederum eine starke Hemmung des Individuellen. Und so bringt es die Litteraturgattung endlich dahin, daß der Charakter des Werkes zu dem des Verfassers gradezu im Widerspruch steht. Am Sallust bemerkte das schon das Altertum. Persius war als Mensch mädchenhaft sanft; seine Satiren sind bissig und scheltend, als hätte der Hund Diogenes sie geschrieben. Insbesondere aber ist dieser Gesichtspunkt für die laszive Poesie wohl zu beachten. Eine priapisch freche Gedichtgattung bestand; die anständigsten Leute wie Plinius (Epist. 4, 4) gaben sich dazu her, gelegentlich einmal für sie einen Vers zu liefern; sie trugen zeitweilig die Maske des Jambikers. So auch Apulejus (Apolog. 11); so Ausonius im Cento nuptialis. Nur so wird auch Vergils Epode, Catal. XIII, begreiflich. Und Catull c. 16 gab dazu das Motto: *castum esse decet poetam ipsum, versiculos nihil necesse est.* War doch auch unser Wieland ein Biedermann im Leben, frivol in seinen Schriften.

B. Zweck und Plan der Litteraturwerke.

Die höhere Hermeneutik wendet sich zur Analyse des Inhalts der Werke. Es gilt den Zweck des Werkes zu erkennen, und mit dem Zweck ist auch immer die Litteraturgattung, der es angehört, gegeben. Aus demselben Zweck des Werkes leitet sich weiter der Plan oder die Disposition des Werkinhalts ab. Diese Disposition ist also je nach dem Zweck, d. h. nach der Litteraturgattung verschieden. Wir steigen vom Einfachsten zum Komplizierten auf.

1. Kommentare.

Kommentare

Sie entbehren der Disposition, da sie nur den Inhalt des Textes verfolgen, den sie erklären. Wenn sie mehrere Bücher füllen (oben S. 83),

[1]) Quaest. Xenophonteae et Antistheneae. Marburg 1897.

so ist das keine Disposition, sondern eine Rolle genügte eben nicht, den ohne Absatz fortlaufenden erklärenden Text aufzunehmen. Die Buchteilung brachte hier keine stoffliche Gliederung zum Ausdruck. Zu unterscheiden sind von diesen Kommentaren die Marginalscholien, die nur Auszüge aus ihnen sind und die Vereinigung des zu erklärenden Textes mit der Texterklärung anstreben.

Der Kommentar kann aber auch die Form der Rede annehmen. Dahin gehört das Hexaëmeron des Basilius (nachgeahmt von Ambrosius), neun Homilien oder Betrachtungen, in denen die Schöpfungstage der Bibel naturwissenschaftlich erläutert werden.[1]) Hier brachte der Zweck sogleich auch eine Stoffeinteilung.

2. Lexika.

Lexika

Das Lexikon (ein übrigens unantiker Terminus) gruppierte die Wörter zumeist nicht sachlich, sondern in alphabetischer Folge (*κατὰ στοιχεῖον*), wobei vorwiegend nur der erste Anfangsbuchstabe der Wörter wie beim Verrius Flaccus (Festus), vereinzelt auch ihre sämtlichen Buchstaben (Hesych) berücksichtigt wurden. Verteilte sich solches Lexikon auf mehrere Bücher, so hatte das wiederum nur den äußerlichen Grund, daß eine einzelne Rolle eben das Ganze aufzunehmen nicht genügte. Das des Festus zerfiel in zwanzig Bücher; seltener begann bei ihm mit dem Anfang eines neuen Buchstabens, wie O und Q, ein neues Buch, sondern die Buchanfänge fielen meist mitten in einen Buchstaben; Buch XIII begann mit dem Wort *mulus* u. s. f.[2]) Eine Ausnahme zur Regel bietet die Compendiosa doctrina per litteras des Nonius Marcellus; denn hier ist der Sprachstoff auf Sachkapitel wie *De proprietate sermonum, de honeste set nove dictis, de indiscretis generibus* u. s. f. verteilt, die Einzelkapitel dagegen sind mehrfach alphabetisch geordnet. Dies ist der Hauptsache nach die Methode, die auch in Pollux' Onomastikon, Suetons Pratum und Verwandtem herrschte.

3. Varia.

Παντοδαπά

Gewisse Werke, besonders Sammelwerke, haben kein Ordnungsprinzip als das der Unordnung oder der Abwechselung; es sind solche, wie Plutarchs *Συμποσιακά* oder des Gellius Noctes Atticae, bei welchem Gellius wir zusammenhangslos hintereinander lesen: „wie groß Hercules gewesen“; „über den wahren Stoiker, nach Epiktet“; „ob man im Interesse eines Freundes eine Schlechtigkeit begehen darf“; „über eine Stelle in Cicero pro Cn. Plancio“ u. s. f. u. s. f. Die Kapitelteilung mit Kapitelüberschriften ist in solchen Werken ausgebildet. Hieran reihen sich Aelians Bunte Geschichten und überhaupt die Litteratur der *παντοδαπά*, die weite Ausdehnung hatte. Ich nenne noch des Antigonos Karystios *ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγή*. Ferner gehören aber auch die „Vermischten Gedichte“ der Alten hierher: Statius' Silven und schon Catulls nugae, das „varium carmen“, das auch im Versmaß wechselt.[3]) Dabei herrscht bei Dichtern

---

[1]) Vgl. Paul Plass, De Basilii et Ambrosii excerptis ad historiam animalium pertinentibus, Marburg 1905.

[2]) Vgl. ed. O. Müller p. XXXI f.

[3]) Siehe Vergil Catalepton S. 124.

wie Catull und Horaz in dem scheinbaren Wirrwarr doch ein feineres Anordnungsprinzip, nach dem zu forschen von großem Interesse und nicht ergebnislos ist.[1])

4. Anthologien und Exzerpte.

Digesta

Ein frühes berühmtes Beispiel für „Blütenlesen" war der *στέφανος* des Meleagros; er ordnete die Epigramme, die er aus verschiedenen Autoren sammelte, wenn nicht durchgängig, doch streckenweise alphabetisch.[2]) Die große Palatinische Anthologie, die uns vorliegt und erst im späten Mittelalter zustande kam, gruppiert die Gedichte statt dessen unter Sachrubriken, *ἐρωτικά, ἐπιτύμβια* usw. Welches das ursprüngliche Ordnungsprinzip der lateinischen Anthologie des codex Salmasianus[3]) war, ist nicht leicht zu ermitteln, und es liegt auch wenig daran. Jener Palatinischen Anthologie aber kommen prinzipiell die Pandekten Justinians, kommt auch das Sammelwerk des Oribasios über Landwirtschaft und des Stobaeus großes Florilegium gleich, drei gewaltige Thesauren antiker Weisheit, die erst unter der Herrschaft des Codexbuchwesens entstanden sind. Den drei Werken gemeinsam ist die Anordnung der Exzerpte in Kapiteln und unter Überschriften, die nach einem durchdachten System angeordnet sind. So gibt das Florilegium des Stobaeus im Kap. I die Überschrift *ὅτι θεὸς δημιουργός* und bringt uns dann ein Euripidesfragment über den Aether, der Zeus ist, dann des Arat Proöm, dann den Zeushymnus des Kleanthes etc.; sein zweites Kapitel gibt Belegstellen unter der Überschrift *περὶ προνοίας*, das nächste lautet *περὶ δίκης* u. s. f. Ganz ebenso sind in Justinians Digesten die Exzerpte aus den römischen Juristen nicht nur auf fünfzig Bücher, sondern auch in den Büchern kapitelweise übersichtlich unter Überschriften verteilt, I 1 *de iustitia et iure*; I 2 *de origine iuris*; I 3 *de legibus*; I 4 *de constitutionibus principum* u. s. f. Dies Verfahren aber ist antik; denn nicht anders steht es schon mit Valerius Maximus und seiner Anekdotensammlung, deren Inhalt unter Überschriften wie *de religione, de prodigiis, de somniis, de fortitudine, de moderatione* sich auf eine Fülle von Kapiteln verteilt. Das geistige Verdienst und die selbständige Arbeit besteht bei diesen Sammlern eigentlich nur in der Einteilung, in der getroffenen Auswahl und in der Formulierung der Überschriften.

Es folgen

5. die Historiker.

Drei Perioden der Hitoriographie

Hier gilt es drei Perioden zu unterscheiden. Die ältesten Historiker, wie Herodot, Thukydides und Xenophon, disponieren noch nicht nach Büchern, da zu ihrer Zeit noch jede Buchteilung fehlte, sondern erzählen im großen Zuge, wie der Stoff sie treibt, Thukydides jahrweise, nach Sommern und Wintern. Beim ersten Aufkommen der obligaten Buchteilung regte sich sodann der Trieb, jedes Buch nun auch sachlich zu verselbständigen. Von Ephoros heißt es bei Diodor 5, 1: *τῶν γὰρ βίβλων*

1) Für Catull s. Philolog. 63 S. 647 bis 471 und Rhein. Mus. 59 S. 448; für Horaz' Oden M. Schanz, Röm. Litt. § 256.

2) Ant. Buchwesen S. 388 f.

3) Siehe Anthol. lat. ed. Riese Bd. I.

ἑκάστην πεποίηκε περιέχειν κατὰ γένος τὰς πράξεις. Ebendeshalb wurde es bei den Historikern damals, und zwar in Nachahmung der Lehrschriftstellerei, auch zur herrschenden Sitte, jedes Buch mit einem Proöm zu versehen, durch das es verselbständigt wurde; s. Polyb und Diodor.[1]) Späterhin schreibt auch Appian noch so *κατὰ γένος.* Übrigens sucht Polybius von Buch VII an immer je zwei Jahre in einem Buch abzumachen, so daß wenigstens in gewisser Regelmäßigkeit Buchschluß mit Jahresschluß zusammenfällt. Etwa mit Livius beginnt eine dritte Periode: das angegebene Verfahren wurde jetzt größtenteils wieder aufgegeben, die Proömien der einzelnen Bücher nach dem Vorbild des Epos abgeschafft, zugleich aber jedes Buch nach demselben Vorbild des Epos wie eine Rhapsodie inhaltlich möglichst abgerundet und kurz gerafft. Meister in dieser neuen Kunst der Erzählung ist schließlich Tacitus, der wie ein Epiker, nein, wie ein Dramatiker jedes Buch gern mit einem eindrucksvollen Ereignis abschließt, Ann. XI mit Messalinas Tod, XII mit dem Tod des Claudius, und so oft.[2])

Roman

Zur Geschichtschreibung gehört gewissermaßen auch der griechische Roman, insofern er die Form der Geschichtserzählung nachahmt. Den Übergang vom Historienwerk zum Roman vermitteln die Heldenbiographien, wie sie uns in der Kyropädie des Xenophon und des Pseudo-Kallisthenes Alexandergeschichte vorliegen. Während aber diese Werke die Erzählung bis zum Tod ihres Helden führen, beschränkt sich der Liebesroman darauf, sein Geschick so weit zu verfolgen, bis er mit der Geliebten vereinigt ist; d. h. er ist in seiner Konzeption dramatisch, sentimental komödienhaft. Auch an diesem Roman ist nun aber oftmals dieselbe Geschicklichkeit in der Verteilung des Stoffs, die wir eben an Tacitus hervorhoben, wahrzunehmen. Besonders kunstvoll ist der Stoff in den „Ephesischen Geschichten“ des Xenophon Ephesius durch eine Rahmenerzählung zusammengefaßt.[3])

Auch von dem Satirenwerk des Petron und von des Apuleius Metamorphosen könnte man hier reden.[4]) Doch unterscheiden sich beide grade durch das, was ihnen gemeinsam ist, vom Roman oder von der erfundenen Historie; nämlich dadurch, daß beide Ich-Erzählung sind. Dazu kommt, daß das Werk Petrons sich selbst als „satura“ charakterisiert und Apuleius sich als Milesischen Erzähler ausgibt (vgl. oben S. 105 f.). Dies führt uns also zur Novelle und zur Menippeischen Satire hinüber.

6. Die kleinere Erzählung und die historische Kleinarbeit.

Rhapsodie. Ballade u.a

Die kleinere Erzählung kann den verschiedensten Zwecken dienen und daher auch vielgestaltig bald diesen, bald jenen Gesetzen gehorchen. Ich erwähne in aller Kürze 1. die Rhapsodie, aus der das große Epos erst entstand — die Batrachomyomachie ist ihre Parodie —; 2. die Hymnenerzählung nach Art des schönen homerischen Demeterhymnus; 3. die gesungene Ballade

---

[1]) Genaueres gibt R. Laqueur im Hermes 46 S. 161 ff.

[2]) Vgl. Antikes Buchwesen S. 137 f.

[3]) Allerlei künstliche Entsprechungen der Teile dieser Erzählung sucht O. Schissel von Fleschenberg nachzuweisen: Die Rahmenerzählung in den Ephesischen Geschichten des Xenophon von Ephesus. Innsbruck 1909.

[4]) Daß Petron eine schon vorhandene Romanlitteratur parodiert, also voraussetzt, zeigte R. Heinze, Hermes 34 S. 494 f.

des Bakchylides; endlich 4. das alexandrinische Epyllion, für das Callimachus in der Hekale ein Muster gab. Die Nereusode des Horaz, I 14, ist Ballade und erklärt sich erst aus des Bakchylides Vorbild. Balladen obszönen Inhalts waren auch die „Oden" des Laevius. Wesentlich anders sind dann aber wieder solche bildmäßigen und doch so dramatisch erzählten Ausschnitte aus der Sage, wie des Moschos Europa, in epischer Zeile, und wieder anders Reposians Concubitus Martis et Veneris, Anthol. lat. 253: eine glühend pathetische Schilderung, als erlebten wir eine Theaterszene.

Tierfabel. Novelle u. a. Auf dem Gebiet der Prosalitteratur aber unterscheiden wir 1. die Tierfabel Aesops, die erst in verhältnismäßig später Zeit sich in Verse kleidete; 2. das Märchen, sublimiert in des Apuleius Amor und Psyche (met. 4, 28 ff.); 3. die milesische Novelle, die sich als Anekdote mit lasziver Pointe bezeichnen läßt; Beispiel die Matrone von Ephesus bei Petron cap. 111; 4. die satirische, d. h. parodistische Erzählung, die ebensooft mit feinen wie mit groben Mitteln arbeitet; für sie ist Senecas Claudiussatire das glänzendste Beispiel; der Verfasser tut so, als sei er Historiker und wollte protokollarisch feststellen, was an dem und dem Tage in Rom und im Himmel passiert sei (*volo memoriae tradere*): eine Manier der Erzählung, die auf Menippos zurückging und uns auch aus Lucian, aus Varros Menippeen bekannt ist; auch Lucilius war schon von ihr beeinflußt. Die lachhafte Schreibweise springt hier oft in den erhabenen Ton, die Prosa in den Vers über; Zweck aber ist nicht die Parodie, sondern die Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen; Ernst im Scherz: *σπουδογέλοιον*. Zorn und Entrüstung stehn überall im Hintergrund der Satire, auch wo sie zum Schwank wird.

Monographie. Alles bisher Aufgezählte war aber nur Dichtung oder planvolle Entstellung gegebener Tatsachen. Wichtiger ist der ernsthafte Tatsachenbericht, erstlich in der Gestalt der historischen Monographie, wie sie in Sallusts Jugurtha und Catilinarischer Verschwörung vor uns steht. Dies sind gleichsam Einakter der großen Geschichtschreibung; ich habe sie einmal als „historische Tragödien" bezeichnet,[1]) eine Auffassung, die dann von Reitzenstein ausführlich begründet worden ist.[2]) Die Theorie für solche Monographien gibt Cicero in seinem Brief ad fam. 5, 12.

Biographie. Es folgt die Biographie, oft gedrängtester Form, wie bei Cornelius Nepos, die dann aber bei ihren hervorragendsten Vertretern zum Umfang eines halben, ja, eines ganzen Buches sich auswächst. Eine Litteraturgeschichte, wie wir sie haben, fehlt im Altertum; nur Ansätze dazu gibt Cicero im Brutus, Ovid im Buch II der Tristien, und Serien von *βίοι* wie in Varros Werk De poetis traten an die Stelle. Die Biographie hat sich aber in zwei Typen entwickelt,[3]) dem Plutarchischen und dem Suetonischen; der erstere Typus wahrt im Lebenslauf die natürliche Zeitfolge, der zweite schachtelt Ereignisse und Eigenschaften in bestimmte Rubriken. Das reiche Belegmaterial für die litterarische Form der Biographie hat Leo geordnet und gesichtet.[4]) Spielarten sind Xenophons Agesilaos und

[1]) Röm. Litteraturgeschichte, 2. Aufl., S. 70.

[2]) Hellenistische Wundererzählungen S. 87 f.

[3]) Ich sehe hier von der dialogischen Form des Satyros ab.

[4]) Die griechisch-römische Biographie nach ihrer litterarischen Form. Leipzig

der Agricola des Tacitus. Auch die Biographie aber kann satirischen Ton annehmen, oder: die Satire kann sich auch der Form der Biographie bemächtigen; dafür geben Ciceros zweite Philippica, Lucians Peregrinus und Claudians Eutrop brillante Belege.

Von der Biographie sondert sich dann, vornehmlich im Verlauf der Kaiserzeit, die Märtyrerlitteratur ab, die Erzählungen von den *exitus occisorum.* Man kann sagen, daß diese Märtyrerlitteratur schon mit Platos Phaedon, der uns das Sterben des Sokrates schildert, anhob. Dann aber muß sich dafür eine feste Erzählungsform, mit krasser Ausmalung des Schrecklichen und stark betontem Unwillen gegen die Staatsgewalt, ausgebildet haben. Eine Sammlung solcher Geschichten in drei Büchern, *exitus occisorum aut relegatorum a Nerone* gab es z. B. von C. Fannius;[1] und daraus haben sich auf natürlichstem Wege die christlichen Märtyrerakten entwickelt.[2] Man darf dabei aber nicht vergessen, daß schon die Biographie selbst auf die Schilderung der Sterbeszene besondere Sorgfalt zu verwenden pflegte; und das Interesse für die „ultima verba" der dargestellten Persönlichkeit gehört nicht nur den Evangelien an. Märtyrerakten

Aber noch andere Gestalten kann die Erzählung annehmen, weil sie noch anderen Zwecken dient. Dem Trieb zur abenteuerlichen Phantastik, dann aber speziell der Religion und dem wundersüchtigen Gläubigen dient die „Wundergeschichte", die Aretalogie. Die ἀρεταλογία sucht eine Person zum Gott oder zum Propheten Gottes zu erheben; sie geht dabei nicht streng biographisch vor, setzt an irgendeinem Punkt ein und erzählt nur ihre wunderbaren Leistungen bis zum plötzlichen Ende und zur Verklärung (vgl. schon Terenz Ad. 535). Feinsinnig hat R. Reitzenstein diesen Begriff bestimmt, die Gattung der hierher gehörigen Litteratur umgrenzt und dargestellt.[3] Der Ton dieser Aretalogien galt als geschwätzig;[4] denn sie waren für die Masse der Ungebildeten bestimmt. Hierher gehört das Buch Jonas, die Erzählungen vom Apollonius von Tyana, Lucians Ἀληθὴς ἱστορία, weiter die große Litteratur der christlichen Heiligenleben; dann zieht die Aretalogie aber auch das Kleid der Dichtkunst an und steht vor uns in den Dionysiaka des Nonnos: dem Epos von den Wundertaten des Bacchus und seiner Gottwerdung. Aretalogie

7. Lehrschriften.

Sehen wir von problematischen Fällen, den voralexandrinischen Autoren, insbesondere Aristoteles ab, so war es in mehrbücherigen Lehrschriften obligat, daß jedes Buch in ihnen sein besonderes Proöm erhalte; d. h. die Lehrschrift zerlegt ihren Inhalt stets in Sachgruppen, jede Gruppe zu einem Buch, und die Proömien, die dabei oft plauderlustig den Charakter des Exkurses annehmen, haben den Zweck zu orientieren, aber Gliederung der Lehrschriften

1901. Als nützlich darf auch die voraufliegende Arbeit von W. L. Schmidt, De Romanorum imprimis Suetonii arte biographica, Marburg 1891, in Erinnerung gebracht werden.

[1]) Plinius Epist. 5, 5. Vgl. noch die drei von Bauer besprochenen, nicht-christlichen Martyrien im Archiv f. Papyrusforschung I S. 29 f.

[2]) Vgl. hierüber bes. R. Reitzenstein in Nachrichten der Göttinger GW. 1904, Heft 4, S. 325 f.

[3]) Hellenistische Wundererzählungen. Leipzig 1906.

[4]) *garrule*, Porphyrio zu Horaz Sat. 1, 1, 120.

auch der Ermüdung zu wehren, die ein trockener Lehrgegenstand leicht mit sich bringt. So steht es — ganz abgesehen von den dialogischen Lehrschriften, über die hernach — mit Cicero de inventione, so mit Vitruv, Lukrez, Varro de lingua latina, Vergils Georgica, Manilius, Columella u. s. f.: immer jedes Buch ein mit Vorwort versehener, durchaus abgesonderter Lernstoff. Wie dabei z. B. die Lukrezproömien sich in feiner Weise gegenseitig ergänzen, ist von Sonnenburg dargelegt;[1]) doch trifft dasselbe auch bei anderen zu.[2]) Weil Ovids Fasti ganz ebenso angelegt sind, daher gehören sie zur didaktischen Poesie und nicht zur Epik. Weil umgekehrt der Ars poetica des Horaz ein solches Proöm fehlt, daher ist sie kein Lehrgedicht, und die Briefform, die Horaz wählte, ist ernst zu nehmen. Durchsichtig ist weiterhin das Fachwerk der Disposition auch noch in des Plinius encyklopädisch umfassend aufgebauter Naturgeschichte, auch noch bei Pausanias, dessen Topographie je eine Landschaft in je einem Buche zu absolvieren sucht. Dabei muß man bewundern, wie es den Verfassern gelingt, jeden Sachteil dem Raumzwange der Buchrolle anzupassen; denn man hielt stets auf gleiche Länge der Einzelbücher. Nur den Cornificius ad Herennium trifft der Vorwurf der Unsymmetrie, wenn wir nicht anzunehmen haben, daß sein ungefüges sogenanntes viertes Buch noch weiter in Bücher zerfiel, was die Buchinskriptionen in den Handschriften selbst nahelegen.

8. Redekunst.

Rhetorik

In der Redekunst ging von früh an laut und deutlich die „Rhetorik", die theoretische Lehre, neben der Praxis her. Die Analyse einer Rede des Demosthenes oder Cicero ist also an der Hand der erhaltenen theoretischen Vorschriften leicht zu geben.[3]) Auskunft gibt für die ältere Zeit Aristoteles' Rhetorik und die Rhetorik ad Alexandrum, später Cicero selbst, Dionys, Quintilian und die Masse der sonstigen Rhetores graeci und Rhetores latini minores, die wir in Sammeldrucken lesen. Auch noch Claudian baut seine Panegyrici in Versen genau nach den Vorschriften, wie sie uns bei Menander für die Lobrede vorliegen.[4])

Dispositionen

Nach ältester Auffassung war die Prozeßrede dreiteilig: *προοίμιον, ἀγῶνες, ἐπίλογος*, dann vierteilig: *προοίμιον, πρόθεσις* (Darlegung des Gegenstandes), *πίστις* (Beweisführung), *ἐπίλογος*. Später sondert man fünf Teile: 1. Proöm, 2. *διήγησις* (*narratio*), 3. *πίστις* (*probatio*), 4. *λύσις* (*refutatio*), 5. Epilog (*peroratio*). Dabei kann der *narratio* noch eine *προέκθεσις* voraufgehen; ferner kann der Redner auch seine Disposition, *divisio*, selbst formulieren und eine Mitteilung darüber einschalten. Doch tut dies Cicero nicht oft. Das Proöm aber war in der gesprochenen Rede besonders unentbehrlich und ist von hier aus in die Didaxis und in die Geschichtschreibung gelangt. Man arbeitete sie auf Vorrat. So haben wir eine Sammlung von 56 *προοίμια* des Demosthenes, die echt sind.

1) Rhein. Mus. 62 S. 33 ff.

2) Siehe G. Engel, De antiquorum epicorum didacticorum historicorum prooemiis. Marburg 1910, S. 41.

3) Vgl. R. Volkmann, Die Rhetorik der Griechen und Römer, 2. Aufl.; über das Stilistische bes. E. Norden, Die antike Kunstprosa, 2. Aufl.

4) O. Kehding, De panegyricis latinis. Marburg 1899.

Die Reden reichten meistens eine Buchrolle anzufüllen nicht aus, und mehrere standen in einem Buch beisammen, wie die drei Caesarianae Ciceros.[1]) Ciceros Rede pro Caecina füllte freilich just ein Buch;[2]) sie ist eben grade so lang wie die drei Caesarianae zusammen. Wenn es von Calvus 21 libri gab,[3]) so bedeutet das also nicht 21 Reden;[4]) es können viel mehr gewesen sein. Ein Monstrum sind dagegen Ciceros fünf Bücher Verrinen, die zusammen ein Redeganzes ausmachen. Sie sind bekanntlich nie gesprochen worden. Reden auf Bücher verteilt

9. Kleinere Gedichte und Briefe.

Reizvoll ist es, aber mitunter mit Schwierigkeit verbunden, Plan, Aufbau und Gedankengang von Gedichten geringeren Umfangs klarzulegen. Ich denke dabei weniger an die Hirtengedichte, die sich oft schon durch ihre dialogische Form von selbst gliedern, auch nicht an Statius' Silvae, deren Verfasser die beste rhetorische Schulung verrät. Ich denke zunächst an die Elegie.

Auf dem Gebiet der Elegie herrscht leider noch immer das stumpfsinnige Verfahren, die Gedichte, sie seien auch noch so lang, ohne jeden Absatz abzudrucken, so daß jede Einsicht in ihren Aufbau unmöglich wird. Solch molluskenhaft gliederlose Gedichtkörper sind ein furchtbarer Anblick. Einige Analysen Properzischer Elegien sind im Rhein. Mus. 38 S. 197 ff. und 51 S. 492 ff. gegeben. Ihr Aufbau ist gelegentlich gradezu dramatisch, wie in II 10, wo im ersten Teil (v. 1—12) der Dichter die Absicht äußert, den Augustus besingen zu wollen, im zweiten (v. 13—18) sogleich ein kurzer Panegyricus auf den Augustus wirklich folgt, im dritten aber (v. 19—26 inclusive v. 7 u. 8) der Dichter plötzlich abbricht, sein Unvermögen bekennt und zur Erotik zurückkehrt. Ganz so bewegt sich auch des Phaedrus Fabel 4, 7 in drei Stationen, ganz so auch Horaz' Ode I 2. Nur auf diesem Wege der Betrachtung ist endlich auch die Einheitlichkeit des scheinbar chaotischen Properzgedichtes IV 1 zu retten. Elegien Properz

Bisweilen sind, wie eben Properz IV 1 zeigt, sogar die Gedichtgrenzen kontrovers, und es handelt sich darum, sie zunächst festzustellen; man muß wissen, wo das Gedicht anfängt und wo es aufhört. Daher die Frage nach der Zerlegung des homerischen Apollohymnus, nach Catulls achtundsechzigstem Gedicht, Properz carm. II 29, nach des Horaz Plancusode I 7. Bisweilen ergibt sich dann bei näherer Betrachtung die Erkenntnis, daß zwei Gedichte einander fortsetzen, wie Properz I 8a und 8b: das eine die Klage darüber, daß Cynthia treulos Rom verläßt, das zweite ein Ausbruch des Jubels, daß sie den Dichter erhört hat und bleibt. Der Zusammenhang ist da so eng, daß im Gedicht 8b v. 37 *quamvis magna daret* das Subjekt zu *daret* fehlt, das aus dem vorigen Gedicht zu ergänzen ist.[5]) So zerfällt auch die sapphische Horazode IV 6 in zwei selbständige Bestandteile, die doch sachlich zusammenhängen: im ersten Teil, v. 1—28, betet Horaz als Chordirigent zum Apoll um Hilfe, im zweiten redet er

---

[1]) Buchwesen S. 307 f.
[2]) Quintilian 5, 10, 98.
[3]) Tacit. Dial. 21.
[4]) Siehe Wochenschrift f. klass. Philol. 1896 S. 1284.
[5]) Vgl. Berl. philol. W.schr. 1898 S. 1261.

ermunternd seinen Chor an, der nun singen soll; denn es handelt sich um die bevorstehende Aufführung seines Säkularliedes.

Tibull

Wo bei ruhiger Betrachtung der Plan nicht von selbst herausspringt, ist das Gedicht schlecht. Besonders Tibull macht bisweilen unleidliche Schwierigkeiten. Er hat die erotische Elegie zum umfangreicheren Gedicht erweitert, besonders durch Steigerung des betrachtenden Elements. Aber einige dieser Gedichte rinnen daher wie süßer Schleim (man verzeihe den Vergleich), und wer am Ende ist, hat den Anfang vergessen. Tibull ist ein lieblicher und feinfühliger Verskünstler, aber in solchen Fällen ist er kein Dichter; denn Dichten heißt Komponieren; und die viele Tinte und Mühe, die man neuerdings zur Klarlegung seiner Intentionen verbraucht, zeugt unerbittlich gegen ihn.

Chorlyrik

In der griechischen Chorlyrik war durch das Triadengesetz oder auch schon durch Strophe und Antistrophe eine natürliche Verteilung des Stoffes und der Gedankengruppen gegeben. Freilich greift der grammatische Satzbau bei Pindar oft noch von der Strophe zur Gegenstrophe oder zur Epode hinüber. Jedenfalls aber ist selbstverständlich, daß zwischen den stollenartigen Versgruppen eine musikalische Entsprechung bestand; im Gesang der Strophe und Gegenstrophe repetierte dieselbe Melodie, und hier haben nun die Dichter solche Repetition bisweilen in äußerlich sinnfälliger Weise durch Stichworte im Text markiert, die an derselben Stelle der Melodie wiederkehren und auf die acht zu geben nötig ist. Sie können uns gelegentlich zur richtigen Auffassung der Versgruppen anleiten, so wie in Sophokles' Antigone die anapästischen Gruppen v. 141—147 und 155—161 sich entsprechen. Daß dies der Fall, beweist das Stichwort *κοινοῦ*, resp. *κοινῷ* in den Schlußzeilen 147 u. 161.[1]) Im Oedipus Rex fiel v. 495 das Wort *Οἰδιπόδα* just auf dieselben Singnoten wie das Wort *ἡδύπολις* v. 510. Daher ihr Gleichklang.[2])

Satire

Zur Eigenart der S a t i r e gehört die gesuchte Planlosigkeit des Geplauders, die gern in medias res sich stürzt und es dadurch oft sehr schwer macht, den Grundgedanken, der doch alles zusammenhalten soll, herauszufinden. So steht es z. B. mit des Persius drittem Stück, das gleich so beginnt: *Nempe haec assidue?* „Macht er es immer so? Er kann seinen Rausch nicht ausschlafen. Schon ist es Mittag — da endlich greift er zum Buche . . .“: hingeworfene Szenen aus dem Leben eines einsichtigen, aber entschlußunfähigen Menschen und eines anderen, der nicht einmal Gut und Schlecht im Leben zu unterscheiden weiß. Man sehe O. Jahns Analyse des Gedichtes. Ganz ähnlich steht es mit des Horaz Ars poetica: ihr Grundplan versteckt sich absichtlich, aber er ist vorhanden.[3])

Die Satire des Persius — und zum Teil auch schon die des Horaz —

---

[1]) Vgl. oben S. 111.

[2]) Ueber solche Stichworte vgl. G. Jacob, De aequali stropharum et antistropharum in canticis conformatione, Berlin 1866; Masqueray, Formes lyriques, 1895, S. 105.

[3]) Hierüber bei A. Dieterich, Pulcinella S. 279 f. Nordens einschlägiger Aufsatz, Hermes 40 S. 481 f., befriedigt mich nicht, da er die Hauptschwierigkeit nicht erklärt, weshalb nämlich bei Horaz die Behandlung des Satyrspiels v. 220—250 so breiten Raum einnimmt und an eine offenbar besonders betonte Stelle gestellt ist.

ist eben stark durchsetzt von den Eigenarten der cynischen Diatribe oder der Kapuzinerpredigt, für die Bion von Borysthenes ein Muster war und die besonders rein in Teles, dann auch in Seneca, Musonius und Epiktet in verschiedener Abwandlung vor uns steht.[1] Charakteristisch ist für diese Predigt nicht nur das häufige kurze Zwischensprechen eines Mitunterredners, der sich meistens sehr naiv und kurzsichtig äußert; sondern überhaupt der lebhafte Sprechton, der mit kurzen Sätzen, mit Frage und Antwort, mit drastischen Beispielen aus dem gemeinen Leben das erregte Gespräch realistisch kopiert; vor allem aber die scheinbare Planlosigkeit in der Anordnung. Denn nur ein paar Schlagworte deuten an, was dem Verfasser diesmal die Hauptsache ist; die Abschweifung, der Exkurs ist Regel und gibt oft das Beste. Gern wird dabei von irgendeinem bekannten Diktum ausgegangen, das scheinbar der Zufall hereinwirft, ganz so, wie auch unsere Predigten von einem Texteswort ausgehn.[2] Cynische Diatribe

Welcher Gegensatz, wenn wir uns hiernach noch einmal zu den Siegesliedern Pindars wenden! Diese Enkomien haben, so überraschender Wendungen sie sich auch bedienen, doch einen ganz typischen und leicht erkennbaren Aufbau: Einleitung, eingelegter Mythus, Schluß, wobei sich Einleitung und Schluß auf den agonistischen Anlaß des Lobliedes beziehen. Komplizierter war dagegen die Anlage des Nomos des Terpander, und R. Westphals Hypothese,[3] daß die Disposition dieses Nomos auf Pindar eingewirkt, scheint unnötig und ist aufgegeben.[4] Noch unglaublicher ist m. E. die wiederholt aufgestellte Hypothese, Catulls Gedicht 68 B sei nach diesem entlegenen Vorbilde gebaut. Sogar für den Panegyricus Messallae hat man auf Terpander verwiesen,[5] während der in Hexameter gebrachte Panegyricus, wie schon seine Titelaufschrift anzeigt, vielmehr aus dem Prosapanegyricus abzuleiten ist.[6] Pindar Nomos

Ein besonderes Wort verlangt vielleicht auch noch die beschreibende Dichtkunst. Das köstlichste Werk der Art ist die Mosella des Ausonius. Wir wüßten gern, nach welchen Gesetzen Ausonius seine Mosella schrieb? ob ohne alles Vorbild? Aber wie kam es dann, daß dieser sonst so zwergige, philologische und unursprüngliche Dichter grade in der Mosella ein Meisterwerk schuf? Denn wir lesen sie heute noch mit besonderer Freude. Hosius' hübsche Mosellaausgabe beantwortet uns leider unsere Frage nicht. Jedenfalls ist zum Verständnis der Sache hier wieder vom ἐγκώμιον auszugehen. Die griechischen Stilisten lehren, daß es nicht nur ἐγκώμια auf Personen, sondern auch auf Orte, χώρα und πόλις, gibt;[7] dafür ist des Sophokles' Loblied auf Kolonos vielleicht das erste Musterbeispiel gewesen (s. dort das Scholion). Dazu nehme man das Lob Athens bei Isokrates Paneg. 21—132. Auch das *Laudabunt alii claram Rhodon* eqs. des Horaz weist auf ähn- Geographische Dichtung: Mosella

---

[1]) Auch Phönix von Kolophon sei verglichen; s. AD. GERHARD, Phoenix von Kolophon, Leipz. 1907.

[2]) Vgl. R. BULTMANN, Der Stil der paulinischen Predigt, Göttingen 1910, S. 10 bis 64.

[3]) Prolegg. zu Aeschylos' Tragödien, 1869, S. 69 f.

[4]) Siehe z. B. ed. CHRIST p. XCIX.

[5]) O. CRUSIUS, Verhandl. der 39. Philol.-Vers. 1887 S. 258 f.; F. WILHELM in Fleck. Jbb. 1896 S. 489 f.

[6]) Vgl. KEHDING a. a. O.

[7]) Genethlius p. 344 und schon Quintilian 3, 7, 26.

liche Länder oder Städte verherrlichende Dichtungen. Dann wissen wir, daß Octavian eine Sicilia schrieb, daß Lucilius, der Freund Senecas, den Aetna schildern wollte oder sollte. Bald genug kam dann aber die Sophistik der Kaiserzeit, und sie hat sich in solchen Schilderungen, die wir noch besitzen, geübt, wie des Aristides Reden auf Rom, auf Athen, auf Eleusis.

ἔκφρασις

Übrigens gehört auch die *ἔκφρασις* im spezielleren Sinne, ich meine die Schilderung und Auslegung von Kunstwerken, zur beschreibenden Dichtung. Auch sie trat zeitweilig gern im Verse auf, wie der Hercules epitrapezios des Statius; aber es siegte auch hier die sophistische Prosa, in Philostrats Gemälden oder in den enkomiastischen Statuenbeschreibungen des Kallistratos. Die Kunstbegeisterung äußert sich bei Kallistratos in einer hymnenhaften Prosa.[1])

Ausonius hat nun die Länder beschreibenden Enkomien, von denen ich sprach, wenn ich nicht irre, dadurch übertroffen, daß seine Mosella zugleich ein Reisegedicht ist. Die Bilder schieben sich; alles ist in Bewegung; mit dem Fortschritt des Gedichtes schreiten wir von Ort zu Ort.

Im Zusammenhang hiermit kann auch noch ein Wort über den Brief gesagt werden.

Gelegenheitsbrief

Wir unterscheiden den Gelegenheitsbrief vom Kunstbrief. Vom Gelegenheitsbrief sind zahlreiche Belege in den ägyptischen Papyri aufgetaucht;[2]) klassische Belege für ihn gibt uns Cicero. Cicero gibt uns den intimen Brief als Selbstbekenntnis, den Brief als Erkundigung, den diplomatischen Brief, den Geschäftsbrief, den Trostbrief, den Empfehlungsbrief u. s. f.; nur nicht den Liebesbrief. Diese von Meisterhand geschriebenen Sachen sind wegen ihrer Unmittelbarkeit und ihres freien Wurfes oft so köstlich wie Catullische Gedichte.

Kunstbrief

Vom Gelegenheitsbrief ging nun die Gattung des Kunstbriefes aus. Horaz hat ihn wunderhübsch in Verse gebracht und dabei noch vielfach den Charakter der Improvisation gewahrt: an Bullatius, an Albius, an Tiberius, an Florus, an Vinius: woraus sich auch erklären mag, daß von Horaz das erste Buch seiner Briefe so viel schneller fertiggestellt worden ist als irgendeins seiner anderen Bücher. Noch flüssiger in der Fassung, aber viel eintöniger Ovids elegische Briefe ex Ponto. Dann aber bevorzugt der Kunstbrief doch die prosaische Form, und hierfür ist Plinius der Klassiker, Symmachus und Apollinaris Sidonius seine geschraubten Nachahmer. Die Briefe des Plinius lesen sich wie Gelegenheitsgedichte. Zunächst haben sie wirklich dem Briefverkehr gedient, waren doch aber zugleich von vorneherein für die Veröffentlichung bei Lebzeiten bestimmt, sind daher auf das feinste durchgearbeitet und stehen in jedem Buche so angeordnet, daß man die Absicht erkennt, den Leser zu unterhalten und durch Mannigfaltigkeit und Wechsel der Themen so zu ergötzen, wie es damals etwa ein Martialbuch oder ein Buch der Silvae des Statius tat. Die Dichtkunst flüchtet sich in den Prosabrief, und zwar mit Glück.

---

[1]) Genaueres gibt jetzt P. Friedländer, Johannes von Gaza, Leipz. 1912, Einleitung.

[2]) Vgl. St. Witkowski, Epistulae privatae graecae, Leipz. 1906.

Wie für alles andere, hat die Stillehre der Rhetorik natürlich auch für die Abfassung von Briefen ihre Vorschriften gegeben.[1]) Insbesondere fordert sie, daß der Brief sich im χαρακτὴρ ἰσχνὸς und χαρίεις bewege.[2]) Auch die große Sammlung der Epistolographi graeci zeigt überall den Einfluß dieser Theorie. So endlich auch der Liebesbrief, der selten wie bei Properz IV 3 im Verse auftritt[3]) und für den uns der späte Aristainetos die Hauptbeispiele liefert.[4])

Für den Interpreten ist nun aber der Unterschied groß. Der Kunstbrief interpretiert sich gewöhnlich leicht; denn er ist, wie ein Gedicht, ein in sich geschlossenes Ganze und bringt zumeist alles das selbst herbei, was zu seinem Verständnis nötig. Ganz anders Ciceros Momentbriefe, die vieles nur andeuten und voraussetzen, was damals sein Adressat wußte, wir aber nicht wissen. Sie bieten deshalb zahllose Schwierigkeiten im Großen und Kleinen.[5])

Symmetrie der Teile

Schließlich noch ein Wort von der „Symmetrie" der Teile in kürzeren Kompositionen, von der auch die Prosaiker bisweilen reden.[6]) Claudian liebt es, daß gewisse Abschnitte in seinen Gedichten dekadisch just 100, auch just 10, just 30 oder 40 Verse umfassen, und so enthält auch das Proöm der Ciris genau 100 Zeilen;[7]) ebenso hundertzeilig das Proöm im dritten Buch der Ars amatoria Ovids. Dabei stellt sich dann weiter mehrfach auch eine Entsprechung der Teile ein, die nicht immer auf Zufall beruhen kann.[8]) Nur darf man solch Zahlenschema nicht zur Forderung erheben und da suchen, wo es sich nicht findet (oben S. 147). Für Theokrits achtes Idyll stellt sich z. B. folgendes Schema heraus: Einleitung 32 Verse; erster Wettgesang der Hirten 28 Verse, dazu 4 verlorene Verse, gibt wieder 32; endlich zweiter Wettgesang 20 Verse; nimmt man dazu den Schluß des Gedichtes mit 12 Versen, so gibt das abermals 32. Es verlohnt immerhin, derartiges wahrzunehmen. Neuerdings hat Arthur Ludwich auch für den Bau der homerischen Hymnen einen Zahlenschematismus vermutet, auf den ihre Komposition sich wesentlich gründen soll. Der Hermeshymnus enthält 580 Hexameter, die durch 10 und auch durch 4 teilbar sind; dies sollen für Gott Hermes selbst bedeutsame Zahlen sein, da vor der Geburt die Mutter ihn zehn Monate unter dem Herzen trug und er dann am vierten Tage des Monats geboren wurde; der Apollohymnus aber ist, unzerlegt, durch 7 teilbar, und Apoll war wiederum am siebten Monatstage geboren.[9]) Es mag sein, daß die frommen Dichter mit solchen „sakralen Zahlen" wirklich ihr geheimes Spiel trieben. Hier aber wirklich Strophen zu je zehn oder je sieben Versen herzustellen,

Homerische Hymnen

---

[1]) Vgl. HERCHER, Epistolographi graeci S. 1—16.

[2]) Demetrius περὶ ἑρμ. 223.

[3]) Mythographisch in Ovids Heroides.

[4]) Für diesen Gegenstand ist H. PETER, Der Brief in der römischen Litteratur, zu vergleichen: Abhandl. d. sächs. GW. Bd. 47, 1903, Nr. III.

[5]) Vgl. TYRRELL and PURSER, Correspondence etc. in 5 Bänden.

[6]) ἁρμονία oder συμμετρία τοῦ λόγου Diodor 1, 41; Plutarch Consol. ad Apollon. S. 114 C.

[7]) Siehe ed. Claudiani p. CCXVIII f.

[8]) Auch im Catullgedicht 64; s. Rhein. Mus. 50 S. 51 Anm.; auch in Horaz' Ars poetica; s. A. DIETERICH, Pulcinella S. 285 u. 290; auch in der Ciris; die Rede v. 224 ff. und die Antwort v. 257 ff. geben dortselbst je 26 Verse (Bücheler).

[9]) A. LUDWICH, Homerischer Hymnenbau, Leipzig 1908.

wäre vergeblich, da ja Strophenschluß und Satzende vielfach gar nicht zusammenfallen würde; in *κατὰ στίχον* abgefaßten Gedichten kann aber nur der Satzschluß den Strophenschluß anzeigen. Es kommt hinzu, daß eine Strophe von einer Länge von zehn Hexametern musikalisch schwer vorstellbar, ja, gradezu ein Unding scheint.[1])

Argumenta

Evident ist dagegen wieder ein anderes Zahlenspiel, das Klotz an den argumenta zu den römischen Dichtern wahrnahm; die argumenta zu den Büchern des Lucan haben stets zehn Zeilen, deshalb, weil von Lucan zehn Bücher existieren, die zu Statius' Thebais haben je zwölf Zeilen, weil die Thebais zwölf Bücher hat.[2])

Horaz Ode I 18

Dies führt auf die „carmina figurata", jene Künsteleien, die da im Schriftbild ihrer Verse die Figur einer Syrinx oder eines Flügels nachahmten.[3]) Sollen und dürfen wir weitergehen? Die Horazode I 18 *Nullam Vare sacra vite prius* eqs. besteht aus 16 Zeilen, die Zeile aber just aus 16 Silben. Das Gedicht gibt somit gradezu ein Quadrat, da es gleichsam 16 Silben Höhe und 16 Silben Breite hat. Denn man maß die Schriftzeilen nach Silben, nicht nach Buchstaben. Sehr ähnlich steht es auch mit Claudians drittem Fescenninum, das eine zwölfsilbige Zeile just zwölfmal bringt. Hier betreten wir den schlüpfrigsten Boden, und die Kombination droht zur öden Spielerei zu werden.

10. Drama.

Beim Drama tritt an den Interpreten, der seiner Pflicht voll genügen will, eine Fülle von Anforderungen heran. An einschlägigen tiefdringenden Vorstudien und Detailarbeiten fehlt es nicht, doch brauchen und vermissen wir immer noch bis heute eine moderne Dramaturgie des antiken griechisch-römischen Kunstdramas, die das Ganze umfaßt, und nur ein Mann, der zugleich Philologe und Künstler ist, würde sie uns angemessen geben können. Die aufzuwerfenden Fragen betreffen Ausstattung, Vortragsweise, Führung der Handlung, Effekt des Ganzen. Genauer genommen ist über Folgendes zu handeln, wobei ich besonders auf das attische Drama des 5. Jahrhunderts acht gebe. Es versteht sich, daß ich hier, wie immer, nur die Aufgabestellungen vorführen kann, in der Beispielgebung mich noch mehr als sonst werde beschränken müssen.

Anforderungen der Spielgelegenheit

a) Schon die Spielgelegenheiten, an den Lenaeen und großen Dionysien, hatten auf den Inhalt der Stücke einen gewissen Einfluß. Denn nur zu den großen Dionysien im Frühling strömte das Publikum aus ganz Griechenland herbei, und die Komiker hatten daher die groben Scherze, die sie im Winter an den Lenaeen gegen Athen und die Athener richten durften,[4]) an den Dionysien zu vermeiden. Der Umstand aber, daß von den Tragödien an jedem Spieltag eine Trilogie nebst Satyrspiel zur Darstellung kam, bedingte die verhältnismäßige Kürze der einzelnen Stücke. Dabei stellte sich die Prometheustrilogie wie ein einziges Drama in drei gewaltigen Akten dar. Sonst pflegte dagegen jedes

[1]) In den „Aeschylea" 1909 und „Aeschylea et Aristophanea" 1912 hat LUDWICH die Betrachtung dieses heiligen Zahlenspuks auch auf Aeschylus (Eumeniden) und Aristophanes ausgedehnt.

[2]) Arch. f. Lex. 1908, S. 270 f.

[3]) Hierüber „Buchrolle" S. 286.

[4]) Siehe Acharn. 504.

Stück der Trilogie in sich abgeschlossen zu sein und mit seiner „Fabel“ für sich zu stehn. Man muß sich also gegenwärtig halten, daß der scheinbar unauslöschliche Eindruck der Medea des Euripides durch ein unmittelbar darauffolgendes Stück von ganz abweichendem Sujet stark gedrückt wurde. Darum scheint es auch, daß für das dritte Stück die stärksten, sinnfälligen Effekte gesucht wurden; dies zeigt uns der Chor der Eumeniden.

b) Die Handlung zerfällt in Akte, Epeisodien. Die Chorlieder, ursprünglich das Wesentlichste, sanken bald zur Zwischenaktsausfüllung mit Tanzreigen und Intermezzo meist ohne Handlung herab. Jedes Drama zerfällt also in Prolog (dieser fehlt noch in den ältesten Sachen), Einzugslied (Parodos); danach die Epeisodien oder Sprechszenen der Histrionen, verschieden an Zahl und durch Lieder des in der Orchestra verharrenden Chors, Stasima, unterbrochen; endlich die Exodos. Wo der Chor in der Tragödie fehlt, wie in Senecas Phoenissen, muß er im Text ausgefallen sein; oder das Drama liegt uns in unfertigem Zustand vor. Die Zahl der Epeisodien schwankt zwischen drei (Ajax) und acht (Frösche). Seitdem die alte Komödie ihren reich ausgestatteten Chor verloren, trat bei ihr eine gleichgültige Zwischenaktsmusik ohne Tanz ein, die von ein paar Sängern zur Flöte geliefert wurde. Ein *κῶμος* unterbricht die Handlung; Plautus zeigt das einmal selbst an, Bacch. 107.[1]) Im Menandertext steht an den betreffenden Stellen *χοροῦ* vermerkt.[2]) Diese Vermerke fehlen leider im Plautus- und Terenztext, und daher macht seine Akteinteilung Schwierigkeiten bis heute. Schon Varros verlorene Schrift „De actibus“ beschäftigte sich augenscheinlich damit. Daß Varro fünf Akte forderte, ist unerwiesen. Seneca hat an eine solche Einteilung seiner Tragödien sicher noch nicht gedacht. Erst die späten Terenzerklärer Donat und Euanthius geben uns Winke, zeigen aber zugleich ihre Unsicherheit in dieser Frage.[3]) Auf Grund hiervon ist erst im 16. Jahrhundert die Einteilung in fünf Akte im Terenz eingeführt worden, die wir heute vorfinden, die aber gar keine Gewähr hat. Viel glaublicher scheint eine solche in drei, die sogar für den Heautontimorumenos sicher steht (Einschnitte nach v. 409 und 873), für die Andria höchst wahrscheinlich ist (Einschnitte nach v. 300 und 819).[4]) Akte

c) Einrichtung der Bühne. Wo standen Schauspieler und Chor? Leider hatten die antiken Texte keine Szenarien und Bühnenanweisungen, es sei denn ein *ἀνανεύει, ἐπινεύει*, Aristoph. Acharn. 113 f.,[5]) und wir sind für diese Fragen auf mühsame Kombinationen angewiesen. Was uns Euripides' Orest und Sophokles' Ajax zeigen, daß Chor und Schauspieler miteinander in nächste Berührung kommen konnten, das hat auch noch sonst vielfach gegolten. Gleichwohl stand der Schauspieler oft hoch (oben Szenisches

[1]) Die Worte sind: *simul huic nescio cui turbae quae huc it, decedamus*; vgl. Leo, Hermes 46 S. 292 f.

[2]) Dies *χοροῦ* auch in einem Papyrusrest aus dem 2. Jahrh. v. Chr.: s. Bulletin de corresp. hellen. 1906 S. 103 f. Uebrigens E. Bethe, Ber. der sächs. GW. Bd. LX (1908): Der Chor bei Menander.

[3]) Siehe z. B. Donat p. 38 ed. Wessner.

[4]) Vgl. die nützliche Darlegung von H. Keym, De fabulis Terenti in actus dividendis, Gießen 1911.

[5]) Solche *παρεπιγραφαί* erwähnt das Heliodoreische Scholion zu Aristoph. Ach. Einleitung, wo erhellt, daß dieselben bei der Stichenzählung nicht mitgezählt werden.

S. 114—116). Aus dieser Nähe, in der sich die Personen des Stückes zum Chore befanden, muß sich ferner erklären, daß die späterhin bei Plautus so häufigen, ob unbelauschten, ob belauschten Seitengespräche in den Dramen des 5. Jahrhunderts noch fehlen. Wie aber war sodann der Fels aufgebaut, an den Aeschylus den Prometheus schmiedet? wie stand es mit der Wanderkulisse am Anfang der Frösche? Gab es schon einen Vorhang, der die szenischen Vorbereitungen dem Publikum verdeckte? Warum stirbt im attischen Drama außer Alkestis und Hippolytos kein Held auf der Bühne?[1]) warum tötet Herakles seine Kinder im Haus? und warum verfährt Seneca in solchen Fällen anders? Dies muß mit sehr äußerlichen Dingen zusammenhängen und führt schließlich auf Kostümfragen und Verwandtes.[2])

Zahl u. Teilung des Personals

d) Auch auf die Zahl der Schauspieler und der Chorsänger ist acht zu geben.[3]) Kommt Aeschylus in den Septem noch mit seinen zwei Schauspielern aus? Wie verteilen sich z. B. im Oedipus Rex die acht Rollen auf die drei Histrionen? Warum bevorzugt Euripides in der Alkestis Männer als Choreuten, während sonst Frauen zumeist bei ihm den Chor bilden? Bestand der Chor in des Aeschylus Hiketiden (d. i. Danaiden) wirklich aus fünfzig (oder gar hundert) Personen, wie die Fabel es an die Hand gibt? Der Chor der Komödie teilte sich nachweislich in Chor und Gegenchor (ἀντῳδή); stand es in den Tragödien überall oder auch nur bisweilen ebenso, und wie läßt sich in ihnen diese Teilung des Chorpersonals alsdann auf den Text anwenden? Der Versuch, dies festzustellen, muß in den meisten Fällen scheitern. Denn selten ist die Sachlage so deutlich, wie in der Alkestis. Daß oftmals die einzelnen Choreuten sich einander anreden oder ansingen, steht fest. Dagegen dient die Annahme, daß in der Tragödie Halbchöre, also auf beiden Seiten je sechs oder sieben Stimmen zusammen, sangen, nirgends zum Verständnis des Textes der Chorgesänge.

Gesang u. Tanz

e) Dies führt auf die Art des Vortrags überhaupt. Der Schauspieler spricht nicht nur, sondern er singt auch; er war auch Virtuose im Gesang, und zwar singt er entweder im Zwiegesang des Kommos mit dem Chore oder monodisch, Monodien, die sich in den jüngeren Tragödien aus strophischer Anordnung mehr und mehr zum ἀπολελυμένον entwickeln. Vor allem aber verändert sich die Funktion des Chorliedes im Drama im Verlauf der Zeit wesentlich, so auch seine Versmaße. Mit der Betrachtung der Versmaße hängt ferner die Frage nach der Musik, nach den Tonarten, nach den Tanzfiguren zusammen. Von der ἐμμέλεια, dem feierlich ruhigen Chortanz der Tragödie, unterscheiden sich κόρδαξ und σίκιννις, der κόρδαξ der Komödie, die σίκιννις im Satyrspiel. Die attische Tragödie gleicht dem Oratorium, aber einem solchen mit beweglichen Solisten und Chorpersonal.[4])

---

[1]) Wie ein Motto hierzu klingt das ἡ γὰρ ὄψις οὐ πάρα im Oedipus Rex 1238.

[2]) Aristoteles' Poetik cap. 11, 6 spricht nur vom Sterben, nicht von Tötungen auf offener Bühne. Wir können solche nirgends nachweisen außer bei Seneca; s. Neue Jahrbb. Bd. 27 S. 339 f.

[3]) Kelley Rees, The so-called rule of three actors in the classical Greek drama (Dissertat.), Chicago 1908, gelangt zu falschen Schlußfolgerungen.

[4]) Vgl. neuerdings C. Conradt, Die

Auf diese technischen Erörterungen folgen solche der dichterischen Konzeption. Es handelt sich

f) um die Wahl des Stoffes, die, wie jeder sieht und auch Aristoteles sah, das Wichtigste ist. Aktuell historische Stoffe (wie die Perser) wurden in der Tragödie deshalb nicht beliebt, weil zu ihrem Wesen die Wehklage, der *κομμός* oder *θρῆνος*, gehört (in Sikyon wurden schon früh die *πάθη* des Adrast dargestellt, Herodot 5, 67), und man solch Wehklagen über Angelegenheiten des Vaterlandes und Erlebnisse der nächsten Gegenwart nicht ertrug. Die wirksamsten heroischen Stoffe entnahm man nicht dem echten Homer, sondern dem sogenannten epischen Zyklus in Ergänzung Homers. Der Stoff wird alsdann aber frei umgestaltet und an Figuren bereichert. Das Streben geht natürlich ferner zumeist dahin, Neues zu bringen und das Repertoir zu bereichern, doch greifen die tragischen Dichter öfters auch in Konkurrenz zu demselben Stoff. Hierfür sind die drei erhaltenen Elektren ein lehrreiches Beispiel; wer sie unter sich vergleicht, lernt die Arbeitsweise der Tragiker auf das beste unterscheiden. So halte man die Medea, den Oedipus, den Hercules furens des Seneca neben seine griechischen Vorbilder. Wenn nach dem Tode des Sophokles und Euripides die tragische Dichtung Athens, wie auch Aristoteles Poetik c. 14 uns bezeugt,[1]) sich immer mehr auf die Behandlung weniger Stoffe beschränkte, so ist darin ein Erlahmen der schöpferischen Phantasie, ein Rückgang der Dichtkunst zu erblicken. Es siegt der Trieb zu virtuosenhafter Ausmalung bekannter Situationen. Stoffwahl. Tragödie

Wichtiger noch als auf dem besprochenen Gebiet ist der Wechsel in der Wahl der Stoffe auf dem Gebiet der Komödie. Denn die Geschichte und Umwandlung der Komödie aus der *ἀρχαία* in die *μέση* und *νέα* beruht gradezu auf diesem Wechsel. Die Komödie muß stets Neues bringen, die Tragödie nicht.[2]) Ein Menander konnte keine „Ritter“ mehr schreiben, aber auch die Parodien und sonstigen Spezialitäten der *μέση* lagen hinter ihm. Darin aber blieb das Lustspiel sich gleich, daß es seine Fabel, ihr Gerüst, sei es noch so lose, stets frei erfindet, während die tragische Kunst ihren Gegenstand prinzipiell aus der Historie, d. h. aus der Mythographie entlehnt. Immerhin nähern sich dabei einige Tragödien, wie Helena und Ion, der freien Erfindung der Komödie. Komödie

g) Ein erstes Erfordernis für die Gestaltung des Stoffes ist die Einheitlichkeit der Handlung. Nur ein Aristophanes weiß davon noch wenig; denn die alte Komödie ist Posse und dramaturgisch nahezu gesetzlos, besonders im Schlußteil, nach dem Agon.[3]) Auch der Agon ist nicht ständig, also für die Komödie nicht einmal wesentlich. Stücke wie die Vespen, Wolken und Frösche zerfallen in zwei nur sehr lose verknüpfte Teile, und auch mit den Dramen eines Antiphanes und Alexis stand es wohl oft nicht viel besser. Einheitlichkeit der Handlung

Grundlagen der griechischen Orchestik und Rhythmik, 1909; dazu Berliner phil. W.schr. 31 S. 1291.

[1]) Vgl. Stemplinger a. a. O. S. 141.

[2]) Vgl. Stemplinger S. 138.

[3]) Lehrreich die Arbeiten, die sich gegenseitig korrigieren, von Th. Zielinski, Die Gliederung der altattischen Komödie, Petersburg 1885; J. Poppelreuter, De comoediae Att. primordiis, Berlin 1893; W. Süss, Rhein. Mus. 63 S. 12 ff.

Wohl aber hat die *νέα* jene dramaturgische Forderung von der Tragödie geerbt und treu übernommen. Denn der Tragödie erstes Erfordernis ist eben die Einheitlichkeit ihrer Handlung. Es ist nun also Ungeschick des Dichters, wenn sein Werk so in zwei Handlungen auseinanderfällt wie Euripides' Herakles; auch desselben Hekabe und Andromache sind daraufhin anzusehn. Aber auch Plautus verfehlt es gelegentlich darin: ich nenne seinen Miles und Stichus. Im Miles kann man diesen Mangel auf ungeschickte Kontamination zweier Vorlagen zurückführen, im Stichus gewiß nicht.

Episode

In solchen Fällen haben wir zwei Handlungen statt einer. Ein anderer Fehler, der störend zu wirken schien, war die Episode, die nur dem Epos zusteht. So wurde die Teichoskopie in des Euripides vielbewunderten Phoenissen als störende Episode empfunden. Aristoteles tadelt sogar die Aegeusszene in der Medea, obgleich sie für das Drama nicht entbehrlich ist, dessen Schlußwendung, Medeas Übersiedelung nach Athen, durch sie motiviert wird.[1])

παρέκβασις

Von dieser Episode ist dann wieder die Gesprächsabschweifung, *παρέκβασις*, zu unterscheiden, die bei Plautus als Dialog, mehr noch als Monolog und als Canticum die Handlung überall staut und aufhält. Diese Einlagen hat offenbar Naevius ebenso gehabt, der sie zu seinen polemischen Ausfällen benutzt haben muß. Ein frühestes krasses Beispiel dafür sind die aristippischen Betrachtungen über Lebenskunst im Miles v. 629 ff.[2]) Wie lax ist noch diese dramaturgische Technik! Man wird darin eine Nachwirkung der *μέση* zu erblicken haben. Terenz beseitigt sie radikal; er gibt uns den echten Stil Menanders.

Exposition

h) Die Exposition der Vorgeschichte gibt im Drama der Prolog (wo er fehlt, die Parodos). Dieser Prolog wird oft wirkungsvoll als Dialogszene gestaltet (z. B. Prometheus, Ajax, Alkestis);[3]) Euripides aber wandelte ihn zumeist in einen ans Publikum gerichteten Vorbericht um, wodurch es ihm gelang, die *πάθη* der erlebenden Personen hernach um so gesammelter und kondensierter vorführen zu können. Diese Art der Exposition, die auf alle Illusion verzichtet, übernahm alsdann die neuere Komödie, und erst Terenz befreite sich von ihr.[4]) Ihre Erklärung aber findet sie in dem Umstand, daß Theaterzettel zur Orientierung des Publikums fehlten. Ebendeshalb hält der Dichter[5]) auch darauf, daß, wenn

Auftreten der Personen

Personen neu auftreten, sie von einem der Mitspieler sofort deutlich mit Namen angeredet werden, damit die Zuschauer gleich erfahren, wer es ist, der da erscheint. Dabei ist dies Auftreten der Personen selbst oft recht naiv veranstaltet und mangelhaft motiviert. Wir sehen es oft nicht ein, weshalb die Leute eben jetzt gewandelt kommen oder ihr Haus verlassen. Denn das müssen sie auf alle Fälle, kein Drama spielt im Hausinnern.[6])

---

[1]) Ueber den Zweck der Aegeusszene Wilamowitz, Hermes 15 S. 481 f.; H. D. Naylor, Classical Review Bd. 23 S. 189 f.

[2]) Vgl. F. Ranke, Periplecomenus, Marburg 1900, S. 65 ff.

[3]) Ueber den Prolog in der alten Komödie s. W. Süss, Rhein. Mus. 63 S. 13.

[4]) Terenz hat die ihm eigentümliche Prologform freilich nicht selbst erfunden: s. Reitzenstein, Hermes Bd. 35 S. 625 f.

[5]) Freilich nicht die neuere Komödie.

[6]) Auch nicht die Kindbettszene im Truculentus, die Toilettenszene in der Mostellaria u. ähnl. Plautus ließ derartiges

i) Nach dem Urteil des Aristoteles sind nächst der Fabel das Zweitwichtigste im Drama die Charaktere, τὰ ἤθη. Ihre Darstellung ist aber speziell die Provinz der Komödie; denn nur die Komödie bringt detaillierte Charakterdurchführungen, Charakterstudien, indem sie den Typus des Renommisten, des Geizigen etc. auf das sorgfältigste schildert. Oft tritt dabei auch eine ethische Entwickelung, eine Besserung oder Belehrung des verkehrt gerichteten Menschen, wie in der Aulularia, im Trinummus, in den Adelphen, oder die Reue der Jünglinge ein, wie in den Epitrepontes. Im Gegensatz hierzu gibt die Tragödie πάθη, nicht ἤθη (Phaedra erliegt ihrem πάθος u. s. f.), und sie kennt von Charakteren nur wenige Nüancen, wie den Mutigen und Zaghaften (Antigone, Ismene), den Redlichen und Durchtriebenen (Neoptolemos und Odysseus), den Keuschen (Hippolytos), Trotzigen (Kreon), bösartig Frechen (Klytämestra), den Rachsüchtigen (Medea). Erst Euripides zeichnet die Figuren ab und zu mehr komödienhaft, ja, genrehaft, wie den Ion und die Iphigenie in Aulis. So unternimmt Euripides es aber ferner auch schon, die Charaktere unter dem Einfluß ihrer Erlebnisse sich entwickeln zu lassen, aber dies geschieht noch tastend und ungeschickt, wie gleich dieselbe Iphigenie uns zeigt. Der Umschlag darf nicht so unvermittelt und sprunghaft kommen, wie es hier geschieht, wo die Titelheldin anfangs als schüchterne Jungfrau, dann plötzlich als großherzige Heroine erscheint. Charakterzeichnung

Ein wichtiges Hilfsmittel für die Charakterzeichnung ist der Monolog. Eine Geschichte des Monologs hat F. Leo gegeben;[1]) ich kann hier nicht versuchen, sie zu vertiefen. Wir haben dabei das Ins-Publikum-sprechen des Schauspielers vom eigentlichen Selbstgespräch sorglich zu unterscheiden. Solch lautes Selbstgespräch, in dem die Person ihr eigenes Gemüt anredet, ja, sich gelegentlich selbst mit Namen anruft, hält bei uns Nordländern vielleicht nur der Trunkene; die südlichen Völker sind lebhafter, und man kann es da zu seinem Staunen auch von durchaus nüchternen Leuten in ausgedehntem Maße hören. Daß das auch in jenen alten Zeiten so war, bezeugt z. B. Lucian im Anfang des Ikaromenippos, wo Menippos zu sich selbst spricht: „Dreitausend Stadien waren es also von der Erde bis zum Mond, ungefähr hundertfünfzigtausend bis zur Sonne“ u. s. f. und ein Bekannter auf der Straße ihn interpelliert: „Was treibst du da für Astronomie? Ich gehe schon lange hinter dir her.“ Darauf versetzt Menipp: „Wundere dich nicht; ich überschlage bei mir selbst das wichtigste Ergebnis meiner letzten Reise“: πρὸς ἐμαυτὸν λογίζομαι. Ganz so Medea. Die Amme in der Medea des Euripides sagt v. 31 ausdrücklich, daß ihre Herrin, wo sie allein ist, αὐτὴ πρὸς αὑτὴν sich in lauten Klagen zu ergehen pflegt. Damit ist die Formel gegeben. Medea selbst ist die Adresse ihrer Worte. So beginnt das Selbstgespräch denn auch schon im homerischen Epos und blieb im Epos, ja, auch in der Geschichtschreibung und Monolog

---

in lustiger Naivität vor dem Haus abspielen (s. Zur Kulturgeschichte Roms² S. 41). Die Annahme, der Bühnenhintergrund habe bei Plautus Einblick ins Hausinnere gewährt, hilft zu nichts: denn Einblick in das zurückliegende Schlafgemach der Frauen konnte er keinesfalls gewähren.

[1]) Abhandl. der Göttinger GW. Bd. 10 Nr. 5. Eine Vertiefung ist möglich und notwendig. Vor allem fehlt bei Leo ganz Sokrates und alles, was mit ihm zusammenhängt.

im Roman ein beliebtes Requisit der Dichter und Referenten. Daher aber auch die Monodie des Kyklops bei Theokrit, daher die Selbstanreden Catulls. Auch manche Elegien, auch Gedichte der äolischen Lyrik (*miserarum est neque amori, ἔμε δείλαν ἔμε πασᾶν*) sind hieraus entwickelt und stellen sich als Monologe dessen dar, der sich einsam glaubt.[1]) Der Theatermonolog stammt somit aus dem Leben.

Sprachbehandlung

k) Das Dritte an Wichtigkeit ist im Drama nach der verständnisvollen Anordnung des Aristoteles die Diktion. Auch hierüber nur ganz Weniges. Die Diktion ist natürlich eine andere im Dialog als im Gesangsstück, aber auch in den Gesangsstücken je nach der Stimmung verschieden (man achte nur darauf, wie das Epitheton ornans bald gehäuft, bald gemieden wird). Daß sie im Dialog auch nach der Natur des Sprechers nüanciert werde, läßt sich im ernsten Drama selten beobachten, wie etwa bei dem Wächter im Agamemnon. Leichter hatte es hier wieder die Komödie; denn sie konnte beliebige Figuren sogar im Dialekt sprechen lassen (Acharner, Lysistrate) oder gar punisch (Poenulus). Sonst war es vor allem dem Satyrspiel vorbehalten, durch einen drolligen Kontrast in der Diktion zu wirken, indem die Helden im Stück erhaben, die Satyrn dagegen gemein und plebejisch sprachen.[2]) Etwas anderes ist es wieder, wenn das Lustspiel heitere Wirkungen damit erzielt, daß seine Alltagsfiguren auf einmal im tragischen Stil zu reden anfangen: so die Väter, wenn sie von der Reise kommen und die Heimat begrüßen. Diese parodistischen Scherze sind nicht nur im Aristophanes, sondern auch noch im Plautus an zahlreichen Stellen zu beobachten.

Stichomythie

Zum Kapitel von der Diktion gehört auch noch die Betrachtung der Stichomythie. Es ist von Interesse zu verfolgen, wie die Gesprächsform in Satz und Gegensatz zu je einem Verse sich allmählich und insbesondere bei Sophokles vom steifen Schematismus befreit, wie dagegen Euripides im Dienst sophistischer Disputation sie schließlich in größerer Ausdehnung wieder einführt.[3])

Beschaffenheit der Fabel

l) Erfindung und Plan der Stücke ist weiter daraufhin zu prüfen, ob ihre Fabel einfach oder verwickelt ist. Eine einfache Fabel haben die meisten Aeschylussachen, des Sophokles Philoktet ist dagegen z. B. eine *πεπλεγμένη*, da zu der Intrigue, die sich gegen den Titelhelden richtet, der Gegensatz hinzukommt, der sich zwischen den beiden Unternehmern Odysseus und Neoptolemos selbst herausstellt. Das ist schon durchaus komödienhaft. Und die Kompliziertheit der Handlung steigert sich dann im Lustspiel zusehends (Epidicus, Bacchides, Trinummus etc.), worin die Römer weiter nachhalfen, indem sie beim Übersetzen dazu griffen, aus zwei griechischen Stücken eines herzustellen (daher z. B. der zweite Liebhaber in der Andria). Überall aber pflegt doch in diesen Stücken immer nur eine Intrigue zum Austrag zu kommen. Dies ist der

---

[1]) Siehe Philolog. 63 S. 436 ff., wo gezeigt ist, daß Catull dabei sein Ich gradezu wiederholt in zwei Personen zerspaltet. Dies sein zweites, erleuchteteres Ich, das Catull da von seiner Person unterscheidet, kann nach römischer Art zu denken nur sein „Genius" sein. Es entspricht dem *δαιμόνιον* des Sokrates.

[2]) Vgl. A. Dieterich, Pulcinella S. 300.

[3]) Siehe Ad. Gross, Die Stichomythie in der griech. Tragödie und Komödie, Berlin 1905.

Grund, weshalb die Asinaria und die Casina ein besonderes und hohes dramaturgisches Interesse erwecken müssen, weil sich nämlich in ihnen auf das spannendste Intrigue gegen Intrigue richtet: Doppelintrigue. Aber auch für dies Verfahren gab schon Euripides das Muster in der vielbewegten zweiten Iphigenie und in der Helena.

m) Die Glückswende im Drama heißt Peripetie. Sie fehlt nur in wenigen primitiven Stücken. In der Prometheustrilogie kam sie erst im zweiten (resp. dritten) Stück. Phrynichus kannte sie, wie es scheint, noch gar nicht. Denn Aeschylus ist es gewesen, der in die Tragödie, die vorher nur Kommos mit umgebendem satyrhaften *γελοῖον* war, in Nachahmung der heiligen Handlung von Eleusis ein eigentliches *δρᾶμα*, ein *δρώμενον*, einführte, dessen Ereignisse dann oft naturgemäß auch zu einer Peripetie führten; und auch die heilige Mysterienhandlung von Eleusis — der Raub Persephones, das Suchen der Mutter, das Wiederfinden — verlief selbst nicht ohne eine solche. Ihre Erscheinungsarten sind mannigfaltig. Entweder der Ausbruch der Leidenschaft selbst führt die Peripetie herbei (Hippolytos) oder eine äußerliche Erkennung, die der Zufall mit sich bringt, die *ἀναγνώρισις* des Ion, aber auch der Epitrepontes, des Rudens und anderer Komödien. Auch der Oedipus Rex läßt sich hier anreihen; der Atreus Senecas. Oder endlich eine Intrigue, ein Racheplan ist es, der gelingt und die Entscheidung gibt (Elektra, Helena, auch Trachinierinnen; vor allem viele Lustspiele). Die edlere Tragödie aber zieht es vor, die Intrigue menschlicher Arglist vielmehr mißlingen zu lassen, und ein deus ex machina muß zum Schluß eingreifen und alles zum Guten wenden (Philoktet; Iphig. Taurica). Peripetie

n) Hiernach erhebt sich die Interpretation zu der letzten, höchsten und (man könnte sagen) verwegensten Frage nach dem Zweck der Erfindung oder nach der Idee der Handlung. Ein interessanter Stoff lockt den Dichter; er baut ihn auf. Dabei löst sich leicht irgendein Gemeinplatz, eine Grundwahrheit aus, für die das vorliegende Ereignis nur ein Beispiel ist. Ist dies aber überall notwendig der Fall? und ist sich der Dichter dessen bewußt gewesen? Mit dem Begriff „Schicksalstragödie" kommen wir nicht weit. Die Schicksalsidee waltet allerdings, wo es sich um Labdakiden handelt, bis zum Eteokles hinab; ebenso der Schuld- und Sühnegedanke in der Orestie, und in diesen Fällen spricht der Dichter das selbst deutlich genug aus. Denn vor allem in den Chorpartien finden wir des Dichters eigene Meditationen, einen Kommentar zur Handlung. Auch in den Danaïden des Aeschylus fanden sich ebenso Schuld und Sühne. Innerlicher und moderner und sehr glücklich ist diese tragische Idee in der Phaedragestalt ausgetragen: hier ist es einmal gelungen, ohne jeden Eingriff göttlicher Instanzen zu zeigen, wie eine Leidenschaft, die alle Grenzen durchbricht, den Menschen zerstört und sich durch sich selber rächt. Aber schon für die Medea trifft das gleiche nicht zu; denn diese Kindsmörderin überwindet ihren Mutterschmerz durch das siegreiche Gefühl gesättigter Rache und fährt stolz davon: ein barbarischer Übermensch. Vielbehandelt ist die Antigone, und man kann sich über die Grundidee des Stückes nicht einen. Staatsgesetz und Naturgesetz im Konflikt: darum Idee der Handlung Antigone

handelt es sich allerdings; dies Problem griff Sophokles auf. Aber darin erschöpft sich nicht der Inhalt des Gegebenen. Der Chor, der so oft die Stimme des Dichters ist, verhält sich gegen Antigone kritisch bis zum Ende (*ὑψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον προσέπεσες* v. 854; *σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργά* v. 875). Kreon ist der überlebende, und Kreons Trotz wird zum Schluß zermalmt. An ihm erfüllt sich das Schicksal. Das Stück ist eine Tyrannentragödie.

Hier sei es mir gestattet, einmal still zu stehn, die aphoristische Aufreihung, die gleichsam alles nur aus der Vogelschau sieht — denn auch über die Antigone mußte ich so flüchtig hinweggehn —, zu unterbrechen und bei einem anderen Beispiel eingehender zu verweilen. Ich denke an den König Oedipus; denn jeder wird das Verlangen fühlen, die Grundmeinung aufzudecken, die Sophokles mit dieser merkwürdigen, hinreißend grausigen Dichtung verbunden hat. Wirkt doch dieser Oedipus noch heute als das Musterbeispiel griechischer tragischer Kunst. Dabei knüpfe ich an die Oedipusausgabe von Ewald Bruhn an, die in viele Hände in Lehrer- und Studentenkreisen kommt und auch zu kommen verdient. Die Idee des Dramas, deren Verständnis wesentlich von der Auslegung des zweiten Stasimons v. 862 ff. abhängt, ist, wie mir scheint, von Bruhn nicht richtig erfaßt worden. Nach ihm stünden nämlich die Gedanken, die der Chor dort v. 862 ff. vorträgt, ganz außer Zusammenhang der Tragödie selbst; sie wären ein tadelnder Exkurs, der sich nicht gegen Oedipus, sondern gegen die unfromme Politik des athenischen Staates richte, denn die Stadt Athen habe sich unlängst gegen Delphi vergangen: woraus dann wieder eine Datierung des Stückes gewonnen wird, die der herkömmlichen und m. E. berechtigteren Auffassung widerstreitet.

Oedipus Rex

Wie unangebracht, muß man sagen, ja, wie wenig würdig der sophokleischen Kunst wäre doch solch ein Zwischenaktsgesang, der die Achtsamkeit des Publikums von der ergreifenden Handlung ablenkt, statt ihren Eindruck zu vertiefen. Denn grade an der angegebenen Stelle, v. 860 f., droht sich das Schicksal selbst zu enthüllen.

Indes ist der Zusammenhang des Liedes mit der voraufgehenden Szene auch schon äußerlich garantiert. Denn im v. 823 und 830 hat Oedipus die Begriffe „heilig“, „unheilig“, „fromm“, *ἄναγνος* und *ἁγνὸν σέβας*, wie Stichworte eingeführt, und unmittelbar darauf, v. 852 ff., schlagen uns die frevelhaft frechen Äußerungen Iokastes ins Ohr, in denen die dramatische Erregung gipfelt, Worte, die um so schreckhafter, da Oedipus ihnen zustimmt. Da greift der Chor im v. 864 mit den Worten *τὰν σεὔσεπτον ἁγνείαν λόγων* jene Stichworte des Oedipus deutlich auf. Solche wörtliche Anknüpfungen lieben die lyrischen Gesänge auch sonst, so wie in der Antigone v. 802—805 der Chor die Worte *ὁρῶν* und *παγκοίτας* braucht und Antigone sogleich in ihrer Klage v. 806—810 diese beiden Worte wiederaufnimmt. Damit wird der Zusammenhang der Gedankengruppen gesichert und äußerlich angezeigt.

Oedipus hat allerdings, als er Laïos erschlug und Iokaste zur Frau nahm, unwissend gefrevelt. Trotzdem aber ist er ein Mann der *ὕβρις*. Setzen wir vorläufig nur hypothetisch an, was sich hernach als zutreffend

erweisen wird, daß es sein Unglaube, der Mangel an Gottergebenheit ist, den ihm Sophokles als Schuld anrechnet, so stellt sich zwischen Lied und Szene der vermißte Zusammenhang von selbst her. Es handelt sich um das bekannte Orakel. Pflicht des frommen Menschen ist es, einem Apollo-orakel unbedingt zu glauben. Und das Orakel war in diesem Falle besonders bedeutsam, weil Zeus selbst als Urheber hinter seinem Ausspruch stand. Denn schon Laïos hatte einst Schuld auf sich geladen, als er den Sohn des Pelops raubte; er war darum von Pelops verflucht worden, und Zeus hatte diesen Fluch erhört und verfügt, daß zur Strafe Laïos durch seinen eigenen Sohn umkommen solle. Ein sittliches Motiv lag somit dem Zeuswillen zugrunde. Diese Vorgeschichte war allen bekannt, und daher erwähnt Sophokles den Zeus selbst ausdrücklich als eigentlichen Urheber des *πεπρωμένον*, v. 904 und 496. Dem Sohne Oedipus wird nun durch das Orakel seine schreckliche Mission, Laïos zu töten, verkündet; aber er will sich ihr entziehen und wandert aus Korinth aus, um das Gotteswort nichtig zu machen. Das war menschlich, aber es war trotzdem seine erste *ὕβρις*, es war *ἄσεπτον* im Sinne der herben Frömmigkeit der Orthodoxie jener Zeiten. Ein grauser Gott, ein *ὠμὸς δαίμων* ist Apoll dem Oedipus, v. 828; diese Äußerung stammt aus demselben Geiste. An solche Gedanken knüpft nun das Chorlied an, das lautet:

εἴ μοι ξυνείη φέροντι μοῖρα τὰν
εὔσεπτον ἁγνείαν λόγων
ἔργων τε πάντων ὧν νόμοι πρόκεινται
ὑψίποδες, οὐρανίαν δι'
αἰθέρα τεκνωθέντες ὧν Ὄλυμπος
πατὴρ μόνος, οὐδέ νιν
θνατὰ φύσις ἀνέρων
ἔτικτεν, οὐδὲ μήποτε λά-
θα κατακοιμάσῃ·
μέγας ἐν τούτοις θεὸς οὐδὲ γηράσκει.

ὕβρις φυτεύει τύραννον· ὕβρις εἰ
πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάταν,
ἃ μὴ ἐπίκαιρα μηδὲ συμφέροντα,
ἀκρότατον εἰσαναβᾶσ' ⟨ἄ-
κρων⟩[1]) *ἄποτμον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν,*
ἔνθ' οὐ ποδὶ χρησίμῳ
χρῆται. τὸ καλῶς δ' ἔχον
πόλει πάλαισμα μήποτε λῦ-
σαι θεὸν αἰτοῦμαι.
θεὸν οὐ λήξω ποτὲ προστάταν ἴσχων.

εἰ δέ τις ὑπέροπλα χερσὶν
ἢ λόγῳ πορεύεται,
Δίκας ἀφόβητος οὐδὲ
δαιμόνων ἕδη σέβων,
κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα
δυσπότμου χάριν χλιδᾶς,
εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως
καὶ τῶν ἀσέπτων ἕρξεται
ἢ τῶν ἀθίκτων ἕξεται ματᾴζων.

---

[1]) So habe ich ergänzt, freilich unsicher; *ἄκρων ἀκρότατον* ist danach zu verbinden.

τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη
εὔξεται ψυχᾶς ἀμύνειν;
εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι,
τι δεῖ με χορεύειν;

οὐκέτι τὸν ἄθικτον εἶμι
γᾶς ἐπ' ὀμφαλὸν σέβων
οὐδ' ἐς τὸν Ἀβαῖσι ναὸν
οὐδὲ τὰν Ὀλυμπίαν,
εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα
πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς.
ἀλλ' ὦ κρατύνων, εἴπερ ὄρθ' ἀκούεις,
Ζεῦ, πάντ' ἀνάσσων, μὴ λάθοι
σὲ τάν τε σὰν ἀθάνατον αἰὲν ἀρχάν.
φθίνοντα γὰρ – ⏑ – – Λοξίου
θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη
κοὐδαμοῦ τιμαῖς Ἀπόλλων ἐμφανής.
ἔρρει δὲ τὰ θεῖα.

Also die thebanischen Männer sagen, v. 897—910: „Zeus muß sich und die Weissagungen bewahrheiten; sonst gehe ich nicht mehr zum Omphalos, nicht mehr nach Olympia, und alles Göttliche fällt zu Boden, *ἔρρει τὰ θεῖα*. Ich möchte immer fromm sein, v. 863, d. h. anders sein, als Iokaste und Oedipus sich eben gezeigt haben. Denn Frömmigkeit gehört zu den *ἄγραφοι νόμοι*, die besonders heilig sind, v. 865 ff. (vgl. dazu R. Hirzel, *Ἄγραφος νόμος* S. 24; die Götter zu ehren, ist *νόμος ἄγραφος*, ebenda S. 33). Ja, wer diese Tugend nicht besitzt, wird zur *ὕβρις* weitergetrieben, v. 872, und *ὕβρις* macht den Tyrannen, der schließlich ins Unglück abstürzt (v. 875—879).

Trifft auch das letzte auf Oedipus zu? Gewiß. Tyrann ist, wer sich um das Volkswohl nicht bekümmert und nur für seine eigene Herrschaft und Machtstellung sorgt. So macht es aber jetzt Oedipus in Wirklichkeit. Er hat die Pest, die Theben heimsucht, ganz vergessen und denkt nur noch daran, in der Stadt seine Stellung als König zu behaupten.

Daher nun die weiteren Ausführungen des Chors: Nur den guten Herrscher soll Gott schützen und seine Verdienste um den Staat nicht auflösen (v. 880). Wer dagegen die Göttersitze nicht ehrt und am göttlichen Recht, der *Δίκη*, sich versündigt, dessen Übermut soll gestraft werden (v. 883 ff.), insofern er den Gewinn nicht in gerechter Weise erwerben wird (v. 889); auch diese letzten Worte zielen wieder auf Oedipus: Oedipus hat in der Tat sein Königtum in Theben in ungerechter Weise erworben, da er in Auflehnung gegen Apolls Orakel Korinth verließ und eben dadurch das *κέρδος*, nämlich die Machtstellung in Theben, gewann.[1]) Endlich geht auch *αἱ τοιαίδε πράξεις* — das zeigt schon das Demonstrativum — deutlich auf den König, v. 895: „wenn solcher Unglaube, wie ihn jetzt Oedipus und Iokaste durchweg zeigen, Ehre und königliches Ansehen verdient, was soll ich dann noch weiter Reigen zu Ehren der Götter aufführen? Alle Gottesverehrung ist dann zwecklos.“[2])

[1]) Zu *ἔρξεται* v. 890 ist wieder *εἰ μή* zu ergänzen: „er wird sich des Unfrommen nicht enthalten.“

[2]) Dunkel ist v. 893: *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδε ἀνήρ κτλ.* Ist *θυμῶν* statt *θυμῷ* zu lesen? Der Sinn scheint zu sein: wer,

Dies die Auffassung des Chors von Oedipus und seinem Tun. Stimmt sie nun etwa nicht zu irgendwelchen Tatsachen, die das Drama selbst uns bietet? Die Übereinstimmung ist vielmehr vollständig. Als König hat Oedipus für Theben und für sein Volk zu sorgen. Kaum aber richtet Tiresias gegen ihn den Verdacht, daß er selbst es war, der den Laïos erschlug, als er die entsetzliche Pest, die das Land heimsucht, vollständig vergißt und jähzornig nur noch seine eigene Position zu retten sucht. Daher gilt nicht nur im Chorlied v. 873 das gehässige Wort *τύραννος* von ihm, sondern schon v. 408 das *τυραννεῖς*, und der Grammatiker, der zum Titel der Tragödie den Zusatz *τύραννος* machte, traf damit die Meinung des Dichters durchaus. *ὕβρις* war schon gleich anfangs seine *ὀργή* gegen Tiresias, besonders die Verleumdung, Tiresias selbst sei Mitschuldiger an des Laios Ermordung gewesen; darauf geht auch schon das *ἀργύρῳ* v. 124. Auch die Art, wie Oedipus gegen den Seher mit der Lösung des Sphinxrätsels prahlt, v. 391 ff., soll als *ὕβρις* wirken. Weiter wird im v. 377 klar ausgesprochen: nicht um des Tiresias willen wird Oedipus ins Unglück kommen, sondern um Apolls willen, d. h. weil Apoll selbst ihm zürnt und von ihm verletzt ist.

Noch deutlicher wird das im v. 406 f., wo der Chor urteilt: jetzt, da Oedipus sich selbst verdächtigt sieht, müßte die Pflicht ihm gebieten, daß er im Interesse des unter der Seuche leidenden Volkes den Hinweis des Apolloorakels ohne Rücksicht auf seinen eigenen Nachteil aufzuklären sucht, nämlich den Hinweis auf den wirklichen Täter; statt dessen gerät er nur in Zorn.

Es folgt der Konflikt mit Kreon. Den Kreon verdächtigt Oedipus und wirft ihm vor, daß er ihm die Herrschaft entreißen wolle. Kreon reinigt sich dagegen durch Eid. Da heißt es, v. 647: dem Oedipus fehlt es an *αἰδώς* vor dem Eid. Denn Oedipus glaubt dem Kreon auch jetzt noch nicht, als er geschworen hat. Er soll *αἴδεσθαι τόνδε ὅρκον θεῶν*. Dieselbe Forderung steht v. 653: *καταίδεσαι τὸν ἐν ὅρκῳ μέγαν* (*Κρέοντα*). Also ist er unfromm, auch jetzt.

Im v. 673 f. aber wird gradezu sein Charakter geschildert; Oedipus gehört zu den *φύσεις*, die anfangs hassen und hernach schwer bereuen, wenn der Zorn verflogen ist. So spricht Kreon, und Oedipus weiß darauf nichts zu erwidern. Die Charakterbestimmung behält also Gültigkeit.

Aber erst v. 859 freveln die Lippen des Königs selbst offenkundig. Iokaste ist es, die ihn dazu anregt, indem sie v. 852 f. ihren Unglauben unverhohlen bekennt; sie sagt gradezu: „Das Orakel log. Denn wenn du auch wirklich den Laïos erschlugst, so bist du, Oedipus, doch nicht mein Sohn, während Apoll verkündete, mein Sohn solle den Laïos erschlagen.“ In v. 857 steigert und verallgemeinert sie diese Mißachtung des Orakelgottes noch, und Oedipus identifiziert sich mit ihr, indem er sagt: *καλῶς νομίζεις*, v. 859. An diesem *καλῶς* hängt alles. Das *καλῶς νομίζεις* ist es, worauf sich das zweite Stasimon, von dem ich handelte, selbst deutlich bezieht. Dagegen erhebt sich die Volksmeinung.

---

der so unfromm ist, kann den Geschossen des Zorns zu entgehen hoffen (*εὔξεται ἀμύνειν*). Zu *ἐν τοῖσδε* vgl. das *τοῖσδε* v. 251.

Aber auch noch in v. 946 zuckt der trotzige Zweifel an den *μαντεύματα* in Iokaste wieder auf, und v. 964 stimmt ihr Oedipus wiederum zu. Die Sache ist mithin so betont, daß man sie nicht verkennen kann. Ja, v. 972 sagt er: die *θεσπίσματα* sind *ἄξι' οὐδενός*. Iokaste steigert das noch weiter, v. 977 f., und wieder sagt Oedipus *καλῶς*, v. 984. Nur die Furcht, nicht die Frömmigkeit hält ihn ab, ebenso dreist wie Iokaste den Unglauben mit ausführlichen Worten zu bekennen; s. v. 985 und 974.

Also hat Aristoteles recht, der in seiner Poetik cap. 13 im Verhalten des König Oedipus eine Schuld, *ἁμαρτία*, fand und grade den Oedipus allein für die Wirkung der Schuld in der attischen Tragödie als Musterbeispiel bringt. Grade da sollte Aristoteles irren? Er hat das zweite Stasimon just so verstanden wie ich.

Die Götter sind allwissend. Diesen Glauben will Sophokles predigen. Auch dadurch, daß der kluge Rätsellöser Oedipus in bezug auf sein eigenes Geschick immer falsche Vermutungen vorbringt und das Schicksalsrätsel nicht lösen kann (das beginnt gleich anfangs, als er Tiresias für einen Betrüger erklärt und glaubt, Laïos sei von jemandem, der sich mit *ἀργύριον* bestechen ließ, erschlagen worden; es wiederholt sich v. 1080, wo er von sich vermutet, daß er der Sohn der *Τύχη* sei), auch hierdurch wird vom Dichter der Kontrast des blinden Menschenwitzes und der Unfehlbarkeit der apollinischen Orakel auf das planvollste hervorgehoben. Daher muß sich Oedipus am Schluß blenden; seine geistige Blindheit wird zur körperlichen. Und der Chor macht es nicht besser; denn er leistet sich im dritten Stasimon v. 1086 eine Vermutung mit den einführenden Worten: *εἴπερ ἐγὼ μάντις εἰμί*. Auch dies *μάντις* ist betont. Der Chor macht sich hier als Seher mit seiner Annahme, Oedipus sei vielleicht der Sohn irgendeiner Bergnymphe, nur lächerlich.

Also ist der Oedipus Rex ein Stück der Eusebeia. Wir erinnern uns daran, daß Sophokles selbst Priester war. Er lehrt: die Orakel des Apoll und des Zeus sind unfehlbar; wer gegen sie ankämpft, ist *ἀσεβής* und verfällt der *ὕβρις*. Das „fabula docet" ist hier so deutlich gemacht, wie wir es selten finden. —

Aetiologisches

Es gibt aber auch Dramen, in denen wir nichts anderes wahrzunehmen glauben als eine mehr oder weniger spannende Handlung, und Theophrasts Definition der Tragödie muß für sie genügen: *τραγῳδία ἐστὶν ἡρωικῆς τύχης περίστασις*.[1]) Gegebenenfalls verknüpft der Dichter mit dieser spannenden Handlung noch irgendeinen äußerlichen ätiologischen Zweck wie in der Taurischen Iphigenie. Aber man wird doch nicht sagen, daß die Mitteilung von der Einführung des Artemiskultes in Attika der Zweck der ganzen wundervollen Erfindung dieser Iphigenie sei. Immerhin steht es wirklich so im Oedipus Coloneus; dieser Oedipus ist ganz ätiologisch gedacht.

Tendenzstücke

In anderen Fällen tritt endlich an die Stelle der Idee vielmehr die Tendenz. Was will die Andromache? was wollen die Herakliden? Es springt bei beiden Stücken nur die Tendenz heraus, dort das Predigen des Spartanerhasses, hier die Verherrlichung attischer Gastfreundschaft

---

[1]) Diomed. I K. 487, 12.

und Menschlichkeit. Das ist minderwertig; denn die Tendenz stört immer die Illusion und die innere Wahrheit der Zeichnung.

Aber auch Senecas Tragödien sind Tendenzstücke, und wer das nicht beachtet, versteht sie nicht. Hier waltet aber eine ganz andere Art von Tendenz, die wie ein Gifthauch wirkt und alle Poesie vernichtet; es ist der Predigteifer des Stoikers, der alle heftige Leidenschaft und den Zorn verwirft und für verderblich erklärt; und die Dramen wollen nichts weiter sein als abschreckende Beispiele im Sinne dieser Lehre. Die Leidenschaft, die von ihrem Verächter dargestellt wird, kann uns nicht ergreifen.

Das seltsamste Problem aber sind die Bakchen des Euripides, diese schimmerndste Perle attischer Poesie. Theologische Dichtung! Ist dies Stück wirklich eine Glorifizierung des unerhört grausam erlösenden jungen Gottes Dionys? oder eine verkappte bittere Ironisierung, die uns der Freidenker Euripides gibt? Wir möchten heut gern das letztere glauben; die Alten selbst dagegen haben das Stück nur dogmatisch und nur ernst genommen. Ein theologisches Drama ist auch der Hercules Oetaeus des Seneca; denn auch in ihm handelt es sich — wie dort — um die Anerkennung der Göttlichkeit eines Gottessohnes. Aber hier fehlt alles Grauen, und nur der Gottessohn selbst leidet, um verklärt zu werden. Frappierend der Bakchentragödie ähnlich ist dagegen in der Tendenz der Konzeption das Attisgedicht Catulls, carm. 63. Denn auch da handelt es sich um orgiastischen Kult, nicht des Dionys, aber der Cybele. Der junge Attis hat sich in orgiastischer Raserei entmannt; er verfällt in Schlaf, erwacht und erkennt voll Jammer und Reue, was er getan. Er will sich der Göttin entziehen. Da hört Cybele seine Klagen und hetzt mitleidlos und in grausamem Eifer ihren Löwen auf ihn. So wird Attis zum Cybelediener.

Bakchen u. Hercules Oetaeus

Wie faßte das Publikum solche Handlung auf? Auch das zeigt uns Catull; denn er schließt das besprochene Gedicht mit den Worten ab: „Große Göttin Cybele, verschone mich; ergreife andere, nicht mich mit deinem Rasen.“ Dieser Wunsch ist aller Weisheit Ende. Gegen die Gottheit in all ihrer entsetzlich fanatisierenden Gewalt erhebt sich also kein Zweifel und kein Tadel. Man hofft nur, sich ihr zu entziehen. In dieser Weise wird auch Euripides seinem Stoff gegenübergestanden haben.

So kann man auch sagen: die Bakchen sind eine Überbietung des Oedipus Rex; der Sinn: wer an den Gott nicht glaubt, der muß untergehen.

Wirkung auf das Publikum

o) Nach allem, was ich ausgeführt, bleibt nur noch die letzte Frage übrig nach dem E f f e k t, den der Theaterdichter mit seiner Leistung beim Publikum erzielen will. „Nützen“ will er und „erfreuen“, das war die populäre Auffassung. Nützen, d. h. durch seine Heldenfiguren erziehend wirken, will Aeschylus; erfreut sein, *ἥδεσθαι*, das will das Publikum (Arist. Frösche 1413). Es gilt dabei die Dichtungsgattungen zu unterscheiden. Das Satyrspiel ist reines *γελοῖον* und bewirkt und bezweckt nur Lachen; die Tragödie ist nur *σπουδαία* und erzieht das Volk, indem sie es erbaut und erschüttert; das Lustspiel endlich ergötzt und erzieht zugleich; es ist *σπουδογέλοιον*. Dies war gewiß im großen und ganzen die volkstümliche Auffassung. Ob viele Dichter über sie hinausgingen, läßt sich schwer entscheiden. Aristoteles sagt bekanntlich, nicht das Wesen, aber

Katharsis

der Effekt der Tragödie sei, daß sie durch Furcht und Mitleid (so wenigstens nehmen alle die Aristotelesstelle) eine Reinigung, d. h. Entladung (*κάθαρσις*) erzeugt. Sehen wir uns um, so erfüllen uns aber auch die Captivi des Plautus ohne Frage mit Furcht und Mitleid, ja, bis zu einem gewissen Grade haben auch sonstige ernsthaftere Lustspiele jungen Stils wie der Trinummus, die Adelphen, der Rudens eben diese Wirkung, und wir müssen sagen: hätte Aristoteles diese jüngere Komödie schon gekannt, so hätte er jenen Zusatz zu seiner Definition nicht auf die Tragödie beschränkt. Schließlich trifft sie ja auch auf viele dramatischen Teile der Aeneis Vergils zu. Die Theorie von der Katharsis oder Entladung galt aber schon lange vor Aristoteles bei den Rednern, die ihre Hörer in gleicher Weise affizieren wollen.[1])

Inwieweit nun endlich und unter welchen Modifikationen die attischen Tragiker, an die Aristoteles denkt, wirklich Furcht und Mitleid zu erzeugen anstreben, ist nützlich im einzelnen zu beobachten; doch kann ich hier dabei nicht verweilen.

An das Drama reiht sich endlich die letzte Litteraturgattung, die wir noch zu besprechen haben:

11. der Dialog.

Über ihn besitzen wir das umfassende Werk von R. Hirzel, „Der Dialog".[2]) Ergänzendes gab Ivo Bruns, Das litterarische Porträt, S. 245 ff. Ich begnüge mich, folgendes hervorzuheben.

Dialog u. Mimus

Vom eigentlichen „Dialog" muß das bloß mimetische Gespräch, wie es in Sophrons Mimen, in Theokrits Adoniazusen vorkam, scharf unterschieden werden; denn ein solches Gespräch nennt das Altertum nicht eigentlich Dialog. Auch die Epeisodien oder Gesprächspartien im Drama hießen nicht so. Nur dem erörternden, dem untersuchenden Gespräche kommt der Name *διάλογος* zu, der sachlich und begrifflich mit der dialektischen Kunst, der logischen Untersuchung zusammenhängt.[3]) Deshalb genügte dafür auch der Ausdruck *λόγος*, und die Sokratischen Gespräche heißen *λόγοι Σωκρατικοί.* Während also das bloß mimetische Gespräch wie überhaupt der antike „Mimus" zur Theaterlitteratur gehörte oder doch von ihr abhing — so auch Herondas und die ähnlichen[4]) —, gehört der eigentliche „Dialog" zur wissenschaftlichen und zur Erbauungslitteratur.

Entwicklung des Dialogs

Es ist wahr, daß ihn auch das Lustspiel gelegentlich in parodistischem Übermut für seine Zwecke nutzbar machte (das tat schon Epicharm; dann vor allem Aristophanes in seinen „Wolken"). Im Ernst aber suchen wir ihn anderswo. Herodot gibt uns die ersten Beispiele in den Einlagen 1, 30 f. und 3, 80 f., und da reden historische Personen wie König Crösus über tiefgehende Fragen des Menschenlebens. Sehr ähnlich damit waren dann ohne Frage auch die mythologisch eingekleideten Szenen des Prodikos vom Herkules am Scheidewege und des Hippias, der in seinen *ὑποθῆκαι* Nestor dem Neoptolemos gegenüberstellte. Viel unpersönlicher

[1]) Vgl. Gorgias Helena 14; W. Süss, „Ethos", Leipzig 1910, S. 84 f. Daß die Erregung von Furcht und Mitleid Sache der Rhetorik, sagt Aristoteles selbst, Poet. 19, 2.

[2]) Leipzig 1895.

[3]) Vgl. Xenophon Mem. 4, 5, 12.

[4]) Das umständliche Buch von Reisch, „Der Mimus", befriedigt nicht in jeder Hinsicht.

und doch viel dramatisch wirksamer, ja, erregender das sophistisch scharf zugespitzte Wortgefecht der Melier und Athener bei Thukydides 5, 86 f., wo es für die Melier um Leben und Tod geht. Dann aber haben vornehmlich die vier Sokratesschüler Aeschines, Plato, Antisthenes, Xenophon der Gattung des Dialogs ihr eigentliches Gepräge gegeben. Durch Cicero wurde er weiterhin in gewandtester Weise latinisiert und steht noch in späterer Zeit in ein paar herrlichen Beispielen vor unseren Augen; ich meine des Tacitus Dialogus de oratoribus und den Octavius des Minucius Felix, welche beiden Werke ganz auf dem Muster Ciceros fußen.

Arten des Dialogs

Nun kann dieser Dialog, der übrigens allerlei Darstellungsmittel dem Mimus und der Komödie abborgte, nach der Art seiner Einkleidung verschiedene Formen annehmen; wir finden:

1. Direkte Dialoge mit Rollenverteilung wie im Drama: so großenteils das Meliergespräch bei Thukydides; Platos Phaedrus, Gorgias, Theätet. Hier erübrigte sich das lästige *ἔφη* und *ἦ δ' ὅς*.

2. Indirekte Dialoge; das sind zeitlich zurückliegende Gespräche, die jemand aus der Erinnerung wiedererzählt. Dabei ist

a) Sokrates der Referent, indem er entweder das Gespräch einer bestimmten Person, die er anredet, erzählt, wie im Protagoras und Euthydem, oder auch ohne alle Anrede die Erzählung gleichsam monologisch gibt, wie in den kurzen Stücken Lysis und Charmides und im gewaltigen Werk des „Staates“.

Bisweilen aber

b) sind bei Plato andere Personen die Referenten, und zwar da, wo die Person des Sokrates selbst der wichtigste Gegenstand der Schilderung sein soll, wie im Symposion und Phaedon; aus anderen Gründen im Parmenides.

Dazu kommt noch

3. die einfachste Form, die Xenophon durchführt, daß nämlich der Verfasser selbst der Berichterstatter ist und mehr oder weniger kurzgefaßte Zwiegespräche aufreiht, die deutlich aus der primitiven Form der Chrie „als der x. ihn fragte . . ., da sagte er . . .“ (vgl. Xenoph. Mem. 3, 13) entwickelt sind; mit solchen Zwiegesprächen hat sich Xenophon in seinen Memorabilien begnügt; in seinem Hieron, Symposion und Oekonomikos ging er weiter, und es zeigt sich darin ein späteres Stadium; denn der simple Dialog der Memorabilien ist hier nach Art des Platonischen ausgeweitet. Wie Xenophon ist dann auch Cicero selbst allemal der Referent über das Gespräch, das er vorzuführen beabsichtigt.

Zwischen den Dialogen des Plato und des Cicero ist nun aber noch ein wesentlicher Unterschied wahrzunehmen. Worin besteht er? und wie erklärt er sich?

Zweimal war es dem Plato widerfahren, daß ihm sein Gegenstand ins Ungeheuerliche anschwoll und die Form zu sprengen drohte: in den zehn Büchern seines Staats, in den zwölf Büchern seiner Gesetze; solche Gespräche ohne Pause zu führen, war in Wirklichkeit unmöglich, und die Einkleidung paßte hier also gar nicht mehr zur Aufgabe, die es zu lösen galt. Daher veränderte Platos großer Nachfolger Aristoteles in seinen Dialogen die Form wesentlich. Erstlich ist fortan Sokrates nicht mehr

Aristoteles u. Cicero

Gesprächsführer; zweitens und vor allem wird ein Gespräch größeren Umfangs fortan in mehrere Unterredungen, die an verschiedenen Tagen oder Tageszeiten stattfinden und zu denen man auf Verabredung aufs neue sich einfindet, zerlegt. Jede solche Teilunterredung steht dann in einer besonderen Buchrolle, deren Proöm jedesmal eine neue Exposition gab, und so wurde durch diese Neuerung auch die gräßliche Dicke der Schriftrollen vermieden, die der Staat Platos noch voraussetzt. Dies Vorgehen des Aristoteles war also eine Parallelerscheinung zu der Neuerung, die damals Ephoros auf dem Gebiet der großen Geschichtschreibung einführte: Zerlegung des großen Gegenstandes in abgerundete Sachteile, so daß jeder Sachteil in je einer Rolle Platz findet (oben S. 172). Für Cicero liegt nun auf der Hand, daß er dem Vorbilde des Aristoteles, nicht des Plato gefolgt ist, und danach ist das Arrangement in den Werken De oratore, De divinatione zu verstehen. Die Tusculanen sind fünf Unterredungen an fünf Tagen in fünf Büchern, u. s. f.[1]) Der Umstand, daß die Bücher De legibus der Proömien entbehren, ist ein Hauptbeweisgrund für unsere Überzeugung, daß Cicero dies Werk unfertig hinterließ.

Peripetie im Dialog

Der erörternde Dialog wird auf diese Weise zum mehraktigen Drama, und auch sonst zeigt er in seinen wertvollsten Darstellungen mit der Tragödie und dem feineren Lustspiel eine unverkennbare Verwandtschaft. Sie beruht vornehmlich auf der Peripetie. Denn auch der gute Dialog hat eine solche, die bisweilen plötzlich und überraschend eintritt. Aber in ihm beruht die Peripetie nicht auf einem Umschwung des Glücks, sondern, wie im Gorgias und Phaedon, auf der siegreichen Kraft der Argumente, mit denen der in die Enge getriebene Sokrates schließlich doch alle bedrohlichen Einwände überwältigend niederschlägt.

Satyros

Daß endlich auch die Biographie sich der Form des aristotelischen Dialogs bediente — so bei Satyros u. a.[2]) —, müssen wir als eine litterarische Verirrung betrachten.

C. Quellen und Vorbilder.

Das litterarische Eigentum ungeschützt

Über Quellen und Vorbilder kann ich mich kürzer fassen. Wer Plutarch, Diodor, Justin, Cornelius Nepos für die Geschichtsdarstellung benutzen will, muß sich zuvor nach Möglichkeit vergewissern, aus welchen älteren Autoren diese Historiker ihre Erzählung entnommen haben. Quellenuntersuchungen gehören daher seit langem zum obligaten Arbeitspensum des Historikers und Philologen. In allen den Fällen aber, wo diese Quellen — Ephoros, Theopomp, Timaeus — verloren sind, nützt das Ergebnis solcher Untersuchungen der Interpretation und litterarischen Wertschätzung des Autors, den wir in Händen haben, wenig. Im voraus ist dabei noch zu erinnern, daß es eine Sicherung des litterarischen Eigentums im Altertum nicht gab und daß kein Autor sicher war, nicht von einem anderen wörtlich ausgeschrieben zu werden. Nur wenn bei Dichteragonen einer der Konkurrenten fremdes geistiges Eigentum gestohlen hatte,

[1]) Für das Nähere s. Antikes Buchwesen S. 473 ff.

[2]) Vgl. Leo, Nachr. Gött. GW. 1912 S. 273 f.

erhob sich sogleich Geschrei, wurde der Diebstahl sogar bestraft (Vitruv VII praef. 4 f.). Sonst haben im Altertum obtrectatores, die auf Plagiate Jagd machen, sehr wenig Gehör gefunden.[1])

Das wörtliche oder minder wörtliche Übernehmen größerer oder geringerer Textabschnitte war bei den Historikern und bei anderen Autoren ziemlich selbstverständlich. Der vorliegende Geschichtsstoff galt für die Historiker, der überkommene Gedanken- und Sentenzenschatz galt für Moralisten und Redner als Gemeingut wie die Jagdbeute und der Fischfang für Fischer und Jäger.[2]) Ephoros schrieb seine Quellen, z. B. den Herodot, wörtlich aus,[3]) gelegentlich im Umfang von dreitausend Zeilen.[4]) Das nämliche gilt von den Rednern; man lernte die herkömmlichen Proömien in den Schulen wörtlich auswendig, und jeder Redner verwandte sie nach Bedürfnis.

Daher halten es hochachtbare Männer wie Plutarch auch durchaus nicht für nötig, ihre Quellen zu nennen; Plutarch sagt uns z. B. in seinem Coriolan nicht, daß er da den Dionys von Halicarnaß benutzt, und Cassius Dio macht überhaupt keinen Gewährsmann namhaft. Nur die mehr grammatisch-philologisch gerichteten Geister halten es anders;[5]) aber dann kann es vorkommen, daß solche Männer uns schwindelhafte Notizen geben, wie Gellius, der erstlich die meisten der zahllosen Werke, die er mit Eifer zitiert, gar nicht selbst gesehen hat, sodann aber gelegentlich (9, 4) als von ihm selbst erlebt erzählt, was er aus Plinius' Naturgeschichte 7, 9 ff. abschreibt. Quellenangaben

Auszugehen ist von den günstigen Fällen, wo uns die Quellen noch vorliegen. Denn da läßt sich die Arbeitsweise der Alten genau feststellen. So haben wir Polybius neben Livius. Livius arbeitete, roh ausgedrückt, wie unsere heutigen Zeitungsschreiber, gleichsam mit der Schere und setzte, indem er seine Quelle bald nennt, bald verschweigt, Abschnitte aus Polyb, den er entweder direkt oder nur indirekt benutzte, unvermittelt neben andere, die aus römischen Annalisten, z. B. auch aus den Annales maxumi stammen. Da, wo er dem Griechen folgt, erwähnt er mehr griechische als römische Männer mit ihrem Eigennamen, bezeichnet das Geld nach Talenten, ist auch topographisch genauer. Leider hat sich Livius indes mit diesem äußerlichen Verfahren doch nicht begnügt, sondern als gewandter Erzähler, der auf dramatische Wirkung abzielt, hat er die schlichten Mitteilungen des Polybius vielfach zu hübschen Geschichten ausgeweitet und zurechtgestutzt,[6]) nach dem Prinzip, das Cicero so ausdrückte: *concessum est rhetoribus ementiri in historiis ut aliquid dicere possint argutius.*[7]) Livius

Gegen ein wörtliches Ausschreiben aber bestanden, wie gesagt, durchaus keine Bedenken. Das betrifft auch das Neue Testament. Auf welchem Evangelien

[1]) Siehe meine Ausführungen in Pädagogisches Archiv 50. Jahrg., 1908, S. 169 f.; dazu Stemplinger, Das Plagiat in der griech. Litteratur, der meinen eben zitierten kleinen Aufsatz nicht kennt. Ich muß sagen, daß der Titel des Stemplingerschen Buches noch mehr verspricht, als es wirklich darbietet.

[2]) Vgl. z. B. Isokrates Panegyr. 8; Seneca epist. 79, 5; Horaz ars poet. 128 f.

[3]) Siehe von Mess, Rhein. Mus. 61 S. 382—392.

[4]) Stemplinger S. 47.

[5]) a. a. O. S. 177—180.

[6]) Siehe K. Witte, Rhein. Mus. 65 S. 270 ff.

[7]) Cic. Brut. 42.

Wege der oft wörtliche Einklang der Evangelien zustande gekommen, ist Gegenstand eingehendster Untersuchungen. Der Evangelist Lukas übernimmt öfters die Berichte aus den beiden anderen Synoptikern in der Weise, daß er nur den vulgären Wortausdruck, den sie darboten, abändert und nach seinem Geschmack veredelt. Aber auch die Johannesapokalypse zeigt mit den Evangelien ab und an so auffällige Übereinstimmungen, daß man es als feststehend betrachten kann: die Verfasser der drei ersten Evangelien haben die Apokalypse im Gedächtnis getragen. Man vergleiche z. B. Marcus 13, 17 *οὐαὶ δὲ ταῖς ἐν γαστρὶ ἐχούσαις* mit Apokal. 12, 2; Marc. 13, 10 *τὸ εὐαγγέλιον εἰς πάντα τὰ ἔθνη* mit Apokal. 14, 6; Marc. 13, 24 *ἀστέρες πίπτοντες* u. s. f. mit Apokal. 6, 12; Marc. 10, 37 mit Apokal. 3, 21; aber auch Matthäus 24, 40 mit Apokal. 3, 3 und 16, 15, u. ä. m.[1]) Die Apokalypse war also ein anregendes Vorbild für Sprache, Anschauung und Gleichnisse der sich entwickelnden christlichen Gemeindeschriftstellerei.

narrator u. exornator

Die Alten unterschieden in der Geschichtschreibung ausdrücklich und bewußt zwischen dem eigentlichen *narrator* und dem *exornator rerum*.[2]) Der erstere bedient sich des bloßen *ὑπόμνημα*, der letztere fängt das Publikum durch willkürliche Ausschmückung und Belebung des Stoffes, den er vorfand. Livius war *exornator*, Polybius wollte nur *narrator* sein.[3]) Nach unserem Urteil, d. h. nach dem Urteil des Quellenbenutzers, der nur die Tatsachen will, ist es ein Lob für den Historiker, wenn er sorglich, ja, sklavisch ausschreibt. Denn um so treuer gibt er die Tatsachen weiter, und jede eingreifendere redaktionelle Änderung, ja, jede stilistische Nüance ändert sogleich schon den überlieferten Sachverhalt. Daher eben schreibt auch Xenophon sich selber aus und benutzt in seinen Hellenika einfach wörtlich seinen Agesilaos. Mit Änderung der Worte hätte er auch die Sache verändert.[4]) Daher hat es auch gar nichts Auffälliges, daß Herodot den Hekatäus wörtlich ausschrieb.[5]) Daher ferner die wörtlichen Übereinstimmungen in den synoptischen Evangelien, von denen ich sprach; sie garantieren die Treue der Tradition. Und so oder ähnlich würde sich auch Diodor vor seinen Anklägern rechtfertigen.[6])

Tacitus

Was Tacitus uns gibt, sind im Grunde nichts als intelligent hergestellte Exzerpte aus Cluvius Rufus, Plinius u. a. Autoren, die die nämlichen Ereignisse in großer Ausführlichkeit dargeboten hatten. Für wichtige Teile gehen Tacitus' Annalen auch auf die Akten des Senats selbst zurück, die aber allerdings auch schon bei jenem Cluvius Rufus herangezogen worden sein können. Das stark Subjektive am Tacitus ist die Auswahl, die er beim Exzerpieren trifft.

Diog. Laertius u. a.

Daher wächst endlich auch bei solchen späten Autoren, wie Diogenes Laertius und Sextus Empiricus, sofort ihr Wert, wenn wir nachweisen

[1]) Vgl. Jacobsen, Protestantische Kirchenzeitung ed. Websky 1886 Nr. 27 S. 606 und Nr. 28 S. 630.

[2]) Cicero de or. 2, 54.

[3]) Vgl. Polyb. 2, 40, 4.

[4]) So wiederholt übrigens auch Diodor sich gelegentlich wörtlich, z. B. über Arabien II 48, 6 f. und XIX 98; vgl. Stemplinger S. 191.

[5]) Vgl. Herodot 2, 7 und Hekatäus fragm. 209; Diels, Hermes 22 S. 427.

[6]) Hätte er seine Quellen nur nicht so nachlässig exzerpiert und so grobe Irrtümer begangen. Hierüber vgl. A. v. Mess, Rhein. Mus. 61 S. 244 ff.

können, daß sie ältere Autoren wirklich treu kopieren, der eine den Diokles und Antigonos Karystios, der andere den Aenesidem. Denn diesen späten Zeugen standen Quellen, die ihnen um vier oder fünf Jahrhunderte vorauflagen, zur Verfügung. Dadurch werden sie uns kostbar. Auch die Zitate in Plutarchs Schrift adversus Colotem weisen auf eine Quelle aus sehr viel älterer Zeit.

Je wertloser also Diogenes Laertius für uns als Schriftsteller, „scriptor“, je wertvoller ist er als „auctor“, d. h. als Zeuge, und dasselbe kann nun ungefähr auch von Ciceros philosophischen Schriften gelten. Denn Cicero bezeugt uns selbst, daß er, was er da gibt, alles aus den griechischen Philosophen übersetzt und zusammenrafft: *apographa sunt* (Cic. ad Att. 12, 52, 3). Gelegentlich können wir einmal Kontrolle üben, de nat. deor. I 25 ff., wo sein Text mit einem Philodempapyrus in dem Grade übereinstimmt, daß wir auf eine treubenutzte gemeinsame Quelle schließen.[1]) Je unselbständiger also Cicero hier vorging, um so günstiger ist es, da wir seine kostbaren Quellen, die Stoa und die jüngere Akademie, ja nicht mehr besitzen.[2]) Cicero. phil. Schriften

Für Plinius bieten seine Quellen Aristoteles und Theophrast gute Kontrolle,[3]) ebenso für Florus Livius u. s. f. Am befremdlichsten ist in Ciceros Jugendschrift De inventione die Sachlage. Diese Schrift stimmt mit der Rhetorik ad Herennium, die wir dem Cornificius zuschreiben und die ungefähr in denselben Jahren geschrieben ist, in umfangreichen Teilen wörtlich überein. Wer ist nun hier der Kopist? wer der Kopierte? oder ist gar an eine identische gemeinsame Vorlage zu denken?[4]) Genaue Vergleichung wird, wie ich glaube, immer wieder zu der Annahme hinführen, daß Cicero das Werk des anderen skrupellos benutzt, zugleich aber, wo es nötig schien, ergänzt hat. de inventione

Wenden wir uns zu den Dichtern, so stehen zunächst die Parodien für sich, deren Pflicht es ist, den Wortlaut der Vorlage möglichst genau beizubehalten. Dafür bleibt das eleganteste Beispiel Vergils Sabinusgedicht, Catalept. 10, das mit Catull c. 4 sein Spiel treibt. Für sich stehen ferner auch die Centone, die sich ausschließlich aus Homer-, aus Vergilversen oder -versteilen zusammensetzen, wie die Medea des Hosidius Geta: ein umfangreicher Vergilcento. Dies war eine gleichsam musivische Kunst für sich.[5]) Aber auch die eigentliche Dichtung der Alten arbeitete nie ohne Vorbilder; von Vorbildern wurde sie allemal mehr oder weniger bestimmt angeregt; und daher rechnen wir auch die Übersetzer des Altertums, Terenz, Matius, Aemilius Macer, unbedenklich zu den Dichtern. Das taten die Alten selbst.[6]) Denn auch die Übersetzung, der es wirklich gelingt, aus einem echt griechischen Gedicht ein echt römisches zu machen, bleibt Dichtung. Centone Übersetzer

---

[1]) Diels, Doxographi S. 531 ff.

[2]) Siehe z. B. Schmekel, Philosophie der mittleren Stoa.

[3]) J. G. Sprengel, De ratione quae in historia plantarum inter Plin. et Theophrastum intercedit, Marburg 1890; ders. im Rhein. Mus. 46 S. 54 ff.; dazu meine Schrift De halieuticis S. 135 ff.

[4]) Man könnte dabei an Athenaeus erinnern, der p. 673 D seinem Zeitgenossen Hephaestion vorwirft, ihn, den Athenaeus, ausgeschrieben zu haben, während in Wirklichkeit vielleicht beide nur dieselbe Quelle — eine Schrift des Menodotos über Anakreon — auszogen; s. Stemplinger S. 18 f.

[5]) Vgl. oben S. 38.

[6]) Oben S. 105.

Also auch der Dichter ist nicht ohne seine Quellen zu verstehen; der erzählende übernimmt den epischen Stoff; ein elegischer übernimmt aus bedeutenden Vorgängern seine Motive und Stimmungslagen, u. s. f.

Gelingt es uns nun aber, diese Quelle festzustellen, so ist damit noch nicht viel gewonnen, sondern es gilt auch hier vielmehr, zu zeigen, wie der Poet mit seinem Vorbild umgeht.

Plautus u.a. Terenz und Plautus übersetzen; wie sorglich dabei Terenz vorgeht, beobachtete schon Donat, und Meineke hat es eingehend dargelegt.[1]) Wie keck hingegen ein Caecilius verfuhr, dafür gibt uns Gellius ein eklatantes Beispiel (II 23): keine Verfeinerung, vielmehr eine Vergröberung, ja Verrohung; und wie Caecilius, so machte es ohne Frage auch Plautus. Es wird sich immer mehr herausstellen, daß Plautus, wo er wollte, auch selbständig vorging, und man kann nicht alle scheinbaren Zusammenhangslosigkeiten bei ihm aus Kontamination zweier Vorlagen, die er treu übersetzte, erklären. Die Abhängigkeit der Römer von den Griechen hat dann natürlich nie aufgehört, aber eigentliche Übersetzungen, wie die Aratea oder Catull c. 68 B und die Varronischen Argonautica sind selten, und der Trieb zur zweckmäßigen Umformung und Weiterdichtung wächst. Lukrez Lukrez unternimmt es, Epicurs in schlechter Prosa abgefaßten Lehrabriß in ein Empedokleisches Epos umzuwandeln; der Inhalt, auch die Disposition,[2]) gehört dem Epicur; originell ist die Vortragsform. Am schönsten Vergil läßt sich Vergils Kompositionsweise erkennen, und sie erweckt unser Erstaunen, aber auch unsere Bewunderung. Gleich zu seinen Hirtengedichten besitzen wir die theokriteische Vorlage, aber auch sonst stehen eine Fülle von Imitationen fest, die schon das Altertum zu sammeln begonnen hat.[3]) Und wir sehen, Vergil ist eine Gärtnernatur, der nicht etwa Blüten aus fremden Gärten pflückt und in seine Schalen sammelt, sondern die Kräuter vielmehr mit den Wurzeln aushebt und in sein Erdreich pflanzt, so daß sie bei ihm neu treiben und ein zweites echtes Leben führen. Dies sein Verfahren hat Macrobius Sat. 6, 1, 2 und 5, 3, 16 dereinst richtiger gewürdigt als manche Neuere. Im Grunde war das Verfahren des Apollonius Rhodius kein anderes.[4])

Erstaunlich, daß dabei nun auch ein Werk wirklich großen Zuges wie die Aeneis entstehen konnte!

Epiker Kein Epiker erfindet: *ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω*, sagt Callimachus. Er übernimmt vielmehr seinen Stoff nach innerem Triebe und ist darin vom Tragiker (s. oben S. 185) durch nichts verschieden. Aber wie dieser variiert er den Stoff auch, vertieft ihn, fügt Motive und Personen hinzu; und so wie das Epos selbst großen Stil hat, so sind auch die Entlehnungen, durch die es zustande kommt, im großen Stil gehalten. Dabei lehnen die Dichter sich wörtlich an ihre Quellen an. Bei den christlichen Dich-

[1]) Menandri et Philem. reliquiae S. 1 bis 140; vgl. auch z. B. G. Vallat, Quomodo Menandrum ... Terentius transtulerit, Paris 1887.

[2]) I. Bruns, Lukrez-Studien, Freiburg 1884.

[3]) Vgl. jetzt die Arbeiten von P. Jahn, Philol. 1904 S. 66 ff.; ders., Aus Vergils Dichterwerkstätte, Berlin 1905, u. sonst, der mir jedoch die Imitation als Bestandteil der dichterischen Tätigkeit Vergils nicht innerlich genug aufzufassen scheint.

[4]) Siehe Merkel, Proleg. S. XXXVII ff. u. XC ff.

tern ist das in dem Grade der Fall, daß sich z. B. bei Cyprians Versifizierung der Bücher Mose noch erkennen läßt, daß der Verfasser nicht der Vulgata, sondern derjenigen Gruppe lateinischer Bibelübersetzungen folgte, die man die Itala nennt. So heißt es bei ihm im Exodus 946 *cessate deis maledicere*, wo die Vulgata *deos non detrahes* bietet, die Itala aber: *deos non maledices*. Ja, es läßt sich erkennen, daß der Dichter für die Genesis eine andere Italavorlage hatte als in den nachfolgenden Büchern.[1]) Sehen wir uns weiter um, so ist von Ovids Metamorphosen nicht erst zu reden; sie sind ein Reservoir, in das die zahllosen artverwandten Mythen von allen Seiten zusammenströmten.[2]) Und Vergil: abgesehen von alledem, was er in die Aeneis umgestaltend und verfeinernd aus Homer herübernimmt, so stammt seine Dido und Anna aus Naevius, die Schilderung der Verzweiflung der verschmähten Dido aus Apollonius Rhodius, der an der Liebe und Verzweiflung der Medea ebenso seine dichterische Kunst entfaltet hatte, es stammen weiter wichtigste Bestandteile der Nekyia aus Posidonius und den Orphikern, die wundervolle Iliupersis im zweiten Buch aus einer noch nicht sicher ermittelten Vorlage.

Es ist nicht zu verkennen, daß in diesem zweiten Buch Vergils manches mit den Posthomerica des späten Quintus Smyrnaeus übereinstimmt. Wie erklärt sich dies? Hat dieser Quintus etwa den Vergil selbst gelesen und als Vorlage herangezogen? und allgemeiner: haben auch Griechen Römer nachgeahmt? Dem müßte einmal in zusammenhängender Untersuchung nachgegangen werden. Jene den Quintus betreffende Frage pflegt man heute zu verneinen und vielmehr eine gemeinsame mythographische Vorlage des Vergil und des Quintus anzusetzen, sowie auch Valerius Flaccus zum Teil nach Mythographen dichtete. Glaublicher ist trotzdem, daß Quintus die Aeneis selbst benutzte. Jedenfalls sei bei dieser Gelegenheit erinnert, daß gelegentlich auch Griechen die Schätze der römischen Litteratur wirklich zu benutzen wußten; dies zeigt der Dichter Claudian, den die griechischen Autoren des Ostreichs als Geschichtsquelle eingesehen haben,[3]) zeigen die wiederholten griechischen Übersetzungen, die Eutrop erfahren hat (Paianios; Capito), zeigt Sallust, den Zenobios zur Zeit Hadrians ins Griechische vertierte, zeigt Livius, der von Cassius Dio in den Büchern 36—51 direkt benutzt wurde, zeigt Lucian, der den Trimalchio des Petron kannte und auf ihn anspielt,[4]) zeigt endlich auch jener Ἀῤῥιανός bei Suidas mit seiner poetischen Metaphrase der Georgica Vergils (ἐπικῶς). Ja, schon Polybius, der Freigelassene des Kaisers Claudius, hat den Vergil in griechische Prosa übersetzt.[5]) Wenn man die Georgica metaphrasierte, kann man die Aeneis nicht ignoriert haben.[6]) Sehen wir doch auch, daß griechische

Vergil u. Quintus

Griechen als Nachahmer der Römer

[1]) Vgl. Herm. Best, De Cypriani metris in Heptateuchum, Marburg 1892, S. 37 ff.

[2]) Siehe Kienzle, Ovidius qua ratione compendium mythologicum ... adhibuerit, Basel 1903; O. Lafaye, Les métamorphoses d'Ovide et leurs modèles grecs, Paris 1904.

[3]) Siehe Jul. Koch, Rhein. Mus. 44 S. 599. Eine eingehendere Ausführung ist uns Koch leider schuldig geblieben.

[4]) Siehe O. Hirschfeld, Rhein. Mus. 51 S. 470. Daß dagegen Plutarch, Lukull 39, den sechsten Brief des Horaz, den er zitiert, selbst las, bleibt unsicher.

[5]) Seneca Consol. Polyb. 8, 2; 11, 5.

[6]) Siehe Kehmptzow, De Quinti Sm. fontibus eqs., Kiel 1891; vgl. ähnlich über Tryphiodor und Vergil Noack z. B. Rhein. Mus. 48 S. 420 ff. Abweichend urteilt R. Heinze, Virgils epische Technik S. 63 ff. u. a. Gelehrte.

Dichter gegen Vergils Didoauffassung, indem sie den Maro ausdrücklich nennen, polemisieren (Anthol. Pal. 16, 151). Christodor fand das Bildnis des Vergil im Gymnasium des Zeuxippos zu Konstantinopel aufgestellt und beschreibt es seinem griechischen Publikum mit den Worten, Ekphrasis v. 414 f.:

Καὶ φίλος Αὐσονίοισι λιγύθροος ἔπρεπε κύκνος
πνείων εὐεπίης Βεργίλιος ὅν ποτε Ῥώμης
Θυβριὰς ἄλλον Ὅμηρον ἀνέτρεφε πάτριος ἠχώ.

Und auch der ägyptische Grieche Claudian hätte nicht der große Dichter und Vergilnachahmer werden können, wenn er den Vergil nicht schon früh und als er noch am Nil als Grieche lebte, gekannt hätte.[1]) So benutzte dem Anschein nach auch der Historiker Appian das lateinische Epos des Lucan; vgl. Lucan 7, 326 ff. und Appian bell. civ. 2, 74.[2])

Properz Anders liegt die Sache bei Properz. Nicht selten ergibt sich, wie bei Geschichtschreibern, so auch bei den Dichtern der Schluß, daß, wo sie in Schilderungen übereinstimmen, die Ähnlichkeit auf gemeinsame Quelle zurückgehen wird. Der Schluß ist auch für Dichter zulässig, so frei auch ihre Phantasie sonst walten mag. Die Elegien des Properz zeigen mitunter die nämlichen Motive und Situationen, die wir in den Liebesgedichten des Spätlings Paulus Silentiarius (in der Anthologia Palatina) wieder antreffen. Da es aber ganz unwahrscheinlich ist, daß dieser Paulus den Properz selbst las, so suchen wir für beide Dichter ein gemeinsames Vorbild bei den alexandrinischen Elegikern und Epigrammatikern des 3. und 2. Jahrh. v. Chr., die freilich ihre erotischen Motive und Phraseologie ihrerseits wieder aus der attischen Komödie entlehnt hatten. Denn die Komödie Athens war vornehmlich eine Schöpferin der Sprache der Liebe.

Catull c. 64 Es gibt aber auch litterarische Werke ganz singulärer Natur, und für ihr Verständnis wäre es besonders nützlich, die litterarischen Anregungen, aus denen sie hervorgingen, genauer zu kennen. Ich nenne Catulls Nr. 64, die sog. Nuptiae Pelei et Thetidis, sowie die Germania des Tacitus. Die Nuptiae sind uns, wie die Ciris, ein Beispiel des alexandrinischen Epyllion; daß sie aber aus Übersetzung hervorgingen, ist ganz unwahrscheinlich; denn auch die Ciris ist keine Übersetzung (auch die Smyrna des Cinna war gewiß keine); wohl aber müssen wir annehmen, daß hier in gleichsam schulmäßiger Weise von Catull Vorschriften der alexandrinischen Poetik befolgt und durchgeführt sind; daher der erotische Monolog; daher insbesondere auch die eigentümlich geschachtelte Anordnung des *Tacitus Germanica* Inhaltes.[3]) Des Tacitus sog. Germania aber ist damit nicht erklärt, daß man auf die litterarischen oder mündlich übermittelten Quellen hinweist, aus denen Tacitus den Inhalt entnahm oder entnehmen konnte. Das Wichtigste ist es, vielmehr die Form selbst, die der Autor wählte, zu erklären, ich meine die monographische Behandlung eines ethnographischen Gegenstandes. Dafür aber ist an Senecas verlorene Schriften *De situ*

---

[1]) Siehe ed. Claudian praef. p. VIII; cf. ib. p. XLIV u. LXXII.

[2]) Siehe PERRIN, American journ. of phil. 9 S. 325.

[3]) G. MAY, De stilo epylliorum Romanorum, Kiel 1910, umgeht das Wichtigste.

Indiae und *De situ et sacris Aegyptiorum*, es ist an Arrians Monographie Ἰνδική u. ähnl. zu erinnern, und so müssen wir das Urteil in dem Sinne formulieren, daß, was Livius dereinst in seinem 104. Buch als Exkurs gegeben hatte: *situm Germaniae moresque* (so die Periocha), von Tacitus nach Senecas Vorbild unter Heranziehung von weiterem Material zur Monographie gestaltet worden ist. Aus derselben Analogie des Seneca und des Arrian ergibt sich dann aber auch, daß Tacitus mit seiner Germania schwerlich auch noch politisch aktuelle Zwecke verband, sondern nur, wie jene, eine ethnographische Studie hat vorlegen wollen, sowie ferner, daß es gänzlich überflüssig ist, anzusetzen, ursprünglich sei die Germania ein Teil der Historien des Tacitus gewesen.[1])

Apulej. Amor u. Psyche

Ein Unikum in seiner Art ist für uns auch das Kunstmärchen von Amor und Psyche, das wir bei Apulejus lesen (vgl. oben S. 174). Wie und durch Anregung welcher Vorbilder oder durch welche Wandlungen in Stoff und Grundgedanken dies inhaltreiche und hochpoetische Märchen zustande kam, ist eine besonders interessante und viel ventilierte Frage, für die R. Reitzenstein[2]) neue Gesichtspunkte aufgestellt hat. Doch halte ich Reitzensteins Grundgedanken für verfehlt, und ich will dies nicht ohne kurze Begründung aussprechen. Alles dreht sich hier um das Orakel, das der Vater der Psyche erhält. Die schöne Psyche ist ohne Freier geblieben; auf Anfrage verkündet das Orakel Apolls Folgendes, Apulej. 4, 33:

Montis in excelsi scopulo tu siste puellam
  Ornatam mundo funerei thalami
Nec speres generum mortali stirpe creatum
  Sed saevum atque ferum vipereumque malum,
Qui pinnis volitans super aethera cuncta fatigat
  Flammaque et ferro singula debilitat,
Quo[3]) tremit ipse Iovis, quo numina terrificantur
  Fluminaque horrescunt et Stygiae tenebrae.

Der Umstand, daß hier Amor im v. 4 als Schlange bezeichnet wird, soll nun angeblich darauf zurückweisen, daß Amor in einer ursprünglicheren Fassung der Fabel nicht nur als der herkömmliche Liebesgott, sondern als kosmische Gottheit in Schlangengestalt vorgestellt worden sei, und es ist Reitzenstein wirklich gelungen, aus späten und entlegenen Dokumenten der orientalisch-ägyptisch beeinflußten Mischreligionen solchen kosmischen Schlangen-Eros in einer vereinzelten dürftigen Spur nachzuweisen. Der Nachweis ist aber ganz unbrauchbar. Denn ein Orakel muß doppeldeutig sein. Wurde in obigen Versen wirklich, wie Reitzenstein ansetzt, ursprünglich die Kenntnis davon vorausgesetzt, daß Amor ein schlangengestaltiger Weltgott sei, so enthielt der Spruch keine Dunkelheit mehr; alle Gläubigen mußten gleich auf ihn raten, und alle Angst und Trauer, die sich anschloß, war unnütz. In Wirklichkeit spielt das Orakel unseres Märchens vielmehr nur in herkömmlicher Weise mit einer tropischen Wendung und täuscht durch

[1]) So Brunot, Un fragment des histoires de Tacite, Paris 1883. Im allgemeinen s. Lückenbach, De Germaniae quae vocatur Tac. fontibus, Marburg 1891.

[2]) Das Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius, Leipz. 1912.

[3]) *Quo* lese ich statt *Quod*. Das *qui*, v. 5, weist auf *gener saevus* zurück.

sie den naiven Laienverstand, wie die Orakel es stets tun (oben S. 52). Denn sie sind nur eine Erscheinungsform des *γρῖφος* (oben S. 121 f.) nach Art jenes Musters, das uns für den *γρῖφος* gegeben wird:

Ἕκτορα τὸν Πριάμου Διομήδης ἔκτανεν ἀνήρ,

wo der Kurzsichtige einwendet: „Diomedes tötete doch den Hektor nicht" und wir dann belehrt werden *ὅτι διομήδης ἦν ἀνὴρ ὁ Ἀχιλλεύς.*[1]) Man vergleiche nur gleich, was Pythia dem Krösus bei Herodot 1, 55 orakelt:

ἀλλ' ὅταν ἡμίονος βασιλεὺς Μήδοισι γένηται,
καὶ τότε Λυδὲ ποδαβρὲ πολυψήφιδα παρ' Ἕρμον
φεύγειν μηδὲ μένειν μηδ' αἰδεῖσθαι κακὸς εἶναι.

Der Kniff ist hier bei Herodot das tropisch gesetzte *ἡμίονος*; gemeint ist König Kyros, der Mischling. Davon, daß Krösus das eine Wort Maultier oder Halbesel nicht versteht, hängt sein ganzes zukünftiges Schicksal ab. Die Parallele ist vollkommen; denn ganz ebenso ist im Orakel, das Psyche betrifft, *vipereum malum* die Pointe; auch dies nur ein Tropus; auch hier handelt es sich scheinbar um ein Tier. Psyches Eltern verstehen das Wort von einem wirklichen Drachen, wie Krösus das *ἡμίονος* von einem wirklichen Maultier, und eben darauf gründet sich auch 5, 17 der Verdacht der neidischen Schwestern Psyches, ihr stets unsichtbarer Gatte sei nichts anders als ein wirklicher *serpens*; denn das Orakel habe gesagt *te trucis bestiae nuptiis destinatam.*

Zum Verständnis dieses Tropus aber wolle man sich erinnern, daß die Liebe zum Weibe oder aber auch die Hetäre selbst, deren Netzen niemand entrinnen kann, eine *δράκαινα* hieß. Dafür ist der locus classicus das Fragment des Anaxilas bei Athenaeus p. 558 A, wo die Vergleiche sich häufen: „wer eine Hetäre liebt, hat es zu tun mit einer *δράκαινα*, Skylla, Sphinx, Hydra, *ἔχιδνα.*" Das genügt. Aber ebenso wird dann auch Amor selbst bei Plautus, Persa 3, mit der *excetra* verglichen. Das ist noch deutlicher. Wer diesen Tropus, der der Sprache der Erotik angehörte, die Gleichsetzung Amors mit der *vipera*, nicht versteht, mißversteht die Absicht des Orakels und damit zugleich auch die ganze Dichtung.

Kosmische Spekulationen sind dieser Liebesnovelle möglichst fern zu halten. Denn man wird bemerken, daß sich ihr Verfasser (sei es Apulejus oder seine Vorlage), was die Götterwelt betrifft, ganz ebenso wie Lucian, wo er uns in den Olymp einführt, sorglich im Kreise der in der Poesie rezipierten, homerischen Göttergestalten hält. Einflüsse der Mischreligionen jener Zeiten vermeidet er in diesem Stück planvoll. Es ist wahr, daß es in kosmischen Spekulationen damals auch eine Gottheit Psyche gab. Aber daß Apulejus seine Psyche durchaus nicht in solchem Sinn verstand oder verstanden vorfand, leidet für mich keinen Zweifel. Das Märchen ist vielmehr, wie es vorliegt, so sinnig klar und einheitlich durchgeführt, daß ich mich zu der Ansicht bekenne: es kann nie eine wesentlich andere Gestalt gehabt haben als die vorliegende. Daß der Erfinder, den Apulejus mutmaßlich übersetzt, bei seiner Dichtung köstliche Motive des ungeschriebenen Volksmärchens, wie von den neidischen Schwestern und

---

[1]) Schol. Aristid. p. 508.

von den Strafarbeiten des verkannten und verfolgten schönen Weibes, benutzt und aufgelesen hat, widerspricht dem Gesagten durchaus nicht. Denn auf diesem Wege entstehen alle guten Kunstmärchen. Jedenfalls steht die Amor- und Psychegeschichte so vor uns, als käme sie aus erster Hand, und zeigt nirgend einen Riß, der als Spur erheblicher redaktioneller Umformungen sich verwenden ließe. Und dabei wurde nun endlich ein anmutiger allegorischer Gedanke zugrunde gelegt, und auch dieser gehört, wie wir dringend betonen müssen, der Sprache der gewöhnlichen Erotik des Altertums an: Psyche wird unsterblich.

Daß das schöne Mädchen in unserer Geschichte grade Psyche heißt, war nichts Auffälliges; denn Psyche war bei den Griechen ein ganz verbreiteter Frauenname. Aber der Name tritt hier zugleich in den Dienst einer Allegorie, die sich erst am Schluß der Dichtung ganz vollendet. Die Liebe peinigt den Menschen mit tausendfacher Qual, aber sie macht ihn im Moment ihrer Sättigung den Unsterblichen gleich: das ist der Sinn, der das Ganze durchdringt. So wird denn die Psyche am Schluß, nach überwundener Pein, in der Tat in den Olymp selbst eingeführt, aber nicht etwa als Gottheit, nicht als Göttin, die etwa der Venus oder dem Mercur irgendwie artgleich wäre und dauernde göttliche Funktionen erhielte. Das ist nicht der Fall. Apulejus vermeidet es sorgfältig, die am Schluß erhöhte Psyche „Göttin“ zu nennen. Ausdrücklich nur als „Unsterbliche“ wird sie im Himmel aufgenommen, d. h. als eine, die nicht zu sterben braucht, wie Tithonus unsterblich wurde, nur weil Eos ihn liebte. Was ist damit gesagt? Nur dies, daß der glücklich Liebende sich wie im Himmel fühlt, sich ewig dünkt. *immortalis ero* sagt Properz 2, 14, 10 und nochmals: *si dabit haec multas* (noctes), *fiam immortalis in illis* 2, 15, 39. Das ist deutlich und unmißverständlich das schwärmerische Evangelium der Erotik: solange der Liebesgenuß währt, solange währt des Sterblichen Unsterblichkeit: die Psyche des so Liebenden ist *immortalis*. Das ist auch hier gemeint. Denn Juppiter sagt zur Psyche nur dies, 6, 23: *immortalis esto nec umquam digredietur a tuo nexu Cupido.* Nur in diesem Sinne wird Psyche in den Himmel erhoben.

Doch kehren wir zu ergiebigeren Problemen, die das Verhältnis der Autoren zu ihren Quellen betreffen, zurück. Eine besondere Gruppe bilden die Werke polemischer Natur, die überhaupt nicht zu verstehen sind, wenn man den Gegner, gegen den sie sich richten, nicht kennt oder rekonstruiert. So gibt Thukydides im ersten Buch c. 89—118 ein Korrektiv zu seinen Vorgängern, insbesondere zu Hellanikos;[1] 1, 20, 3 polemisiert er stillschweigend gegen Herodot (s. dort das Scholion). Xenophon eröffnet seine Memorabilien I c. 1 und 2 mit einer Widerlegung der Sokratesanklage des Polykrates, und die Disposition der letzteren, für uns verlorenen Schrift läßt sich noch Punkt für Punkt aus ihm entnehmen.[2] Ganz ähnlich steht es mit Kaiser Julians verlorener Streitschrift *κατὰ Χριστιανῶν* in drei Büchern, die aus der wortreichen Widerlegungsschrift des Cyrill von Neumann[3] teilweise hat rekonstruiert werden können.

Werke polemischer Natur

[1]) Kirchhoff, Hermes XI S. 371 f.
[2]) Siehe unten.
[3]) C. J. Neumann, Iuliani librorum contra christianos quae supersunt, Leipz. 1880.

Aus Pseudo-Longin περὶ ὕψους läßt sich noch ziemlich gut die Arbeit des Rhetors Caecilius, gegen die jener sich wendet, erkennen; vor allem ist es wahrscheinlich, daß viele der Belegstellen für und gegen den erhabenen Stil, die wir in der Schrift vom Erhabenen lesen, schon von dem fleißigen Caecilius beigebracht worden waren. [Plato] Läge die Sache bei Plato nur ebenso klar! Denn die große Schriftstellerei Platos ist eine ständige Auseinandersetzung mit Gegnern, die wir nicht mehr haben, und keine Analyse eines Platodialogs kann geschehen, ohne daß wir nach ihnen uns umsehen; eine Fülle geistvollster Kombinationen ist auf diese Probleme verwandt worden: auf Demokrit diviniert man im Philebus, auf Antisthenes im Theaetet und Kratylos, u. s. f., Hypothesen, die von Zeit zu Zeit allerdings dringend Revision verlangen.[1] So auch die Hypothese von der Polemik Platos gegen Isokrates, im Euthydem und sonst, die seit Leonhard Spengel lebhaft erörtert wird[2] und sich auf mancherlei Isokratesanklänge bei Plato stützt. In vielen Fällen läßt sich aber natürlich gar nicht ausmachen, welcher von diesen beiden Autoren da jedesmal auf den anderen anspielt und ob da nicht auch noch Bezüge zu anderen Autoren mit eingreifen. Zur Vorsicht in solchen Dingen mahnt [Symposien] vieles, nichts aber so sehr, wie das Beispiel der beiden Symposien, Xenophons und Platos. Denn eine imitierende und zugleich polemische Beziehung zwischen beiden Meisterwerken ist da sicher vorhanden. Aber die Kenner schwanken durchaus, welcher von beiden λόγοι ἐρωτικοί der frühere sei. Jene Polemik betrifft Nebendinge wie, ob aus kleinen oder aus großen Bechern getrunken wird, dann auch die Wahl der Sprecher, unter denen sich bei Xenophon der von Plato verachtete Antisthenes befindet, endlich gewisse Einzelheiten in der Auffassung der veredelten Päderastie, um die es sich in den Gesprächen vornehmlich handelt. Dafür, daß Platos Werk früher fällt, spricht schließlich doch eben diese Liebestheorie selbst,[3] spricht auch der Umstand, daß im dramaturgischen Aufbau Xenophons Werk unbedingt das vollkommenere ist. Allein wie viele lassen sich durch diese Gründe überzeugen?

[Ergänzung unvollständiger Werke] Die höchste Leistung der Hermeneuse aber bleibt uns noch übrig. Dies ist die Rekonstruktion des Inhaltes verlorener und die Ergänzung des Inhaltes unvollständiger Werke.

[Seneca Phoen.] Das letzte zuerst. Seneca hat seine Tragödie Phoenissen, die ohne Chor in zum Teil zusammenhangslosen Szenen vorliegt, nie fertig gemacht. Wer, was vorliegt, recht verstehen will, wird sich bemühen, hypothetisch den Grundriß der Fabel zu erschließen, für den diese Szenen bestimmt waren.[4]

[Aeschylus Prometheus] Ungleich belangreicher und brennender die Frage nach den Trilogien des Aeschylus. Der erhaltene Prometheus ist nur ein Akt im großen Götterdrama. Es ist der gefesselte. Es ist schon viel, daß wir wissen,

---

[1] Dümmlers Antisthenica und Akademica gaben hierfür viel Anregendes.

[2] Siehe H. Gomperz in Wiener Studien Bd. 27 u. 28. Ablehnend B. v. Hagen, Num simultas intercesserit Isocrati cum Platone, Jena 1906.

[3] Siehe I. Bruns, Vorträge und Aufsätze S. 118 ff.

[4] Neue Jahrbb. 27 S. 361 f.

daß auf ihn der *λυόμενος* folgte, in dem die Titanen den Chor bildeten und Herakles die Lösung brachte. Aber das dritte Stück, der *πυρφόρος*? war es wirklich das Schlußstück? oder begann mit ihm das Ganze, und war darin der Raub des Feuers dargestellt? Man muß sagen, daß das erhaltene Stück zur Exposition der Handlung vollständig genügt; auch scheint es, daß *πυρφόρος* nicht den, der das Feuer raubt, sondern nur den bedeuten kann, der das Feuer zu tragen pflegt.

Für die Handlung der Danaïdentrilogie gaben die uns erhaltenen Schutzflehenden sicher die Eröffnung. Fünfzig Mädchen, die ihre Männer töten in der Hochzeitsnacht; nur Hypermestra rettet den Lynkeus: so ging die Handlung weiter; das Ganze gipfelte im Auftreten der Aphrodite, die feierlich zugunsten Hypermestras und ihrer Liebe die göttliche Entscheidung gab. Welche Stücke folgten nun aber auf das erste? Wir haben statt zwei drei Stücke zur Verfügung: *Δαναΐδες*, *Θαλαμοποιοί* und *Αἰγύπτιοι*. Ich glaube immer noch, daß *Θαλαμοποιοί* das zweite, *Αἰγύπτιοι* das Schlußdrama gewesen und daß der Titel *Δαναΐδες* auszuscheiden ist. Denn nur der Gesamttitel der Trilogie konnte so lauten, und es scheint absurd, wenn neben dem ersten Drama *Ἱκέτιδες* eins der folgenden *Δαναΐδες* hieß: als ob die *Ἱκέτιδες* nicht auch *Δαναΐδες* wären; ebenso absurd, wie wenn unser Schiller von den drei Dramen „Wallensteins Lager", „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" das letzte oder mittelste einfach „Wallenstein" überschrieben hätte. Doch verkenne ich nicht die entgegenstehenden Schwierigkeiten.[1] Danaiden

Claudian hat seinen Raptus Proserpinae nie vollendet. Wir haben nur drei Bücher, die mit der Wehklage der umirrenden Ceres enden; es ist die Wehklage um die geraubte Tochter. Aber Claudian hat zum Glück in seinem Proöm dafür gesorgt, daß man wisse, wie das Werk weitergehen und sich abrunden sollte: nicht nur das Wiederauffinden der Tochter sollte folgen, sondern auch die Einsetzung des Ackerbaus.[2] Ungünstiger steht es mit Lucans Epos De bello civili, von dem uns nur zehn Bücher hinterlassen sind. Sie behandeln den Kampf Cäsars gegen Pompejus; aber nicht nur ihn. Pompejus ist schon im achten Buch gestorben; Cäsars Erfolge gehen weiter, und im Buch X sehen wir ihn siegreich in Ägypten, mit gelehrten Unterhaltungen beschäftigt; Pompejus scheint vergessen. Das sollte gewiß nicht der Abschluß sein. Denn die Handlung fällt allzu planlos auseinander. Man hat es zwecklos genannt, sich darüber Gedanken zu machen, wie Lucan sein Werk eventuell fortzusetzen gedacht hat. Wer ihn aber im Sinne der höheren Exegese als Dichter, d. h. als Ordner und Anordner seines Stoffes würdigen will, wird im Gegenteil darauf dringen, dies klarzustellen; und das Richtige ist längst ausgesprochen. Lucan verherrlicht Pompejus, grollt dem Cäsar. Also sollte und mußte Cäsars Ermordung den Abschluß geben. In der Tat wird der Tod Cäsars vom Dichter am Anfang des neunten Buchs verkündigt, wo des Pompejus Seele sich zu den Sternen erhebt, dann aber

Claudian Raptus

Lucan

[1]) Siehe Rhein. Mus. 32 S. 419 ff.; Unhaltbares gibt A. Nathansky, Wiener Stud. 32 S. 7 ff.

[2]) Vgl. auch Rapt. III 52 *donec laetata repertae Indicio tribuat fruges*; ed. Claudian p. XVII.

herabschwebt zu Brutus und Cassius, um in deren Seele zu atmen; und schon VII 451 lesen wir: *Cassius hoc feriet caput.* Die Sühne wird vorausgesagt; sie mußte also auch folgen. Cäsars Frevel der Anfang, sein Untergang der Abschluß: das gab ein abgerundetes Ganze, vielleicht in zwölf Büchern. Die Buchzahl war durch Vergils Vorbild empfohlen.[1])

Petron

Petron war des Lucan interessanterer Zeitgenosse, und viel begieriger wären wir allerdings, den Inhalt der verlorenen Partien seines frechen Reiseromanwerkes zu erraten. Aber die Sache ist hier aussichtslos. Etwa zwanzig Bücher hatte Petron hinterlassen, und wir haben nur etwa aus Buch 15 und 16 Exzerpte: die Geschichte von Encolpius mit seinem Giton, dem liederlichen Globtrotter, der vagabundierend nach Massilia, Neapel, Croton kommt. Der Zorn Priaps verfolgte ihn überall bei seinen Abenteuern so wie den Odysseus der Zorn Poseidons; das läßt sich immerhin erkennen.[2]) Aber was kann in den ersten vierzehn Büchern nicht sonst noch alles passiert sein? Vielleicht waren sie minder unanständig als die letzten, und der Exzerptor hat sich nicht für sie erwärmt.

Wenden wir uns hiernach endlich zu solchen Werken, deren Text, weil man aufhörte, Abschriften von ihnen herzustellen, ganz verschollen ist und von denen auch keine Exzerpte vorliegen. Auch ihre Rekonstruktion ist Sache des Nachschaffens und der Divination und Konjektur, mit Zugrundelegung der erhaltenen Fragmente, die dabei die sorglichste Auslegung erfordern, sowie derjenigen Autoren, die das betreffende Werk in freierer Weise benutzt haben.

Callimachus *Αἴτια* u. a.

Besonders günstig ist die Sachlage alsdann, wenn zwei Autoren uns denselben Erzählungsstoff in annähernd identischer Weise überliefern. Man sammelt alsdann alle Übereinstimmungen und hat die gemeinsame Vorlage damit zurückgewonnen. So wissen wir, daß Callimachus die hübsche Novelle von Akontios und Kydippe behandelt hat; sowohl die pseudo-Ovidischen Heroiden 20 und 21 als auch des Aristaenetus Brief I 10 überliefern uns eben diesen Stoff. Aus beiden ist ein deutliches Bild der Callimachuselegie zurückgewonnen.[3]) Ganz ähnlich stimmen die gleichfalls pseudo-Ovidischen Heroiden 18 und 19 über Hero und Leander mit des Musaeus anmutigem Epyllion gleichen Inhalts überein, und auch hieraus wird auf das bequemste eine Originalerzählung der schönen Sage, die der alexandrinischen Zeit angehörte, ermittelt; wir wissen in diesem Fall nur nicht, ob sie dem Callimachus gehörte.[4]) Man hat immer Lust, wo sich eine ätiologische Novelle herausstellt, sie auf des Callimachus *Αἴτια* zurückzuführen;[5]) und diese Neigung ist begreiflich. Man sollte sich dabei aber immer gegenwärtig halten, daß diese *Αἴτια* nur vier Bücher, also schwerlich mehr als viertausend Verse enthielten, was, wenn jede Erzählung hundert Verse umfaßte, nur vierzig Erzählungen zuließ.

[1]) Vgl. M. Schanz, Gesch. d. römischen Litteratur § 391.

[2]) Siehe E. Klebs, Philolog. 47 S. 623 f.

[3]) C. Dilthey, De Callimachi Cydippa, Leipz. 1863. Weiteres brachte der Callimachuspapyrus.

[4]) J. Klemm, De fabulae quae est de Hero et Leandro fonte, Leipz. 1889. Mit Heroid. 16 und 17 ist des Kolluthos *Ἁρπαγὴ Ἑλένης* (ed. Abel 1880) zu vergleichen.

[5]) Ueber das erste Buch der *Αἴτια* s. E. Dietrich, Fleckeis. Jahrbb. Suppl. 23 S. 167 ff.

Ein verwandtes, aber mühsameres Unternehmen ist der lateinische Aesop des Romulus von G. Thiele (Heidelberg 1910), in welchem Buche die unscheinbaren mittelalterlichen Sammlungen lateinischer Tierfabeln in gewissen Grenzen auf ein antikes lateinisches Fabelbuch, das vom Phädrus unabhängig bestand, zurückgeführt ist. Lat. Aesop

Aber auch auf dem Gebiet der gelehrten Litteratur des Altertums ist Ähnliches gelungen. Ich denke vor allem an Diels' Doxographen, eine glänzende Wiederherstellung des wichtigen Theophrastwerkes, in welchem die Ansichten sämtlicher griechischen Philosophen über Natur und Welt von Theophrast vorgeführt waren. Diels hat die einschlägigen placita philosophorum aus der weitverzweigten späteren Litteratur mit Scharfsinn und Umsicht gesammelt und in quellenmäßigen Zusammenhang gebracht, und wir haben damit ein Fundamentalquellenwerk für die Geschichte der antiken Naturphilosophie erhalten. Theophrast φυσικῶν δόξαι

Die sogenannten Fragmente sind direkte Zitate; Fundgruben für solche Zitate sind auf griechischem Gebiet besonders Athenaeus und Stobaeus, auf römischem Nonius Marcellus. Ansätze zu Fragmentsammlungen sind früh gemacht worden. Fördernd wirkte vor allem R. Bentley, der für Callimachus die Bahn wies. Für wirkliche inhaltliche Rekonstruktion war lange Zeit ein führendes Werk das F. G. Welckers, Die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Zyklus geordnet, 3 Bände, 1839—41, nebst desselben Die äschyleische Trilogie Prometheus, 1824. Dann regten sich die helfenden Kräfte auf allen Gebieten. Beispiele herausgreifend nenne ich für die Historiker noch Maurenbrechers Ausgabe der Historien des Sallust, Theopomps Hellenika in Ed. Meyers Rekonstruktion, für das Gebiet der Satire den Timon von Phlius ed. Wachsmuth (1857) und die mannigfachen Bemühungen um Lucilius, für den uns natürlich der Nachahmer Horaz eine erwünschte Hilfe ist,[1]) für die Philosophen H. Diels' Parmenides und Herakleitos von Ephesos, sowie Useners Epicurea. Fragmentsammlungen und Rekonstruktionen

Äußerst spärlich sind die Fragmente der Io des Calvus.[2]) Zu ihnen sei hier noch eine Bemerkung gestattet. Diese Io war ohne Zweifel ein sogenanntes Epyllion alexandrinischen Geistes und eine nahe Verwandte der hochgelehrten Zmyrna des Helvius Cinna. Das eine Fragment aber lautet: Calvus Io

a virgo infelix, herbis pasceris amaris.

Also eine Weissagung im tempus futurum. Wenn man nun bedenkt, daß Lykophrons „Alexandra" als Seherin ihren mythographischen Inhalt ganz im tempus futurum heruntererzählt, ja, daß es mit dem „Apollo" des Alexander Aetolus ebenso stand (denn das erhaltene Bruchstück dieses „Apollo" bei Parthenius c. 14 zeigt dies selbe Tempus, der Inhalt aber war wieder mythographisch), so läge die Vermutung nicht fern, daß Calvus es in seiner Io ebenso machte. Dazu konnte ihn der Prometheus des Aeschylus, der der Io die Wege weist, anregen. Vielleicht aber hatte des

[1]) Um Lucilius hat sich besonders F. Marx (ed. 1904) auf das sorglichste bemüht. Einige Beiträge zu ihm gab auch ich (Zwei polit. Satiren des alten Rom, Marburg 1888), die ich deshalb anführen möchte, weil nicht nur Marx, sondern auch C. Cichorius, Untersuchungen zu Lucilius, Berlin 1908, sie beiseite lassen.

[2]) Vgl. F. Plessis, Calvus, Paris 1896.

Calvus Gedicht zugleich auch die Form des Zwiegesprächs. Denn auch Io führte, ihre Zukunft vorausahnend, das Wort, wie das Fragment zeigt:

Mens mea dira sibi praedicens omnia vecors.

Oder es war endlich vielmehr die *mens* der Io selbst, die „omnia sibi praedicens" auch jenen Vers *a virgo infelix, herbis pasceris amaris* sprach und alles Weitere im futurischen Tempus vortrug. Diese Annahme scheint mir die glaublichste, und somit gehört die Io des Calvus in die Geschichte des Selbstgesprächs (oben S. 187 f.). In der Exposition aber stand die erzählende Zeile:

⟨Io iam⟩ partus gravido portabat in alvo,

mit welcher mutmaßlich das Gedicht begann.[1])

Hilfe der Archäologie

Hiernach sei noch kurz der Archäologie gedacht. Denn auch die Archäologie hat bei der Rekonstruktion verlorener Dichtungen vortrefflich weitergeholfen und kann immer weiter helfen.

Auch die Erfindung der mythologischen Szenen auf Bildwerken, Gefäßmalereien, Wandfriesen, Sarkophagreliefs beruht ja in den meisten Fällen auf Dichterlektüre und setzt dieselben Stoffe voraus, die in der Litteratur lebendig waren. Für den Nutzen, den ihre Vergleichung schafft, gibt C. Roberts Schrift „Bild und Lied" mancherlei Beispiele.

Nehmen wir nur die Trajanssäule in Rom. Wer ihre Reliefs genau beschreibt, dem ergibt sich daraus eine Erzählung von Trajans Dakerkriegen, wie sie in durchaus entsprechender Weise der Inhalt des Generalstabswerkes De bello Dacico, das der Kaiser anfertigen ließ und das uns Priscian zitiert, gewesen sein muß. Aber auch an Statius, auch an die Ilias latina sei erinnert. Der Dichter Statius schildert uns in seiner Achilleïs Szenen aus Achills Jugendleben, für die wir Entsprechendes zum Teil nur auf Bildwerken antreffen.[2]) Die Ilias latina aber ist ein Auszug aus dem homerischen Epos im Umfang nur eines einzigen Buches, der in Neros Zeit angefertigt wurde; die Auswahl, die dabei der Verfasser des Auszugs traf, ist durch die Vergleichung der Bilderfolge begreiflich geworden, die sich auf den tabulae Iliacae findet.[3])

---

[1]) Vgl. Wochenschrift f. kl. Phil. 1896 S. 1282.

[2]) Siehe H. Kürschner, P. Papinius Statius quibus in Achilleide componenda usus esse videatur fontibus, Marburg 1907. Dazu Stählin in Röm. Mitteilungen 21 (1907) S. 379 über die Achilldarstellungen der thensa Capitolina.

[3]) Vgl. Brüning im Archäol. Jahrb. Bd. IX S. 136 ff. nach Büchelers Hinweis.

V. Die höhere Kritik.

Die Tätigkeit des Hermeneuten ist zu Ende. Sie hat ihn in vielen Fällen befriedigt, manche Werke des Altertums aber hat er zweifelnd beiseite gelegt, und seine Kunst ist an ihnen gescheitert. Er hat ein Werk nach Zweck und Anlage auseinandergelegt; er hat es verglichen mit dem Zeitalter, in dem es entstanden sein soll, und mit der Natur des Autors selbst, soweit sie bekannt ist: in allen diesen Punkten oder in einem von ihnen fühlt er sich unbefriedigt; das Werk stimmt nicht zum Charakter des Verfassers oder nicht zu der Zeit, in der er lebte, oder nicht zur Litteraturgattung, der es angehört, und der Hermeneut wird wieder zum Kritiker und stellt die Frage: kann das Werk echt sein? oder ist es doch redaktionell verändert?

Nehmen wir zunächst den günstigen Fall, daß nur redaktionelle Veränderungen vorliegen. Solche redaktionelle Veränderungen spielen sich auf dem Gebiet der hypomnematischen und glossographischen Litteratur eigentlich immerwährend ab. Kommentare und Lexika wurden erweitert und wurden verkürzt und waren in jenen Zeiten gleichsam unausgesetzt im Fluß; ich erinnere an die griechischen Scholienmassen, so viele ihrer sind, an den erweiterten Servius, an das Glossar des Placidus, an die Geschichte der Etymologica. Doch muß ich von Arbeiten dieser Art hier grundsätzlich absehen und mich auf die eigentlich litterarischen Werke beschränken.

1. Veränderungen in der Buchteilung.

Dies ist das leichteste. Für Homer, Xenophon und alle älteren ist, wie schon S. 172 gesagt, die Buchteilung ganz hinwegzudenken. Die ersten, die ihren Stoff auf mehrere Bücher verteilten, waren Aristoteles, aber nur in seinen Dialogen, und der Historiker Ephoros. In des ersteren mehrbücherigen Dialogen war jedes Buch eine besondere Szene; und auch Ephoros verteilte seinen Stoff auf die Buchrollen *κατὰ γένος*, d. h. in jeder erschöpfte sich ein Sachteil (oben S. 173 u. 198). Jede Rolle war hier also noch fast wie ein Werk für sich. Wo dagegen in umfangreicheren Werken der späteren Zeiten die Buchteilung fehlt, ist im Gegenteil anzusetzen, daß sie verloren gegangen ist. Denn eine Prosabuchrolle pflegte selten mehr als 3000, ein Poesiebuch nicht mehr als 1000 Zeilen zu halten. Also sind die 2400 Verse des Catull vom Dichter keinesfalls so, wie sie uns heute vorliegen, zusammen herausgegeben worden, sondern erst im Kodexbuchwesen hat man sie in dieser Weise unorganisch zusammengerückt. Ebenso liegt die Theokritsammlung in aufgelöstem Zustand vor; Theokrits *βουκολικά* waren nachweislich ein „Buch“ für sich, und daß

Buchteilung gestört; Catull, Theokrit u. a.

diese alexandrinischen Dichter so kleine Gedichte wie den *Αἴτης* für sich allein vervielfältigt ins Publikum gaben, glaube ich nicht. So ist es ferner Pflicht desjenigen Editors, der den echten und ursprünglichen Ovid herausgeben will, die ungegliederte Masse seiner Heroidenbriefe, von denen fünfzehn echt waren, wieder, wie es sich gehört, nach dem Vorbild der Ars und der Amores auf Bücher zu verteilen, und zwar auf drei zu je fünf Briefen. Daß die einzelnen Buchaufschriften dieser drei Heroidenbücher im Kodexbuchwesen leicht verloren gingen, ist nur zu begreiflich und bei Briefsammlungen auch sonst nachweisbar. Ebenso steht es mutatis mutandis bei Justin u. s. f.[1])

Theokrits Nachlaß ist also großenteils arg zertrümmert. Einzelne Gedichte hob man aus seinen verschiedenen Büchern nach Art der Blütenlese aus und ordnete sie hinter seine gewiß vollständigen Bukolika: das ist es, was wir von ihm haben. Geringer war in Senecas Naturales Quaestiones der Schaden, von deren ursprünglich acht Büchern zwei Bücher verkürzt wurden und dann als Buch IV zusammenwuchsen. Man trennt sie heute als IVa und IVb; die Handschriften geben also nur sieben. So wuchsen auch Tacitus' Ann. V und VI, nachdem sie verstümmelt worden, in eins zusammen, so auch Buch I und II des Properz, wobei dann jedesmal die Buchzählung verändert wurde.[2])

2. Breviarien.

Jene Werkverkürzungen führen uns zu den Breviarien des Altertums, den Exzerpten, weiter, den *ἐκλογαί*, wie sie im 10. Jahrhundert Konstantinos Porphyrogennetos aus der Prosalitteratur planvoll ausheben ließ. Über Exzerpte s. oben S. 34 f. Nicht selten war der Effekt, daß das Originalwerk durch das Exzerpt ganz verdrängt wurde. So ist es leider mit Phaedrus' Fabeln geschehen, deren fünf Bücher kläglich abgemagert und zusammengefallen sind, so mit des Eratosthenes *Καταστερισμοί*, so auch dem Anschein nach mit des Xenophon Ephesius Roman *Ἐφεσιακά*.[3]) Die 123 Fabeln im Cod. Athous des Babrios, die auf zwei Bücher verteilt sind, können gleichfalls nur als Exzerpt gelten.[4]) In diesen Fällen erschließt also die Kritik, daß die Werke nicht vollständig. Dazu gesellt sich auch der zweite Epikurbrief an Pythokles, ein Exzerpt, das der Philosoph jedenfalls nicht selbst hergestellt hat.[5])

3. Anstöße in der Komposition.

Arrians „Periplus" ist nicht einheitlich, und nur sein erster Bestandteil, der Brief an Trajan, zeigt die Originalhand Arrians. Das verrät sich auch schon in der überlieferten Überschrift: *Ἀρριανοῦ ἐπιστολὴ πρὸς Τραϊανὸν ἐν ᾗ καὶ περίπλους Εὐξείνου πόντου*.[6]) So haben sich auch gegen die Einheitlichkeit einiger anderer größerer Werke ernstliche Zweifel erhoben; es sind indes solche, bei denen die Anstöße sich ganz wohl auf

---

[1]) Hierzu vgl. Ant. Buchwesen S. 378 f.; 382 f.; zu Catull ib. S. 401; zu Theokrit S. 389 f. und Elpides (Marburg 1881) S. 36 f.

[2]) Siehe Rhein. Mus. 64 S. 399.

[3]) K. Bürger, Hermes XXVII S. 36 ff.

[4]) Suidas spricht von zehn Büchern.

[5]) Usener, Epicurea S. XXXVII f.

[6]) Vgl. C. G. Brandis, Rhein. Mus. 51 S. 109 ff.

den Autor selbst zurückführen lassen. Ich denke an Xenophons sogenannte Hellenika, ein Werk in sieben Büchern, an denen auffällt, daß ihr erster Teil, der den Thukydides fortsetzt und bis zum Ende des peloponnesischen Krieges reicht, viel knapper, notizenhafter abgefaßt ist als alles Folgende. Man hat also aus diesem immerhin auffälligen Umstand geschlossen, dieser erste Teil der Hellenika liege uns nur im Exzerpt vor. Doch herrscht in ihm tatsächlich nicht der Stil, der den Exzerpten des Altertums eigen ist; daß die Originalfassung vorliegt, wird heute kaum noch jemand bezweifeln, und die Analyse ergibt, daß Xenophon zuerst die ersten zwei Bücher (sicher bis II 3, 10) zur Ergänzung des Thukydides in knappster Form abfaßte, dann III 1—V 1, 36 bis zum Frieden des Antalkidas in lebhafterer und minder schematischer Erzählung hinzufügte, endlich später das Ganze zu Ende führte. Ganz so schrieb ja auch Thukydides selbst seinen Krieg anfangs nur bis zum Frieden des Nikias: eine Arbeitsweise in Stationen, die uns der Panathenaicus des Isokrates besonders schön veranschaulichen kann. Denn da teilt der Autor selbst von sich mit: Isokrates ist 94 Jahre alt, als er die Schrift beginnt (§ 3); im § 267 läßt er sie wegen Krankheit liegen, und erst drei Jahre danach nimmt er sie wieder auf (§ 270). Vorher schon (§ 230) erzählt er, daß er die Schrift, soweit sie fertig, einem befreundeten Lakonen vorliest, der sie mißbilligt, so daß er zaudert, sie herauszugeben.[1]

Xenoph. Hellenika

Isocr. Panathenaicus

Wenn wir ganz die nämliche Abfassung in Stationen ansetzen, erklärt sich weiter auch der eigentümliche Zustand der Sokratesschriften Xenophons und des Platonischen Staates in genügender Weise. Plato rang wie ein Gigant mit seinem Stoff; denn es war wohl das erste Mal, daß ein Grieche eine Lehrschrift so gewaltigen Umfangs baute; und der Stoff war mächtiger als er. In der Tat sah er während der langwierigen Abfassung seiner Politeia sich genötigt, seinen Plan zu verändern; aber daraus folgt nicht, daß der Anfangsteil (sagen wir Buch I und II), den Plato selbst *προοίμιον* nennt, auch separat von ihm ins Publikum gegeben wäre; Gellius 14, 3 mag sagen, was er will. Plato schrieb vielmehr von II cap. 9 an nach einer Pause seinen Text ruhig weiter, ohne den großartigen Anfangsbau, der zum Weiteren außer Verhältnis steht, abzureißen,[2]) und zeigt uns damit, was sich übrigens von selbst versteht, daß in den Anfangszeiten der Litteratur die ausgeglichene Abfassung umfangreicher Prosawerke eben etwas sehr Schweres ist, zumal wenn solche Werke nicht erzählen, sondern als Lehrschriften einen leitenden Gedanken durchführen oder entwickeln wollen. In Xenophons sokratischen „Denkwürdigkeiten“ aber ist die Schichtung der fortschreitenden Arbeit am klarsten, und die Fugen liegen offen, ohne daß sie störend wirken. Xenophon begann zunächst nur mit einer kurzen Apologie seines Helden, die im ersten Buch der Memorabilien nur cap. 1 und 2 füllt, eine Apologie, die den Polykrates widerlegte (oben S. 207),[3]) aber noch die Dialogform vermied.

Platos Staat

Xenoph. Memorabilien

[1]) Genaueres zum Panathenaïkos gibt P. Wendland in Nachrichten der Gött. GW. 1910 S. 138 f.

[2]) Siehe I. Bruns, Litterar. Porträt S. 319 ff.; übrigens H. Räder, Platons philos. Entwicklung, 1905, S. 181 ff.; C. Ritter, Platons Staat, Stuttgart 1909.

[3]) Zur Rekonstruktion des Polykrates, auch mit Hilfe des Libanios, vgl. J. Mesk, Wiener Stud. 32 S. 56 ff.

Sie hat eine in sich geschlossene Disposition. Danach entschloß sich Xenophon, eine genauere Ausführung derselben Gedanken in dialogischer Form hinzuzufügen, und so wuchs an jene Apologie die Textmasse I cap. 3 bis II fin. an, in welchen Abschnitten ganz dieselbe Disposition noch einmal durchgeführt ist, wie in jenem apologetischen Teil, woraus hervorgeht, daß das Werk damals auch nicht weiter als II fin. reichte. Dazu gibt endlich Buch III ziemlich ungeordnete Nachträge, die jünger sind (oben S. 170). Später folgten dann noch drei weitere Unternehmungen, die aber jedesmal textlich an das früher Geschriebene eng anknüpften, das sogenannte Buch IV der Memorabilien, in Wirklichkeit ein in sich geschlossener Traktat *περὶ παιδείας*, der mit den Worten anhebt: *οὕτω δὲ Σωκράτης ἦν . . . ὠφέλιμος*, dann das Symposion, das mit *ἀλλ' ἐμοὶ δοκεῖ*, und der Oeconomicus, der mit *ἤκουσα δέ ποτε αὐτοῦ καὶ* anknüpft.[1])

In allen diesen Fällen ist es die Einheitlichkeit der Komposition, gegen die Zweifel laut werden, und die Analyse der Werke führt jedesmal zu einer wirklichen „Auflösung" derselben, zu einem Auseinanderfallen ihrer Bestandteile.

Zerlegung von Gedichten

Inwieweit wir in den Dramen des Altertums Einheit der Handlung vermissen, ist in anderem Zusammenhang S. 185 erörtert. Aus diesem Anlaß hat die Kritik sich nicht gescheut, die problematischen Phoenissen des Seneca gradezu in zwei Gedichte zu zerlegen; wie ich glaube, mit Unrecht. Aber auch kleineren Gedichtwerken gegenüber regen sich Zweifel dieser Art. Für Theokrits Idyllien sei auf Ph. E. Legrand, Étude sur Théocrite, Paris 1898, S. 406 f. verwiesen; für die umfangreichste der Properzelegien IV 1 auf das oben S. 177 Bemerkte. Niemals bei Tibull, wohl aber gelangt man bisweilen beim Properz zu der Schlußentscheidung, daß, was man da als eine Elegie liest, in Wirklichkeit zwei selbständige Gedichte sind. Dies ist nicht nur für I 8 evident, sondern auch für II 29. Ebenso verhält es sich mit dem vielbehandelten Catullgedicht Nr. 68, das in einen schlichten Brief an den „Gastfreund" Mallius und eine kunstreich komponierte Elegie an den Freund Allius zerfällt. Auch bei Claudian habe ich ein Epigramm carm. min. 7 De quadriga marmorea in zwei zerlegt, ebenso das Epigramm in der Anthologia latina 209 De Abcare servo.[2]) Doch das sind Kleinigkeiten. Unlieb wäre es, wenn wir die vierte Juvenalsatire in zwei ganz ungleiche Stücke zerspalten müßten. Doch läßt sich hier ein loses Band wahrnehmen, das beide tatsächlich zusammenhält.[3])

4. Postume Werke und Verwandtes.

Gefährdet waren diejenigen Werke, deren Herausgabe erst nach dem Tod ihrer Verfasser geschah. Tucca und Varius haben allerdings die Edition

Aeneis

der Aeneis im ganzen vortrefflich ausgeführt. Weniges von dem, was

[1]) Siehe De Xenophontis Commentariorum Socrat. compositione, Marburg 1893, und Rhein. Mus. 51 S. 153 f.

[2]) Siehe De Amorum in arte antiqua simulacris, Marburg 1892, S. XIV; Riese hat in seiner zweiten Ausgabe der Anthologie davon nichts wahrgenommen.

[3]) Beide handeln über den Fischluxus in Rom. Crispin, der selbst einst Fischhändler war (v. 33), kauft sich jetzt einen *mullus* für sechstausend Sesterz, um ihn selbst zu verspeisen. Dem Kaiser wird ein riesiger *rhombus* gratis gebracht: aber es muß für ihn extra ein Topf gebaut werden.

in der Aeneis Bedenken erregt, wird sich auf die Tätigkeit jener Männer zurückführen lassen: eine beachtenswerte Leistung, da wir allen Grund haben, vorauszusetzen, daß Vergils hinterlassene Konzepte einer wirklichen Redaktion letzter Hand noch nicht gleichkamen. Um so weniger hat es Cicero vermocht, dem Lukrezwerk De rerum natura, dessen Herausgabe er übernahm, die abgerundete Form, die Lukrez beabsichtigte, zu geben; manche Abschnitte und Versgruppen stehen da an verkehrter Stelle oder stehen doppelt, und eine definitive Erledigung der übriggebliebenen Schwierigkeiten ist heute kaum möglich. Offenbar legte Cicero persönlich wenig Wert auf den Lehrinhalt des Werks (er benutzt es, wo er selbst über Epikurs Lehre handelt, nie) und hat nur die Brouillons, die er vorfand, notdürftig zusammengestellt. Daher sind die Bücher auch stärker, als das Herkommen es zuließ. Lukrez

Dies aber erinnert uns weiter an Platos „Gesetze". Denn auch für Platos Gesetze meldet uns Suidas, daß Philippos von Opus sie aus dem Wachs in Reine schrieb, d. h. edierte, derselbe, der zu den *Νόμοι* die *'Επινομίς* hinzugefügt haben soll. Im Inhalt finden sich nun auch hier Inkonvenienzen; über die *μέθη* wird anders in Buch II als in Buch I gehandelt; Buch XII und VI scheinen sich zu widersprechen, da der „nächtliche Rat" mit den *νομοφύλακες* nicht in Einklang steht, u. ä. m.; Bruns glaubte sogar gewisse Abschnitte der Hand jenes Philippos selbst zuweisen zu können, der zwei abweichende Entwürfe Platos vorfand und zu verbinden suchte: diese letztere Vermutung bestätigt sich nicht; im übrigen aber lassen sich mancherlei Widersprüche nicht wegdeuten, und das Problem ist von anderen mit Glück retraktiert worden.[1] Seneca führte seine Naturales quaestiones, deren Bücher er einzeln an den Lucilius sandte, zwar zu Ende, und textliche Divergenzen bieten sie nicht; aber es scheint, daß er für die Bücher ursprünglich eine andere Reihenfolge und Zählung, als die Handschriften sie geben, beabsichtigt hat, und die chaotischen Wirren in der Buchfolge dieser Naturales quaestiones, die wir in den Handschriften antreffen, müssen in letzter Linie auf diesen Umstand zurückgehen. Platos Gesetze Seneca Naturales quaest.

Auch dieses Werk zählt wieder, wie die vorhin besprochenen, zu denen, die erst unmittelbar vor dem Ableben ihres Verfassers aufgesetzt sind. Zu ihnen zählt aller Wahrscheinlichkeit nach auch des Horaz Ars poetica, und das hat den Anlaß gegeben, nun auch an dieses Lehrgedicht feinster Komposition die verwegensten Umstellungshypothesen heranzutragen. Dies haben wir schon S. 149 (u. 178) abgelehnt. Dagegen gehört wiederum des Euripides Aulische Iphigenie wirklich hierher; der Dichter hinterließ das Stück unfertig; daher die Einschaltungen, die es erfuhr.[2] Und endlich Aristoteles. Von den Schulschriften des Aristoteles machte wohl zuerst Hermippos um 200 v. Chr. eine unvollständige Aus- Aristoteles

[1]) I. Bruns, Platos Gesetze etc., Weimar 1880; dazu F. Döring, De legum Platonicarum compositione, Leipzig 1907. Ablehnend Const. Ritter, Commentar zu Platos Leges S. 54 ff.; besonders Einleuchtendes bringt Carl Ritter, De legum Platonicarum libris I, II, III, Greifswald 1912.

[2]) Siehe z. B. H. Hennig, De Iphig. Aul. forma, Berlin 1870.

gabe;[1]) auch durch Schulabschriften fanden dieselben zum Teil frühzeitig eine gewisse Verbreitung. Die Ethik erschien früh in drei abweichenden Gestalten. Besonders wichtig aber wurde die umfassende Textausgabe, die erst zu Ciceros Zeit gut 250 Jahre nach des Aristoteles Tode durch Tyrannio oder Andronikos aus den alten Originalmanuskripten des Aristoteles neu hergestellt wurde.[2]) Daß diese Manuskripte sich damals in arger Zerrüttung befanden, kann uns nicht wundernehmen, und daher stammt zum Teil die verzweifelte Unordnung, die in manchen der wichtigsten Schriften, wie in den Metaphysika, herrscht. Aber auch Unechtes drängte sich früh ein, wie das neunte Buch der Tiergeschichte, die sogenannten Postpraedicamenta, als Anhang der Kategorien. Wer nach Komposition und Disposition, nach Durchführung leitender Grundgedanken fragt, gerät in diesen stoffreichen Aristoteleswerken oft auf unentwirrbare Schwierigkeiten.

Plutarch π. τύχης

Ähnliches kam auch sonst vor. Mit dem Aristotelesnachlaß lassen sich einige Plutarchschriften, wie die *περὶ τύχης*, vergleichen, deren Zustand verrät, daß sie unfertig hinterlassen und Vorstudien zu anderen Arbeiten des Autors waren.[3])

Die erwähnte große Aristotelesausgabe des Andronikos aber ist nun auch ihrerseits nicht überall intakt erhalten, sondern die wertvollen Schriften haben auch noch nachträglich allerlei Unbill der Überlieferung erfahren. Ich erwähne nur die Poetik, die ursprünglich zwei Bücher umfaßt hat. Sie liegt uns in erheblicher Verkürzung vor.[4])

Hieran schließen sich andere artverwandte Probleme. Sie betreffen den Einfluß, den

5. doppelte Redaktion und Umdichtung

Dramen

und wiederholte Neuausgabe, d. h. *διασκευή*, auf den Zustand des Textes haben.[5]) So in der Komödie, worüber auch schon S. 159 (vgl. 153) geredet ist. Aristophanes dichtete den „Frieden" zweimal,[6]) und es scheint, daß aus dem früheren Stück in den erhaltenen „Frieden" gewisse Stellen eingefügt sind.[7]) Daß uns die Wolken des nämlichen Dichters in einer zweiten Bearbeitung, die gar nicht zur Aufführung gelangte, vorliegen, bezeugt das Altertum, und die Untersuchung richtet sich darauf, in diesem Stück die jüngeren Zutaten festzustellen.[8]) Auch an Euripides' Medea ist diese Hypothese herangetragen.[9]) Schlimmer noch stünde es mit Aeschylus' „Sieben", wenn wirklich ihr Schluß unecht wäre; denn dann hätte hier nicht der Dichter selbst in naiver Weise Dinge, die über die Handlung des Dramas selbst hinausweisen, vorgeführt, sondern der Eingriff einer fremden Hand hätte den originalen Schluß zerstört;[10]) schlimmer

[1]) Etwa gleichzeitig entstand die Epitome des Aristophanes von Byzanz aus Aristoteles' Tiergeschichte.

[2]) Siehe z. B. Usener, Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1892 S. 582 ff.; Littig, Andronikos von Rhodos, München 1894.

[3]) Vgl. G. Siefert, De aliquot Plutarchi scriptorum compositione, Leipz. 1896.

[4]) Vgl. St. Haupt, Philol. 69 S. 254 ff.

[5]) Vgl. Stemplinger a. a. O. S. 215 f.

[6]) Siehe das dritte Argumentum.

[7]) Zielinski a. a. O. S. 63 ff.

[8]) Zielinski S. 34 ff.; G. Schwandke, De Arist. Nubibus, Halle 1898.

[9]) L. Bloch, Neue Jahrbb. VII S. 20 ff.; dagegen Stemplinger S. 20 f.

[10]) Siehe dagegen M. Wundt, Philol. 65 S. 357 ff.

noch mit dem Prometheus, wäre er wirklich, wie man neuerdings für erwiesen hält,[1]) etwa dreißig Jahre nach des Aeschylus Tod von einem Unberufenen umgedichtet worden, so daß die echten Chorlieder und noch Sonstiges fortfielen. Ein derartiges Umdichten und Eindichten anzunehmen, ist immer etwas prekär, da ähnliche Vorgänge sonst nicht leicht nachzuweisen sein dürften (Quintilian 10, 1, 66 redet nicht von einem Umdichten, sondern nur von einem *corrigere*, das die Aeschyluswerke bei Wiederaufführungen erfuhren), und vielleicht werden die meisten der dafür geltend gemachten Argumente sich hinwegräumen lassen.[2])

Auch Apollonius Rhodius machte von seinen Argonautika zwei Ausgaben. Die Abweichungen der *προέκδοσις*, die uns die Scholien ein paarmal notieren, sind aber ziemlich geringfügig, und weitergehende Schlußfolgerungen lassen sich aus diesem Tatbestande schwerlich ziehen. Daß die letzte Ausgabe die erste verdrängte, ist natürlich. Auch von der vielgelesenen und mehrfach verändert herausgegebenen Kirchengeschichte des Eusebius liegt uns der Text der letzten Ausgabe vor; doch sind Spuren der vorletzten in ihr nachgewiesen.[3]) Apollon. Rhodius Eusebius

Hieran reiht sich nun auch das große Homerproblem, vor allem das der Ilias. Denn wie im Prometheus, so findet man auch in der Ilias innere Widersprüche, die gegen die Einheit der Dichtung Zweifel erwecken, und man hat sie zum Teil schon im Altertum selbst aufgedeckt. Die Sache liegt hier jedoch wesentlich anders, verwickelter, aber auch interessanter und erfreulicher als in den vorhin besprochenen Beispielen. Denn, wie mir besonders einleuchtend B. Niese ausgeführt zu haben scheint, liegt uns nicht eine fertige Dichtung, die nachträglich nur Überarbeitung erfuhr, in diesem Heldenepos vor, sondern eine begrenzte Anzahl gleichartig zünftiger Sänger (vgl. oben S. 88 f.) hat an demselben Werk sukzessive schöpferisch gearbeitet, indem das Verlangen nach Bereicherung sie zur Einfügung weiterer Kämpfe und Abenteuer führte, die im Grundplan zunächst noch nicht vorgesehen waren; dieser Grundplan aber betraf nur die „Menis" Achills, welche Eigenschaft der Menis sich zwiefach äußert, erst im Hader mit Agamemnon, dann in der Rache für des Patroklos Tod. Ganz junge Partien lassen sich als solche leicht erkennen und nähern sich dem Charakter der Interpolation (Schiffskatalog; Dolonie; ebenso Odyssee Buch 24 u. a.); die älteren Eindichtungen dagegen, die die Handlung wirksam retardieren, sind in den Text fest eingewebt, und der ewige Dichterruhm Homers beruht vielfach grade auf ihnen. Ilias

Das Verfahren der sogenannten „Eindichtung" selbst aber ist meines Erachtens vollauf verständlich. Wer einmal einen Roman entworfen hat, weiß das. Dem Triebe, Episoden zu bringen und sie nachträglich einzuschalten, erliegt wohl jeder Erzähler. Man denke auch an Vossens Luise; auch an moderne und antike Lustspiele, an denen mehrere Hände tätig waren. Erfreulich aber ist, daß von neueren Gelehrten wie M. Bréal

---

[1]) Siehe bes. E. BETHE, Prolegomena zur Geschichte des Theaters, S. 159 ff.

[2]) Auffallend und Bedenken erregend ist, was Prometheus in v. 437 u. 438 über sein Verstummen sagt.

[3]) E. SCHWARTZ bei PAULY-WISSOWA RE. VI S. 1405.

und (mit besonderer Heftigkeit) von D. Mülder[1]) wieder mehr die planvolle Einheit der Ilias, die Zweckmäßigkeit ihrer Teile und das künstlerische Geschick wahrgenommen wird, das die Einfügungen geleitet hat. Dasselbe gilt auch von der Odyssee.

Odyssee

In der Odyssee sondern sich leicht vier Hauptteile voneinander: die Heimfahrt des Odysseus selbst, die Unternehmungen des jungen Telemach, die uns von Ithaka bis nach Sparta führen, die Icherzählung des Odysseus bei den Phäaken, endlich der Freiermord. Jeder dieser Hauptteile ist umfangreich und dabei planvoll einheitlich konzipiert. Auch hier rät die analysierende Kritik auf verschiedene Dichter; doch ist dies minder überzeugend. Vor allem aber hat sich die Hypothese A. Kirchhoffs überlebt, wonach die vier Bücher der Apologoi des Odysseus bei den Phäaken ursprünglich zur Nostoserzählung selbst gehörten, also ursprünglich wie alles Übrige die Abenteuer des Titelhelden in dritter Person erzählten, so daß alles erst nachträglich in die Icherzählung umgedichtet worden wäre. Daß sich Icherzählungen, wie wir sie besonders aus Platos Dialogen und im Munde des Sokrates kennen, schon in uralten Zeiten der Beliebtheit erfreuten und daß ihr Stil schon so früh ausgebildet war, zeigt nicht nur der plauderlustige Nestor in der Ilias, sondern auch das Buch Tobias und die alten Siegesinschriften der orientalischen Könige, die babylonische Geschichte vom König Sargon; im Gilgamesch-Epos die Sintfluterzählung des Xisuthros.[2]) Die Apologoi des Odysseus sind gewiß ebenso unverdächtig, echt und ursprünglich wie diese.

Nach Homer wäre noch Hesiod, wäre auch noch Theognis zu nennen. Habent sua fata libelli: das Unheil ging mit den verschiedenen Nationalwerken des alten Griechentums verschieden um. Der *γνωμολογία* oder Spruchsammlung des Theognis erging es wie anderen Spruchsammlungen auch; sie wurde mehr als einmal überarbeitet, erfuhr unechte Einschaltungen, neue Anordnung ihrer Bestandteile. Die Cyniker übten ihre Kritik an der Moral des Theognis, und so finden sich u. a. auch cynische Einschaltungen in ihnen, v. 1143—1150, 847—852, 1077—1080.[3]) Dies wahrzunehmen ist für uns leicht, das Ursprüngliche aus dem, was erhalten ist, herzustellen unmöglich.[4]) Man vergleiche damit besonders die Schicksale der Sprüche des Publilius Syrus.[5])

Theognis

Hesiod

Die beiden echten Werke des Hesiod sind uns dagegen in dem Zustand, in dem sie zuerst in Buchform auftreten, im wesentlichen treu erhalten.[6]) Das Zusammenhangslose des Inhalts, das uns gleichwohl vor allem in den „Werken und Tagen" störend entgegentritt, geht zwar nicht auf den Dichter selbst, geht aber auf die erste Niederschrift, die in Buch-

[1]) Mülder jetzt auch in Bursian-Kroll, Jahresber. Bd. 157 (1912) S. 194 ff. Vgl. übrigens M. Bréal, Pour mieux connaître Homère, Paris 1906.

[2]) Vgl. Ed. Meyer, Papyrusfund von Elephantine S. 116 u. 128.

[3]) Vgl. C. Wachsmuth, Corpus poesis epicae ludibundae II p. 71.

[4]) Siehe F. Nietzsche, Rhein. Mus. 22 S. 181 ff.; E. v. Geyso, Studia Theogn., Straßb. 1892. Besonders abenteuerlich W. M. Winter, Die unter dem Namen des Theognis überlieferte Gedichtsammlung, Leipzig 1906.

[5]) Auch mit Tyrtaeus ging es ähnlich; s. Wilamowitz, Die Textgesch. der griech. Lyriker S. 107 f.; 115.

[6]) Siehe E. Lisco, Quaestiones Hesiodeae, Göttingen 1903.

form gemacht wurde, zurück. Im 7. Jahrhundert gab es allem Anschein nach in Böotien noch keine Bücher, keine *βύβλοι*.[1]) Der Dichter selbst kann die über achthundert Verse der Werke und Tage nicht als Einheit, sondern nur auf mehrere einzelne Bleiplatten oder Holztafeln verteilt aufgeschrieben und so in einem Heiligtum aufgestellt haben; denn keine Tafel oder Platte konnte sie sämtlich aufnehmen. Erst im 6. Jahrhundert, als die *βύβλοι* in Gebrauch kamen, wurden diese Einzelstücke alsdann nach bestem Ermessen in eine einzige Buchrolle zusammengestellt, vor allem das Scheltgedicht auf Perses v. 11—316 und das Lehrgedicht über die Arbeit an denselben Perses v. 383—694, dazwischen die Pandora v. 49—104 und die fünf Weltalter v. 109—201; dann die rein gnomischen Partien; endlich der Abschnitt der „Tage". Ein gewisser innerer Bezug bestand zwar zwischen diesen verschiedenen Stücken; aber es ist nicht denkbar, daß Hesiod beabsichtigte, sie so zusammenhängend vor dem Volk als Einheit vortragen zu lassen, wie sie denn auch ursprünglich keine Bucheinheit waren. Alle Dichtungen entstanden in jenem Zeitalter noch zum Zweck der Rezitation; aber weder Hesiod selbst noch sonst ein Rhapsode kann das Ganze, so wie es vorliegt, rezitiert haben. Jeder Teil, besonders die beiden an Perses, hatten ursprünglich ihren bescheidenen Zweck für sich. Im v. 383 fehlt sogar das anknüpfende *δέ*; hier begann sicher eine neue Schreibtafel.

Im selben 6. Jahrhundert, von dem ich sprach, entstand dann weiter auch die *Ἀσπίς*, begann überhaupt die Weiterdichtung in hesiodeischer Manier; sie ist damals eben durch den vordringenden Gebrauch der Papyrusrolle, der auch der Theogonie und den *Ἔργα* ihre definitive Buchgestalt gab, begünstigt worden.

Mit Nennung der *Ἀσπίς*, des neunten Buches der Aristotelischen Tiergeschichte u. a. sind wir der letzten, bedeutsamsten Frage nach „echt" und „unecht", nach Fälschung und Unterschiebung schon nahe getreten. Es ist im Grunde nur Fortsetzung des schon Gesagten, wenn ich zunächst noch auf einige Verdächtigungen hinweise, die, großenteils kontrovers, sich nicht gegen ganze Schriftwerke, sondern gegen einzelne Abschnitte in ihnen richten.

6. Athetese einzelner Abschnitte.

Über interpolatorische Texterweiterungen geringeren Umfangs ist auch schon S. 160 ff. gehandelt worden. Man nannte dies *παρεγγράφειν* (Plutarch Anton. 15). Selten ergibt sich ein so sicherer Schluß wie für Vergils Catalepton, wo in lauter echte Gedichte das Lobgedicht auf Messala Nr. 9, das ganz unvergilischen Charakter trägt, eingestellt worden ist. Daß man einzelne unechte Gedichte in Sammlungen berühmter Dichter einschob, erwähnt übrigens Martial I 53; X 100. Wenn dagegen Neuere in der Sammlung der Carmina minora Claudians an der Nr. 32 De salvatore Anstoß nahmen, so fehlte hierfür eine zureichende Begründung; Sprache und Verskunst der Nr. 32 sind die des Claudian, und das Gedicht beweist vielmehr, daß Claudian im Dienste des durchaus christlichen Hofes gelegentlich auch christliche Verse schrieb. Sonst wäre er eben nicht hoffähig gewesen.

παρεγγραφειν

[1]) Siehe Die Buchrolle in der Kunst S. 211 f.

Im Nachlaß des Xenophon befremdet der Schluß seiner Kyropädie VIII 8, auch der Schluß der *Λακεδαιμονίων πολιτεία* cap. 14 u. 15.[1]) So stört in des Aristoteles Poetik das wertvolle cap. 12 von den *μέρη τραγῳδίας* vollständig den Zusammmenhang. Diese Einschaltung in die Poetik muß von einem Schüler des Peripatos früh gemacht sein, oder Aristoteles selbst hatte sie als Nachtrag an den Rand geschrieben. In den ersten beiden Fällen aber, die den Xenophon anbetreffen, kehrt man aus berechtigtem Triebe immer wieder zu dem Versuch, die xenophontische Autorschaft zu retten, zurück; denn sie läßt sich retten. So zweifelt heut auch wohl niemand mehr an der Echtheit der von Niebuhr u. a. beanstandeten Römerepisode in der Alexandra Lykophrons: einer Verkündung der wachsenden Bedeutung Roms, auch für Griechenland und den Orient.[2])

Sehr auffällig nimmt sich aber ferner auch das Kapitel I 4 in Xenophons Memorabilien aus, und unter allen Verdächtigungen, die einst Krohn gegen diese Xenophonschrift richtete, schien die Verdächtigung grade dieses Kapitels am meisten Überzeugungskraft zu haben. Denn es handelt sich da um jenen naiven und umständlichen teleologischen Gottesbeweis, den mit dem gleichen Detail und mit auffälligen Anklängen Cicero im zweiten Buch De deorum natura den Stoikern vindiziert. Also ist I 4 stoisch: eine stoische Interpolation im Xenophontext? Die Sache liegt anders. Wir wissen jetzt hinlänglich, wie abhängig Xenophon in philosophischen Dingen von Antisthenes, dem Cyniker, war. Auf dem Cynismus und dem reichen Schriftennachlaß des Antisthenes hat sich andererseits aber auch die Stoa aufgebaut. Wir haben also im Kapitel I 4 ein sorgfältiges Exzerpt aus Antisthenes, das Xenophon anfertigte und an dem wir die Abhängigkeit des Zenon und Chrysipp von dem cynischen Lehrhaupt ausgezeichnet kontrollieren können.

Zweifellos von fremder Hand eingeschoben ist dagegen in Cäsars Bellum civile II 23—44 der Feldzug Curios in Africa.[3])

7. Pseudepigrapha.

Wer den Gordischen Knoten nicht lösen kann, muß ihn zerhauen. Wo alle Erklärungsversuche, auch das Ausscheiden einzelner besonders bedenklicher Abschnitte, nicht ausreicht, müssen wir die Schrift selbst kassieren, d. h. wir kassieren vielmehr die Namensaufschrift in ihrem Titel und werfen sie zu dem untergeschobenen Gut.[4]) Solche falsche Aufschriften entstanden entweder durch absichtliche Fälschung oder auch nur durch irrtümliche Zuweisung, die in gutem Glauben geschah.

Fälschungen

Verweilen wir zunächst bei den Fälschungen. Die Alten selbst reden oft von ihnen, und sie unterscheiden dabei solche Falsifikate, die berühmten Namen untergeschoben wurden, von solchen Diebstählen, wo ein

[1]) Weiteres bei F. Rosenstiel, Ueber einige fremdartige Zusätze in Xenophons Schriften, Sondershausen 1908, überzeugt nicht.

[2]) Neuere rücken die Alexandra in das Jahr 190 hinab, so daß sie nicht Eigentum des Lykophron wäre; s. Sudhaus, Rhein. Mus. 63 S. 485. Doch haben die beigebrachten Gründe für mich nichts Zwingendes.

[3]) Vgl. P. Menge, Portenser Programme von 1910 und 1911.

[4]) Siehe A. Gudeman, Literary frauds, in Transactions of the Americ. philol. assoc. 1894 S. 140 f.

armseliger Kumpan sich gradezu das Buch eines anderen aneignet. Die Fälscher der ersteren Art hielten sich meist verborgen, und es kommt selten vor, daß uns Namen genannt werden wie der des Heraklides Ponticus, der selbstgemachte Tragödien unterschob (Diog. Laert. 5, 92), oder der des großen Betrügers Aristobulos.[1] Bescheidener war das Verfahren Lobons.[2] Über die zweite Gattung aber redet Vitruv, der sich über die Fälscher entrüstet, die von den Buchrollen den Zettel, der den Titel trug, abrissen und ihren eigenen Namen an die Stelle setzten (*scripta furantes pro suis praedicant* VII praef. 10; *alienos indices mutant; suum nomen interponunt*, ebenda). Bei Martial 1, 52, 9 heißt solcher Eigentumsräuber einmal *plagiarius*, d. i. „der Menschenräuber"; denn man verglich das herausgegebene Buch mit einem menschlichen Wesen, mit dem Sklaven, der freigelassen worden und dessen sich nun ein anderer bemächtigt (das Wort *plagiator* ist dagegen in diesem Sinne nicht antik). Auch sonst spielt Martial (X 1, 11) hierauf an; meistens geschah nach seiner Darstellung der Raub sogar auf das dreisteste durch öffentliche Rezitation, nicht (oder nicht nur) durch Buchausgabe: I 29; 38; 72; II 20; XII 63.

Aristobul u. a.

Besonders war der Verkehr der Gelehrtenschulen gefährlich; da eignete sich der Schüler durch Nachschreiben leicht das geistige Gut des Lehrers an, wofür uns der Vers *λόγοισιν Ἑρμόδωρος ἐμπορεύεται* gleichsam das Motto gibt. Galen redet öfter davon; und so war die Behauptung möglich, daß Menippos, einer der beliebtesten Autoren des Hellenismus, seine Satiren gar nicht selbst verfaßt habe, sondern daß er nur der Verkäufer dieser Schriften, die Dionysios und Zopyros scherzeshalber geschrieben hatten, gewesen sei (Diog. Laert. 6, 8, 4).

Unberechtigte Verdächtigungen

Treten wir nun solchen Echtheitsfragen näher, so sind Vorsicht, Zurückhaltung im Urteil, wiederholte Überlegung hier, wo es sich gleichsam um Sein und Nichtsein litterarischen Eigentums handelt, gewiß besonders am Platze. Der erste Eindruck der Enttäuschung beim Lesen, ein gewisses Befremden genügt nicht, um solches Verdikt zu rechtfertigen. Der Sturm, den Richard Bentley einst gegen die Epistolographen lief,[3] hat auch Platos Briefe mit umgerissen. Fr. Aug. Wolf regte in halb spielender Weise den Verdacht gegen einige Reden und Briefbücher Ciceros an. Aber greifbare Beweise fehlen hier. Die Reste der Ethika des Demokrit haben lange Zeit durch Inhalt und Form befremdet; doch auch sie sind unantastbar.[4] Es ist ja schade, daß uns Plato, der göttliche, in seinen Briefen so gar nicht als siegreicher Heros, sondern als Mann des Mißerfolges, des unpraktischen Optimismus und als enttäuschter Idealist erscheint. Aber wir haben diese Tatsachen eben hinzunehmen, wie schon Plutarch u. a. sie hinnahmen.[5] So ist auch der Versuch, die wenig er-

---

[1]) Siehe VALCKENAER, Diatribe de Ar. Iudaeo, ed. Luzac, Leiden 1806; Genaueres bei STEMPLINGER, Das Plagiat in der griechischen Litteratur, S. 32 ff.

[2]) HILLER, Rhein. Mus. 33 S. 518 ff.

[3]) Dissertation on the Epistles of Phalaris u. s. f., 1697—1699; deutsch, Leipzig 1857.

[4]) P. NATORP, Die Ethika des Demokritos, Marburg 1893.

[5]) Ueber Cicero ist nicht ernstlich zu reden, obschon die Reden Post reditum auch noch neuerdings verdächtigt werden: s. H. M. LEOPOLD, De orat. quattuor post reditum, Leiden 1900. Für Platos Briefe scheint mir vieles von dem, was H. RÄDER,

freuliche Tragödie Hercules Oetaeus dem Seneca zu entziehen, mißglückt;[1]) und nicht nur die Viten des Terenz und des Horaz sind als Eigentum des Sueton gesichert, sondern auch die des Persius und der Hauptsache nach auch die des Lucan, wie die Beobachtung ihrer Sprache ergibt.[2]) Alle vier sind aus dem Buch des Sueton De poetis ausgehoben.

Wert der Zeugnisse

Befestigt sich dennoch der Verdacht der Unechtheit und sucht man für ihn den Beweis zu erbringen, so gilt es vorher, die Zahl und das Alter der Zeugen, die uns für die Echtheit bürgen, zu prüfen. Der Dialog *Ἁλκυών* steht unter Platos Namen, aber schon bei Athenaeus p. 506 C wird für ihn ein anderer Autorname aufgebracht, und wir finden den Dialog auch unter Lucians Schriften. Hier führen somit äußere und innere Gründe auf dasselbe. Die Zeugnisse für die Echtheit des Culex Vergils reichen dagegen bis zu Lucans Lebzeiten, der a. 55 n. Chr. ins Jünglingsalter trat — das sind 74 Jahre nach Vergils Tode —, für die der ebenso verdächtigen Halieutica Ovids nur bis zu der Abfassungszeit der letzten Pliniusbücher hinauf (denn im Buch IX kennt Plinius diese Halieutica noch nicht). Das sind verhältnismäßig immer recht gute Zeugnisse. Aber es wäre nun doch schlimm, wenn vor ihnen die Vernunft von vorneherein kapitulieren sollte. Denn wir wissen, wie urteilslos großenteils in litterarischen Dingen die Römer waren und wie oft sie durch falsche Titel getäuscht worden sind. Wir erinnern uns aber auch, daß Platos Minos schon Aristophanes von Byzanz um das Jahr 200 v. Chr. in seine Platotrilogien als echt einreihte. Der Zeitabstand ist hier nicht viel größer als dort, und wie viel urteilsfähiger waren in solchen Dingen sonst die Griechen! Aristophanes von Byzanz neben Lucan, welch ein Unterschied an kritischer Fähigkeit! Eine gewisse Borniertheit Lucans empfindet man auch sonst; sie zeigt sich am meisten in seiner Schätzung des Culex. Übrigens bieten auch noch die unechten Hippokratesschriften eine Analogie; sie werden schon im Menonpapyrus zitiert und scheinen schon früher und in der Zeit Platos als wirkliche Werke des Hippokrates gegolten zu haben.[3])

Riskant ist es dagegen allerdings, anzusetzen, daß auch schon Aristoteles unechte Platosachen vorfand und für echt nahm. Gleichwohl ist auch diese Möglichkeit gelegentlich in Erwägung zu ziehen.[4]) Jedenfalls verliert, wo innere Gründe laut sprechen, das äußere Zeugnis sein Schwergewicht, da zu jenen Zeiten Irrungen und Täuschungen in Buchtiteln unendlich viel leichter vorfallen konnten als heute. Denn dies müssen wir uns allerdings gegenwärtig halten, daß das Titelblatt im Buch damals verhältnismäßig schlecht gesichert war, was auch Vitruv a. a. O. deutlich ausspricht: man konnte es abreißen und ein Ersatzblatt anderen Inhaltes dafür ankleben. Diese Tatsache kommt zwar nicht für die Erklärung von Fälschungen, wohl aber von falschen Eigentumsübertragungen in Betracht.

Rhein. Mus. 61 S. 427 ff. vortrug, durchschlagend. R. Adam, Ueber die Echtheit der platonischen Briefe, Berlin 1906, läßt nur den Brief VII gelten.

[1]) Siehe E. Ackermann, Philol. Suppl. Bd. X S. 327 ff.; unbefriedigend O. Edert, Ueber Senecas Heracles und den Heracles auf dem Oeta, Kiel 1909. Gegen ihn Ackermann, Rhein. Mus. 67 S. 425 ff.

[2]) Siehe F. Glaeser, Quaestiones Suetonianae, Breslau 1911.

[3]) Siehe Wellmann in Bursians Jahresbericht Bd. 124 S. 147.

[4]) I. Bruns, Das litterar. Porträt S. 350 ff.

Wer uns nun aber von der Unechtheit irgendeines Werkes überzeugen will, komme uns nur nicht mit bloßen Geschmacksurteilen. Horaz' Oden sind heil geblieben, und das Geschrei ist verstummt, das Hoffman Peerlkamp und Carl Lehrs einst über sie erhoben. Wir haben durch diese geistvollen Gelehrten auf allerlei Auffälliges in den Horazoden acht zu geben gelernt, aber ihre Schlußfolgerungen waren leichtfertig. An modernem Maß können wir das Antike nicht messen. Sonst wüßte ich manches, was mir mißfiele. Auch die Papyrusfunde haben enttäuscht. Wie unbeholfen unkünstlerisch ist oft Bakchylides! Herondas zu lesen ein geteiltes Vergnügen;[1]) Timotheus' Perser bietet dem Modernen nichts, und daß diese Autoren zur Zeit Goethes, in der Zeit der großen Renaissance unserer Geschmacksbildung, noch unbekannt waren, war kein Mangel. Auch Menander wurde damals, wie wir jetzt erkennen, durch Terenz hinlänglich ersetzt. Geschmacksurteile

Aber was sollen solche Urteile? Für den Philologen und seine historischen Zwecke sind sie ganz ohne Wert. Nur das wirklich Stillose kann seinem Tadel verfallen. Da aber die Werke des Altertums zumeist den Stil ihrer Gattung wahren, reicht kein modernes Gefallen oder Mißfallen an sie heran.

Nur da steht es mitunter anders, wo im Altertum eine neue Litteraturgattung entsteht. Denn da sehen wir, daß ihre ersten Vertreter noch tasten und in der Auswahl der Mittel, durch die sie wirken soll, unsicher und ungleich sind. So tastend ist oft noch Aeschylus, er, der größte von allen, und die Sprache, in der er sich reckt, die grandiosen Wortmonstra, die er um sich wirft, machen oft nur perplex, statt uns zu erbauen. Virtuos erscheint Catull besonders in seinen nicht daktylischen Gedichten, in seinen Elegien c. 66 und 68 B ringt er dagegen mit dem Ausdruck, fast dilettantisch; die römische Elegie ist da noch in Entstehung begriffen und sucht noch nach der ihr angemessenen Form. Meisterhaft Horaz in seinen Briefen: auch dies eine Neuschöpfung, aber vorbereitet durch die Schreibart der Satire. Tastend Horaz in seinen Oden. Es galt da, kurz gesagt, die Inhalte des alexandrinischen Epigramms oder der Elegie in die Form der lesbischen Ode zu bringen. Das war ein Experiment, und ein Vorgänger dafür fehlte. Auch guckt der Realist Horaz überall durch, und das gibt schrille und grobe Töne.[2]) Daher hat der letzte der großen augusteischen Dichter, Ovid, an Properz, nicht an Horaz angeknüpft und Elegien, nicht Oden geschrieben. Mängel u. Stillosigkeit einiger Autoren

In der Spätzeit häuft sich das Stillose. Apuleius wird grade durch seine Sprachlaster zu einer ergötzlichen Lektüre. Aber das Märchen von

---

[1]) Ivo Bruns, der sonst durchaus nicht prüde, war Herondas widerwärtig. Das liegt auch an der Vortragsform; denn der Hipponacteus ist kein geeigneter Dialogvers.

[2]) Man denke nur an die Wassersucht der Geldgier II 3, 13 und das *interiore nota* II 3, 8; an das gräßliche Gedicht I 36, wo die Damalis mit ihrer *amystis* (v. 13) und das Ablegen der Augen (*deponere* v. 18: *deponere oculos* ist in Umkehrung des *tollere* oder *attollere oculos* gesagt, worüber s. Rhein. Mus. 59 S. 410 f.); dazu das *breve lilium* (v. 16; vgl. II 4, 13). Vor allem ist die Jacke der Ode zu eng für einen Dichter, der für nötig hält nach der Observanz der Elegie ungefähr an jedes Substantiv ein Epitheton zu hängen.

Amor und Psyche leidet doch allzu schwer unter seinem bizarren Latein, und wer dies Märchen wirklich genießen will, müßte es sich ins Griechische zurückübersetzen, wenn er sich nicht mit einer schlichten deutschen Übersetzung begnügt.

Auch den Vergil trifft vielfach der Tadel des Philologen. Es ist besonders, wie schon S. 202 erwähnt wurde, der Vorwurf ungeschickter, weil zu äußerlicher Imitation seiner Vorbilder: ein Vorwurf, dem übrigens, wie wir sahen, auch Sophokles nicht entgangen ist (oben S. 108); ich kann da zumeist nicht mitgehn und bekenne mich gern als einen Bewunderer Vergils. Das Wichtigste in diesem Zusammenhange ist, daß Vergil, trotz aller ungezählten Entlehnungen, sich seinen eigenen, sofort kenntlichen Sprachstil, den Vergilischen Stil, gebildet hat, der von der ersten Eclogenzeile bis zum Tode des Turnus reicht. Nicht anders steht es mit dem großen Plünderer Ovid. Dies Vorhandensein eines persönlichen Stils, der dem Werk seinen Stempel gibt, ist für manches, was jetzt folgt, im Gedächtnis festzuhalten.

Merkmale der Unechtheit

Es sind sechs oder sieben Merkmale von verschiedener Natur, doch ungefähr gleicher Beweiskraft, die den Schluß auf Unechtheit ergeben:

Chronologisches

a) Chronologische Indizien. Die Mäcenaselegien stehen unter Vergils Namen; aber des Mäcenas Tod wird in ihnen vorausgesetzt, den Vergil nicht mehr erlebt hat. Xenophons „Staat der Athener“ ist, wie der Inhalt ergibt, ca. 425 v. Chr. abgefaßt; damals aber war Xenophon etwa fünf Jahre alt. Die Sache ist in solchen Fällen rasch erledigt. Beim philostratischen Gymnasticus schwankt man nur, welcher der zwei oder drei Philostrate ihn verfaßt haben kann. In der Schrift wird aber ein Athlet Helix erwähnt. Dadurch wird der älteste Philostrat ausgeschlossen.

Zeitumstände

b) Sonstige Zeitumstände. Demetrius von Phaleron, der etwa von 317—280 blühte, soll die rhetorische Schrift *περὶ ἑρμηνείας* geschrieben haben; aber er selbst wird in ihr mit Namen zitiert, auch die Peripatetiker als feste Gruppe von Litteraten darin erwähnt. Also fällt die Schrift später. Die Tragödie Octavia steht unter Senecas Namen. Aber Seneca selbst tritt darin auf. Er kann sich nicht selbst so als Theaterfigur dargestellt haben. Erst nach ihrem Tode konnte man Seneca und Nero auf die Bühne bringen. Die Batrachomachie galt als homerisch; aber der Verfasser sagt, er schreibt sein Gedicht in einem Buch (v. 3); also lebte er wesentlich später. Der Eryxias zählt zu den Platodialogen, von welchen das *νοθεύονται* gilt;[1]) in der Tat wird Plato, aber auch Xenophon darin nachgeahmt; ferner ist daselbst p. 399 A ein *γυμνασίαρχος* erwähnt, der den Sophisten Prodikos aus dem Gymnasium ausweist; dies Amt des Gymnasiarchen war aber noch im 4. Jahrhundert sogenannte *λειτουργία*, erst im 3. Jahrhundert wurde es staatliches Amt; also paßt der Eryxias schwerlich in das 4. Jahrhundert.[2])

Lehrmeinung u. Tendenz

c) Lehrmeinung und Tendenz. Senecas Briefwechsel mit Paulus zeigt Seneca als Adepten des Christentums, eine bewußte Fälschung. In

---

[1]) Diog. Laert. 3, 62.

[2]) Siehe O. Schrohl, De Eryxia, Göttingen 1901.

Demosthenes' Rede 25 (gegen Aristogiton) äußert sich eine orphische Glaubensrichtung, die dem Demosthenes fremd war.[1]) Platos zweiter Alkibiades und sein kleines Gespräch *περὶ δικαίου* haben xenophontischen Anstrich; dies wird für den Alkibiades schon bei Athenaeus p. 506 C bemerkt. Platos Klitophon widerstreitet in Ansichten der Staatslehre dem Plato. Aristoteles' *περὶ κόσμου* enthält Lehrmeinungen des Stoikers Posidonius. An Echtheit glaubt in allen diesen Fällen niemand. Unter den Alten war es Galen, der vor allem nach diesem Kriterium über Echtheit und Unechtheit der Hippokratesschriften, die sich in Massen angesammelt hatten, entschied; so fand er in *περὶ φύσιος ἀνθρώπου* eine unhippokratische Fieberlehre (Galen XV S. 168 K.). Von 60—80 Schriften jenes Altmeisters der Medizin nahm Galen nur höchstens 13 für echt.[2]) Auch Quintilian sei zitiert, der III 5, 14 eine rhetorische Schrift des Hermagoras, deren Inhalt nicht zum Autor passe, mit dem Zusatz erwähnt: *sive falsus est titulus sive alius hic Hermagoras fuit.* Besonders bemerkenswert endlich noch die Sammlung der Phokylidea, die Spruchsammlung eines jüdisch angefärbten Moralisten hellenistischen Charakters, die unter dem Namen des alten gnomischen Dichters Phokylides geht, welcher Phokylides dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehörte, also etliche Jahrhunderte früher gelebt hatte.[3])

Sprache u. Versbau

d) Die Sprache; bei Dichtern Sprache und Versbau. Tacitus' Dialog unterscheidet sich in der Schreibweise ganz auffällig von den sonstigen Tacitusschriften; nichts ist leichter, als das wahrzunehmen, aber nichts unberechtigter, als destruktive Schlüsse aus dieser Differenz zu ziehen, die sich eben aus dem abweichenden Zweck des Dialogs selbst erklärt (oben S. 64). Ebenso rechtfertigt sich der eigenartige Stil des Epitaphios des Lysias, und auch Val. Rose irrte, wenn er in seinem Aristoteles pseudepigraphus[4]) einst sämtliche sogenannte exoterische Schriften des Aristoteles, die uns nur in Fragmenten vorliegen, für gefälscht ansah, weil ihr *aureum flumen orationis* (Cic. Acad. 2, 119) zu den erhaltenen Pragmatien des Philosophen in Gegensatz steht. Rose erwog wiederum nicht den abweichenden popularisierenden Zweck jener Exoterica. Unter den Lucianschriften zeigt der *Λούκιος ἢ ὄνος* eine von Lucian abweichende Gräcität, die sich aber vielleicht gleichfalls auf den abweichenden Werkcharakter dieser rein erzählenden Schrift zurückführen läßt.[5])

Wo indes solche Zweckdifferenz nicht vorliegt, sind auch die sprachlich formalen Unterschiede bindend und zwingen zur Sonderung des Eigentums. Plutarch[6]) schreibt dem alten Simonides den berühmten Ausspruch zu, daß die Poesie eine *ζωγραφία λαλοῦσα*, die Malerei eine *ποίησις σιωπῶσα* sei. Dieser Ausspruch muß unecht sein; denn *ποίησις* und *ποιεῖν* für „Dichtung, dichten" ist ein verhältnismäßig junges Wort, das die Zeit

---

[1]) A. Dieterich, Nekyia S. 137 ff.
[2]) Siehe Bröcker, Rhein. Mus. 1885 S. 168.
[3]) Siehe Jac. Bernays, Ges. Abhandl. I S. 192 ff.; dazu A. Ludwich, Quaest. pseudophocylideae, Königsberg 1904.
[4]) Leipz. 1863; vgl. Akademieausgabe des Aristot. Bd. V.
[5]) Siehe E. Rohde, Ueber Lucians Schrift *Λούκιος ἢ ὄνος* S. 37; übrigens Cobet, Var. lect. S. 260.
[6]) Plut. Mor. p. 346 E.

des Simonides und Pindar jedenfalls noch nicht kannte.[1]) Auch Theognis 770, wo *ποιεῖν* steht, ist darum nicht alt.[2]) Lachmann sah, daß im dritten Tibullbuch *autem*, *etenim*, *ergo* verwendet wird, Partikeln, die dem echten Tibull fremd sind; der Schluß, der daraus folgt, wird dann auch durch Beobachtung der Metrik und durch den Namen *Lygdamus* bestätigt, mit dem sich der Dichter im selben Buche (3, 2, 29) nennt und der schwerlich ein Pseudonym für *Albius* sein kann. Aus metrisch sprachlichen Gründen kann das Moretum nicht von Vergil sein, auch nicht der Aetna,[3]) aus den gleichen die laus Pisonis nicht von Lucan. Die Schreibweise ist es, die ergibt, daß Cicero zwar De inventione, nicht aber die Rhetorik ad Herennium schrieb, die gleichfalls unter seinem Namen steht. So hat der schon erwähnte zweite Alkibiades Platos eine unplatonische Sprache;[4]) so kontrastiert Pseudolongin *περὶ ὕψους* schroff mit dem echten Longin; und mit den Pseudepigrapha Lucians wie den *Μακρόβιοι* steht es ebenso; auch die *Ἔρωτες* können nicht wohl von Lucian sein (Meidung des Hiats);[5]) u. a. m. Auch an die meisten der Demosthenesreden, die die Familiensachen des Apollodoros anbetreffen (Rede 45; 46; 49; 50; 52; 53; 59),[6]) sei noch erinnert. Überall bestimmt hier wesentlich die Beobachtung des Sprachgebrauchs das philologische Urteil. Nach solchen Indizien haben auch schon im Altertum Dionys von Halicarnaß und Caecilius von Kale Akte vielfach das Unechte aus dem Nachlaß der attischen Redner ausgeschieden; z. B. besaßen sie unter des Lysias Namen 425 Reden und erklärten nur 233 für echt.

Es ist nun klar, wie notwendig zur Führung solcher Untersuchungen eine erschöpfende Darlegung des Sprachgebrauches ist. Wer eine Lucianschrift als unecht nachweisen will, braucht zu einem bündigen Beweise die vollständige Kenntnis des Wortschatzes seines Autors. Speziallexika zu den antiken Schriftstellern sind daher auch aus diesem Grunde das dringendste Bedürfnis (vgl. oben S. 44).

Kompositionsweise

e) Kompositionsweise. Der Rhesos ist eine feine und spannende Tragödie voll wohllautender Chorlieder; aber seine dramaturgische Struktur, die Verteilung der Sprechverse u. ä. ist nicht euripideisch, und wir kennen hier also wieder einmal nur ein treffliches Gedicht, aber nicht den trefflichen Dichter. Man vergleiche dazu die Octavia, welches Drama in der Struktur von den echten Dramen des Seneca zum Teil abweicht. So ist das stumpfboldig breitspurige Proöm in der Ciris von der Art vergilischer Proömien himmelweit verschieden, und Vergil hat mit dieser Ciris ebensowenig zu tun wie Plato mit der Schrift *Ἀλκυών*: zwei Wasservögel, die beide herrenlos und vogelfrei. Wie die Dialoge Hippias maior, Mene-

---

[1]) Siehe Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten, 1902, S. 11.

[2]) Vgl. G. Kuhlmann, De poetae et poematis Graecorum appellationibus, Marburg 1906, S. 30.

[3]) E. Herr, De Aetnae c. sermone setzt das Werk nach meinem Vorgang in die Zeit der Jugend des Plinius; diesen Ansatz bestätigt O. Gross, De metonymiis, in Hallenser Dissert. XIX, 1911, S. 301 f.

[4]) Siehe Stallbaums Ausg. Bd. V 1 Proleg.

[5]) Siehe L. Bloch, De Pseudo-Luciani Amoribus, Straßburg 1907, der aber vor allem Sachliches beibringt, was zu Lucians Zeit nicht stimmt.

[6]) Siehe I. Sigg, Fleckeis. Suppl. Bd. VI S. 397 ff.

xenos, die Anterasten u. a. von den sicher echten platonischen in der Kompositionsweise abweichen, hat Bruns ausgeführt (S. 339 ff.), ohne jedoch gegen die Echtheit gleich bindende Schlüsse zu ergeben. Jener „Hippias“ ist z. B. in der Weise angelegt, daß nicht Sokrates, sondern Hippias selbst im Redegefecht den Sieg behält und daß die Einleitungsszene ferner nicht, wie sonst bei Plato, einfach nur dazu dient, das folgende Gespräch vorzubereiten, sondern von ihrem Titelhelden ein ausführliches Porträt entwirft, das augenscheinlich Selbstzweck und um seiner selbst willen da ist und also gleichsam aus dem Rahmen der gültigen Form tritt.

f) Ethische Merkmale dürften die Entscheidung ziemlich selten geben. Doch erweckt des Theokrit 27. Idyll „Das Gekose“, *ὀαριστὺς Δάφνιδος καὶ κόρης*, den Eindruck einer so weitgehenden Frivolität, wie wir sie dem Theokrit selbst nicht zutrauen. Mit dem Cento nuptialis des Ausonius steht es augenscheinlich anders, anders auch mit den Obscönitäten Catulls u. a. (oben S. 170). Doch sei noch auf die Copa hingewiesen, die zur Vergilappendix gehört. Köstlich ist dieses kleine Gedicht in der Tat, aber fast zu nervig lebensvoll für Vergil; vor allem ist das Locken des Weibes darin mit einer Sinnenfreude vorgeführt, die seinem „jungfräulichen“ Ethos augenscheinlich fremd war.[1]) So hat man nun auch die Consolatio ad Polybium wegen der krassen Schmeicheleien, die sie enthält, dem Seneca als des Verfassers unwürdig absprechen wollen. Allein die Schrift bezeichnet vielmehr eine bedeutsame Etappe in der Biographie und staatsmännischen Entwicklung dieses seltsamen und seltenen Mannes.[2]) Besonders schwierig ist die Entscheidung betreffs der Apologie des Xenophon, die wie ein Pleonasmus neben den Memorabilien desselben Autors nebenherläuft. Der Sprache nach ist sie echt xenophontisch, dem Ethos nach nicht; denn nirgends sonst zeigt uns Xenophon den Sokrates so widerwärtig anmaßend selbstgerecht wie hier. Wer gibt die Entscheidung? Ethisches

g) Hierzu kommt nun noch in letzter oder vielmehr in erster Instanz die geistige Inferiorität eines Litteraturwerkes. Man muß sich wundern, daß der selbstverständlichste Satz: ein Litterat von Bedeutung kann nichts Stupides schreiben, in den Argumentationen, um die es sich hier handelt, so oft unbenutzt bleibt, während er vielmehr alle weiteren Argumente überflüssig macht. Freilich hat nicht jeder Kritiker das Augenmaß für litterarische Größe und Inferiorität; übrigens gilt es auch hier wieder zu sondern. Ich denke zunächst an die gewaltigen Athetesen O. Ribbecks im Juvenal; sie waren allerdings vorschnell und vergeblich; denn daß die letzten Satiren Juvenals schwächlicher, schabloniger, stumpfer als seine ersten sind, erklärt sich sehr einfach aus zunehmender Senilität und zeigt nur, was selbstverständlich ist, daß ein Achtzigjähriger nicht mehr so frisch wie ein Fünfzigjähriger schreibt (vgl. oben S. 169). Wer dagegen z. B. den litterarischen Schund, der unter den carmina spuria Geistige Inferiorität

[1]) Siehe ed. Catalepton S. 9 f.

[2]) Siehe R. Waltz, Vie de Sénèque S. 112 ff.; W. Isleib, De Senecae dialogo undecimo, Marburg 1906; dazu meine Ausführungen in Neue Jahrbb. 27 S. 596 ff.

des Claudian sich befindet, deshalb für echt nehmen wollte, weil der Name Claudians darüber steht, würde sich lächerlich machen. Um ihrer Inferiorität willen wirft man so manche Pseudoplatonica wie den Demodokos, Sisyphos, Minos etc. beiseite; und so ging schon Galen vor, der z. B. im *Προρρητικός* des Hippokrates die *ἀδιανόητα* tadelt und voll Entrüstung das *indignum* ruft: *οὐκ ἄξιον τῆς Ἱπποκράτους δυνάμεως.* Das Unwürdige muß auch das Unechte sein.

Natürlich liegt nun die Sache meistens so, daß von den verschiedenen, im Ganzen sieben Gesichtspunkten, die ich unterschieden habe, zugleich mehrere auf ein und dasselbe Werk Anwendung finden. Besonders oft trifft Punkt 4 mit Punkt 7 zusammen, wie im Culex, den Halieutica, dem pseudoxenophontischen Cynegeticus; d. h. wo das geistige Niveau abweicht, da pflegt auch der Sprachcharakter abzuweichen.

Xenoph. Cynegeticus

Bei diesen drei genannten Opera sei hier beispielshalber einmal etwas ausführlicher verweilt. Daß der Autor des genannten Cynegeticus in seiner Natur, Ansichten und Gebaren sich seltsam von dem Weltmann Xenophon abhebt, haben viele empfunden. Den Beweis seines nichtxenophontischen Ursprungs hat in zwingender und mustergültiger Weise L. Radermacher erbracht,[1]) eine Beweisführung, die zwingend ist, wenngleich Arrian und schon Plutarch Moral. p. 1096 A die Schrift für echt nahmen. Xenophon selbst schrieb über Reitkunst, *περὶ ἱππικῆς*; wir kennen somit den Stil, den er in Lehrschriften anwendet, und können die Sprache der Schrift über die Jagd daran messen. Diese Schrift disponiert mangelhaft, indem sie meist nur mit einem Stichwort das zu behandelnde Thema anzeigt. Ihr Wortschatz trägt den deutlichen Stempel der Koiné und hat zugleich poetische und vulgäre Färbung; dahingehörige Worte sind z. B. *ἀντιλάμπειν* 5, 18, *ἔμπληκτος* 5, 9, *λέχριος* 4, 3, *ῥεῖθρα* 5, 19; aber auch solche wie *ἑτεροκλινής* 2, 7, *συμπαραφέρεσθαι* 3, 10, *ἐπικαταβάλλειν* 4, 3, *ὑποχαροπός* 5, 23, *ἰσομεγέθης* 5, 29, *ἐναυξάνειν* 12, 9, *εὐεπής* 13, 16. Alle diese und andere sind dem Xenophon fremd; dazu *ἔνιος* im Singular 5, 18, *ἤπειροι* im Plural 5, 24, *ἔχειν τὴν ἡσυχίαν*, so mit dem Artikel, 7, 1, *ἥκοντος δὲ τούτου* statt *γενομένου δὲ τούτου* 8, 7. Dazu Stilistisches: die Parataxe mit *οἱ μὲν — οἱ δέ* wird ganz auffällig und auf das eintönigste bevorzugt; Partizipialkonstruktionen müssen die relativischen und sonstigen Nebensätze ersetzen; Adjektive werden bei Beschreibungen katalogartig asyndetisch aufgereiht (z. B. 2, 5), ebenso Partizipia. Das ist Streben nach lehrbuchartiger Kürze; dasselbe Bestreben zeigt sich auch in der notizenhaften Auslassung des *εἶναι*. Der Vorrat an Partikeln, mit denen die Sätze verknüpft werden, ist der spärlichste; das *δέ* herrscht, daneben findet sich *γάρ, οὖν, καί*, zweimal *μέντοι*; das ist fast alles und duldet mit dem Partikelreichtum Xenophons keinen Vergleich. So fehlen denn auch alle rednerischen Tropen, Vergleiche und Bilder, mit denen sonst Xenophon selbst in der Schrift über die Reitkunst nicht spart. Das bezeichnendste aber ist der ständige Gebrauch des Infinitivs statt des Imperativs, der dem Xenophon selbst ganz ungeläufig ist. Der Umstand, daß im cap. 13 die

---

[1]) Rhein. Mus. 51 S. 597 ff.; 52 S. 13 ff.

Begriffe φιλόσοφος und σοφιστής in einer Weise, die wiederum Xenophon nicht kennt, schroff kontrastiert werden, führt endlich zu dem Ansatz, daß der Cynegeticus unter Einfluß der platonischen Fassung dieser Termini steht. Die Schrift mag noch dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehören; vielleicht kannte sie schon Theophrast.[1]) Das Proöm des Cynegeticus aber ist wiederum nicht zugehörig und scheint erst etwa im 3. Jahrhundert hinzugefügt worden zu sein.

Die pseudoovidischen Halieutica sind zwar durchaus nicht albern zu nennen, aber von einer kümmerlichen Dürftigkeit und schulmäßigen Trockenheit, die Ovid nirgends kennt, die dagegen den philiströsen griechischen Didaktikern von der Art Nikanders und so auch dem Aemilius Macer eigen war. Wann hätte Ovid so von seiner Art gelassen? Er ist sonst stets bis ans Ende sich selber gleich. Jene Trockenheit deutet nicht etwa auf einen geistigen Rückgang des gealterten Verfassers, sondern auf eine abweichende und hausbackene Methode des Lehrvortrags, die weit verbreitet war und es auf das Memorieren eines Lernstoffs in Katalogform absieht. Wer nun diese Halieutica durchliest, findet in den wenigen Versen, es sind nur 134, obendrein eine Menge unovidisches Sprachgut und eine unovidische Metrik, und so bestätigt auch hier das Argument 4 das Argument 7. Ovid Halieutica

Es ist unbeliebt, ein spondeisches Wort in den ersten Fuß des Hexameters zu setzen (PPS); hier geschieht es in jedem 17. Verse, im letzten Buch des Ovid ex Ponto in jedem 40. Ovid liebt es, den vierten Fuß daktylisch zu bilden in der Weise, daß der Fuß mit Wortende schließt; in dem erwähnten Buch ex Ponto findet sich dies siebenundvierzigmal, d. h. einmal in jedem 9.—10. Verse, in den Halieutica geschieht dies nur viermal, d. h. einmal in jedem 33.—34. Vers. Die Hexameterform IV, die neben der Hephthemimeres nur den Einschnitt *μετὰ τρίτον τροχαῖον* hat, wie

Decidit adsutamque | dolo | tandem pavet escam,

braucht Ovid selbst nirgends, in den Halieutica aber steht sie zweimal, v. 11 u. 104. Schon das genügt. Zudem aber schließt der soeben zitierte v. 11 auf das ungeschickteste mit vier zweisilbigen Wörtern. Auch das ist im Ovid ganz unerhört.

Dazu kommen die sprachlichen Anstöße, die alle aufzuzählen hier unmöglich; da lesen wir z. B.: v. 3 *nondum iam* für „noch nicht“: unovidisch; *iam* Flickwort. v. 5 und 6: Nachstellung des *sic* in der Anapher: unovidisch. v. 77 f.: *nunc . . . et nunc* statt *nunc . . . nunc* für „bald bald“: unovidisch. v. 68 f.: *seu . . . -ve cum* statt *sive . . . sive*: unovidisch. v. 55: *quo magis* bei fehlendem *eo magis*: unovidisch. v. 57: *properare* aktivisch, mit dem acc. verbunden: unovidisch. v. 90: *viridare* transitiv: unovidisch. v. 51: *non sana* für *insana* bei voraufgehender langer geschlossener Silbe: unovidisch.[2]) v. 130: *nocuus*: unovidisch und neu. v. 119: *epastas* (*escas*): unovidisch. v. 103—126: *tum* in der Aufzählung: unovidisch.[3]) Ovid

[1]) Siehe Rhein. Mus. 52 S. 26.

[2]) Siehe nicht nur De halieut. p. 25, sondern auch W. Pfeiffer, Quibus legibus non et haud eqs., Marburg 1908, S. 19 f.

[3]) De hal. S. 43.

braucht ferner kein *increpitare* (Hal. 80), *dissolvere* (37), *obniti* (12), *venditare* (70), *denuntiare* (60) u. s. f.

Man hat einige dieser zahlreichen Unechtheitsindizien durch Emendation zu beseitigen versucht;[1] aber damit kommt man nicht weit. Vor allem steht im v. 34 der Dativ *ei*, und zwar jambisch gemessen. Weder Ovid noch sonst ein Augusteischer Dichter gestattet sich aber den Dativ *ei* jemals. Erst Germanicus in den Phaenomena hat ihn zu schreiben gewagt, und hiermit ist uns nun schon ein erstes Anzeichen für die Abfassungszeit der Halieutica an die Hand gegeben. Aber es kommen weitere hinzu. Im v. 95 steht gar *milui* zweisilbig gemessen (denn die Lesung *milui* läßt sich nicht ernstlich bezweifeln); *miluus* ist aber im klassischen Latein stets dreisilbig daktylisch, so noch bei Persius 4, 26, und die zweisilbige Messung taucht zuerst bei Martial 9, 55 auf (vgl. Juvenal 9, 55). Also ist die Fälschung erst nach Persius entstanden.[2] Wir können aber noch genauer sagen: sie entstand zwischen dem 9. und 32. Buch der Naturgeschichte des Plinius; denn das neunte ist das Fischbuch; da kennt Plinius aber das Gedichtstück noch nicht; später erst hat er es kennen gelernt und exzerpiert es nun 32, 152 f. voll Eifer anhangsweise und als Supplement zu Buch IX an einem ganz ungehörigen Ort. Dies höchst auffällige Verhalten des Plinius muß auf besonderen Umständen beruhen.[3] Denn bei der Belesenheit und Litteraturkenntnis des Mannes ist es undenkbar, daß er im neunten Buch die Halieutica nicht benutzt hätte, wenn sie vorgelegen hätten. Nun ist das 9. Buch des Plinius sicher vor dem Jahre 77 n. Chr., die Zusätze im 32. Buch aber sind aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach 77 von Plinius abgefaßt worden.[4] Also lernte er die Halieutica erst um das Jahr 77 kennen; d. h. sie stehen der Zeit Martials nahe.

Vergil Culex

Ganz ebenso steht es nun auch mit Culex und Ciris. Nehmen wir nur den ersteren. Man wird es freilich bedauern, an derartige litterarische Produkte viel Zeit zu verlieren; doch bieten sie ein hervorragendes methodologisches Interesse.

Zunächst die Erfindung im Culex. Eine Wassermücke, die, von einem Hirten getötet, als Geist umgeht und ein Begräbnis fordert und schließlich das Begräbnis auch erhält: das ist der Gegenstand. Der Dichter selbst sagt, was er gibt, soll ein *iocus* sein (v. 6), und wir können vermuten, daß die Fiktion wirklich volkstümlich war. Es handelt sich um die Vorstellung, daß auch die Tiere nach dem Tod weiterleben und, wenn sie nicht eine Bestattung finden, ruhelos umgehn. Diese Idee liegt gewiß noch nicht in der Odyssee vor, wo 11, 573 im Hades auf wilde

---

[1]) Ich bedaure mich öfter mit F. Vollmer im Widerspruch zu finden. Sein hervorragendes Talent im Konjizieren war ihm nicht treu, wenn dieser Gelehrte, Rhein. Mus. 55 S. 528, glaubt, im v. 2 lasse sich *manca minatur* herstellen; das soll heißen: „er droht mangelhaft"; wäre aber wirklich so zu lesen, so wäre damit gegen Ovid ein neues Argument geschaffen; denn ein *manca minatur* läßt sich durch keine ovidische Analogie rechtfertigen. Auch was Vollmer zum v. 1 vorschlägt, kann ich nicht annehmen; keinesfalls aber entspricht seine Interpretation des Verses dem Stil Ovids. Für v. 75 setzt Vollmer beiläufig einen Fragesatz an: *quid laus prima canum?* Auch das scheint mir nicht möglich.

[2]) De halieut. S. 56.

[3]) De halieut. S. 132 und 158 f.

[4]) Vgl. Teuffels Gesch. der röm. Litteratur, 6. Aufl., § 313, 1.

Tiere Jagd gemacht wird, und auch die Rosse in der Unterwelt, die Vergil 6, 653 erwähnt, gehören nicht hierher. Wichtiger ist, daß die Schlangen, die das Knäblein Herakles erwürgt, bei Theokrit 25, 271 in den Hades fahren, also auch dort weiterleben werden: was uns an die Fabel vom Melampus, der die Schlangen begräbt, erinnert.[1] Daher zieht nun aber auch der gestorbene Sperling Catulls in die Unterwelt, ja, er zieht durch die Unterwelt, carm. 3, 12: *it per iter tenebricosum illud,*[2] *unde negant redire quemquam.* Man begreift, daß aus dieser Anschauung die Sitte hervorging, Tiere wirklich wie Menschen zu begraben, wie Kaiser Hadrian seine Pferde beisetzte,[3] und so erst erklären sich auch die Grabschriften auf gestorbene Tiere in der Palatinischen Anthologie 7, 189—216 und die lateinische auf das Hündchen Myia, CIL. XIII 488. Sogar eine Heuschrecke erhält ihren tumulus Anthol. Pal. 7, 198. Und nun endlich das Umirren der Tierseele nach dem Tode. Bei Lucian im *Μυίας ἐγκώμιον* lesen wir § 7, daß die Seele der Fliege unsterblich ist, und zwar *ἐπανέρχεται πάλιν . . . καὶ ἐπανίστησι τὸ σῶμα.* Das führt jedoch auf anderes. Vortrefflich paßt dagegen die Geschichte vom Aal, die ich schon früher einmal beibrachte,[4] hierher: der Aal ist von einem gewissen Kissamis getötet worden, erscheint ihm im Traum und fordert begraben zu werden. Das ist zum Culex immer noch die nächste Parallele. Ovid aber sagt uns nun noch, Amor. II 6, daß in der Unterwelt auch ein besonderes Gefilde für die Tiere besteht. Er denkt dabei allerdings nur an die Vögel; denn es handelt sich dort um den Papagei seiner Corinna, der rite, mit Grabinschrift auf dem tumulus, beigesetzt wird. Im Elysium, heißt es, befindet sich ein dunkler Eichenhain: das ist der Ort für die *volucres piae*; Schwäne, Tauben, der Pfau, sogar der Phönixvogel sind dort zu finden.

Die Erfindung des Culex ist hiermit erklärt. Sein Hauptinhalt aber ist in alexandrinischem Geiste exkursiv. Denn die Mücke benutzt die Gelegenheit, um dem Hirten die ganze Unterwelt, zu der sie eingehen soll, zu beschreiben; aber nicht etwa ein Jenseits der Tiere tut sich uns da auf, mit dem Schatten der Heuschrecke, des Aals, der Taube, des Fuchses, Wolfs und Esels u. s. f.: solche Erfindung wäre zu kühn, oder sie wäre zu vulgär gewesen. Der „iocus" besteht vielmehr nur in dem Kontrast zwischen trivialer Fabel und erhabener Ausführung:[5] die Fabel möglichst naiv und ammenhaft, die Ausführung übertrieben gelehrt und mit kostbarem mythographischem Apparat überladen, schon gleich im Proöm; dann bei der Schilderung der Bäume, unter denen der Viehhüter schläft u. s. f.; ebenso gesucht die Sprache: das Exerzitium eines kümmerlich überfütterten Geistes, unübertrefflich fade von vorn bis hinten. Und das sollte der feine Verfasser des Catalepton geschrieben haben? Vielmehr wird das Ganze erst als Werk eines ungeschickten Fälschers, der den jungen

[1]) Preller, Griech. Mythol. II S. 472.
[2]) So zu lesen; s. Philol. 63 S. 429.
[3]) Vita Hadriani 21, 2.
[4]) De halieuticis S. 52.
[5]) Dies sagt der Verfasser selbst v. 5, der Wortschatz (*voces*) soll dem Scherz zuliebe (*per ludum*) erhaben sein oder mit den Helden, die er vor allem unterweltlich vorführen wird, übereinstimmen (*consonent notitiae ducum*).

Vergil als Anfänger in der Poesie vorführen wollte, verständlich; daher das wichtigtuerische *tenuem formavimus orsum* im Proöm v. 2, d. h. „ich lege hier einen bescheidenen Anfang vor", was natürlich für den Wissenden gesagt ist; es ist durchsichtig, daß wir verstehen sollen: „Dies schreibt der Mann, der einst so Gewaltiges wie die Aeneis leisten wird"; also ganz in dem prahlerischen Sinn der unechten Vergilverse, die die Aeneis einleiten (oben S. 160):

Ille ego, qui quondam gracili modulatus avena
Carmen, et egressus silvis vicina coëgi
ut quamvis avido parerent arva colono,
gratum opus agricolis, at nunc horrentia Martis.

Aber der Fälscher verrät sich im Culex wiederum durch Sprache und Versbau, und zwar als deutlich nachvergilisch.[1]) Nicht nur der Gebrauch der Doppelzäsur weicht ab;[2]) der Culex verschleift nie ein Monosyllabum, Vergil oft, und die Verschleifung langer Endsilben hat bei Vergil überhaupt sehr weite Ausdehnung; der Culex läßt sie kaum noch zu oder gar nicht zu:[3]) eine Finesse, die aber überhaupt allen Dichtern der Jahre 55—40 v. Chr., um welche Jahre es sich hier, wäre der Culex echt, handeln würde, gänzlich unbekannt war. Bezeichnender ist noch, daß Vergil selbst zu allen Zeiten mit Vorliebe einsilbige Wörter vor die Zäsuren stellt wie Aen. 1, 17 *Hic currus fuit hoc*; der Culex vermeidet dagegen auch das sorgfältig.[4]) Daher nun also der ganz abweichende Charakter! Der Culex trägt den untrüglichen Stempel einer jüngeren Technik.

Dasselbe bestätigt der Wortschatz,[5]) aus dem ich nur einiges besonders Charakteristische herausgreife. Unvergilisch sind das Substantiv *orsus* v. 2 (sonst nur Cic. poet.); der Plural *neces* 310 (Vergil schrieb nur *mortes* im Plural); *letare* für *leto dare* v. 323 (ovidisch; wie viel Gelegenheit bot die Aeneis, dies *letare* zu brauchen!); *posterius* für *postea* v. 8, 114, 131; *probandus* „lobenswert" 80; *utilitas* 66; *parilis* 227, 356 (ovidisch). Adverbien wie *avide* 53, *foede* 196 mied Vergil sorglich.[6]) Auch *pollere* 45 kennt der ganze Vergil nicht, wohl aber Ovid. Weiter *comparare* für *parare* 205, *compos* 191, *refovere* 213 etc. etc. Dazu das *magis beatior* 79 (s. Leos Anm.). Unerhört die *apricae curae* 98, das *solidum carmen* 100 (*solida eloquentia* braucht erst Quintilian); fragendes *ubi* 225 nachgestellt an die vierte Stelle; *inquit* 210 der direkten Rede vorangestellt.[7])

Dies Verzeichnis würde sich stark vermehren lassen. Von der verzwickten Syntax und mancherlei anderen Anstößen sehe ich hier ganz ab. Sprache wie Verskunst weist also auf spätovidische oder nachovidische Zeit. Dazu stimmt, daß allem Anschein nach der Sammler des vergilischen Catalepton den Culex noch nicht kannte.[8])

---

[1]) Vgl. F. Leo, Culex S. 16.

[2]) Ad histor. hexametri latini S. 41.

[3]) Siehe de halieut. S. 48 f.; zu v. 216 s. Leos Anm.

[4]) Vgl. O. Braum, De monosyllabis ante caesuras hex. collocatis, Marburg 1906, S. 25.

[5]) Ungenügend F. Baur, Fleckeis. Jbb. 1866 S. 367 ff. Eine Arbeit von W. Holtschmidt wird demnächst Genaueres bringen.

[6]) H. Priess, Usum adverbii quatenus fugerint poetae . . ., Marburg 1909, S. 11 und 14. *mature*, Culex 186, schlechte Konjektur von Rothe.

[7]) Siehe Philol. 63 S. 448.

[8]) Siehe ed. Catalepton S. 8 f.

Diese drei Fälle stehen nun nicht etwa allein da. Vielmehr müßte, wer die Beweiskraft der vorgetragenen Argumente für Cynegeticus, Culex und Halieutica nicht gelten lassen wollte, auch z. B. den kummervollen und gleichsam hartmäuligen Panegyricus Messallae für echtes Eigentum des Tibull nehmen sowie auch manche schwer verdächtige Idyllien der Theokritsammlung für echt theokriteisch. In dem Idyll XX der Theokritsammlung stehen z. B. Wörter wie *δονέω*, *δώνακι*, *πλαγιαύλῳ* und Formen wie *ἐμεῖο*, *συνεχές*, *ἄφαρ*, *πολλόν*, die Theokrit selbst nie braucht; auch ist das Stück erheblich daktylenreicher als die echten Sachen. Ähnlich verhält es sich mit Id. XXIII, XXVII, auch XXI.[1]) Diese Art zu argumentieren ist wohlbegründet und vernünftig, und die besten Gelehrten sind für sie eingetreten. Die Methode muß aber überall die gleiche sein, und was für griechische Texte gilt, gilt auch für lateinische. Theocritea

Auch von Seneca besitzen wir Hexameter genug, um beurteilen zu können, ob die bedenklichen sogenannten Senecaepigramme[2]) von ihm herstammen oder nicht.[3]) In der Tat weicht ihre Technik in einem wesentlichen Detail ab. In Senecas Claudiussatire stehen 49 Hexameter; sie alle vermeiden die Elision vollständig; in Senecas Medea und Oedipus stehen 32 Hexameter; auch sie zeigen keine einzige Elision. Das kann nicht Zufall sein; da die Epigramme hingegen Verschleifungen zeigen, hat Seneca sie nicht verfaßt. Soweit wir kontrollieren können, hat dieser Philosoph, Dichter und Staatsmann außer den beiden Consolationen auf Corsica überhaupt nichts verfaßt, auch nichts in Prosa geschrieben. Jene metrische Beobachtung aber wird noch gewichtiger, wenn wir sie ausdehnen. Wir haben von Senecas Schüler Nero etwa zwölf Hexameter; in ihnen fehlt gleichfalls jede Elision; wir haben von Senecas Freund Lucilius deren zwei; es steht da ebenso; vor allem besitzen wir noch Verse des Metrikers und lyrischen Dichters Caesius Bassus, des Zeitgenossen Senecas, unter dessen Einfluß er — wie Nero — in seiner Technik, wie überhaupt in der Komposition seiner Chorlieder jedenfalls stand; auch in des Bassus Resten, die sich großenteils in lyrischen Versmaßen bewegen, steht es ganz ebenso.[4]) Das Fehlen der Verschleifungen bei Seneca selbst beruht also auf Absicht und Theorie.[5]) Gleichwohl werden die erwähnten Epigramme in den Senecabiographien immer noch gutgläubig weiterverarbeitet. Seneca Epigramme

Das Gesagte muß zu Recht bestehen, wennschon natürlicherweise die Beweiskraft sprachlich-metrischer Beobachtungen in verschiedenen Fällen verschieden ist, und dies muß ich noch hervorheben. Ihre Evidenz ist am größten bei Autoren von dem Umfang eines Ovid oder Vergil; denn bei den 15000 oder gar 40000 Versen dieser Dichter läßt sich ihre consuetudo besonders sicher feststellen. Geringer ist die Evidenz dagegen bei einem

---

1) Siehe Carl Brinker, De Theocriti vita carminibus . . ., Rostock 1884; Theokrit, ed. Cholmeley, Lond. 1901, S. 53 f.

2) Anthol. lat. 236 f.; auch 396 ff.

3) Siehe Ad historiam hexametri latini S. 65 Anm. 2; dazu E. Bickel, Rhein. Mus. 61 S. 392 ff.

4) Die Reste des Lucilius, Nero und Caesius Bassus bei Bährens, Fragmenta poet. lat. S. 362 ff. Die einzige Elision bei Caesius 2, 6 hat Bährens durch schlechte Konjektur hineingetragen.

5) Vgl. meinen Seneca-Aufsatz Preußische Jahrbb. Bd. 144 S. 296 Anm.

Theokrit,[1]) da wir von ihm nur etwa 2000 sicher echte Zeilen besitzen. Hätten wir 40000 von ihm, er würde uns in Sprache und Versbau ganz gewiß viel mehr Nüancen zeigen als jetzt. Ich denke an Idyll VIII. Es ist wahr: unter den neun oder zehn Hirtengedichten Theokrits steht dies Idyll VIII besonders da und zeigt einiges Eigenartige. Warum aber sollte der Dichter in diesen kleinen Kompositionen nicht etwas variieren? Der Schluß auf Unechtheit würde hier unbedingt zu weit gehen.[2]) Und ähnlich wird man betreffs der Kallimachosepigramme zurückhaltender urteilen, weil das Beobachtungsmaterial zu gering; wir haben 52 Epigramme.[3]) Bei einer solchen Sachlage läßt sich demnach mit Sicherheit auf Unechtheit nur dann erkennen, wenn die Merkmale, wie in Senecas Epigrammen, wirklich wesentliche Dinge anbetreffen.

Theokrit c. 8

Werke solcher Autoren, von denen sonst nichts erhalten

Aber es bleibt noch eine letzte Möglichkeit, die nämlich, daß wir sogar einem Autor, von dem sonst gar nichts erhalten ist, sein vorliegendes Werk absprechen müssen. Für diese Art der Beweisführung gab einst R. Bentley das glänzende Beispiel in seinen Phalarisbriefen.[4]) Bentley zeigte eben, daß Inhalt und Sprache der vorliegenden Phalarisbriefe zum 6. Jahrhundert, dem Zeitalter des Tyrannen Phalaris, gar nicht paßt, daß hier also die Welt mit einem der plumpsten Falsifikate betrogen wurde. Und so ist auf dem Felde der Brieflitteratur überhaupt am meisten gefälscht worden, eine Lieblingsbeschäftigung der Sophisten und Rhetoren. Dahin gehören auch die siebzig Briefe des M. Junius Brutus (mit zugehörigen Antworten): *Μιθριδάτου τῶν Βρούτου ἐπιστολῶν συναγωγή*; dahin die Briefe des Sokrates und mancher Sokratiker u. ä. m. Ein Beispiel anderer Art betrifft den großen Eratosthenes; sein Epigramm De cubi duplicatione kann nicht echt sein; das ergibt wiederum die Sprachbetrachtung, obschon sonst nur so geringe Gedichtreste von Eratosthenes erhalten sind.[5]) Ein merkwürdiges Problem ist die unter des Herodes Atticus Namen überlieferte kurze Rede *περὶ πολιτείας*, die sich beiläufig in das Jahr 405—404 v. Chr. zurückversetzt; die Versuche, diese Rede dem Herodes abzuerkennen und sie gar wirklich ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückzudatieren, scheinen indes mißlungen.[6])

Es muß gesagt werden, daß man sich bei einer Sachlage, wie der hier gegebenen, jedenfalls ganz besonders vor allzu schnellen Athetesen zu hüten hat. Von Antisthenes besitzen wir sonst nichts; trotzdem wagt man, die Echtheit seines Ajax und Odysseus zu bestreiten. Aber wie angemessen der Inhalt dieser Redestücke für den Cyniker Antisthenes ist, hat Joh. Dahmen hinlänglich erwiesen.[7]) Sie sind ebenso sicher antisthenisch, wie die Helena und der Palamedes dem Gorgias gehört.

Wir haben die Indizien, durch die eine Fälschung als solche erwiesen oder wahrscheinlich gemacht werden kann, hiermit durchbesprochen. Doch fehlt für den zu gebenden Nachweis endlich noch eins; wir haben die

---

[1]) Daher solche Urteile, wie A. Gercke, Rhein. Mus. 42 S. 614 ff. sie gegeben.

[2]) Siehe Bücheler, Fleckeis. Jbb. 1860.

[3]) Vgl. z. B. Berl. philol. W.schr. 1912 S. 622.

[4]) Siehe oben S. 223.

[5]) Siehe E. Hiller, Eratosth. carm. relliqu. S. 122 ff.

[6]) Siehe W. Schmid in Berl. philol. W.schr. 1909 S. 389 ff. gegen E. Drerup, [*Ἡρώδου*] *περὶ πολιτείας*, Paderborn 1908.

[7]) Quaestiones Xenophonteae et Antistheneae, Marburg 1897, S. 56 ff.

Pflicht, so gut es geht, auch den Anlaß zur Fälschung aufzudecken. Dabei muß dann vielfach auch die andere Möglichkeit offen gehalten werden, daß das betreffende Schriftwerk keine wirkliche Fälschung war, sondern nur durch Irrtum unter falschen Namen geriet.

Anlässe zur Fälschung

Bisweilen trieb den Fälscher die Begierde, das eigene Elaborat durch einen großen Namen in Aufnahme zu bringen. So steht es mit den pseudo-Phokylidea (oben S. 227), so auch vielleicht mit den Anakreontea; ebenso mit den Sibyllinen, mit dem Alexanderroman des Pseudo-Kallisthenes, der jonisch geschriebenen Homervita unter Herodots Namen. Der Verfasser der Schrift *Περὶ κόσμου* wollte durchaus als Aristoteles erscheinen; gewidmet ist die Schrift daher dem Alexander (*ἡγεμόνων ἄριστος*); es wird so getan, als herrsche der Perserkönig noch, und jede Nennung eines nacharistotelischen Autors ist sorglich vermieden.[1]) Die Schrift *Περὶ κόσμου* ist also eine planvolle Unterschiebung, der Name des wirklichen Verfassers aber läßt sich nicht erraten. Dagegen kennen wir den Namen des Schwindlers Bôlos Mendesius, der ein „Sympathiebuch" *χειρόκμητα* unter der Aufschrift des großen Demokritos fälschte.[2])

Unterschiebungen

Bedenklicher noch sind die Tendenzfälschungen nach Art der berüchtigten konstantinischen Schenkung „donatio Constantini", einer in das Corpus iuris canonici aufgenommenen Urkunde, deren Unechtheit schon im 15. Jahrhundert Laurentius Valla nachwies.[3]) Doch gehört ihre Entstehung erst dem Mittelalter an. Aber auch Cicero hat einmal eine solche Urkundenfälschung begangen. Denn gegen Clodius erschien ein Edikt des Volkstribunen Racilius, als hätte dieser Racilius es verfaßt; in Wirklichkeit aber hatte Cicero selbst es geschrieben.[4]) So fälschte M. Anton Geschäftsaufzeichnungen Caesars (*commentarii commenticii*), wenn wir dem Cicero Glauben schenken (Philipp. 5, 12). Beschränken wir uns indes auf das eigentlich litterarische Gebiet, so gehört zu den Tendenzfälschungen z. B. der Aristeasbrief, der die Entstehung der Septuagintaübersetzung erzählt, sowie die ganze Tätigkeit des schon oben S. 223 erwähnten Aristobulos, weiter aber alle sogenannten Apokryphen, wie die Petrus- und die Paulusapokalypse, weiter auch Senecas Briefwechsel mit Paulus u. a. m.; dazu allerlei Märtyrerakten.[5]) Rufinus hatte ein Werk unter des verstorbenen Pamphilos Namen tendenziös gefälscht; Hieronymus deckt dies auf und gibt jenem Rufin den ironischen Ratschlag: *in platea ab ignoto homine te emisse dicito.*[6]) Schon im alten Rom der republikanischen Zeit gab es sogenannte Bücher des Numa, die im Jahre 181 v. Chr. aufgedeckt wurden; man fand sie in einer *arca* vergraben. Dem Prätor aber imponierte Numas Name nicht, und er ließ sie verbrennen.[7]) Dann hören wir, daß unter dem Namen des C. Antonius und des Catilina um das Jahr 63 unechte Reden umgingen, die gegen Cicero hetzten;[8]) u. s. f.

Tendenzfälschung

---

[1]) Siehe E. Zeller, Sitz.ber. d. Berl. Akad. 1885, vom 30. April, S. 399. Anders J. Bernays, Ges. Abhandlungen II, 1885.

[2]) Siehe Oder, Rhein. Mus. 45 S. 72, wo auch S. 74 über weitere Schwindeleien.

[3]) Siehe Loening in Sybels Histor. Zeitschrift Bd. 65 (1890).

[4]) Siehe Schol. Bob. S. 145 ed. Hildebr.

[5]) Siehe K. Krumbacher, Gesch. der byzant. Litteratur² S. 177 f.

[6]) Hieron. IV S. 419 und 447 ed. Martianay.

[7]) Siehe Buchrolle in der Kunst S. 255.

[8]) Asconius S. 94 ed. Clark.

horror vacui

Wieder ein anderer Anlaß zur Fälschung war der horror vacui. Man besaß von Thespis keine Tragödien; Heraclides Ponticus dichtete sie und schob sie ihm unter (oben S. 223). Nun hatte man sie. So sind auch die fragmentarischen Reste des alten Terpander, des Susarion entstanden. Solche Zitate und dazu Buchtitel frei zu erfinden, wurde geradezu ein Sport. Ich nenne dafür außer Lobon auch Ptolemaeus Chennos.[1]) Mit derselben Dreistigkeit, mit der man die uns vorliegenden Orphica unter des alten Orpheus Namen ausgab,[2]) wurden auch die Dares und Dictys aufgetischt mit ihren angeblichen Originalberichten über den trojanischen Krieg. Für den Dictys soll sich sogar Kaiser Nero selbst persönlich interessiert haben (s. Dictys praef.). Von Vergil vermißte man ein Jugendgedicht, das der Batrachomachie des Homer entspräche; so entstand der Culex, und Vergils Verehrer griffen gläubig nach ihm. Seneca war nach Corsica verbannt; man versetzte sich in seine Situation und fertigte Epigramme, in denen er über seine Verbannung klagt (oben S. 235). Ganz ähnlich ging es auch mit Cicero, dem man die Rede „Pridie quam in exilium iret" unterschob:[3]) auch dies eine planvolle Fälschung, und die eine erklärt die andere. Die gleiche geschäftige Phantasie ist es, die auch all die unechten Briefwechsel des Sokrates etc. etc., von denen wir sprachen, erzeugt hat. Und so werden denn auch jene Halieutica, die von vorneherein als Fragment erschienen, hierher gehören. Ovids Verehrer erschufen absichtlich ein Fragment, damit man aus der Hand des sterbenden Meisters noch einige letzte Zeilen, ein Werk, über das er hinwegstarb, besäße; der Pontus aber, an dem Ovid hauste, war besonders fischreich; er war der eigentliche Fischversorger Roms. Darum die Wahl des Fischthemas der Halieutica. Endlich meldet Sueton,[4]) daß man von Horaz eine unechte Elegie und einen unechten Prosabrief überlieferte; offenbar waren auch diese augenscheinlich sehr ungeschickten Unterschiebungen im Interesse der Belebung der Biographie des Horaz gemacht. Alles das steht auf gleichem Boden.

Spruchlitteratur

Besonders hat das Gebiet der Spruchdichtung zu freier Erfindung eingeladen. Über die Pseudophokylidea war schon S. 227 die Rede. Vor allem die sieben Weisen wurden mit Sprüchen, ja, mit Versen bedacht.[5]) Iu der Kaiserzeit entstanden die Disticha Catonis u. s. f. Ich nenne noch die in je zwei Trimetern abgefassten Spruchreden des Menander und Philistion aus dem 4.—6. Jahrhundert n. Chr.[6])

Imitationen unter den Namen des Vorbildes gestellt

Große Autoren finden immer eine Schar von Nachahmern. So mußte es denn auch leicht geschehen, daß die Werke der Nachahmer, deren Namen klanglos verhallten, mit unter den Nachlaß des großen Vorbildes gerieten. Wie weit das absichtlich geschah, können wir nicht in jedem Fall entscheiden. Ich erinnere zunächst wieder an die verschiedenen Pseudepigrapha des Plato, des Plutarch, des Lucian — Lucians Philo-

---

[1]) Siehe Hercher, Plutarchi lib. de fluviis S. 17 ff.; M. Wellmann, Hermes 27 S. 650.

[2]) ed. G. Hermann 1805; ed. Abel 1885.

[3]) Siehe Cic. ed. Müller IV 3 S. 425 f.

[4]) p. 47 f. R.

[5]) Siehe Hiller, Rhein. Mus. 33 S. 518 f.

[6]) Vgl. W. Meyer, Abhandl. d. bayer. Akad. Bd. 19 (1892) S. 225.

patris ist gar erst im 10. Jahrh. n. Chr. entstanden[1]) —, an Demosthenes;[2]) auch an Hesiod, an Homer. In Rom tat sich bald nach Ovids Tod gradezu eine Schar von imitatores und poetae Vergiliani und Ovidiani auf, und wir können ihrem geschäftigen Treiben zusehen. Erst damals entstand nachweislich das feine Moretum, das um seines idyllischen Inhalts willen leicht unter Vergils Namen geraten mußte; erst damals, wie ich meine, auch die virtuos geschriebenen unechten Heroiden. Ein gewisser Sabinus hatte nämlich früh zu Ovids fünfzehn echten Heroidenbriefen zugehörige Antworten der Adressaten Ulixes, Iason, Aeneas, Paris gedichtet;[3]) später erst können die unechten Stücke 16—21 der uns erhaltenen Sammlung abgefaßt sein, wo anders, als Ovid selbst es machte, immer gleich Brief und Antwort zusammensteht und ferner nicht der Held, sondern die Heldin der antwortende Teil ist. Daß dies erst in des Persius Zeit geschah, hat meines Erachtens große Wahrscheinlichkeit.[4]) Als Fälschung aber braucht auch dies nicht bezeichnet zu werden. In die Zeit Neros gehört auch der Aetna,[5]) den man wider die Absicht des Verfassers zum Vergilnachlaß schlug. Ein erhebliches Raffinement zeigen dagegen die Halieutica, die erst in Vespasians Zeit gefälscht worden sind (oben S. 232), sowie die beiden Mäcenaselegien und die Consolatio ad Liviam, da sich diese sogar mit detaillierten Zeitanspielungen und Nennungen von Personen künstlich in die augusteische Zeit zurückversetzen. Der Verfasser der Consolatio tut so, als wäre er der große Ovid selbst, aber auch er schrieb erst unter Nero — das folgt aus manchem, z. B. schon aus dem substantivierten Partizip *functus* für *mortuus* im v. 393[6]) —, und mit dieser Consolatio hängen die Mäcenaselegien, obschon sie nicht von demselben Dichter herrühren, auf das engste zusammen. Für diese letzteren aber steht vollkommen fest, daß sie erst unter Nero und zwar in den Jahren, als Senecas Leben zu Ende ging, entstanden sind;[7]) unter Vergils Namen können sie erst im 4.—5. Jahrhundert geraten sein, als man die Einzelstücke Culex, Ciris etc. im Codex sammelte und jene als Zugabe darin mit aufnahm. Die besprochenen Pseudovergiliana und Pseudoovidiana sind also zwischen den Jahren 18—80 in die Welt gesetzt worden.

poetae Vergiliani u. Ovidiani

Anders liegt die Sache in Anbetreff der Elegie Nux. Wilamowitz[8]) hielt dies anmutige Werk für unecht, u. a. weil in ihm das „klägliche" Wort *forsitan* vorkomme. Aber dies *forsitan* steht mehr als achtzigmal bei Ovid.[9]) Ganzenmüller hat neuerdings den ovidischen Ursprung der Nux im hohen Grade wahrscheinlich gemacht. Nux

Viele dieser Fragen bedürfen der Retraktation, so auch die Ciris- Ciris

---

[1]) Krumbacher, Byzantin. Litteraturgesch. § 91.

[2]) Für Demosthenes vgl. F. Blass, Att. Redner III S. 64.

[3]) Siehe Ovid Am. 2, 18, 27.

[4]) Rhein. Mus. 32 S. 396.

[5]) Philol. 57 S. 607 ff.; oben S. 228.

[6]) Siehe B. Winand, Vocabulorum lat., quae ad mortem specant historia, Marburg 1906, S. 22 f.; J. Middendorf, Elegiae in Maecenatem, Marburg 1912, S. 10. Vgl. auch H. Oldecop, De consol. ad Liviam, Göttingen 1911.

[7]) Middendorf a. a. O.

[8]) Liber Mommsenianus S. 400.

[9]) Vgl. Teuffel-Schwabe, Gesch. d. röm. Litteratur S. 574.

frage, über die in den letzten Jahren zwar viel, aber leider ergebnislos gehandelt worden ist. Es ist für die Ciris an erster Stelle immer noch auf die Arbeit Ganzenmüllers,[1]) dessen höchst eingehende Feststellungen sich nicht ignorieren lassen, zurückzugehen. Auf Grund dieses reichen Beobachtungsmaterials gilt es zu entscheiden, ob Vergil selbst der Verfasser oder ob die Ciris nachvergilisch; denn eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Da der Cirisdichter aber sagt, daß er erst als etwa vierzigjähriger Mann, d. h. nach dem Abschluß seiner *iuventus*,[2]) mit seiner poetischen Studie fertig wurde, so würde das für Vergil ins Jahr 30 v. Chr. führen. Dieser Lebenszeit des Vergil widerstreitet aber Kompositionsweise, Sprache und Versbau auf das schroffste. Ich glaube darum wie Ganzenmüller, daß die Ciris unecht und daß sie unter ovidischem Einfluß steht:[3]) eine centoartige Nachdichtung, die jedenfalls irgendwie mit der Fälschung des Culex zusammenhängt. Dies letztere hat Némethy erwiesen.[4]) Vor allem steht die Ciris tief unter dem Niveau Vergils und ist, was Intelligenz und Geist anlangt, dem Culex ungefähr ebenbürtig. Man lasse sich durch den altmodischen Anstrich der Ciris, vor allem die häufige Verwendung der Parenthese, nicht täuschen. Der Verfasser hat sich künstlich auf den Standpunkt des Catull und Cinna zurückgeschroben und dabei alles übertrieben, sowie die Argumenta zu den Komödien des Plautus gleichsam plautinischer sind als er selber.

Weitere Irrungen

Die Fälscher erwecken unseren Unwillen. Mehr Nachsicht haben wir für die Besitzübertragungen, die klärlich nur auf Irrtum beruhen. Dafür, daß auch schon die alexandrinischen Gelehrten schwankten, wem dies oder jenes Werk gehöre, finden sich nicht wenige Belege; ich erinnere nur noch an des Stesichoros *Ἆθλα ἐπὶ Πελίᾳ*, die man auch dem Ibykos zuschrieb. So hat denn auch sonst der Irrtum gewaltet, beispielshalber in der Überlieferung der *Ἀθηναίων πολιτεία*, die man schon sehr früh und augenscheinlich schon in voralexandrinischer Zeit an Xenophons *Λακεδαιμονίων πολιτεία* anhängte und gar mit einem *δέ* verknüpfte (der Anfang lautet: *Περὶ δὲ τῆς Ἀθηναίων πολιτείας*). Auch die Rhetorik ad Alexandrum war herrenlos geworden; man tat sie zur Masse der Aristoteleswerke und fügte ihr zur Beglaubigung ein Proöm hinzu, in dem Alexander der Große angeredet wurde. Ebenso geriet Nemesian hinter Calpurnius und Lygdamus hinter Tibull, die Octavia hinter die Tragödien Senecas. So wurde die Rhetorik ad Herennium (und zwar erst nach Quintilians Zeit) auf Cicero, die Schrift *περὶ ὕψους* auf Longin übertragen. In allen diesen Fällen war eben der Name des Originalautors verloren gegangen. Daher auch die Spuria im Nachlaß des Ausonius, des Lactanz, des Claudian. Im Jahre 54 v. Chr. wurde von einem Unbekannten eine Invektive gegen Cicero gerichtet, die uns vorliegt, aber fälschlich unter Sallusts

[1]) In Fleckeis. Jahrbb. Suppl. Bd. XX S. 553 ff.; P. Jahn, Rhein. Mus. 63 S. 79 ff. sammelt Anklänge; dies führt natürlich zu keinem Ergebnis.

[2]) v. 45: *iuvenes exegimus annos.*

[3]) Nichts ist charakteristischer für Ovid als die Frage mit *quid enim?*, die auch in der Ciris v. 71 vorkommt; s. auch v. 190; 334; 437; 513; Vergil selbst dagegen hat sie nur einmal, Ecl. 2, 68. Das *illa ego sum*, Ciris 411 und 414, ist spezifisch ovidisch, u. s. f. Es ist nicht Raum, alles aufzuzählen.

[4]) Rhein. Mus. 62 S. 482.

Namen überliefert wird. Auf gut Glück hat man das herrenlose Pamphlet unter diesen Namen gestellt, und das geschah wiederum schon früh; denn schon Quintilian 4, 1, 68 zitiert es als sallustisch.[1]) Isolierte kurze Schriften oder Monobibla gerieten eben am leichtesten an einen falschen Eigentümer. Wenn aber diesem Pseudosallustianum ein Rhetor und Lehrmeister des Stils wie Quintilian so urteilslos gegenüberstand, so wundert man sich über Lucan nicht mehr, der den Culex für echt nahm.

So tritt eine Fülle von Aufgaben an den Kritiker und Exegeten der antiken Litteratur heran. Aber wir sind mit unserem Überblick auch jetzt noch nicht zu Ende. Denn es bleiben noch die Fälschungen der modernen Zeit übrig und der Humanistenzeit. Jene Humanisten, die da imstande waren, ganze Szenen und Akte, die im Plautus fehlten, ganze Bücher im Curtius Rufus zu ergänzen, konnten gegebenenfalls auch weitergehen. Und so sind damals wirklich die poetischen Episteln des Sabinus untergeschoben worden, die zu Ovids Heroiden die Antworten geben. Damals entstand auch das Danaëstück des Euripides (oben S. 124); der Pseudo-Apuleius de orthographia.[2]) Im Jahr 1583 erschien in Köln „M. Tullii Ciceronis Consolatio, liber nunc primum repertus": auch dies ein flotter Versuch, die verlorene Consolatio Ciceros zu ersetzen.[3])

Fälschungen der Humanisten

Übrigens war auch schon das Mittelalter in solchen Nachdichtungen nach Ovid u. a. fruchtbar gewesen; doch lohnt es nicht, hierbei zu verweilen.[4])

Oftmals fällt die Entscheidung schwer. Wie fremdartig mutet uns nicht der Spurinna[5]) an! Doch fehlt hier vorläufig eine wirkliche demonstratio. Eine ernste Warnung war, daß einer unserer besten Arbeiter, Moritz Haupt, in Bezug auf die Consolatio ad Liviam (Epicedion Drusi) so fehlgreifen konnte; Haupt bewies mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn sich und anderen, daß diese Elegie erst in der Humanistenzeit gefälscht sei; aber er irrte sich. Auch gegen die Gedichte, die Caspar Barth aus Handschriften, die er besaß und die nicht mehr vorhanden sind, im Abdruck mitteilte, hat eine nicht unberechtigte Skepsis geherrscht; zu ihnen gehört auch jener Spurinna. Es schien, Barth habe sie gradezu selbst gedichtet. Nun ist aber von Rud. Bünte erwiesen,[6]) daß das Hauptstück Patricii epithalamium Auspicii et Aellae, das Barth uns gibt, Anthol. lat. 941, antik und sicher echt ist, und diese Frage ist damit auf einen neuen Boden gestellt. Al. Riese, der Herausgeber der Anthologia latina, hat davon freilich nichts wahrgenommen. So ist auch die nur in sehr jungen Handschriften vorliegende Declamatio in L. Sergium Catilinam antik;[7]) und mit Ciceros Rede pro Murena steht

[1]) Vgl. hierüber Reitzenstein und Schwartz im Hermes 33 S. 87 ff.

[2]) Ueber De orthographia s. mein Buch: Der Hiat bei Plautus S. 165 Anm. 4.

[3]) Siehe B. A. Schulz, De Cic. consolatione, Greifswald 1860.

[4]) Ich denke an die Gedichte De philomela, De pediculo u. a., zusammengestellt von Goldast, Catalecta Ovidii, Frankfurt 1610. Dazu Anthol. lat. 682 u. a.

[5]) Anthol. lat. n. 918—921.

[6]) Patrici epithalamium Auspici et Aellae denuo editum praefatione instructum, Marburg 1891.

[7]) Siehe H. Zimmerer, Declam. in L. Sergium Catalinam, eine Schuldeklamation der Kaiserzeit, München 1888.

es, obschon sie erst im Jahr 1413 in Poggios Händen auftaucht, denn doch auch nicht anders. Stephan Haupt hat, als hätte ihn des ausgezeichneten Moritz Haupt Fehlgriff nicht schlafen lassen, jene Cicerorede neuerdings für eine Fälschung der Renaissancezeit erklärt.[1] Indes, von allem anderen abgesehen, ist sie allein schon durch antike Zitate vollkommen gesichert.[2]

Moderne Fälschungen

Aber auch vor unserer Gegenwart sind wir nicht ganz sicher, und noch die moderne Zeit hat aus Gewinnsucht, aus Freude an der Täuschung uns solche Überraschungen gebracht wie die 95 unechten Babriosfabeln des Minoides Minas, desselben Minas, der auch mit dem Gymnasticus des Philostrat sein Unwesen trieb.[3] Der Greifswalder Professor C. W. Ahlwardt benutzte in seiner Pindarausgabe angebliche Auszüge aus Neapler Pindarhandschriften: „lectionum Italicarum *συλλογή* a docto quodam amico mecum communicata" (praef. p. VIII); aber alle die Lesungen, die den Pindartext zu glätten helfen sollten, sind, wie alsbald (1835) nachgewiesen wurde, erdichtet, und das Ganze erlogen.[4] 1853 erschienen in Lemberg unter Bielowskis Namen „Pompeji Trogi fragmenta" aus polnischen Quellen, und Gutschmid deckte das Falsifikat auf, Jahns Jahrbb. Suppl. Bd. II S. 202 f. Wir haben nicht nur gegen gefälschte Tiaren und Schleuderbleie auf der Hut zu sein.

---

[1]) Progr. von Znaim 1911.

[2]) Vgl. Kornitzer in Wochenschr. f. klass. Philol. 1912 S. 1291.

[3]) Siehe Babrii fab. ed. O. Crusius. Lips. 1897, S. XIII f.: Philostrat ed. Kayser II² (1871) S. XV f.

[4]) Siehe A. Böckh, Kleine Schriften VII S. 514.

ABRISS
DES ANTIKEN BUCHWESENS

Einleitung.

Das Buch- und Schreiberwesen des Altertums läßt sich nach zwei Gesichtspunkten behandeln. Es waltet entweder, indem wir nach Lesebuch, Tafel und Schreibheft bei den Alten fragen, ein bloß antiquarisches Interesse, und aus dem Feststellen der Tatsachen ergeben sich keine Konsequenzen, die über sie selbst hinausführen. Oder aber das Interesse konzentriert sich auf die Frage, in welcher Weise das Bücherwesen in den langen Zeiten, als noch kein Buchdruck und keine mechanische Vervielfältigung bestand, der Litteratur und ihrer Erhaltung und Verbreitung diente. Beide Aufgaben sollen in Nachstehendem in Kürze ihre Behandlung finden, doch liegt der Schwerpunkt auf der zweiten; denn sie ist für den Philologen die wichtigere. Die Betrachtung der Beschaffenheit des antiken Litteraturbuchs und des Buchvertriebes führt nicht selten zu kritischen Problemen, oder sie eröffnet auch nur das Verständnis für die Beschaffenheit der litterarischen Werke selbst, wie denn z. B. die Buchteilung größerer Werke sich aus den Anforderungen erklärt, die die Kürze der Buchrollen an den antiken Autor stellte. Überhaupt aber ist es von grundlegender Bedeutung, genau zu wissen, wie die Texte im Altertum durch Abschrift und Aufbewahrung in Bibliotheken gesichert wurden und was es damals hieß: ein Buch edieren. Aufgabe

Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich, daß hier von den Schreibmaterialien, Tinte, Calamus, Lineal u. s. f., da sie nicht Bestandteile des Buchs sind, auch nicht gehandelt werden soll. Ihre Besprechung fällt der Paläographie zu.

Die Untersuchungen über das Buchwesen haben sich aus den Studien über Paläographie entwickelt und losgelöst. Ich verweise deshalb für litterarische Nachweise zunächst auf die Werke über Paläographie; Mabillon, Maffei, Montfaucon sind hier aus älterer Zeit Hauptnamen. Von Neueren zitiere ich: Litteratur

W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter, 3. Aufl., Leipz. 1896.

C. Paoli, Grundriß zu Vorlesungen über lat. Paläographie und Urkundenlehre, übersetzt von K. Lohmeyer, Bd. II, Innsbruck 1895.

V. Gardthausen, Griechische Paläographie, Leipz. 1879; dasselbe Werk, 2. Aufl., Bd. I: Das antike Buchwesen, Leipz. 1912; vgl. meine Besprechung Historische Vierteljahrsschrift 1912 S. 397 ff.

W. A. Becker, Gallus ed. Göll Bd. II.

Th. Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Litteratur, Berlin 1882.

Marquardt-Mau, Privatleben der Römer, Leipz. 1886, S. 799 ff.
F. Kenyon, Palaeography of Greek papyri, 1899.
A. v. Premerstein in Pauly-Wissowas Realencyklopädie, Bd. IV: Artikel „Commentarii“.
Karl Dziatzko in Pauly-Wissowas Realencyklopädie, Bd. III: Artikel „Buch“, „Bibliothek“, „Buchhandel“ und „byblos“ (S. 1100 f.).
Derselbe, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens, Leipz. 1900; dazu meine Besprechung im Zentralblatt für Bibliothekswesen XVII (1900) S. 545 ff.
W. J. Clark, The care of book, Cambridge 1901; 2. Aufl. 1902.
Ludwig Blau, Zum althebräischen Buchwesen, Budapest 1902.
Gerhard und Gradenwitz in Neue Heidelberger Jahrbb. XII (1903) S. 143 ff.
Th. Birt, Die Buchrolle in der Kunst, Leipz. 1907.
W. Schubart, Das Buch bei den Griechen und Römern (in Handbüchern der Kgl. Museen Bd. XII), Berl. 1907.
Max Krämer, Res libraria cadentis antiquitatis Ausonii et Apollinaris Sidonii exemplis illustratur, Marburg 1909.
L. Traube, Vorlesungen und Abhandlungen Bd. I, München 1909, S. 84 ff.
L. Blau, La letteratura moderna sul libro considerata dal punto di vista del libro ebraico, Estratto dalla Rivista Israelitica, anni V—VII, Firenze 1910.
Chr. Johnen, Geschichte der Stenographie, Bd. I, Berl. 1912.
L. Mitteis und U. Wilcken, Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde, Leipz. 1912, Bd. I.

Hiernach ist noch

H. Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, 2. Aufl. Bd. I, Leipz. 1912, S. 313 ff.

zu erwähnen. Doch ist leider manches, was Blümner gibt, antiquiert, da er weder mein Buch „Die Buchrolle in der Kunst“ noch meinen Aufsatz im Zentralblatt für Bibliothekswesen vom Jahre 1900, noch die weitere daran sich anschließende Litteratur berücksichtigt hat.[1] Vgl. auch H. Blümner, Die römischen Privataltertümer, München 1911 (in diesem Handbuch der Altertumswissenschaft Bd. IV Abt. 2) S. 467 ff. und 643 ff.[2]

[1]) Vgl. meine Besprechung in Deutsche Litteraturzeitung 1913 Nr. 15 S. 936.

[2]) Vgl. meine Besprechung Histor. Zeitschrift 1912 S. 349 ff.

I. Beschreibstoffe.

Homers Epen sind noch ohne Buch und ohne Schrift entstanden. Diese schon in anderem Zusammenhang erörterte Tatsache[1]) ist für die Kenntnis des Buchwesens besonders wichtig und muß deshalb hier nochmals hervorgehoben werden. Man hat das Gegenteil wohl behauptet, aber durch nichts bewiesen. Wer der Meinung ist, daß so umfangreiche und kunstvolle Gedichte wie die Ilias sich ohne Schrift nicht komponieren lassen, der versäumt es, sich klar zu machen, wie viel entwickelter als jetzt die Gedächtniskraft intelligenter Menschen in schriftlosen Zeiten ist.[2]) Das Formelhafte in der homerischen Sprache ist nichts anderes als Gedächtnishilfe. Dies gilt mir als erwiesen, und ohne solche Annahme verstehe ich den typischen Stil dieser Epen nicht, dessen Wesensbedingung eben darin beruht. Als zwingende Bestätigung kommt hinzu, daß Homer ein Lesebuch tatsächlich noch nicht kennt; denn er erwähnt seinen Gebrauch nirgends. Nur die Brieftafel erwähnt Homer einmal; aber das ist ein wesentlicher Unterschied. Man erwäge doch: in der Zeit, als die kostbare Erfindung des Lesebuchs gemacht war, schien dies Buch für den Rhapsoden und Sänger beim Vortrag selbst unentbehrlich. Nicht nur in Xenophons Zeit benutzen die Rhapsoden Buchexemplare,[3]) sondern schon die Vasenbilder des 6. und 5. Jahrhunderts lehren uns, daß ein Stesichoros, wenn er vorträgt, die Rolle im Schoß hat (Buchrolle Abb. 80), ebenso die Muse (ib. Abb. 79 und 92), ebenso Sappho (Abb. 83 und S. 90, 2); andere Bildwerke der älteren Zeit zeigen uns ebenso Heraklit (ib. S. 51), Korinna (S. 160 f.) und Pindar (S. 155). Vor allem trägt auch Homer selbst da, wo er auf Reliefbildern vortragend erscheint, aus dem offenen Buche lesend vor (ib. S. 149), und daher macht es auch Pigres mit seiner Rhapsodie, die vom Frosch-Mäusekrieg handelt, nicht anders und erwähnt im Proöm seiner epischen Erzählung das Buch ausdrücklich, in das er den Gesang niedergelegt hat und das ihm nun ganz so auf den Knien liegt, wie es mehrere der soeben aufgeführten Bildwerke uns zeigen (a. a. O. S. 155). In der Zeit also, wo das Buch existiert, wird es auch zum Vortrag benutzt. In der Ilias und Odyssee dagegen singt nicht nur Achill in seinem Zelt, es singen auch die berufsmäßig vortragenden Aöden durchweg ohne diese Hilfe. Also hat sie ihnen noch gefehlt, und die Ausflucht, sie hätten das Buch vielleicht nur zu Haus als Substrat für

Homer noch ohne Bücher

[1]) Siehe Kritik und Hermeneutik S. 89.

[2]) Unter schriftlosen Zeiten verstehe ich auch solche, wo die Schrift noch nicht dem Buche dient und dem Ornament gleichkommt, mit dem man Gegenstände schmückte.

[3]) Xenoph. Memor. 4, 2, 10.

das Memorieren benutzt,[1]) ist zu dürftig, um von demjenigen ernst genommen zu werden, der Pigres und das auf den Bildwerken geschilderte Verfahren vergleicht. Der Grieche hat sich durchaus nicht gescheut, dem Publikum das Buch als Gedächtnishilfe wirklich zu zeigen, wofern er es nur besaß. Tatsache ist ferner, daß der Name *Ὅμηρος* den Blinden bedeutete[2]) und daß dementsprechend auch der Aöde Demodokos bei Homer blind ist. Ein Blinder kann aber nicht schreiben. Demodokos trägt Odyss. 8, 77 f. ein Lied vor, das seinem Publikum etwas Neues bringen soll: es ist die *οἴμη* über den Wettstreit des Odysseus uud Achill. Entweder hat Demodokos diese *οἴμη* selbst gedichtet — dann dichtete er als Blinder ohne Schrift —, oder er hat von anderen Aöden den Stoff übernommen; alsdann hat er ihn nur mündlich und nicht in Buchform kennen gelernt, da ein Blinder nicht lesen kann, und die Stoffe wurden somit auf alle Fälle mündlich tradiert. Dies bestätigt vollends der homerische Hymnus auf Apoll, dessen Verfasser sich ausdrücklich als *τυφλὸς ἀνήρ* bezeichnet. Auch noch dieser Apollohymnus ist von einem Blinden, also nicht schriftlich, gedichtet worden.

Malen und Schreiben

Daß schon die Periode der alten prähistorisch ägäischen Kultur sinntragende Schriftzeichen besessen hat, wie die Funde auf Kreta lehren, kommt hier nicht in Betracht. Die aus dem phönikischen Alphabet abgeleitete griechische Schrift beginnt für uns nicht viel vor dem 8. Jahrhundert, und erst seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. liegen uns griechische Inschriften umfangreicheren Textes vor. Das Wort *γράφειν*, *scribere*, hieß ursprünglich „graben" und weist darauf hin, daß man die Schrift zunächst nur auf Stein, Holz oder Metall ritzte oder eingrub.[3]) Doch muß die Bedeutung des Wortes *γράφειν* sich früh zu der des Malens, also auch des Schreibens mit aufgetragenem Farbstoff, erweitert haben; denn für Malen besitzt der Grieche kein anderes Wort als *γράφειν*. Das bloß gemalte Bild ging aus dem farbigen Relief hervor. Die Ähnlichkeit zwischen Malen und Schreiben betont Plato im Phaedrus p. 275 D, wenn er Sokrates sagen läßt: *δεινὸν γάρ που, ὦ Φαῖδρε, τοῦτ' ἔχει γραφὴ καὶ ὡς ἀληθῶς ὅμοιον ζωγραφίᾳ· καὶ γὰρ τὰ ἐκείνης ἔκγονα ἕστηκε μὲν ὡς ζῶντα, ἐὰν δ' ἀνέρῃ τι, σεμνῶς πάνυ σιγᾷ.* Den Übergang aber zeigen uns solche Bilder, besonders auf Grabstelen, wo wir die Umrisse der Figur eingeritzt und auf die so umrissenen Flächen Farben aufgelegt sehen.

Beschreibstoffe

Über Beschreibstoffe handeln im Altertum vornehmlich Plinius nat. hist. 13, 65—68; Ulpian in den Digesten 32, 52; Martianus Capella 2, 136; Symmachus epist. 4, 31. Die nachfolgende Aufzählung derselben strebt keine Vollständigkeit an[4]) und will nur das Bemerkenswerteste hervorheben. Ergänzendes haben Paoli S. 1 ff. und besonders Gardthausen S. 45 ff. gesammelt. Doch glaube ich, daß die Gruppierung und einiges Detail, das ich zu geben gedenke, nicht überflüssig sein wird.

---

[1]) Siehe K. L. Kayser, Homerische Abhandl. S. 24; Christ-Schmid, Gesch. d. griech. Litt. I S. 69.

[2]) Siehe Kritik und Hermeneutik S. 88 f.

[3]) Irrig sagt Gardthausen S. 41, das Wort weise speziell auf Wachstafeln hin.

[4]) Insbesondere habe ich von den Stempeln auf Tongefäßen, Ziegeln u. ä. hier abgesehen. Ueber Töpferinschriften Paoli S. 5.

1. Naturwüchsiges.

Wie bei uns Narrenhände Tisch und Wände beschmieren, Touristen an alle Felsen der Wildnis ihren Namen kreiden, so kam für das Schreiben in primitiven Zuständen der rohe Naturfels selbst in Betracht, wofür die Insel Thera mit ihren alten Felseninschriften zum Teil erotischen Inhaltes ein merkwürdiges Beispiel gibt: der Felsenhang selbst ein Kollektivbuch.[1]) Denselben Dienst aber leisteten die Baumstämme im Hain oder am Weg; darauf schreiben die Hirten Vergils, aber auch die Liebenden.[2]) In den Städten aber, wo es keine Felsenwände oder Baumstämme gibt, sind es die Häuserwände, die die Passanten, ob Bub, ob erwachsen, mit Anschriften bedecken: daher stammen vor allem die tausendfältigen Graffiti und Depinti Pompejis[3]) und anderer antiker Städte.[4]) Naturfels. Baumstämme u. a.

Ein naturwüchsiges Verfahren ist es aber auch, wenn der Liebende Liebesworte in die Schale des Apfels ritzt (man denke an Acontius und Cydippe), und daran reiht sich das Distichon, das auf einem Sesamkorn steht, bei Aelian, Var. hist. 1, 17, sowie der Pilz des Trajan: im Dakerkrieg wurde diesem Kaiser eine Nachricht überschickt, die man mit lateinischer Schrift auf einen großen Pilz geschrieben hatte.[5]) Und endlich die Zaubersprüche des Landmanns: beim Pfropfen des Feigenbaums schrieb man glückbringende Schriftzeichen auf das Pfropfreis.[6]) Man beschrieb die Mandeln, bevor man sie einpflanzte, um dadurch buntgezeichnete Mandeln zu erzielen.[7]) Äpfel, Pilze u. a.

2. Türen und Ähnliches.

Organisierter war schon das Verfahren, wenn Seeleute Schrift auf das Schiffsruder setzten, um Botschaft über See zu bringen. Dies wird für den Helden Palamedes bei Aristophanes Thesm. 770 und 778, vielleicht direkt nach des Euripides Palamedes, angesetzt.[8]) In Hinblick hierauf erklärt sich die Wahl des Wortes *πλάτα* in dem merkwürdigen Epigramm Anthol. Pal. 13, 21, 3 noch leichter, worüber ich anderen Orts gehandelt.[9]) Ruder

Vor allem aber hat man sich nicht nur in den Zeiten urwüchsiger Sitte, sondern auch noch später der Türe als regelrechter Beschreibfläche, auf der man sich Mitteilungen machte, bedient. Wir alle kennen die bemalte und die reliefgeschmückte Tür, und die Kunstgeschichte ist es, die sich mit ihr beschäftigt. Ganze Heiligenleben stellt das Mittelalter Türen

---

1) Siehe IG. XII 3, 536—601 und 1410 bis 1493; Bethe, Rhein. Mus. 62 S. 449 f. Mehr bei Larfeld, Griech. Epigraphik² S. 433.

2) Hirten: Vergil Ecl. 5, 13; Liebende: Properz 1, 18, 22.

3) Siehe CIL. Bd. IV; übrigens Ross, Inselreise I S. 63; Wieseler, Theatergebäude Taf. XIII u. a.

4) Gardthausen S. 32 f.

5) Cass. Dio 68, 8.

6) Geopon. 2, 42, 2.

7) Palladius 2, 15, 13; vgl. hierzu Riess bei Pauly-Wissowa, RE. I S. 90.

8) Siehe Fritzsche zur Stelle; A. Nauck zu Eur. Palamedes.

9) Zentralblatt f. BW. S. 550. Es handelt sich um das Grabmal des „Plataïden" Mnasalkas: *Μνασάλκεος τὸ σᾶμα τῶ Πλαταΐδα*, und von ihm wird ausgesagt: *ἁ Μῶσα δ' αὐτῶ τᾶς Σιμωνίδα πλάτας ἧς ἀποσπάραγμα*. Hier stellt sich *πλάτα* nur deshalb ein, weil ein Anklang an *Πλαταΐδα* gesucht wird. Daß damit aber an dieser Stelle kein Holz gemeint ist, zeigt *ἀποσπάραγμα*, was unzweifelhaft auf einen reißbaren Beschreibstoff hinweist; aber die Erinnerung an das beschriebene Ruder des Palamedes hat zugleich mit eingewirkt und die Wahl des Wortes ermöglicht.

auf den Kirchentüren dar; das beginnt aber schon im antiken Christentum, in S. Sabina auf dem Aventin, in S. Ambroggio in Mailand, und Vorbild dafür waren die Tempeltüren des klassischen Altertums gewesen; Cicero, Verrin. IV 94 und 124 ff., auch Vergil, Ovid beschreiben sie uns Georg. 2, 463; Aen. 6, 20 ff.; Metam. 2, 4 ff.; auch Lucan 10, 117. Ganze Mythen oder Legenden waren da im Bild zu sehen; d. h. die Tempeltüren selbst erzählten die Legenden dem Volke; so auch die Niobiden und Gallier an der Tür des palatinischen Apollotempels.[1]) Die Türen waren die Konkurrenten des Buchs. So wie sich das antike Bilderbuch zum einfachen Lesebuch, so verhielt sich die felderweise mit Bildschmuck versehene Tür zu der mit Schrift beschriebenen Tür.

Der letzteren müßte noch einmal etwas sorgfältiger nachgespürt werden. Man kann sich zunächst an Modernes erinnern. In der deutschen Volkserzählung schreibt ein Arzt das Rezept dem Bauer an seine Tür; der dumme Bauer hebt die ganze Tür aus und läuft damit zum Apotheker. An die Stubentür des Studenten schrieb im 17. Jahrhundert der Pedell die Vorladung des Rektors: *Dominus P. citatur ad Rectorem.* Gewiß in viel weiterer Ausdehnung gilt dies Verfahren vom Altertum. Nicht nur im fünften Buch Moses 6, 9 und 11, 20 erscheinen die beschriebenen Türen, sondern Fronto sagt uns p. 67 Nab., daß auch in Rom sich das *flamen, sume sarmentum* als Anschrift an der Tempeltür befand. Bekannt ist auch die Anschrift: „Hier wohnt Herakles; kein Übel komme herein.“[2]) Bei Afranius v. 415 R. heißt es: *inscribat aliquis in ostio 'arse verse'* (d. h. averte ignem), und damit sind die sonstigen Zaubersprüche an den Türen, die das Übel abwehren sollen (Geopon. 13, 8, 4; 13, 15, 8), zu vergleichen.[3]) Auch sonst wurden Sprüche auf die *πυλῶνες* geschrieben nach Lucian Alexandros 36; ebenso Liebesgedichte nach Ovid Am. 3, 1, 53: *quotiens foribus duris incisa pependi non verita a populo praetereunte legi.* Ähnlich schon Aristophanes Vesp. 97 f.: *ἢν ἴδῃ γέ που γεγραμμένον υἱὸν Πυριλάμπους ἐν θύρᾳ Δῆμον καλόν, ἰὼν παρέγραψε πλησίον 'κημὸς καλός'.* So auch Plautus Merc. 74: *impleantur meae fores elogiorum carbonibus.* Auch Properz I 16, 10 hat hierauf Bezug. In anderen Fällen wurden die Worte nur an der Tür befestigt: Vergil befestigt in der bekannten Anekdote das *sic vos non vobis* viermal an die Türflügel;[4]) ebenso steht es mit dem Distichon bei Sidonius Apollinaris epist. V 8: *disticho tali clam Palatinis foribus appensis.* Bei Cicero sehen wir, wie Clodius *in curiae poste* einen Anschlag macht.[5]) Im übrigen sei auf „Buchrolle“ S. 210, 1 und Rhein. Mus. 63 S. 41 verwiesen.

So kann denn die ianua endlich auch sprechen, wie sie es bei Catull im Gedicht LXVII tut. Doch lasse ich es hier auf sich beruhen, inwieweit in der Volksphantasie die redende Tür[6]) mit der beschriebenen Tür zusammenhing. Statt dessen sei noch auf Plato hingewiesen. Denn viel-

[1]) Properz II 31; SAUER bei Roscher, Myth. Lex. III 1 S. 421.

[2]) G. WISSOWA, Religion und Kult. der Römer S. 229.

[3]) Hierzu sei M. B. OGLE im American journ. of phil. 32 (1911) S. 250 ff. eingesehen.

[4]) Sueton p. 66 f. ed. REIFF.

[5]) Cic. ad Att. III 15, 10.

[6]) Hierüber s. Philol. 63 S. 456 und besonders FRIES, Rhein. Mus. 59 S. 213 f.

leicht liegt auch den *ποιητικαὶ θύραι* bei Plato, Phaedr. p. 245 A, die Vorstellung der beschriebenen Tür zugrunde.[1]) Jedenfalls hängt aber hiermit auch noch der Umstand zusammen, daß man die Wachstafeln selbst Türen, *θυρίδες*, nannte, nach Hesych.[2]) Dazu das Adjektiv *δίθυρος*. Ja, auch die Kolumnen in der Pergament- oder Papyrusrolle wurden „Türen" genannt.[3]) Und auch an die *σανίδες* dürfen wir uns hierbei erinnern, die amtlich als Album zur Publikation dienten (unten Nr. 10). Denn auch *σανίδες* bedeuten wiederum bei Homer und sonst die Türen. Woher aber dieser Tropus? Weil die Tür im Orient ursprünglich transportabel war wie jedes andere Brett. Sie war nicht mit dem Haus verwachsen. Darauf machte schon Dziatzko aufmerksam.[4])

3. Geglättete Steinflächen.

Großartiger entwickelte sich das Schriftwesen auf geglättetem Stein, in den man die Inschriften ritzte oder meißelte, und der Zweck ist dabei zumeist monumental. Vielfach wurden sogar die Tempelwände selbst, Außenwände wie Innenwände, dazu benutzt, und der Tempelbau selbst wurde so zu einem steinernen Archiv. Über das Nähere hat die Epigraphik Auskunft zu geben. Hier gilt es nur, auf die Art der Fassung des inschriftlichen Textes zu achten, wie sie vornehmlich von den Römern ausgebildet worden ist. Denn der Grieche bedeckt der Regel nach den ganzen Stein rahmenlos und bis zum Rand mit gleichmäßig gestellten Buchstaben, der Römer dagegen führt gern als Rahmen eine Leiste um die Schriftmasse herum, so daß sie zum gerahmten Bilde wird, das gleichsam am Stein als seinem Träger hängt; beliebt waren auch an Altären und Sarkophagen die in Schildform angebrachten Inschriften. Doch war dies Verfahren, das die Aufschrift zum Ornament gestaltet, in Ansätzen auch schon in der griechischen Steinschriftpraxis vorgebildet.[5]) Stein-inschriften

4. Bronzeplatten.

Auch die Bronzeplatten gehören der Epigraphik an, und das soeben Gesagte gilt zum großen Teil auch von ihnen. Besonders erwähnt seien an dieser Stelle nur diejenigen Bronzetafeln, die in der römischen Kaiserzeit als Militärdiplome dienten, den Wachstafeln ähnliche Doppeltafeln, durch die den Veteranen das Bürgerrecht verbrieft und beurkundet wurde.[6]) Bronze

5. Vaseninschriften.

Bei dem Malen von Gemälden war es Sitte, zu den dargestellten Figuren auch den Namen zur Verdeutlichung hinzuzusetzen. Dies veranschaulichen uns in kleinerem Maßstabe auch die aus Ton gefertigten Gefäße und Tonplatten

[1]) Anders Seneca De tranquill. an. 15.

[2]) Vgl. E. Fabricius, Commentationes epigraphicae de architectura, 1881, S. 78.

[3]) Buchrolle a. a. O.; vgl. dazu L. Blau, Rivista Israel. S. 77.

[4]) Untersuchungen S. 11. Ich weise auch auf Oxyrhynchos Pap. ed. Grenfell u. Hunt, part VI (1908) Nr. 912 hin, einen Mietsvertrag, der bestimmt, daß der Mieter, wenn er auszieht, die Türen und Schlüssel des Hauses zurückgeben soll.

[5]) Siehe P. Jacobsthal, in *Χάριτες* für F. Leo, 1911, S. 453 ff.

[6]) Siehe Wattenbach S. 43 f.; Daremberg-Saglio, Dict. II S. 266 f.; R. Wünsch, „Diploma" bei Pauly-Wissowa RE.

Vasen des Altertums. Aber auch diese Vaseninschriften, die vor dem letzten Brennen des Gefäßes mit dem Pinsel aufgemalt wurden,[1]) kommen für unsere Zwecke nicht in Betracht. Doch verlohnt es, daran zu erinnern, daß sie nicht nur Namenbeischriften, sondern auch oft Gefühlsäußerungen des Künstlers enthielten; und das betrifft nicht nur die klassische Zeit der attischen Vasenmalerei. Auf mit Schrift bedeckte Trinkgefäße spielt auch einmal Kaiser Augustus an,[2]) und die römischen Töpfereien haben derartige in der Tat nicht selten geliefert, mit einem Sprüchlein oder Mahnwort darauf, auch in Gallien und Germanien.[3]) „Antike Töpfereien lassen sich einigermaßen auch als Schreibstuben betrachten, wo in den nassen Ton oder auf die fertige Ware allerlei eingegraben, aufgemalt, Nützes und Unnützes aufgeschrieben ward.“[4]) So hat denn auch das ganze Schrift- und Buchwesen der alten Babylonier und Assyrer auf der Tontafel beruht; in die weiche Tontafel wurde die Keilschrift mit dem Griffel eingeritzt; erst danach wurde sie hart gebrannt.

Wir nähern uns hiernach dem Buch selber. Zum leichtbeweglichen Material gehören die

6. Palmblätter.

Palmblätter

Noch heute sind in Ostindien die Palmblätter ein allgemein verbreiteter Beschreibstoff. Aber auch zu den Griechen drang die Palme. Einige meinten, die Sibyllen hätten auf solchen Blättern geschrieben; so Varro bei Servius Aen. 3, 444; vgl. auch Plinius nat. hist. 13, 68. War doch der Gott Apollo, der die Sibylle zur Weissagung begeistert, unter der Palme von Delos geboren. Auf die Palmblätter der Sibylle geht auch wohl das *folium* bei Juvenal 8, 126, welche Stelle nach Vergil Aen. 3, 444 auszulegen ist. Jedenfalls ist *folium* in der abgeblaßten Bedeutung der „Buchseite“ dem ganzen antiken Rollenbuchwesen unbekannt (s. unten).

Die Palmblätter haben also im Schriftwesen ihren sicheren Platz; daß die Alten dagegen, wie man aus Cinnas *aridulus libellus malvae* entnimmt, auch auf Malvenblättern schrieben, ist nicht zu glauben;[5]) darüber im nächstfolgenden Abschnitt.

7. Baumbast.

Bast

Der Heimatboden der Römer und Griechen lieferte keine Palmblätter, aber den Baumbast, *arborum libri*, insbesondere Lindenbast, *tilia*, *φιλύρα*. Und hier tritt uns also das Wort *liber* im Schriftwesen zum erstenmal und in eigentlichster Wortbedeutung entgegen. Das ist für das Verständnis des Ganzen hochbedeutsam. Buch und Bast war für den Römer zu allen Zeiten dasselbe; denn *liber* hat für ihn jene naturwüchsige Grundbedeutung

---

[1]) Siehe P. Kretschmer, Die griechischen Vasen, ihrer Sprache nach untersucht, Gütersloh 1894; Gardthausen S. 30.

[2]) Buchrolle S. 39.

[3]) Vgl. auch Bücheler, Rhein. Mus. 62 S. 155.

[4]) Bücheler, Bonner Jahrbb. 116 S. 300.

[5]) Was man gelegentlich über das Schreiben auf Olivenblättern, Zwiebeln u. ä. hört (s. z. B. Blau, Rivista israelit. S. 33), kann nicht ernstlich zum Vergleich herangezogen werden: es ist vielmehr mit dem Schreiben auf Pilzen, Mandelkernen u. a. (oben S. 249) gleichzustellen.

des Bastes zu keiner Zeit verloren, wie der Sprachgebrauch auch des Spätlateins bezeugt.[1])

Der wirkliche Baumbast selbst begegnet uns im Dienste des Buchwesens allerdings nur selten, z. B. bei Dio Cass. 67, 15, Martianus Capella 2, 136; aus diesen Erwähnungen geht hervor, daß der Gebrauch nur vereinzelt vorkam. Es ist aber ein großer Irrtum, die Tatsächlichkeit desselben für die historischen Zeiten zu bestreiten.[2]) Kaiser Commodus schreibt tatsächlich auf Bast.[3]) Auch Galen bezeugt seine Verwendung;[4]) auch Ulpian.[5]) Ja, das ganze Bellum Troianum des Dictys stand auf Rollen von *tilia*; dies sagt der Prologus zum Dictys: *de toto bello sex volumina in tilias digessit Phoeniceis litteris.* Symmachus a. a. O. bezeugt für die *tilia* Tafelform, und wir dürfen dafür auch CIL. II 4125 *decretum ex tilia recitavit* heranziehen, wennschon es auch möglich wäre, daß hier an eine Wachstafel gedacht ist.

Außerdem aber gehört, wie ich glaube, auch das Schreiben auf Malven hierher. Plinius berichtet darüber nichts, weil er diesen Stoff unter den Baumbast mit einbegriff. Aus Sueton stammt die Nachricht, daß der römische Dichter Helvius Cinna seiner Aratbearbeitung Widmungsverse beigegeben hatte, in denen er von *aridulus libellus lenis malvae* redet; solchen *aridulus libellus* hatte Cinna für das Widmungsexemplar seines Gedichtes benutzt.[6]) An dieser Stelle kann nun *libellus* schwerlich „Buch“ bedeuten; der Zusatz *aridulus* „trocken“ weist vielmehr auf stoffliche Bedeutung, also auf die Grundbedeutung von *liber*. Die Dichter Catull, Calvus und Cinna liebten auch sonst in hohem Grade die Deminutiva. *libellus* muß hier für den Bast selbst stehen. Auf trockenem Malvenbast war das Gedicht geschrieben.[7]) Malven

Sehr früh wurde aber auch die aus Ägypten importierte, aus Papyrus hergestellte *charta* von den Römern „Bast“, *liber*, benannt, und das ist schon hier hervorzuheben: eine für die Terminologie des Buchwesens unendlich wichtige Bedeutungsübertragung, die durch die bastähnliche äußere Beschaffenheit dieser *charta* hervorgerufen worden ist.[8]) Jeder naive Mensch im Altertum und auch noch in späteren Zeiten hat das Kunstpräparat der Charta für naturwüchsigen Baumbast gehalten, und schon in Photios' Lexikon kommt dies zum Ausdruck, wo es heißt: *φιλύρα φυτὸν ἔχον φλοιὸν βύβλῳ παπύρῳ* (sic) *ὅμοιον.* Ähnlich äußern sich Martial 14, 209 und Plinius über die *charta* (§ 76 *propior cortici*). Daher meint auch Hieronymus epist. 8: *scriptores a libris arborum librarios vocavere.* So erklärt sich also, daß der Römer die Papyrusrolle, weil sie seinem naiven Sinn Bast zu sein schien, bis an das Ende des antiken Buchwesens konsequent kurzweg als „Bast“, *liber*, bezeichnet hat. Er sagte „liber“, d. h. „Bastrolle“, statt Chartarolle (s. unten). *liber* für *charta*

Um noch einmal auf den Baumbast selbst zurückzukommen, so setzte

[1]) Siehe z. B. Isidor, Orig. 6, 13.
[2]) Dies tut Schubart S. 2 f.
[3]) Buchrolle S. 335 nach Herodian 1, 17.
[4]) ebenda S. 21; die Galenstelle ist weiter unten besprochen.
[5]) Buchwesen S. 98.
[6]) Sueton p. 133 R.
[7]) Unsere Lexica sind unvollständig, wenn sie zu *libellus* die Grundbedeutung „Bast“ nicht anmerken.
[8]) Genaueres Buchrolle S. 23, 1.

auch sein Gebrauch und der Gebrauch der *philyrina* ohne Frage eine gewisse künstliche Zubereitung des Materials voraus. Primitiver und darum in den unteren Volksschichten weit verbreitet war dagegen das Schreiben auf

8. Ostraka.

Ostraka

Es handelt sich hier um die Topfscherben, die man gewann, wenn im Hausstand das Geschirr zerbrach. Auf sie wurde die Schrift aufgemalt. Massenhaft und regelmäßig sind sie so vor allem in Ägypten zu Geschäftszwecken, und nicht nur von den ärmeren Leuten, sondern auch von Staatsbeamten, verwendet worden.[1]) Unzählige Geschäftsquittungen haben sich da so auf Scherben gefunden. Von dieser Gewohnheit hat auch das „Scherbengericht“ Athens, bei dem man den Namen des zu Ostrakierenden auf das Ostrakon schrieb, seine Benennung. Ein denkwürdiges Kuriosum ist da das auf athenischem Boden aufgefundene Ostrakon des Themistokles.[2]) Auf Ostraka schrieb auch der stoische Philosoph Kleanthes, weil ihm Papyrus zu teuer war (Diog. Laert. 7, 173), ja, auch der Gott Zeus selbst in einer äsopischen Fabel, Babrios 127, die darum nicht etwa in Ägypten erfunden zu sein braucht.[3]) Dieselbe Fabel zeigt, daß man die Scherben sammelte und in einer *κιβωτός* aufbewahrte. Aus dem Umstand, daß auch Schulknaben sich oft auf Ostraka im Schreiben übten, mag sich erklären, daß auf ihnen auch litterarische Textabschnitte, unter anderem auch das Vaterunser,[4]) angetroffen worden sind.[5])

9. Tierhäute.

διφθέραι

Sehr alt war jedenfalls außerhalb Griechenlands auch die Verwendung der Tierhäute, *διφθέραι*. Auf solchen *διφθέραι* beruhte das Schriftwesen des hochkultivierten persischen Königreichs; die *βασιλικαὶ διφθέραι* der Perser erwähnt Ktesias bei Diodor 2, 32. Ebenso herrschten sie ausschließlich bei den Juden der vorptolemäischen Zeiten,[6]) und Herodot sagt uns 5, 58, daß sie zeitweilig auch bei den Griechen in Gebrauch gewesen, dann aber durch die Chartarolle verdrängt worden seien. Sonstige Erwähnungen, die die ältere Zeit der griechischen Geschichte anbetreffen, sind zweifelhafter Natur.[7]) Das Wort *διφθεράλοιφος* = *γραμματοδιδάσκαλος* war nur kyprisch (Hesych); darin zeigt sich, daß die Kyprier wie die Juden unter persischem Einfluß standen. Nur der Kuriosität halber erwähne ich das *δέρμα* des Epimenides, das man nach seinem Tode *γράμμασι κατάστικτον* fand, woher das Sprichwort stammte: *τὸ Ἐπιμενίδου δέρμα, ἐπὶ τῶν ἀποθέτων* (Suidas). Das erinnert uns an das Tättowieren der Naturvölker: ein Tättowieren mit Schriftzeichen. Erwähnenswerter ist das Sprichwort, das vom Richter Zeus sagte: *Ζεὺς κατεῖδε χρόνιος εἰς τὰς διφθέρας.* Aus diesem Sprichwort läßt sich indes nicht folgern, daß die *διφθέραι* bei den Griechen für besonders alt galten, und das Dictum selbst braucht auch durchaus nicht sehr alt zu sein. Es

[1]) U. Wilcken, Griechische Ostraka aus Aegypten und Nubien 1899, 2 Bde.
[2]) Siehe CIA. IV 1, 3 Nr. 569 f.
[3]) Buchrolle S. 335 u. 337; Neue Jahrbb. 19 (1907) S. 705 f.
[4]) Athen. Mitteilungen 25 S. 313 f.
[5]) Gardthausen S. 30. Ueber Krüge s. W. Spiegelberg, Demotische Texte auf Krügen, Leipzig 1912.
[6]) Siehe Blau a. a. O.
[7]) Vgl. Buchrolle S. 212, 2.

konnte auch in der Zeit, als die Charta schon längst herrschte, entstehen; denn die Charta war zerreißbar und konservierte sich schlecht; das Buch in Gottes Hand muß dagegen ewig dauern, muß möglichst unzerstörbar sein; nur darum wird dem Gott hier das Fell und nicht die Charta in die Hand gegeben.[1]) So gelten denn in den Scholien zu Plutarchs Solon[2]) die *διφθέραι* durchaus nicht für besonders alt, wo es von den *ἄξονες* heißt: *ἄξονες δὲ ξύλα τετράγωνα ἦσαν εἰς οὓς οἱ νόμοι ἐνεγράφησαν πρὸ τῆς τῶν διφθερῶν ἤτοι δέρρεων* (sic) *εὑρέσεως*. Folgen wir dieser Mitteilung, so kamen die Häute erst nach Solons Zeit in Athen in Gebrauch; bei den Ioniern Kleinasiens mag das wie auf Cypern unter persischem Einfluß schon früher geschehen sein. Es wundert uns nicht, daß hernach dann auch Euripides fr. 629 N. *διφθέραι μελεγγραφεῖς* (oder *μελαγγραφεῖς*) im Tempelarchiv kennt, die voll sind von Aussprüchen des Apoll. Übrigens fertigten die Spartaner aus Häuten ihren Geheimbrief, den sie um den Stock wickelten, die *σκυτάλη*;[3]) und auch die Ägypter haben sie in alter Zeit neben ihrer Charta als schlechteren Beschreibstoff dereinst verwendet.[4])

Hier erhebt sich die Frage, ob auch auf Schlangenhaut geschrieben wurde, und damit kommen wir zur delphischen Schlangensäule und ihrer Erklärung. Daß die Juden gelegentlich auf Hühnerhaut, auch auf Fischhaut schrieben, steht fest;[5]) für solche Benutzung der Schlangenhaut habe ich dagegen keine Belege, sondern kann nur nachweisen, daß Landleute sie zu apotropäischem Zweck um einen Stock wickelten.[6]) In Konstantinopel verbrannte im 5. Jahrhundert n. Chr. die große Bibliothek und mit ihr das Renommierstück der Sammlung, eine Homerrolle von 120 Fuß Länge, die nach der Angabe des Malchos bei Zonaras aus *δράκοντος ἔντερον* bestand. Hier ist *ἔντερον* unsinnig; wie das Mißverständnis zu erklären und ob hier etwa Schlangenhaut gemeint ist, läßt sich nicht ausmachen. Dazu kommt endlich die erwähnte Schlangensäule, ein Monument, das in seiner Erfindung ohne seinesgleichen ist. Ein Säulenstab ist mit Schlangen bis oben eng umwunden; die Schlangenleiber aber sind ganz flach gedrückt und dienen als Schriftträger; sie tragen die Gedächtnisinschrift der Schlacht bei Platää. Doch erledigt sich dies Problem, wenn ich nicht irre, etwas anders, als ich es im Rhein. Mus. 63 S. 52 f. vorgetragen. Als ausgemacht betrachte ich es, daß in diesem Monument die *σκυτάλη* der Spartaner nachgeahmt worden ist. Diese *σκυτάλη* war bekanntlich ein Stab, um den ein Riemen, *ἱμάς*, von oben bis unten eng gewickelt wurde, und auf diesem *ἱμάς* stand die Botschaft geschrieben. Dabei war das Charakteristische, daß die Ränder des in Spiralen ansteigenden Riemens hart und ohne jeden Abstand aneinanderliegen mußten, und eben dies trifft auch für die um die Säule gewickelten Schlangenleiber in auffälliger Weise zu. Die Frage ist nun, warum sind an Stelle des Riemens Schlangen gewählt worden? Es leidet keinen Zweifel, daß diese Erfindung auf abergläubisch apotro-

σκυτάλη und Schlangensäule

[1]) Vgl. Neue Jahrbb. Bd. 19 (1907) S. 706 f.

[2]) Siehe A. Schöne, Kieler Festschrift 1898 S. 15.

[3]) Siehe J. H. Leopold, Mnemosyne 28 S. 365 f.; dazu Buchrolle S. 273 f.; Rhein. Mus. 63 S. 51.

[4]) R. Pietschmann, Leder und Holz, in Dziatzkos Sammlung bibliothekwissenschaftl. Abhandlungen 1898 S. 51 f.

[5]) L. Blau, Althebr. Buchwesen S. 32.

[6]) Rhein. Mus. 63 S. 54.

päischen Vorstellungen beruht; zugleich aber verlohnt es, an Demetrius *περὶ ἑρμηνείας* zu erinnern, der § 159 über das, was Gefallen erweckt, über *χάρις* handelt und als Beispiel für die *χάρις φόβου ἀλλασσομένου* anführt: *ὅταν διακενῆς τις φοβηθῇ οἷον τὸν ἱμάντα ὡς ὄφιν.* Also der *ἱμάς* wurde leicht mit der Schlange verwechselt. Für Demetrius ist das gradezu ein Motiv, das Gefallen erweckt. Hiernach scheint es um so begreiflicher, daß an dem Denkmal, das die Schlacht bei Platää betraf und unter dem bestimmenden Einfluß der Lacedämonier gesetzt worden ist, die Schlange erscheint, wo wir den Riemen erwarten; und die Annahme, daß man auch auf Schlangenhaut schrieb, ist damit überflüssig gemacht und erledigt.

Zubereitung der *διφθέραι*

Kehren wir noch einmal zu den *διφθέραι* zurück. Wir werden für die vorherodotische Zeit im allgemeinen anzusetzen haben, daß diese Häute bei den Griechen noch nicht fein zu Pergament präpariert waren, sondern in ziemlich rohem Zustand Verwendung fanden und daher auch nur einseitig beschrieben wurden. Sicher ist dies auch für die alten Italiker vorauszusetzen, die den Wortlaut von Verträgen auf eine Kuhhaut oder auf die Haut des Tieres, das eben geopfert wurde, schrieben.[1]) Anders wird es sich aber mit den *διφθέραι βασιλικαί*, aus denen die Archive der Perserkönige und der persischen Reichsverwaltung bestanden, verhalten haben; denn einem höher entwickelten Schriftwesen, wie es für sie vorauszusetzen ist, kann das rohe Fell selbst nicht genügt haben. Für sie werden wir also schon die Herstellung jenes „Pergaments" selbst voraussetzen müssen, das später auch bei den Griechen Boden gewann. Der Terminus *διφθέραι* blieb auch später immer der gleiche und läßt die Unterschiede, von denen ich rede, durchaus nicht erkennen.

10. Holzplatten, Alba.

Alba

Wie auf der Tür, so konnte man auch auf Brettern oder Holzplatten, die man weißte, schreiben. Dies ist das *λεύκωμα*, das *album*, das offiziell zu Veröffentlichungen benutzt wurde; vgl. z. B. CIG. 2360; Dittenberger, Sylloge² 510; 511; 522 u. sonst; für Alt-Rom vgl. Dionys von Halikarnaß 3, 36. Es handelte sich zumeist um Staatsurkunden, Gerichtsbestimmungen u. ä. Nach Ulpian werden die Bestimmungen des prätorischen Edikts *in albo vel in charta vel in alia materia* publiziert.[2]) Die Holzfläche war mit Gips überzogen, der auf anderem Beschreibstoff schon vorliegende Text wird auf sie in Abschrift übertragen; daher *ἐκγράφειν εἰς τὸ λεύκωμα.*[3]) Oft tritt dafür der Ausdruck *σανίδες* ein.[4]) Solche Alba waren transportabel; s. Livius 1, 32, 2: *in album elata proponere in publico.* Dasselbe *proponere* steht auch sonst, z. B. Digest. 2, 1, 7. Aber es waren dabei natürlich die verschiedensten Formate möglich: klein und handlich, so kannten schon die Ägypter das *λεύκωμα.* Fügten sie zwei zusammen, so entstand die Doppeltafel, das ägyptische Diptychon.[5]) Für offizielle Zwecke waren dagegen sehr große Flächen im Gebrauch. Aber auch unbeweg-

[1]) Dionys. Hal. 4, 58; Festus p. 56 M.
[2]) Digest. 2, 1, 7.
[3]) Siehe E. Fabricius, Commentat. epigraphicae de architect., Berlin 1881, S. 31.
[4]) Siehe Inscr. Att. I 324. Lobeck, Aglaoph. S. 242; Aristoph. Vesp. 848; Bekker, Anekd. p. 303, 23.
[5]) Siehe Buchrolle S. 5.

liche geweißte Flächen an Häuserwänden, also geweißte Steinflächen, hießen Alba, die dazu dienten, um auf ihnen durch Aufschrift, wie bei uns durch Anschlag, publicanda zu veröffentlichen: so das Album am Gebäude der Eumachia in Pompeji, auf dem noch allerlei Inschriften gefunden sind;[1]) so auch dortselbst im Hof der kleinen Thermen.[2]) Zur richtigen Auffassung dient uns, was Suidas s. v. sagt: *λεύκωμα τοῖχος ἀληλιμμένος γύψῳ πρὸς γραφὴν πολιτικῶν πραγμάτων ἐπιτήδειος.* Vgl. auch Plato Leg. p. 785 A.

ἄξονες, κύρβεις

An dieser Stelle seien dann auch noch die *ἄξονες* und *κύρβεις* des alten Athen erwähnt. Die *ἄξονες* waren hölzerne Stäbe, an denen einige der Gesetzestafeln Solons drehbar aufgehängt waren,[3]) die *κύρβεις* dagegen hölzerne, weiß angestrichene Pfeiler, die dreiseitig, dabei oben zugespitzt und gleichfalls drehbar, als Träger der solonischen Gesetze dienten.[4])

Ungeweißtes Holz

Natürlich hat man auch direkt auf Holz, das nur geglättet, aber nicht geweißt war, geschrieben. Aber die Schrift trat alsdann zu wenig deutlich hervor. Dahin gehören nicht nur die ägyptischen Totenmarken;[5]) auch Schreibübungen von Schülern, die auf Holz stehen, haben sich in Ägypten gefunden, und gelegentlich liest man da aus Dichtern ausgehobene Texte.[6]) Dagegen wurden nach altrömischem Brauch die *sortes* in Holz eingeschnitten: *in robore insculptae litterae.*[7]) Vielleicht gehört aber auch das *σανίδιον φιλύρινον δίθυρον* bei Dio Cass. 67, 15 hierher; vielleicht war auch der *πίναξ πτυκτός* in der Ilias 6, 168 solche Holztafel.[8]) Dasselbe Verfahren zeigt auch Demarat, der bei Herodot 6, 239 auf dem Holz unter dem Wachs der Wachstafel schreibt; vgl. Gellius 17, 9, 17.

11. Bleiplatten.

Edelmetall, Zinn

Daß gelegentlich auch auf Edelmetall, auf Goldplättchen u. ä., auch auf Zinn geschrieben wurde, ist für uns von geringem Belang und sei nur beiläufig erwähnt.[9]) Mit guten Wünschen beschriebene Silberplättchen wehrten das Übel ab und dienten als Amulette.[10])

Goldne Bücher

Nicht so einfach liegt die Sache indes mit den „goldenen Büchern“, die hin und wieder da in Anwendung kamen, wo es sich um fromme Weihungen in den Tempeln handelte. Es sei dafür das *βιβλίον χρυσοῦν* der Aristomache (Plutarch Symposiak. 5, 2, 10) und die *χρυσέη βύβλος* des Themistagoras (Athen. p. 681 A; Etymol. Magn. p. 160, 29) angeführt.[11]) Waren das wirklich ganz in Goldmetall nachgeahmte Papyrusrollen? oder nur vergoldete? Aller Wahrscheinlichkeit nach sind dies vielmehr aus gewöhnlicher Charta hergestellte Rollen mit irgendwelchem Goldschmuck gewesen;

---

[1]) Siehe Overbeck-Mau, Pompeji S. 135.

[2]) Ebenda S. 202.

[3]) Siehe z. B. Pollux Onom. 8, 128; vgl. oben S. 255.

[4]) Plutarch Solon 25.

[5]) Gardthausen S. 36; N. Reich über Mumientäfelchen (Wessely, Studien zur Paläographie und Papyruskunde Bd. VII, 1908).

[6]) Gardthausen S. 37; E. Ziebarth, Aus der antiken Schule, Berlin 1910 (Kleine Texte ed. Lietzmann Nr. 65).

[7]) Cic. de divin. 2, 85; Liv. 21, 62, 5 u. a.

[8]) Das Rätselepigramm Anthol. Pal. 14, 60 betrifft dagegen eine Wachstafel, wie die Erwähnung des Metallstilus daselbst beweist.

[9]) Gerolltes Zinn (*κασσίτερος*) bei Pausan. 4, 26, 8; übrigens Gardthausen S. 25 f.; Larfeld S. 435.

[10]) Siehe Siebourg in Bonner Jahrbb. Heft 103 S. 135 ff.

[11]) Buchrolle S. 222.

auf diese Annahme führt schon die Überlegung, daß circa drei Meter lange Goldrollen schwer herzustellen und mit Schrift zu bedecken waren. Dieselbe Annahme wird erzwungen durch die Analogie des goldenen Handtuchs, *χειρόμακτρον χρύσεον*, des Königs Rhampsinit bei Herodot 2, 122; denn dies letztere konnte doch unmöglich ganz aus Metall bestehen. Es ist nützlich, sich dabei auch noch der antiken Goldwebereien zu erinnern. Das Altertum spricht dabei einfach von „Goldfäden", *auri subtemina* (Verg. Aen. 3, 483 u. sonst), von *aurum intexere* (Cyprian). Diese Goldfäden waren aber Streifchen aus vegetabilischer Substanz, die nur auf der einen Seite vergoldet wurden.[1]) Danach ist also das goldene Handtuch des Rhampsinit, danach sind auch die „goldenen Papyrusbücher" zu beurteilen. Daß auch Goldschrift auf der Charta gar nichts Seltenes war, werden wir später sehen.

Bleirollen

Besonders sind hier aber noch die biegsamen Bleiplatten, *μόλυβδος*, *plumbea volumina* (Plinius) zu notieren. Sie dienten anfangs auch zu öffentlichen Zwecken (Plinius), späterhin zu Briefen,[2]) zu Anfragen an das Orakel,[3]) vorzüglich aber zu Zaubersprüchen, die, auf Blei geschrieben und eingerollt oder zusammengefaltet, in Gräber, Totenkammern oder an sonstige unterirdische Plätze gelegt wurden. Sie enthalten regelmäßig die Verfluchung eines verhaßten Widersachers und überantworten ihn den Mächten der Hölle; vgl. Dio Cass. 57, 18. Das Bild des Verfluchten ist oft roh mit aufgezeichnet. Grade solche magischen Bleiplatten sind zahlreich ausgegraben worden, auf Knidos und Cypern, in Italien, Karthago, Trier und sonst.[4]) Begreiflich, daß sie auch einmal in den Dienst der Litteratur getreten sind; und zwar fand Pausanias (9, 31, 4) ein Exemplar der Erga des Hesiod in der Gegend des Helikon auf (gerolltem) Blei.[5]) Wenn Ausonius neckisch die Gedichte seines Freundes Theon *plumbea carmina* nennt (p. 254 P.), so meint er damit, daß sie schlecht sind (oder „ledern", wie wir sagen würden); aber die Erinnerung daran, daß man auch in *plumbea volumina* schrieb, hat ihn wohl zur Wahl dieses Ausdrucks veranlaßt.

12. Bücher aus Leinen.

Leinen und Wolle

Dazu kommen endlich noch die Bücher aus Leinen, aus *linum* oder *carbasus*: die *libri lintei* (Plinius), *volumina carbasina* (Mart. Capella). Auch ihre Verwendung hat nichts Auffälliges. Denn auf ausgespanntem Leinen zu malen, ist uns heute etwas Geläufiges und war auch den Alten nicht unbekannt. Ich erinnere an die bemalte Mumienleinwand der Ägypter, aber auch an die Periakten des antiken Theaters, die wir uns als Holzrahmen mit Bildern auf bemalter Leinwand denken dürfen;[6]) vor allem an die Schaustellung von Kriegsbildern bei den römischen Triumphzügen,[7]) die, wie es scheint, in ähnlicher Weise hergestellt waren. Aber

[1]) Siehe Blümner, Terminologie und Technologie I² S. 169.

[2]) Siehe A. Wilhelm, Oesterr. Jahreshefte VII S. 94; XII S. 118.

[3]) SIG. 428 f.

[4]) Siehe R. Wünsch, Inscr. graec. III Append.; Aug. Audollent, Defixorum tabellae, Paris 1904; F. Bücheler, Bonner Jahrbb. Heft 116 S. 291 ff.; Wünsch ebenda Heft 119 S. 1 ff.

[5]) Uebrigens s. Wattenbach S. 47 f.

[6]) O. Puchstein, Die griechische Bühne. 1901, S. 24.

[7]) Vgl. z. B. Semper, Der Stil, I S. 295.

auch die Theatermasken wurden aus *ὀθόνη, ὀθόνιον*, hergestellt und mit Farben angestrichen: *lintea simulacra*.[1]) Auch Baugrundrisse und Flurkarten wurden auf Leinwand, *mappa*, getuscht oder gezeichnet.[2]) So hat man dann endlich auch auf Wolle oder Leinwand geschrieben. Attische Vasenbilder zeigen uns z. B. wollene Tänien, auf denen Schrift steht,[3]) und diese Tänien sind es, mit denen wir nun die erwähnten, mit Schrift angefüllten Leinenrollen, die *libri lintei*, vergleichen können. Doch werden die *libri lintei* selten und nur für Italien und vornehmlich auch nur für die alte Zeit Roms und im Dienst heiliger Dinge erwähnt: für das Jahr 444 v. Chr. bei Livius 4, 7, 12;[4]) für die Samniten im Jahre 293 bei Livius 10, 38, 6. Hat der späte Kaiser Aurelian seine Tagebücher als *libri lintei* geführt,[5]) so war das offenbar ein Archaismus, der ganz im Geiste der Zeit Aurelians lag.

Der späte Symmachus (a. a. O.) kennt dann, wie die Chinesen, sogar auch seidene Rollen, *serica volumina*, als Bücher; das ist etwas, wovon beiläufig schon Properz II 1, 6 geträumt hat. Seide

Blicken wir zunächst zurück, so waren etliche der Materialien, die ich besprochen, nicht nur zu kurzen Aufschriften und Kritzeleien, sondern auch zur Aufnahme umfangreicherer Texte wohl geeignet; besonders Nr. 1, 3, 4, 7, 9, 10, 12. Zugleich aber ergeben sich ihre nachteiligen Eigenschaften von selbst. Entweder war die Schreibfläche zu klein, wie bei den Ostraka, oder sie war für die Schnellschrift ungeeignet, wie Bronze, Stein und Leinwand. Besonders sei hervorgehoben, daß die Form des Heftens, die Zusammenfügung von Blattlagen durch Heftung überall unbekannt ist. Das Rollen ist also die einzige Form der Zusammenlegung der Schreibfläche; wir lesen von *plumbea volumina*, *carbasina volumina*, und auch für die *διφθέραι* läßt sich zunächst nichts anderes nachweisen. Rückblick

Eine wesentliche Verbesserung des Schrift- und Buchwesens trat nun aber durch Einführung der Wachstafel, der Chartarolle und des Pergamentes ein. Durch die Wachstafel wurde die Holztafel (Nr. 10), durch das Pergament das Fell (Nr. 9), durch die Papyrusrolle endlich sowohl der Bast als auch das Buch aus Leinen (Nr. 7 und 12) ersetzt und abgelöst. Aber es blieb hier zunächst noch bei dem Rollen, und von Heftung hören wir nichts.

13. Die Wachstafel.

Die Wachstafel war den Ägyptern unbekannt und scheint eine Erfindung der Griechen.[6]) Daß sie früh auch in Rom Eingang fand, zeigt die alte Formel bei Gaius Inst. II 104. Auch auf den Monumenten der Etrusker ist sie häufig anzutreffen.[7]) Die Bezeichnungen für sie schwanken Wachstafel

[1]) Isidor, Orig. 10, 119.

[2]) Gromatici Bd. I S. 154, 19; II S. 405; Premerstein a. a. O. S. 744.

[3]) P. Jacobsthal a. a. O. S. 405 Anm.

[4]) Diese *libri lintei* können natürlich mit dem alten *πίναξ*, dem Holzcodex der Pontifices, den Dionys von Halicarnaß 1, 74, 3 erwähnt, nicht identisch sein; wohl aber die *ἱεραὶ δέλτοι* ebenda 1, 73, 1. Zur Sache vgl. E. Kornemann, Der Priestercodex in der Regia, Tübingen 1912, S. 13 ff.

[5]) Script. hist. Aug., Aurelian c. 1, 6 f.

[6]) Isidor Orig. 6, 9.

[7]) Vgl. z. B. Buchrolle Abb. 60.

Terminologie — und sind nicht immer deutlich. Das Wort *πίναξ* (*πινάκιον*) ist ebenso unbezeichnend wie *σανίς* und kann, wie dieses, auch das nicht mit Wachs bezogene Schreibbrett (s. Nr. 10) bedeuten. Doch wird darunter vielfach speziell die Wachstafel verstanden. Ebenso steht es mit *πυξίον*, der Holztafel aus Bux, ebenso mit lat. *caudex*, *codex* (*codicillus*), was eigentlich auch nur den Holzblock bezeichnete, dann aber im engeren Sinn für den in Brettchen zersägten Holzblock steht, welche Brettchen mit Wachs überzogen wurden und zum Schreiben dienten, zusammengelegt aber doch immer dem Holzblock glichen.[1]) Wir können nicht scharf genug betonen, daß das Wort *codex* mit Pergament gar nichts zu tun hatte. Von erwünschtester Deutlichkeit aber sind die Ausdrücke *κηρός*, *cera*, *tabula cerata*.

Beschaffenheit — Es handelt sich dabei um eine rechteckige Holzplatte mit vorstehendem Rand oder Rahmen, ähnlich unseren Schiefertafeln, doch das Ganze aus einem Stück; eine Platte, deren Innenfläche mit schwarzem[2]) Wachs ausgefüllt war. Bis zur Höhe des Rahmens war das Wachs gegossen.

Die in Pompeji gefundenen Tafeln des Iucundus sind nur 14 Zentimeter hoch, 12 Zentimeter breit. Der Römer nennt sie deshalb, weil sie sich mit einer Faust umspannen lassen, auch *pugillares*. Am geläufigsten aber ist *tabulae*, *tabellae*, welches Wort, wie wir sehen werden, nur die Fläche bedeutet und weder mit Holz noch mit Wachs an und für sich etwas zu tun hatte.

stilus — Man ritzte in das Wachs die Buchstaben mit Hilfe des *stilus*, eines spitzen Metallstiftes, und die geritzte Schrift, die den Holzgrund freilegte, schimmerte weiß in dem dunklen Wachs. Mit dem anderen, breiteren Ende des *stilus* glättete man — stilum vertens — die Schrift wieder fort, wenn sie ausgedient hatte.

Stellung der Schrift — Beim Schreiben galt nicht immer, wie wir vielleicht erwarten, der schmalere Rand der Tafel als oben und unten, sondern zumeist vielmehr ihre Langseite, so daß die Zeilen also vom Schreibenden parallel dieser Langseite gerichtet wurden; dies wird durch viele der erhaltenen Wachstafeln, z. B. die aus Pompeji, bewiesen und durch Bildwerke bestätigt, wie ich sie Buchrolle S. 200 ff. besprochen; vgl. besonders A. Brinkmann, Rhein. Mus. 66 S. 152 f.

Elfenbeintafeln — Auch Elfenbeintafeln werden erwähnt; in ihnen wurde die Schrift direkt auf das Elfenbein aufgemalt; so bei Martial 14, 5.[3]) Gelegentlich wurden sie aber auch mit Wachs überzogen.[4]) Die eleganten Leute schrieben ihre Briefe darauf. Späterhin hören wir auch von einem Senatsdekret auf Elfenbein, das der Kaiser Tacitus eigenhändig unterschrieben hatte, und zwar heißt dies, Script. hist. Aug. Tacitus cap. 8, *liber elephantinus*, mit dem amplifizierenden Zusatz: *nam diu haec senatus consulta quae ad principes pertinebant, in libris elephantinis scribebantur*. Dieser Zusatz klingt schwindelhaft, im Stil der Schlußredaktion des Historienwerkes der Scriptores historiae Augustae; der Ausdruck *liber* — der bis

[1]) Vgl. De Petra in Atti dei Lincei, Serie II Bd. II S. 151.

[2]) Doch gab es auch andere Farben: Ps.Asconius p. 193, 23 ed. Stangl.

[3]) Vgl. auch Augustinus epist. 15 (Opera ed. Maur. II 19): Paoli S. 7; Gardthausen S. 39.

[4]) Siehe Wattenbach S. 81.

zum 4. Jahrhundert nur Bastrolle bedeutet — kann für ein nicht rollbares Schriftstück erst im 5. Jahrhundert aufgekommen sein.

Erhaltene Wachstafeln

Über die Wachstafeln des Bankiers L. Caecilius Iucundus in Pompeji vgl. Th. Mommsen, Schriften III S. 221 ff.; F. Bernabei in Atti dei Lincei, Serie II Bd. III 3; CIL. IV suppl. p. 297; A. Mau, Pompeji² S. 516 f. Die in Siebenbürgen gefundenen Wachstafeln sind CIL. III p. 921 abgedruckt. Die Assendelfter Wachstafeln in Leiden, die uns Schulschreibübungen mit Babriostext geben, s. bei O. Crusius, Babrii fabulae, ed. maior, Taf. II u. III. Wachstafeln in Berlin: s. Schubart S. 17 f.; in Paris: s. S. Reinach, Traité d'épigraphie grecque, 1885, S. 298. Konsularische Elfenbeindiptycha: s. Marquardt-Mau, Privatleben S. 545 f. und W. Meyer, Abhandl. d. bayer. Akad. XV, 1881.

Diptychon etc.

Indem man zwei Tafeln zusammenfügte, entstand das sogenannte Diptychon; durch Zusammenfügung mehrerer das Triptychon, Polyptychon. Das Diptychon war dann das Vorbild für jene Militärdiplome, die aus je zwei Bronzetäfelchen zusammengesetzt wurden (oben S. 251). Die Verbindung der Wachstafeln wurde durch Schnüre oder durch Ringe an der einen Langseite hergestellt. Die Seite des Diptychons, an der die Schnüre oder Ringe sich befanden, entsprach also dem modernen Buchrücken, und darum konnte späterhin aus der Nachahmung eines solchen Polyptychon das geheftete Pergamentbuch entstehen.[1]) Die Triptycha Pompejis sind kleine Bücher von sechs Seiten. Seite 1 und 6, die außen liegen, bleiben unbeschrieben. Die großfigurigen Mosaiken des 5. und 6. Jahrhunderts in den Kirchen und Kapellen Ravennas und Roms geben uns von manchem Detail solcher Codexbücher die sorgfältigsten Abbildungen. Wir ersehen daraus, daß die Deckel oft mit Edelsteinen geschmückt, das Tafelbuch selbst vorn mit einem Riegel geschlossen, übrigens auch mit in Schleifen gebundenen farbigen Bändern versehen ist.

ihr Verschluß

Zum Verschluß der Wachstafeln wichtigeren Inhaltes diente Schnürung mit aufgesetztem Siegel. Um die Schnur anzubringen, wurden die Wachstafeln in ihrer Mitte durchbohrt und durch dies Loch die Schnur hindurchgezogen, die dann um das Ganze mehreremal herumlief, worauf das festigende Siegel kam.[2]) Nur bei solchem Verschluß hatten Tafeln geschäftlichen Inhaltes Rechtsgültigkeit; s. Paulus Sent. 5, 25, 6. Das Öffnen des Verschlusses war mühsam; man tat es nur, wenn das Geschäft es eben erforderte, und der Schriftinhalt der Tafeln wurde deshalb in abgekürzter Fassung zur raschen Orientierung auf den Außenflächen derselben noch einmal mitgeteilt.

ὁρμαθοί, kettenweise verbundene Tafeln

Es gab aber noch eine andere Methode, mehrere Wachstafeln, besonders wenn sie zahlreich waren, miteinander zu verbinden, indem man sie nämlich nicht alle nach Art unserer Bücher durch Ringe oder Schnüre an der einen Seite zusammen befestigte, sondern sie mappenartig oder wie die Seiten in der Papyrusrolle alle nebeneinander legte und die erste

[1]) Diese Erklärung reicht aus, und die Hypothese über die Erfindung des gehefteten Buches, die A. W. Unger, Wie ein Buch entsteht, 2. Aufl. 1909 S. 4, aufstellt, ist unnötig.

[2]) Vgl. Lucian Pseudomantis 21; Erman in Mélanges Nicole, Genf 1905, S. 116 f.

Tafel nur mit der zweiten, die zweite nur mit der dritten u. s. f. verband, so daß, wer das Ganze auseinanderklappte, einen aus Wachstafeln komponierten langen Streifen vor sich liegen sah. Das heißt: die Tafeln bildeten Ketten, *ὁρμαθοί*. Abbildungen solcher verketteten Polyptycha, die aufgeklappt daliegen, hat uns die Notitia dignitatum erhalten,[1]) wo man sechs Tafeln wie sechs Seiten aufgeschlagen nebeneinander liegen sieht. Diese Tafeln sind die *κηρώματα*, die man numerierte und nach Zahlen zitierte, und ihre Komposition ist, wie gesagt, der Papyrusrolle analog. Der irrt gewiß, wer glaubt, daß dies selten vorkam; auf alle Fälle lege ich Wert darauf, nachweisen zu können, daß auch dies Verfahren alt war; denn schon bei Theophrast, Charakt. 6, 8 tritt jemand auf, der *ὁρμαθοὺς γραμματειδίων* trägt. Aber niemand scheint diese Notiz verstanden zu haben. In der Leipziger Ausgabe der Charaktere S. 55 wird der Ausdruck sehr verkehrt als „Bündel", fasces, *δέσμαι*, mißdeutet. *ὁρμαθός* heißt „Kette".

Aufhängen

In der Geschäftspraxis der älteren Zeit war es üblich, solches aus wachsüberzogenen Brettchen zusammengesetztes Buch aufzuhängen, entweder an einer Schnur, die in dem durchlöcherten Rande steckte,[2]) oder durch zwei Henkel oder Öhren, die bald seitlich, bald auch am Kopfende der Tafeln angebracht waren. Das gilt schon von der Praxis der Athener; s. IG. IX 1, 705 und IX 682, ja, es ist schon für die archaische Zeit der Griechen nachgewiesen.[3]) Bei den Römern heißt dies *codex ansatus*. Auch auf den Bildern der Notitia dignitatum, Orient. c. 16, Occident. c. 17, kann man die ansae an solchem Codex wahrnehmen.

Zählung der Tafeln und Kapitel

Die *codices ansati* aber nahmen oftmals erheblichen Umfang an. Darüber gibt uns die Bronzetafel aus Sardinien, CIL. X 7852 vom Jahre 68 n. Chr. Auskunft, die dereinst Mommsen, Hermes II S. 103, interpretierte. Es handelt sich um die Worte: *descriptum et recognitum ex codice ansato L. Helvi Agrippae procons quem protulit Cn. Egnatius Fuscus scriba quaestorius in quo scriptum fuit it quod infra scriptum est* eqs. Der hier vorausgesetzte, aus etlichen Wachstafeln (*tabulae*) zusammengesetzte Codex entsprach also einem übersichtlich geordneten Aktenband: jede Tafel ein Aktenstück: so wie Hygin p. 200 einen aus drei Tafeln zusammengefügten Codex erwähnt. Die Tafeln müssen aber in diesem Fall ziemlich groß oder ihre Schrift sehr eng gewesen sein; denn eine einzelne Tafel hat nach Aussage der Inschrift acht oder zehn Abschnitte (*capita* oder vielleicht richtiger *ceromata*). Zum Vergleich hat man die Inschrift von Oropos IGS. I 413 mit Nutzen herangezogen,[4]) wo es sich um Protokolle von Rechtssachen vor dem Konsulargericht handelt und sich eine Zitierung mit der Ortsangabe *δέλτῳ πρώτῃ κηρώματι τεσσαρεσκαιδεκάτῳ* findet. Wahrscheinlich sind die Wachstafeln in diesen Fällen in der Weise, wie Theophrast es bezeugt, kettenweise miteinander verbunden gewesen als lange Serie, deren *κηρώματα* sich wie die Kolumnen der Papyrusrolle ausnahmen. Dabei gilt es nun noch zu beachten, daß solche konsularische *ὑπομνήματα*, wie aus Plutarch, Anton. 15, zu ersehen, nicht nur als Wachs-

[1]) Siehe z. B. Gardthausen S. 129.

[2]) Gardthausen S. 41 f.

[3]) Jacobsthal a. a. O. S. 465 Anm.

[4]) Vgl. Mommsen, Hermes 20 S. 280 und Premerstein a. a. O. S. 734.

tafeln, sondern auch als *βιβλία*, d. h. als wirkliche Chartarollen geführt wurden. Es war also Mode geworden, den Wachstafelcodex auch in solche Rollen zu übertragen, und das *δέλτῳ* der oropischen Inschrift entspricht dem *βίβλῳ*, das *κηρώματι* entspricht dem *κολλήματι* des Rollenbuchwesens. Die numerierten „Kapitel“ aber, in die da jede *δέλτος* oder jede *tabula* zerfiel, waren ohne Zweifel ganz kurzgefaßte und unter Rubriken gestellte Notizen nach Art der *libri annales* oder Jahrbücher. Denn der *liber annalis* wird uns anschaulich als *annorum capitularis* definiert (Corp. gloss. lat. IV 17, 10), woraus wir erkennen, daß in einem solchen „Jahrbuch“ die kurzen Notizen, die das eine Jahr betrafen, unter Rubriken, *per capita*, disponiert standen. Denn für *capita* hat das oben von mir in der Kritik und Hermeneutik S. 12 Anm. 2 Gesagte zu gelten.

Abbildungen

Endlich sei hier noch auf ein paar Abbildungen hingewiesen. Als eine gewaltig große *massa* erscheinen die *tabulae census* dargestellt auf einem Altarrelief im Louvre (bei A. v. Domaszewski, Abhandl. zur röm. Religion S. 228);[1] ebenso mächtig das Geschäftsbuch des Kaufmanns und Ladeninhabers auf dem Relief der Uffizien, Dütschke, Antike Bildw. in Oberitalien III Nr. 507 (dazu Nr. 533). Diese Bilder dienen uns als treffliche Illustration zu dem *grandis codex*, in den der Bankier bei Juvenal 7, 110 die Schuldposten oder *nomina* einträgt. Solche Holzcodices waren gradezu Lasten, und es war ein Glück, daß die Litteratur sich ihrer nicht zu bedienen brauchte.

14. Die Papyrusrolle.

Etwa gleichzeitig mit der Wachstafel mag bei den Griechen die ägyptische Papyrusrolle in Gebrauch gekommen sein. Sie war und blieb Import und Unterägypten die einzige Produktionsstelle. Um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen muß hierbei ausführlicher verweilt werden.

Papyruspflanzungen

πάπυρος hieß nie das Buch,[2] sondern immer nur das Schilf, aus dem jenes hergestellt wurde. Die Staude gedieh im Nildelta, in sumpfigen Seitenarmen des Nilstroms. Aus ihr wurde nicht nur Schreibpapier, sondern auch Nachen, Teppiche, Schuhe, Lichtdochte u. a. hergestellt, sie diente auch als Speise zur Volksernährung, und daher genügte ihr Wildwuchs durchaus nicht; vielmehr wurde sie künstlich gezüchtet und auf das sorglichste angepflanzt (*ἀσκεῖται ἡ βύβλος*, sagt Strabo p. 800), und zwar reihenweise in Abständen, so daß immer ein Mann hindurchgehen konnte:[3] ein Betrieb, der dort etwa seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. bestanden hat. Ein Pachtvertrag ist erhalten,[4] der eine Papyrusanpflanzung betrifft und dem Pächter ein Pachtgeld von in Summa fünftausend Drachmen per Jahr und außerdem noch Naturallieferungen auferlegt. Zeitweilig hat die Regierung auch Steuer vom Ertrag erhoben (Script. histor. Aug. Aurelian cap. 45). Ein kaiserliches Papyrusmonopol hat dagegen schwerlich bestanden.[5] Im

[1]) Ueber diese *tabulae censoriae* s. Premerstein S. 733.

[2]) Ausnahmen zu diesem Satz bei R. Unger im Cirisprogramm, Halle 1885. S. 20.

[3]) Genaueres Buchrolle S. 6.

[4]) Siehe Schubart, BGU. 4, 1121 S. 211; Gardthausen S. 53.

[5]) So Fr. Zucker, Philol. 70 S. 79 f. Dagegen Mitteis-Wilcken a. a. O. S. 255 und IX. Man nimmt an, daß die Papyrusfabrikation Kronregal der römischen Kaiser

Mittelalter ging im 10.—11. Jahrhundert mit der Kultur Ägyptens auch diese Staude und damit auch die Produktion der *charta* ein.

βύβλος, χάρτης

Die Pflanze hieß auch *βύβλος*, insbesondere nennt Theophrast so das Mark ihrer Stengel,[1] und *βύβλος*, *βυβλίον* wurden dann Bezeichnungen für das Papyrusbuch selbst. Überdies aber tritt uns als spezifische Bezeichnung für das aus dem Mark des Schilfes mühsam hergestellte Schreibmaterial das Wort *charta*, *ὁ χάρτης*, entgegen.[2] *χάρτης* bezeichnet dann vorwiegend das Buch als Beschreibstoff, *βύβλος* vorwiegend das Buch als Schriftwerk;[3] *χάρται βυβλίων* verband Theopomp.[4]

Wo immer das Wort *χάρτης* vorkommt, haben wir an den aus Papyrus gefertigten Beschreibstoff zu denken.[5] Frühestens erst seit dem 5. Jahrhundert n. Chr., ja, meines Wissens erst für die eigentlich byzantinische Zeit ist eine Übertragung des Wortes *charta*, *χάρτης* auf andere Beschreibstoffe, wie z. B. auf das Pergament, nachweisbar. Wird einmal *plumbea charta* verbunden (Sueton Nero 20; ebenso einmal Josephus), so ist *charta* nicht Blei; anderenfalls brauchte *plumbea* ja nicht dabei zu stehen; sondern der Sinn ist, daß in diesem Falle das Chartaröllchen in Blei nachgeahmt war. In diesem Zusammenhang sei auch die Inschrift CIA. III 48 besprochen, deren Worte *τὰς παρασημειώσεις τὰς . . . ἀπομεμενηκνίας ἐν βιβλίοις εἴτε διφθέραις ἢ καὶ χάρταις ἢ ἐν οἷς δήποτ᾽ οὖν γραμματείοις* nicht richtig aufgefaßt zu werden pflegen. Hier herrscht kein Pleonasmus, sondern es werden, wie auf der Hand liegt, mit *διφθέραι* und *χάρται* nur zwei Sorten von *βιβλία* unterschieden, und wir haben also Parenthese anzusetzen: *ἐν βιβλίοις* (*εἴτε διφθέραις ἢ καὶ χάρταις*) *ἢ ἐν οἷς δήποτ᾽ οὖν γραμματείοις*. Das Wort *βιβλίον* steht hier also nicht in stofflicher Anwendung, sondern heißt nur „Rolle“ ohne Rücksicht auf das Material, aus dem sie besteht. Diese unstoffliche Bedeutung hat nur das Deminutivum *βιβλίον* gelegentlich, nie aber das Wort *βίβλος* selbst annehmen können (s. unten). Stets aber heißt *βιβλίον* „Rolle“.

Fabrikation

Einen Fabrikationsbericht gibt uns nur Plinius nat. hist. 13, 74 ff. Der Bericht lautet folgendermaßen:

---

und daß die Einkünfte der Kaiser daraus beträchtlich waren; so auch Blümner, Technologie S. 328. Es scheint, daß man dies vornehmlich aus der Nachricht über den Kaiser Firmus folgert, Script. hist. Aug. Firm. 3, 2: *perhibetur et tantum habuisse de chartis, ut publice saepe diceret exercitum se alere posse papyro et glutine.* Aber das Gegenteil folgt aus dieser Stelle. Hätten auch alle anderen Kaiser dieselben Revenüen wie Firmus aus den *chartae* bezogen, so war es nichts Besonderes, daß auch Firmus sie hatte, und er hätte keinen Anlaß gehabt, das so hervorzuheben. Firmus hatte, bevor er Kaiser wurde, in Aegypten schon als betriebsamer Geschäftsmann gelebt und hatte als solcher dort die meisten Papyrusfabriken an sich gebracht. Dies ist das wahrscheinlichste. Erst wenn man dies ansetzt, hatte die „häufige“ Renommage Sinn, durch die sich Firmus von allen anderen Kaisern unterscheidet und augenscheinlich auch unterscheiden will: schon mit seinen Einkünften aus Papier und Kleister könne er ein Heer ernähren.

[1]) Buchwesen S. 13, 2.

[2]) Ueber *charta* s. R. Wünsch bei Pauly-Wissowa RE. III S. 2185 f.; über die lat. Orthographie *carta* E. Bährens in Fleckeis. Jahrbb. 1872 S. 785; Georges im Archiv f. Lexikogr. I S. 272 f.

[3]) Vgl. Mitteis-Wilcken a. a. O. I 1 S. XXXI und I 2 S. 163 Anm. zu *βίβλος ἱερατική*, Nr. 137.

[4]) Siehe *Περὶ ὕψους* 43, 2 (Buchwesen S. 33, 2), woran trotz Athenaeus S. 67 E nicht zu ändern sein wird.

[5]) Ganz irrig hierüber Gardthausen S. 49. *πάπυρος . . . ἀφ᾽ ἧς ὁ χάρτης παρασκευάζεται* Dioskorid. 1, 115; *papyrum ad chartas paratum* Digest. 32, 52, 6.

Plinius 13. 74 ff.

(74) *Praeparatur ex eo* (sc. *papyro*) *charta divisa acu in praetenues sed quam latissimas *philyras.*[1]) *Principatus medio atque inde scissurae ordine.*

⟨Prima⟩ hieratica appellatur, antiquitus religiosis tantum voluminibus dicata, quae adulatione Augusti nomen accepit sic ut secunda Liviae a coniuge eius. Ita descendit hieratica in tertium nomen. (75) *Proximum amphitheatricae datum fuerat a confecturae loco: excepit hanc Romae Fanni sagax officina tenuatamque curiosa interpolatione principalem fecit e plebeia et nomen ei dedit; quae non esset ita recurata, in suo mansit amphitheatrica.* (76) *Post hanc Saitica ab oppido ubi maxima fertilitas, ex vilioribus ramentis propiorque etiamnum cortici Taeneotica a vicino loco, pondere iam haec, non bonitate venalis. Nam emporitica inutilis scribendo involucris chartarum segestriumque mercibus usum praebet, ideo a mercatoribus cognominata. Post hanc papyrum est extremumque eius scirpo simile ac ne funibus quidem nisi in umore utile.*

(77) *Texitur omnis madente tabula. Nili aqua turbidum liquorum glutinis praebet.*[2]) *In rectum primo supina tabulae schida adlinitur, longitudine papyri quae potuit esse resegminibus utrimque amputatis; traversa postea crates peragit. Premitur deinde prelis;* (82) *postea malleo tenuatur et glutino percurritur iterumque concrispata*[3]) *erugatur atque extenditur malleo.* (77) *Et siccantur sole plagulae atque inter se iunguntur, proximarum semper bonitatis deminutione ad deterrimas. Numquam plures scapo quam vicenae.*

(78) *Magna in latitudine earum differentia: XIII digitorum optimis, duo detrahuntur hieraticae, Fanniana denos habet et uno minus amphitheatrica; pauciores Saitica nec malleo*[4]) *sufficit; nam emporiticae brevitas sex digitos non excedit.*

Praeterea spectatur in chartis tenuitas, densitas, candor, levor.

(79) *Primatum mutavit Claudius Caesar. Nimia quippe Augustae tenuitas tolerandis non sufficiebat calamis; ad hoc tramittens litteras liturae metum afferebat, ex aversis, et alias indecoro visu per tralucida. Igitur e secundo corio stamina*[5]) *facta sunt, e primo subtemina. Auxit et latitudinem pedali mensura.* (80) *Erat et cubitalis macrocollis, sed ratio deprehendit vitium unius schidae revulsione plures infestante paginas; ob hoc praelata omnibus Claudia. Augustae in epistulis auctoritas relicta. Liviana suam tenuit, cui nihil e prima erat, sed omnia e secunda.*

(81) *Scabritia levigatur dente conchave, sed caducae litterae fiunt: minus sorbet politura charta, magis splendet. Rebellat saepe umor incuriose datus primo, malleoque deprehenditur aut etiam odore, cum*

[1]) *philyras* cod. M, aber anscheinend *P* aus *F* korrigiert: *phylitras* R, *philuras* a.

[2]) So M; *turbidus liquorum glutinis praebet* R. Vulgatlesung: *turbidus liquor vim glutinis praebet.*

[3]) So *concrispata* nach Konjektur; *conscripta* die Hss.; ich gestehe zu, daß auch die Aenderung *constricta*, die man meistens bevorzugt, im gleichen Sinne möglich ist.

[4]) *mallio* die Hss; das *nec malleo sufficit* ist von mir im Centralblatt f. Bibliothekswesen S. 560 erklärt.

[5]) *statumina* die Handschriften; s. Buchwesen S. 233.

*fuit indiligentior. Deprehenditur et lentigo oculis, sed inserta mediis glutinamentis taenea fungo *papyri*[1]) *bibula vix nisi littera fundente se. Tantum inest fraudis. Alius igitur iterum texendis labor.*

(82) *Glutinum vulgare e pollinis flore temperatur fervente aqua, minimo aceti aspersu: nam fabrile cummisque fragilia sunt. Diligentior cura mollia panis fermentati colata aqua fervente; minimum hoc intergerivi atque etiam Nili lenitas superatur.*

Ita fiunt[2]) *longinqua monimenta. Tiberi Gaique Gracchorum manus apud Pomponium Secundum vatem civemque clarissimum vidi annos fere post ducentos; iam vero Ciceronis ac divi Augusti Vergilique saepenumero videmus.*

Es schien mir zweckmäßig, den ganzen Pliniustext hier vorzuführen. Eine eingehende Interpretation dieses Textes habe ich dereinst in meinem „Buchwesen“ S. 243 ff., eine Revision derselben im Hinblick auf Dziatzkos Untersuchungen S. 37 ff. im Centralblatt f. Bibliothekswesen 1900 S. 553 ff. gegeben.[3]) An dieser Stelle sei nur einiges Wichtigere hervorgehoben.

Fabriken in Ägypten

Die *charta* wurde in Fabriken, *confecturae*, zu Alexandria, Sais und an anderen Plätzen des Nillandes selbst hergestellt; nur zeitweilig bestand eine solche Fabrik, die des Fannius, auch in Rom.[4]) In der späteren Kaiserzeit war nur Alexandria Produktionsort.[5]) *charta conficitur* sagt auch Kaiser Hadrian in seinem Brief, der die ägyptischen Verhältnisse anbetrifft.[6]) Die Fabrik heißt *chartaria officina*, die Beschäftigten heißen *chartarii* (Diomedes p. 326 K.). Die stadtrömischen Inschriften CIL. VI 9255 f. zeigen, daß es *chartarii* auch in Rom gab. Daraus folgt aber nicht etwa die Existenz von Fabriken in Rom. Es gab an den in Rom aufgespeicherten fertigen *chartae* immer genug zu flicken und nachzubessern. Auch der Umstand, daß die Juristen Digest. 32, 52 von den *chartae* noch *papyrum ad chartas paratum* oder *chartas nondum perfectas* unterscheiden, beweist durchaus nicht, daß es nach Fannius noch irgendwelche Chartafabriken außerhalb Ägyptens gegeben hätte.[7]) Die Bestimmungen des römischen Rechts betreffen ja nicht nur Stadtrömer. Jene Worte der Digesten beziehen sich auf solche römischen Bürger, die Papyrusfabriken in Ägypten besaßen.[8])

Blatt

Das Mark des Schilfes wurde in möglichst lange und dünne Streifen zerlegt, die *scissurae*, auch *inae* heißen. Die innersten Teile des Marks lieferten das beste Material. Bei Plinius ist Zeile 2 für *in praetenues philyras* mutmaßlich *in praetenues fissuras* zu lesen.[9]) Geschah das Zerlegen mit einer Nadel, *acu*, so muß diese Nadel sehr stark und groß ge-

---

1) Es dürfte *pariter* statt *papyri* zu lesen sein; s. Buchwesen S. 246.

2) *ita sini* die Handschriften.

3) Vgl. jetzt auch H. Blümner in Terminologie und Technologie der Künste und Gewerbe, 2. Aufl.; Mitteis-Wilcken a. a. O. S. XXVIII f.

4) Buchwesen S. 228. Der Fabrikant Fannius, den Plinius nennt, war vermutlich mit dem Fannius bei Horaz Sat. 1, 4, 21 identisch, der ultro capsas et imagines defert, d. h. ausbietet; s. Buchrolle S. 297 Anm. 3.

5) Riese, Geographi lat. minores S. 113.

6) Script. hist. Aug. Saturninus cap. 8, 6.

7) H. Blümner, Die röm. Privataltertümer S. 470, äußert sich über diesen Punkt unsicher.

8) Vgl. Buchwesen S. 228.

9) Siehe Buchrolle S. 6, 4.

wesen sein. Auf einem unter Wasser gehaltenen Brett — *madente tabula*, nicht *mensa* — wurden diese Streifen dann sowohl nebeneinander als auch quer übereinander gelegt und zu einem Blatt in der Form einer regelrechten Buchseite in der Weise verbunden, daß der Eindruck eines Gewebes (*textura*) und Netzes (*crates*, *plagula*) entstand. Daher bezeichnet Plinius die eine Faserschicht auch gleichnisweise als *stamen*, die andere als *subtemen*; *ἐξυφασμένην πάπυρον εἰς βίβλους* steht bei Eusebius praep. ev. 3, 7. Auch von der bildenden Kunst, die sich ungefähr an allem, was darstellbar, versucht hat, wird uns das einmal in Marmornachbildung vorgeführt: es sind die Rollen auf dem großen Sarkophag im athenischen Museum Nr. 1497, die die gewebeartige Kreuzung der Papyrusfasern deutlich nachgebildet zeigen.[1])

Die Verbindung der Schichten aber geschah mit Hilfe von Kleister und Pressung. In Zeile 17 ist die Lesung der besten Handschrift, von der wir nicht abgehen dürfen: *Nili aqua turbidum liquorum glutinis praebet*, d. h. „das Nilwasser liefert dem Kleister das Trübe seiner Flüssigkeit“.[2]) Die übliche Textverbalhornung *turbidus liquor vim glutinis praebet* oder *vicem glutinis praebet* ist völlig unlateinisch, kann also nicht ernst genommen werden. Denn kein Mensch sagt *vim praebere* oder *vicem praebere* für „ersetzen“. Auf so schlechte konjekturale Lesungen kann man keine Beweisführung gründen. Plinius bezeugt in Zeile 21, daß das Blatt auch unmittelbar nach seiner Fertigstellung noch einmal mit Kleister übergangen wird. Gardthausen glaubt (S. 56), daß hiermit der Charta nur Glanz oder eine Art Firnis verliehen werden sollte. Aber die ägyptische Charta hat solchen Firnis gar nicht, der auch das Schreiben nur behindert haben würde. Dies nachträgliche Überhinfahren mit Kleister hatte offenbar vielmehr den Zweck, einzelne Fasern im Blatt, die sich noch sperrten und nicht fest genug gebunden schienen, zu festigen und glatt zu legen. Denn derartiges mußte immer eintreten. Um so sicherer ist, daß auch bei der ersten Zusammenfügung der Fasern Kleister verwendet wurde. Kleister

Natürlich hat der Kleister, der an jedem Tag frisch hergestellt werden mußte und dessen Feinheit und Weichheit gerühmt wird — er bestand z. B. aus Weizenmehl, Wasser und Essig[3]) —, in der Papyrusfabrik dann auch noch zu anderen Zwecken und hauptsächlich noch zur Herstellung der Rolle selbst gedient, die durch das Aneinanderkleben der fertigen Blätter zustande kam. So wird denn der Kleister auch sonst noch im Zusammenhang mit dem Chartabuch erwähnt, zuerst von Aristoteles,[4]) späterhin im Leben des Firmus,[5]) sowie bei Lucian Alex. 21, der von der *κόλλα* redet, *ᾗ κολλῶσι τὰ βιβλία*, mit dem Hinzufügen: tue man in diesen Kleister geriebenen Kalk oder Gips, so werde die Masse fester als Eisen.

---

[1]) Vgl. Buchrolle S. 227.

[2]) Siehe Centralblatt S. 556. Die falsche Lesung an der zitierten Stelle führt zu der Annahme, daß die Klebungen nur mit Nilwasser und ohne Kleister hergestellt wurden, daß also das Mark des Schilfes selbst genug Klebstoff enthielt; so DZIATZKO und nach ihm GARDTHAUSEN S. 56. Die konjekturale Lesung *vim* oder gar *vicem glutinis praebet* ist aber auch schon deshalb falsch und unhaltbar, weil *glutinis* hier nicht Genitiv sein kann; denn Plinius braucht in seinem Fabrikationsbericht, wie Zeile 45 lehrt, nicht die Form *gluten*, sondern *glutinum*.

[3]) Plin. Zeile 45.

[4]) Buchwesen S. 432.

[5]) Script. hist. Aug. cap. 3.

Vielleicht ist dies das nämliche Kleisterrezept, das auf Philtatius zurückging und von dem Photius Bibl. cod. 80 p. 61 (Bekker) berichtet.[1])

Im § 82 ist der Pliniustext in Unordnung; ich stelle die Worte, die man dort liest, in den § 77 um (s. Zeile 20 f.), möchte hier aber die früher dafür gegebene Begründung,[2]) die mir zwingend scheint, nicht wiederholen. Es ist allgemein anerkannt und durch sichere Beispiele zu belegen,[3]) daß Plinius nach Herstellung seines Naturgeschichtswerkes an manchen Stellen noch Notizen nachtrug und an den Rand seines Exemplars schrieb, die dann bei der Kopie an falsche Stelle eindrangen. Ebendasselbe ist auch hier anzunehmen, und daher ist auch in den Worten des § 77 *et siccantur sole plagulae*, an dem *et* (Zeile 22), das ich früher in *dein* abänderte, gewiß nicht zu rühren. Dies *et* gehört dem ursprünglichen Texte an. Der nachträgliche Zusatz von *postea malleo* bis *extenditur malleo* ist von Plinius syntaktisch nicht eingegliedert worden.

Zweite Behandlung des Blattes

Nach der ersten Klebung und Pressung der Fasern wurde nun also das immer noch unfertige Blatt, wie die Worte Zeile 20 ff. besagen, auch noch gehämmert, dann noch einmal mit Kleister übergangen (*percurritur*), da einzelne Fasern noch nicht fest genug haften mochten, und, wenn das Blatt auch jetzt noch Rauheiten oder Falten zeigte, noch einmal mit dem glättenden Hammer behandelt. Dies Hämmern und Glätten betraf aber regelmäßig nur die Vorderseite. Dann konnte es endlich an der Sonne getrocknet werden. Eine wunderbar ebene Schreibfläche war entstanden.

scapus; Recto und Verso

Die so hergestellten und getrockneten Blätter wurden nun noch in der Fabrik weiter an ihren Längsseiten aneinander geklebt, im Maximum je zwanzig Blätter, wodurch jene langen Papierstreifen entstanden, die man zusammenrollte und die Plinius *scapus* nennt (Zeile 24); vgl. Corp. gl. lat. III 327, 48 *τόμος χάρτου scafus*; V 482, 52 *scasus* (sic) *tumulus chartarum*. Die Zahl 20 hat sich wirklich auf Papyri als Fabriknummer gefunden.[4]) Jedes Blatt bestand dabei, wie schon gesagt ist, aus zwei Schichten von Fasern (es haben sich auch Papyri mit drei Faserschichten gefunden,[5]) doch sei von diesen Ausnahmefällen hier abgesehen); die einen Fasern waren horizontal, die anderen vertikal gerichtet. Man hielt nun darauf, daß die Horizontalfasern regelmäßig die Vorderseite, das Recto, des Blattes bildeten; das war aber die schrifttragende Seite. Denn die Rückseiten wurden nur ausnahmsweise beschrieben. Die Schrift steht also bei den griechischen Papyri der Regel nach auf den Horizontalfasern. Die Rolle aber wurde ferner stets so zusammengerollt, daß die Schriftseite, d. i. das Recto, mit seinen Horizontalfasern nach innen lag; anderenfalls wären die Fasern gerissen;[6]) und so fügte es sich gut, daß auch die Schrift, die des Schutzes bedurfte, stets nach innen zu liegen kam.[7])

[1]) Gardthausen a. a. O. Uebrigens Blümner, Technologie S. 322 u. 324.

[2]) Siehe Buchwesen S. 237; Centralblatt S. 558.

[3]) Vgl. Teuffel, Gesch. d. röm. Litteratur § 313, 1.

[4]) Siehe Borchardt in Aegyptische Zeitschr. 27 S. 120.

[5]) Siehe Wilcken, Hermes 23 S. 466.

[6]) Siehe H. Ibscher, Archiv f. Papyrusforschung V (1909) S. 141 f.

[7]) Das Gesagte gilt von den griechischen und lateinisch beschriebenen Papyri; anders war die Stellung der Schrift zum Teil bei den Aegyptern: Gardthausen S. 59. Aber auch die ravennatischen Papyri

Die Ausführung der Klebungen erweist sich als äußerst fein, so daß sie für das Auge oft kaum wahrnehmbar sind und die Feder des Schreibenden sich durch sie ohne Frage nicht im geringsten behindert sah. Das Kleben war ein besonderes Handwerk, das Werk der *glutinatores*.

Die einzelne Seite in der Papyrusrolle heißt *pagina*, *σελίς*, auch *κόλλημα*, vom Kleben. *σελίς* ist mit *σέλμα* „Gebälk, Getäfel“ verwandt,[1]) *pagina* gehört zu *pangere*,[2]) doch aber wohl nicht in dem Sinne des Zusammenfügens, sondern als Ableitung von *pagus*,[3]) also „die abgemessene Fläche“. Die aus den Seiten oder Blättern zusammengesetzten *scapi* aber wurden nun von den Fabriken wie unsere Tapetenrollen, und zwar unbeschrieben, wie sie waren, in den Handel und Versand gegeben, und mit ihnen füllten sich die Papierspeicher, *horrea chartaria*, in Rom und anderen Hauptplätzen der Welt. Nicht selten werden uns wirklich *βιβλία ἄγραφα* erwähnt; *charta pura* steht Digest. 32, 52, 4; *χάρτης ἄγραφος charta pura* Corp. gl. lat. III 327, 45; ich füge zu sonstigen Belegen[4]) hier noch Philostrat, Apollon. Tyan. 4, 44 hinzu, wo Tigellinus ein *ἄσημον βιβλίον*, d. h. ein leeres Buch, aufrollt, *ἀνελίττει*.

pagina, σελίς

βιβλία ἄγραφα

Vielleicht waren diese leeren Rollen also mit den soeben besprochenen *scapi* identisch. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß solches *βιβλίον ἄγραφον* wieder aus mehreren *scapi* durch Zusammenkleben hergestellt zu werden pflegte. Denn der *scapus* hatte im Maximum zwanzig Blätter, das normale *βιβλίον* oft viel mehr. Auch ist solches Zusammenkleben sicher öfter vorgekommen. Ich zitiere die Äußerung des Grammatikers Terentius Scaurus, VII K. 33, 11: *brevitatem huius libelli, si tibi videtur, adglutinabis ei, quem de litteris novis habes a me acceptum, quod ipse feci, quia huius pusillitas sub ipso* (d. h. ihm angehängt) *decentius prodire quam per se censeri poterat*. Hier wird aus zwei schon vollgeschriebenen kleinen Rollen oder scapi eine größere hergestellt. Vor allem denke man an die Johannesapokalypse 18, 5, wo es von der großen Babylon heißt: *ἐκολλήθησαν αὐτῆς αἱ ἁμαρτίαι ἄχρι τοῦ οὐρανοῦ καὶ ἐμνημόνευσεν ὁ θεὸς τὰ ἀδικήματα αὐτῆς*. Das Buch läßt sich also durch Ankleben ins Endlose verlängern, und ich glaube, daß auch schon Plato hieran gedacht hat, wenn er vom Dichter oder Schriftsteller sagt, Phaedr. p. 278 E: *ἔγραψεν ἄνω κάτω στρέφων ἐν χρόνῳ, πρὸς ἄλληλα κολλῶν τε καὶ ἀφαιρῶν*, wo *στρέφειν* „umstellen“ bedeutet (vgl. *στρέφειν τὰ γράμματα* in Kratyl. p. 414 C), *κολλᾶν* aber das Anflicken von Text durch das Ankleben von Charta verdeutlicht. Eben hierauf geht auch bei Martianus Capella II 219 f. das künstlich ausgedrückte *adhuc iugata pagina*; der Verfasser will sagen: eine „noch hinzugefügte“, also angeklebte *pagina* würde mir erlauben, mein Schreiben noch fortzusetzen. Die Glossare bieten dafür *προσκολλῶ adglutino*, aber auch *adplicare*: III 153, 7; II 8, 47. Das Geschäftsjournal eines ägyptischen Beamten wurde so geführt, daß er täglich ein Papyrusblatt oder Stück Charta mit den betreffenden Notizen füllte, und

Verlängerung des Buchs durch Ankleben

bieten Ausnahmen: s. Buchrolle S. 317 Anm.; ebenso auch Tebtunispapyri I S. 143.

[1]) Rhein. Mus. 63 S. 43 f.

[2]) a. a. O. S. 41 f. Verfehlt Stowasser in Wiener Stud. 31 S. 145 f.

[3]) Dieselbe Art der Ableitung liegt z. B. in *sucinum* zu *sucus* vor.

[4]) Buchwesen S. 33, 2 und 241; Buchrolle S. 6; Centralblatt S. 559.

im Archiv wurden diese Stücke alsdann zu Rollen verbunden;[1]) *libri libellorum* sind solche durch Zusammenklebung hergestellte Aktenrollen.[2]) Eine so entstandene Rolle heißt dann *συγκολλήσιμος τόμος*.[3])

Schreiben im leeren Buch

Auf alle Fälle fanden die Schriftsteller unbeschriebene Papierrollen vor, die sie gewiß schon fertig beim *χαρτοπώλης* kaufen konnten,[4]) und für sie komponierten sie ihre Werke, jedes Buch eine Papierrolle. Ausdrückliche Erwähnungen dieser Tatsache habe ich schon „Buchwesen" S. 241 f., „Buchrolle" S. 6; 28; 205 zusammengestellt. Besonders anschaulich ist auch Clemens Alexandrinus Strom. 6, 131, wo in ein *καινὸν βιβλίον* der Jesaiastext abschriftlich eingetragen werden soll. Aber auch solche Stellen, wie Buch Esther 9, 20: *γράφειν τοὺς λόγους εἰς βιβλίον* und Lucian, Piscator 26: *ἐς παχὺ βιβλίον ἐγγράφειν* zeigen uns die leere Buchrolle, die man vollschrieb. Die übliche Maximallänge der Rolle war dabei zwanzig bis dreißig Fuß.[5])

Einzelblätter

Weit verbreitet war, wenn man Zettel oder E i n z e l b l ä t t e r brauchte, in Ägypten die Methode, zu diesem Zweck einen noch unbeschriebenen Scapus zu zerschneiden.[6]) Doch müssen auch Einzelblätter in den Handel gekommen sein; anders kann ich die *libri perscripti nondum conglutinati* bei Ulpian nicht verstehn: man beschrieb die Einzelblätter und klebte sie alsdann zusammen. Ich denke dabei aber auch an die *charta amphitheatrica*, die, wie Plinius Zeile 7 f. lehrt, zunächst in Alexandria hergestellt, deren Blattbreite aber in der stadtrömischen Fabrik des Fannius nachträglich gesteigert wurde; denn nach Plinius' ausdrücklichem Zeugnis war es möglich, fertige Chartablätter wieder in ihre Bestandteile aufzulösen;[7]) es müssen doch also die Einzelblätter nach Rom transportiert worden sein.[8])

Digest. 32, 52, 5

Die Ulpianstelle Digest. 32, 52, 5 aber lehrt uns noch mehr, und ihr Inhalt muß daher genauer mitgeteilt werden.[9]) Es heißt dort zunächst: *quaeritur si libri legati sint, an contineantur nondum perscripti, et non puto contineri.* Dies erweist uns zunächst die Existenz unbeschriebener fertiger Buchrollen, nicht *scapi*, sondern *libri nondum perscripti.* Weiter heißt es: *sed perscripti libri nondum malleati vel ornati continebuntur: proinde et nondum conglutinati vel emendati continebuntur.* Es werden hier also vier Zustände der schon beschriebenen Buchrolle unterschieden, die sie als unfertig erscheinen ließen und von denen je zwei enger zusammenhängen.

Ein *liber perscriptus* kann erstlich *nondum conglutinatus* sein. Dies ist schon vorhin erläutert; man füllte zunächst Einzelblätter oder auch ein paar *scapi* mit Schrift an; war das obligate Zusammenkleben derselben

---

[1]) Siehe U. Wilcken, Philol. 53 S. 97 f.

[2]) Premerstein S. 738 u. 752.

[3]) Wilcken, Hermes 44 S. 151. Vgl. noch Borchardt, Aegyptische Zeitschr. 27 S. 120; auch Crönert, Hermes 38 S. 398 ff.

[4]) Der Papierhändler wird vom Buchhändler unterschieden und heißt *χαρτοπράτης* und *χαρτοπώλης*, s. Corp. gloss. lat. II 475; schol. Juvenal. 4, 24.

[5]) Schubart S. 46—48.

[6]) Siehe Ibscher a. a. O. Auch die Kunst stellte übrigens Einzelblätter in der Hand des Menschen gelegentlich dar: Buchrolle S. 221. Die Papierschere heißt in den Glossaren *σμίλα χαρτοτόμος*.

[7]) Dies liegt in den Worten Plinius Zeile 44: *alius igitur iterum texendis labor.*

[8]) Buchwesen S. 248. Vgl. übrigens noch Buchrolle S. 221 Anm.: Wattenbach S. 386. Ueber Verwendung von Einzelblättern s. auch Gardthausen S. 133.

[9]) Siehe Centralblatt S. 559 f.

unterblieben, so soll die Gesamtheit der losen Schriftmasse, wie Ulpian entscheidet, dennoch als *liber*, als Bucheinheit gelten, und zwar auch, wenn der Text noch nicht durchkorrigiert ist (*emendatus*).

Beklopfen des Buchs

Zweitens aber können vollgeschriebene Rollen *nondum malleati vel ornati* sein. Ein Beklopfen mit dem Schlägel, *malleus*, wurde nämlich dreimal ausgeführt: zuerst bei der Blattbereitung (Plin. Zeile 20 f. *malleo tenuatur*), dann unmittelbar vor dem Schreiben, um die übrig gebliebene Feuchtigkeit in den Blättern zu konstatieren (Plin. Zeile 41), endlich aber auch, nachdem die Rolle schon mit Schrift gefüllt war. Dies lehrt das περικόπτειν der fertigen Schriftwerke bei Lucian adv. indoctum 16. Man stelle sich vor, daß man auf einem Rouleau von etwa zwanzig oder vierzig Seiten zu schreiben hat. Durch das Anfassen und Schieben wird die gewaltige Papiermasse zerknittert, kraus und uneben und läßt sich nicht ordentlich glatt einrollen. Eine Presse, die man für das Einzelblatt verwandte (Plin. Zeile 20), reichte nicht aus, um solche Flächen zu ebnen; also hämmerte man sie mit dem Schlägel glatt, und so wurden die *libri perscripti* zu *malleati libri*, wie Ulpian sie nennt, und es fehlte nur noch, daß sie endlich auch *ornati*, d. h. mit dem üblichen Buchschmuck ausgestattet wurden, von dem späterhin zu reden sein wird.

Komposition des Scapus

Ich kehre indes noch einmal zum Plinius zurück. Denn es handelt sich noch um die Herstellung des Scapus selbst. Nach Plinius entsteht er durch Kleben in der Weise, daß *inter se iunguntur* (plagulae) *proximarum semper bonitatis deminutione ad deterrimas* (Zeile 23). Man hat dies dahin verstanden, als seien Blätter von verschiedener Größe oder Blattbreite zum Rollenstreifen zusammengefügt worden.[1]) Allein die Sache verhält sich anders.

Sorten der Charta

Es gab nämlich in der Tat verschiedene Sorten der Charta, die Plinius großenteils aufzählt und charakterisiert. Zu den besten gehörte die z. B. von Catull erwähnte *charta regia* und die *hieratica*. Hauptmerkmal war dabei die Dünnheit, Glätte und Farblosigkeit, vor allem die Breite der Blätter. Für die *charta Augusta* gibt uns Plinius (Zeile 25 f.) 13 digiti = 24 Zentimeter, für die *hieratica* 11 digiti = 20 Zentimeter Breite, für die *amphitheatrica* 9 digiti = 16½ Zentimeter.[2]) Ein Hauptfabrikort war Sais, und ich habe dereinst (Ant. Buchwesen S. 249) dargelegt, daß in Sais nicht nur die geringe sogenannte *charta Saïtica*, sondern auch die *Augusta* und *hieratica* und andere Qualitäten angefertigt worden sein müssen.[3]) Es ist aber eine Torheit, daraus zu folgern, daß nun in Sais der Scapus so hergestellt wurde, daß man Blätter verschiedener Blattbreite zu einem Scapus verbunden habe. Denn nach den Blattbreiten unterschieden sich ja eben die Papiersorten; man hätte dort also nach jener Annahme Blätter der *Augusta*, *hieratica* und *Saitica* hintereinandergeklebt. Das wäre denn doch aber der größte Betrug, eine Täuschung des Publikums, das nur die *Augusta* oder nur die *hieratica* kaufen wollte, es wäre die plumpste Fälschung der Ware gewesen. In dem oben zitierten Satz des Plinius ersetzt der Ablativ

[1]) Gardthausen S. 58 nach Dziatzko.

[2]) Genaueres s. Ant. Buchwesen S. 248; Wünsch, „Charta" S. 2190; Gardthausen S. 138.

[3]) Mit Unrecht habe ich dies später, im Centralblatt f. Bibl. W. S. 557, bestritten.

deminutione nach der Kurzsprache dieses Autors einen Nebensatz, und wir haben zu verstehen: *inter se iunguntur plagulae ita ut proximarum semper bonitas deminuatur ad deterrimas,* wobei mit *bonitas* die Güte der Ware bezeichnet ist. Es genügt aber vollständig, dies dahin zu verstehen, daß die zwanzig Blätter für den Scapus so ausgewählt wurden, daß die festesten und haltfähigsten Blätter zuerst kamen, dann Blätter, die nur geringe Mängel zeigten, an letzter Stelle die mindest gut geratenen. Die Blattbreiten aber wechselten nicht; denn der Scapus bestand eben entweder aus *hieratica* oder *Augusta* oder *Saïtica* u. s. f.

Alle jene Angaben über die Blattbreite entsprechen nun auch den Maßen der neuerdings in Ägypten aufgefundenen Papyri. Die Höhe der Seite aber — das ist also zugleich auch die Höhe der Buchrolle — hat im Durchschnitt 35 Zentimeter, geht bisweilen zu 40 in die Höhe, sinkt aber auch bis 20, ja, zu gewissen Zeiten bis zu 15 hinab.[1])

Auf- und Zurollen

Wir wenden uns nunmehr zur Rollung, der die Chartabücher ebenso wie die libri lintei verfielen. Dies Rollen heißt *ἐλίσσειν*, *εἱλεῖν*,[2]) *volvere*, das Öffnen *ἀνελίσσειν*, *evolvere*, *revolvere*,[3]) auch *pandere*,[4]) das Schließen *convolvere*; *convolvere partem libri* heißt überschlagen: Seneca Controvers. X prooem. 8; *ad extremum volvere* zu Ende lesen: Plin. epist. 5, 5, 5.

Aber auch *plicare* heißt „rollen“ (Seneca epist. 95, 2; Martial 4, 82), dasselbe auch *replicare* (Ausonius ep. VII 2, 48 *replicare campum papyrium*);[5]) *explicare librum* aber bedeutet nicht etwa „ein Buch zu Ende rollen“, wie man fälschlich an der Martialstelle XI 107 übersetzt, sondern „auseinanderrollen“; denn *explicare* muß nach der Analogie von *evolvere*, dem es genau entspricht, interpretiert werden. Dies erhärtet Cicero und bestätigt es vollauf, pro Rosc. Am. 101: *veniat modo, explicet suum volumen illud.* Davon leitet sich dann allerdings die Buchunterschrift *liber explicitus* oder *liber explicit* her, in der die Präposition *ex* schließlich den Sinn des „zu Ende“ erhält; so finden wir das Wort schon im Testamentum porcelli, wo die Schlußworte lauten: *Explicit testamentum porcelli sub die XVI kal. lucerninas Clibanato et Piperato consulibus feliciter.*[6]) Genau übersetzt aber heißt *liber explicitus* nur die ganz entfaltete Rolle. Daher nennt Martial 9, 47 die Philosophen Plato und Zeno, die man nicht liest, *inexpliciti*, d. h. „nicht aufgerollt“.

explicare, explicit

πτύσσειν

In dem nämlichen Sinn steht auch *πτύσσειν*, *ἀναπτύσσειν*,[7]) und man ist keineswegs überall, wo dies Verbum vorkommt, gezwungen, an ein Diptychon zu denken. Ich verweise auf Lucas 4, 20, wo *πτύξας τὸ βιβλίον* in der Vulgata mit *cum plicuisset librum* übersetzt wird, was auch wieder für *plicare* lehrreich ist.[8]) Daher auch die *πτυχαὶ βίβλων* bei Aeschylus

[1]) Buchrolle S. 17; Buchwesen S. 264; Schubart S. 48. Ungefähr dasselbe Höhenmaß haben die Torarollen der Juden: Blau, Rivista israelit. S. 67.

[2]) *ἐπειλίξας* beim Lesen schon Demosthenes 23, 161 (vgl. ed. Blass III p. LXXXVIII).

[3]) *revolvere* heißt bald aufwickeln (s. Buchrolle S. 135 u. 233), bald wieder zurückwickeln, so Horaz Epist. 2, 1, 223.

[4]) Für *pandere* vgl. Max Krämer S. 11.

[5]) Vgl. Krämer a. a. O.

[6]) Im Mittelalter bildete man dazu das Präteritum *explicuit liber, explicuerunt capita*: s. Nouveau traité de diplom. Bd. III (1757) S. 388.

[7]) Siehe Rhein. Mus. 63 S. 41.

[8]) Mehr Belege s. Neue Jahrbb. 19 S. 705.

Hiket. 947, der ältesten Stelle, wo uns die Griechen Papyrusrollen, *βίβλοι*, erwähnen.[1]) *πτυχαὶ βίβλων* sind also Falten der Rollen.

Theokrit 16, 6

Auch *πετάννυμι*, „ausbreiten", konnte auf die entfaltete Schriftfläche der Buchrolle Anwendung finden, und so benutze ich die Gelegenheit, hier noch eine Stelle des Theokrit zu interpretieren, die nicht richtig aufgefaßt zu werden pflegt. Theokrit schreibt in seinen *Χάριτες*, Idyll 16, über seine Huldigungsgedichte, die er *χάριτες* nennt und die er in die Häuser der Vornehmen zu schicken pflegt, v. 5 ff.:

τίς γὰρ τῶν ὁπόσοι γλαυκὰν ναίουσιν ὑπ' ἀῶ
ἡμετέρας χάριτας π ε τ ά σ α ς ὑποδέξεται οἴκῳ
ἀσπασίως, οὐδ' αὖθις ἀδωρήτους ἀποπέμψει;
αἱ δὲ σκυζόμεναι γυμνοῖς ποσὶν οἴκαδ' ἴασι
πολλά με τωθάζοισαι ὅτ' ἀλιθίαν ὁδὸν ἦνθον,
ὀκνηραὶ δὲ πάλιν κενεᾶς ἐν πυθμένι χηλοῦ
ψυχροῖς ἐν γονάτεσσι κάρη μίμνοντι βαλοῖσαι,
ἔνθ' αἰεί σφισιν ἕδρα, ἐπὴν ἄπρηκτοι ἵκωνται.

Die *χάριτες* sind hier als Buchröllchen und zugleich in allerliebster Weise persönlich wie ein menschliches Wesen gedacht; deshalb haben sie Füße (v. 8) und murren, in sich eingefaltet, gleichsam das Haupt auf den Knien (v. 11); ihr Aufenthalt aber, zu dem sie heimkehren, ist der Bücherkasten, *χηλός* (v. 10), in dem sie immer sitzen, wenn niemand sie benutzt (v. 12), und hierdurch wird angezeigt, daß wir auch das *πετάσας*, das sich im v. 6 auf den Empfänger bezieht, in dem nächstliegenden Sinn vom Aufrollen des Buchs zu verstehen haben. Daß der Empfänger das übersendete Buch aufrollt, geht voran, da er sich erst vom Inhalt der Sendung überzeugen muß; erst danach entscheidet er, ob er es *ἀσπασίως ὑποδέξεται* oder *ἀδώρητον ἀποπέμψει*.

βίβλος, *liber* stets Chartarolle

Dies Chartabuch heißt nun ferner *βύβλος*, *liber*. Überall, wo diese Wörter *βύβλος* und *liber* sich finden, sind wir gezwungen, an Rollenform zu denken. Denn Bücher in Tafelform heißen nie so. Diese meine These hat sich mir mehr und mehr bewährt, je umfassender ich meine Lektüre ausdehnte; sie ist definitiv gesichert durch E. Sprockhoff, De libri voluminis *βίβλον* sive *βιβλίον* vocabulorum usurpatione, Marburg 1908. Daß *liber* einzelnes Convolut, *unius voluminis*, sagt uns noch Isidor Or. 6, 13. Daher steht *liber* zu *membranae* gradezu in Gegensatz, z. B. bei Optatus[2]) VII 1: *damnentur etiam illi qui neglectas membranas aut libros ita posuerunt, ut eos domesticae bestiolae, hoc est mures, ita corroserint ut legi non possint.* Hier sind *membranae aut libri* „Pergamentcodices oder Chartarollen".[3]) Appian, Mithridat. 111 erzählt, daß man, als Pharnakes zum König ausgerufen wurde, aus einem Heiligtum eine *βύβλος* hervorholte und ihm statt der Krönung, *ἀντὶ διαδήματος*, damit die Stirn umwand. Hier bezweifelt Gardthausen S. 50, daß mit *βύβλος* eine Papyrusrolle gemeint sein könne. Wir erinnern uns aber vielmehr der mimusartigen Szene in Alexandria, die uns Philo (gegen Flaccus c. 5 f.) beschreibt, wo der armselige Karabas als König gekrönt wird, indem man gleichfalls einen offenen *χάρτης* auf seinem Kopf als Diadem zusammenlegt.[4]) *βύβλος* ist überall die Chartarolle.

---

[1]) Diese Stelle ist von Schubart S. 29 durchaus mißverstanden, der *πτυχαί* mit „Klappen" übersetzt.

[2]) Corp. script. eccles. lat. Bd. 26.

[3]) Mehr bei Krämer S. 61.

[4]) Vgl. Preuß. Jahrbb. Bd. 137 S. 97;

ebenso βιβλίον

Was von *βύβλος* und *liber*, dasselbe gilt der Hauptsache nach auch von *βιβλίον*[1]) und *libellus* (über *libellus* s. auch unten S. 292). Weil man zum Zweck des Zusammenfassens der Seitenmassen nur das Verfahren des Rollens kannte, deshalb hat der Grieche niemals das Bedürfnis empfunden, zur Veranschaulichung oder Unterscheidung der Buchformen noch besonders von *εἰλητάριον* oder *ἐνείλημα* zu reden, Wörter, die erst spät und selten in Gebrauch kamen,[2]) während der Römer allerdings überall da *volumen* sagte, wo er an die äußere Form des rollbaren Buchs dachte.[3]) Es ist also zu betonen, daß auch *βιβλίον* überall nur die Buchrolle ist (oben S. 264). Es gibt meines Wissens keine Stelle, wo wir gezwungen wären, *βιβλίον* mit Wachstafel zu übersetzen. Anschaulich dagegen sind viele Äußerungen, wie der *οὐρανὸς* als aufgerolltes *βιβλίον* in der Johannesapokalypse 6, 14; in der anderen und apokryphen Johannesapokalypse wird visionär ein *βιβλίον* von Riesengröße geschaut: es hat das *πάχος* von sieben Bergen, sein *μῆκος* aber (im aufgerollten Zustand) ist unabsehbar, wogegen in den „Fragen des Bartholomäus" der Erdkörper, den man sich als Zylinder dachte, mit dem *βιβλίον* verglichen wird (vgl. „Buchrolle" S. 213). Besonders sei noch Pausanias zitiert, der 4, 26, 8 von einem Text redet, der sich auf gerolltem Zinn (*κασσίτερος*) befand, und hinzufügt: „er war eingerollt, wie die *βιβλία* es sind": *ἐπείλικτο ὥσπερ τὰ βιβλία.* Hier ist nicht nur klar, daß *βιβλίον* Rolle ist, sondern sie ist speziell eine solche, die aus einem anderen Material als Zinn besteht, also die Rolle aus *βύβλος*, aus Papyrus. Die Ausnahmen zu dem Gesagten, die ich weiterhin anzuführen haben werde, betreffen nur den Fall, daß *βιβλία* gelegentlich, aber ganz selten als Teile eines Buchs erscheinen. Das ist dann in der Weise aufzufassen, wie auch die Ägypter die Einzelteile oder Kapitel einer Buchrolle „Rollen" nannten.[4])

volumen

Um die Rolle als Rolle zu bezeichnen, brauchte der Grieche demnach vorzugsweise die Wörter *βύβλος*, *βυβλίον* (oder *βίβλος*, *βιβλίον*), *χάρτης*, *χαρτίον*. Weitere Termini aber sind *τόμος* und *τεῦχος*. Und zwar bezeichnet *τόμος*, „der Schnitt", niemals ein Schriftwerk, sondern stets nur die Rolle als solche, und zwar die Rolle, insofern sie durch Abschneiden aus einem größeren Papierkonvolut hergestellt ist. Als die Araber Ägypten eingenommen hatten, wurde dem *χάρτης* eine Länge von 30 arab. Ellen = 14½ Meter gegeben; schnitt man zwei Drittel davon ab, so hieß das *τόμος*.[5]) Der *tomus* konnte also immer noch sehr umfangreich sein, wie auch die zehn *τόμοι* des Antisthenes beweisen, deren jeder etliche Schriften des genannten Philosophen enthielt.[6]) Der inschriftlich überlieferte Terminus *tumi maiores*[7]) aber beweist, daß es auch kürzere Rollen, *tomi minores*, zur Auswahl gegeben haben muß. Besonders bei mehrbücherigen Werken war die Bezeichnung *τόμοι* für die einzelnen Bücher derselben

τόμος

Histor. Vierteljahrschrift ed. SEELIGER, 1912, S. 400.

[1]) Zu *βιβλίον* vgl. E. NESTLE in Ztschr. f. wissenschaftl. Theologie L Heft 1 S. 91, wo auch über *bibliotheca* = „Bibel".

[2]) Buchwesen S. 25.

[3]) Genaueres über *volumen* bei SPROCKHOFF a. a. O.

[4]) Siehe Buchrolle S. 19.

[5]) KARABACEK, Das arabische Papier S. 17.

[6]) Diog. Laert. 6, 15 f.; Buchwesen S. 449.

[7]) Siehe JOH. SCHMIDT, Rhein. Mus. 47 S. 325 f., der freilich den Ausdruck unrichtig gedeutet hat. Vgl. unten S. 280.

im Gebrauch;[1]) ich zitiere Mark Aurel bei Fronto ad M. Caes. 2, 10: *feci ... excerpta ex libris sexaginta in quinque tomis.* Interessanter die Stelle in den Itinera Hierosolymitana ed. Geyer (Wiener Corpus Bd. 38) S. 161, wo *tomus* als Einzelbuch und zugleich deutlich als Rolle erscheint: *ibi* (in Nazaret) *etiam sedit* (v. l. *pendit*) *in sinagoga tomus, in quo abed habuit Dominus impositum,* d. h. woraus Jesus das Alphabet lernte.[2])

Hier sei eine Anmerkung über *scapus* und *tomi scripti* eingeschaltet. Wenn nämlich in den Glossaren *scapus certus numerus tomorum cartae scriptae* definiert wird,[3]) so kann Scapus, wie ich meine, in diesem Fall nicht die vorhin S. 268 festgestellte Bedeutung haben, sondern muß vielmehr ein Bündel, ein *fasciculus* sein.[4]) Denn der von Plinius erwähnte Scapus enthält jedenfalls nur unbeschriebene Charta. Mit Schrift gefüllte *τόμοι* konnten nimmermehr zu einem zwanzigblätterigen Scapus im Sinne des Plinius verbunden werden. Wir müssen uns erinnern, daß uns die Glossare den Sprachgebrauch des 5. oder 6. Jahrhunderts n. Chr., also einer Zeit vorführen, die vierhundert Jahre von Plinius entfernt ist. scapus chartae scriptae

Wenden wir uns zum *τεῦχος*. Das Wort *τεῦχος* bezeichnet erst im byzantinischen Mittelalter den gehefteten Codex; im Buchwesen des Altertums hat es zwei Werte, die für uns in Betracht kommen: entweder das Gefäß, in dem man eine Anzahl von Rollen aufbewahrte (so bei Xenophon Anab. 7, 5, 14 und Anthol. Pal. 9, 239) oder aber die Buchrolle selbst, die *τεῦχος* hieß, insofern sie die Schrift wie ein Gefäß in sich aufnimmt.[5]) Dies habe ich „Buchrolle“ S. 21 f. erwiesen; es ist bald hernach auch durch ein inschriftliches Zeugnis bestätigt worden.[6]) Durch die Erkenntnis dieser geringfügigen Tatsache sind erhebliche Schwierigkeiten endlich hinweggeräumt. τεῦχος

Schließlich tritt auch nicht selten *λόγος* für *βύβλος* im Sinne des einheitlichen Buchtextes ein. Ein mehrbücheriges Werk pflegt deshalb *λόγοι*, nicht *λόγος* zu heißen; so die Bücher des Xenophon Ephesius, die sibyllinischen Bücher u. a.[7]) Besonders deutlich erscheint *λόγος* als Buch bei Philostrat Apoll. Tyan. 3, 27: *ἐγγράψαι αὐτὰ ἐς τὸν αὐτοῦ λόγον.* Lesen wir bei Plato, Phaedr. p. 270 A, vom Anaxagoras, daß er über den *νοῦς* und seine Natur *τὸν πολὺν λόγον ἐποιεῖτο,* so ist das auch dort schon ein Ausdruck des Buchwesens und bedeutet, daß die berühmte Schrift des Anaxagoras eine Rolle starken Umfangs war. Platos Schriften wurden von den Grammatikern in „Trilogien“ oder „Tetralogien“ gruppiert; jede war also, auch Staat und Gesetze, nur je ein *λόγος*, und das setzt voraus, daß für diese die uns vorliegende und unechte Buchteilung nicht berücksichtigt λόγος

[1]) Vgl. Buchwesen S. 25 f. Ueber den in Alexandria gefundenen steinernen Kasten mit der Aufschrift ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΗΣ Γ ΤΟΜΟΙ s. A. J. Reinach, Extrait du Bulletin de la Société archéol. d'Alexandrie Nr. 11 (1909).

[2]) *τόμος* unsicher bei Hyperides (Le nouveau papyrus d'Hypéride, s. E. Revillout in Revue des études gr. 1889 fasc. 1 S. 1 ff., daselbst col. III); nach Chr. Jensen ist die Lesung hinfällig.

[3]) Corp. gl. l. V 610, 60 u. sonst ähnlich; Buchwesen S. 141.

[4]) Die Erklärung, die Joh. Schmidt a. a. O. zu geben versuchte, *tomus* sei hier so viel wie *plagula*, ist unhaltbar.

[5]) Auch der *penis* hieß *vasculum*; die geschlossene Buchrolle aber wurde mit jenem verglichen: Buchwesen S. 17.

[6]) Siehe U. Wilcken, Hermes 44 S. 150.

[7]) Buchwesen S. 28 f.; 447; 448; 466; 477, 2.

worden ist. Seitdem dagegen die Dialoge von den Verfassern auf Bücher disponiert und in jedem der Bücher womöglich eine besondere Sprechszene vorgeführt wurde, wie bei Aristoteles, Satyros und Cicero (oben S. 198), zerfiel der Dialog in mehrere *λόγοι* oder *διάλογοι*, und daher heißt bei Asconius p. 19, 26 ed. Stangl Ciceros Werk De oratore pluralisch *dialogi*; denn das Werk besteht aus drei Büchern.

βίβλος, liber umfaßt nie mehrere Bücher

Aus diesen Feststellungen ergibt sich nun weiter die kategorische Schlußfolgerung, daß mit *βύβλος*, *βιβλίον*, *liber*, *volumen* im Singular niemals ein mehrbücheriges Werk bezeichnet sein kann; wo immer es sich um ein solches handelt, steht der Plural *βιβλία*, *libri*. Scheinbare Ausnahmen zu dieser Regel erklären sich daraus, daß *liber* nicht nur „das Buch“, sondern auch „ein Buch“ heißen kann. Wer wollte, wenn wir z. B. bei Plinius epist. 6, 20, 5 lesen: *posco librum Titi Livi*, behaupten, das ganze Liviuswerk werde da als *liber* bezeichnet? Wir haben „ein Buch des T. Livius“ zu übersetzen. Ähnlich Plin. epist. 9, 13, 18 u. sonst.[1]) Sämtliche Zitate und Büchererwähnungen bei Cicero, Gellius und Athenaeus hat Sprockhoff zusammengestellt und die gegebene Regel vollauf bestätigt gefunden. Wo Gellius sie wirklich einmal zu verletzen scheint, da ergibt sich, was auch sonst feststeht, daß er die Werke gar nicht selbst kannte, die er zitiert; wo Athenaeus sie verletzt, da liegt Textverkürzung vor, und die betreffenden Buchzahlen sind weggelassen; denn der Text des Athenaeus verfiel z. T. dem Exzerptor. Aber diese Fälle sind außerordentlich selten und verschwinden ganz in der Masse.

Und wir folgern nun also z. B., wenn Athenaeus p. 680 D *Ἀπίων ἐν τῷ περὶ τῆς Ῥωμαικῆς διαλέκτου* zitiert, daß dies Werk Apions, wie der Singular *ἐν τῷ* anzeigt, einbücherig und nicht umfangreicher war als etwa Ciceros Orator. Nennt Vellejus sein Geschichtswerk *volumen*, so erschien dasselbe ursprünglich unzerlegt in einer einzigen Buchrolle. Heißt die Odyssee des Livius Andronicus bei Gellius *liber*, so fehlte auch ihr ursprünglich die Buchteilung.[2])

βίβλος, liber nie Teil eines Buchs

Ebenso kann nun aber auch *liber*, weil „Buchrolle“, niemals Teil eines Buches sein (anders steht es ab und zu und unter besonderen Umständen mit *libellus*, s. S. 292), und es ist ausgeschlossen, daß z. B. die pseudovergilischen „libri“ Culex, Ciris etc. jemals zusammen in einer Rolle überliefert worden seien. Denn jedes dieser Gedichte galt eben nach ausdrücklichem Zeugnis als ein „liber“.[3]) Friedländer folgerte aus Martial III 1, 3, daß Martials Bücher I und II zusammen als ein *volumen* erschienen seien, was weder sachlich möglich, noch durch den Wortlaut jener Stelle selbst irgendwie begründet ist. Die Worte sind:

Hunc legis et laudas librum fortasse priorem.
Illa vel haec: mea sunt, quae meliora putas.

So ist meines Erachtens zunächst im v. 4 zu interpungieren; der Sinn: sive haec sive illa meliora putas, mea sunt. Im v. 3 aber steht der Singular *liber prior*, während hier doch, wie man meint, auf beide Bücher I und II zurückgeblickt werden mußte. Aber es genügt durchaus, an-

[1]) Buchrolle S. 23 Anm.
[2]) Buchrolle S. 34: Sprockhoff S. 27 f.
[3]) Siehe Catalepton S. 8. Auch die Copa heißt *liber* bei Charisius p. 63, 11 K.

zunehmen, daß Martial hier nur auf Buch II zurückblickt; überdies aber steht fest, daß *liber prior* auch allgemein „eines der voraufgehenden Bücher“ heißen kann; denn *liber* heißt, wie soeben S. 276 gezeigt, nicht nur „das Buch“, sondern auch „ein Buch“. Also: „du liest dies Buch und dein Lob gilt vielleicht nur einem früheren Buche“. Warum aber hat Martial hier nicht *libros priores* im Plural geschrieben? Der Vers hätte alsdann mit viermaligem Schluß-s gelautet:

Hunc legis et laudas libros fortasse priores.

Der Dichter wollte den verhaßten Sigmatismus vermeiden (vgl. Kritik und Hermeneutik, oben S. 78 f.). Damit ist alles erklärt.

Erst im 7. Jahrhundert v. Chr. erschloß König Psammetich Ägypten dem griechischen Handel. Erst damals kann die Chartarolle den Griechen zugänglich geworden sein, und sie verdrängte durch ihre Vorzüge allmählich und ziemlich rasch alle anderen Beschreibstoffe, welche Vorherrschaft des Papyrus dann bei Griechen und Römern bis in das 5. Jahrhundert n. Chr. hinein gedauert hat. Von Dichtern des 8. und 7. Jahrhunderts v. Chr., wie Hesiod und Archilochos, auch von Alkman, sind wir anzunehmen genötigt, daß sie ihre, verhältnismäßig nicht umfangreichen Einzelwerke noch auf Holz oder Blei niederschrieben und die Texte alsdann in Tempel aufstellten und sicherten. Die Tempelarchive waren die ersten Hüter der Litteratur.[1]) Daß dagegen im 6. Jahrhundert die Prosalitteratur bei den Griechen beginnt, muß mit dem Aufkommen des Papyrusbuchs, das allein bequem lesbar war und auch umfangreichere Texte aufnahm, zusammenhängen. Ebendeshalb kann erst damals Homer gebucht worden sein, man mag von der Pisistratuslegende halten, was man will; erst damals erweiterte Stesichoros die melische Kunst zu umfangreichen Gesängen, die wiederum ohne solches Buch nicht denkbar; jedes der 26 Bücher, die man von Stesichoros hatte, war mutmaßlich ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Opus. Erst durch dies Buch ist endlich auch die Tragödie des Aeschylus möglich geworden.[2]) Das 6. Jahrhundert hat also eigentlich erst eine Litteratur in Buchform gebracht, und hierauf stützt sich, was ich oben S. 221 ausgeführt; es ist dasselbe Jahrhundert, in dem beiläufig auch bei den Juden und Israeliten mit dem Propheten Hesekiel eine Litteratur in Buchform, eine wirkliche Schriftstellerei begann.[3])

Aufkommen der Papyrusrolle bei den Griechen

Man hat gezweifelt, ob die Papyrusrolle wirklich so früh bei den Griechen in Aufnahme gekommen sei, weil man in der älteren griechischen Litteratur ihre ausdrückliche Erwähnung vermißte. Aber ein Zeugnis reicht aus. Die *βίβλοι* bei Aeschylus Hiket. 947 sind Beweises genug. Aeschylus nahm hier deshalb Anlaß, die *βίβλοι*, die aus Ägypten stammenden Buchrollen, zu erwähnen, weil an dieser Stelle die Rede des Sprechers grade an Ägypter gerichtet ist.[4]) Vor allem aber hat die Be-

[1]) Buchrolle S. 211 f. und 222 f.; ein Exemplar des Alcaeus in einem dreieckigen Behälter befand sich im Schatz des delischen Apoll; s. Homolle in Monuments grecs VIII (1878) S. 49.

[2]) Buchrolle S. 212.

[3]) Siehe K. Budde, Gesch. der althebräischen Litteratur S. 151; Neue Jahrbb. XIX (1907) S. 702.

[4]) Centralblatt 17 S. 551.

trachtung der Bildwerke Aufklärung und Sicherheit gebracht. Denn auf zahlreichen Vasenbildern und Werken der Plastik und Koroplastik des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr., die ich „Die Buchrolle in der Kunst“ S. 46, 80, 81, 92, 110, 119, 138, 139, 142 ff., 147, 148, 156, 157, 158 besprochen und zum Teil in Abbildung vorgeführt habe (das älteste Monument der Art ist vielleicht die Terrakotta ib. Abb. 91), erscheint die Papyrusrolle tatsächlich im Gebrauch der Griechen und ihres Kulturlebens, und zwar als einzige Buchform. Ein anderes Lesebuch gab es auch schon in jenen Zeiten nicht.

Wenn also Herodot, wo er über Ägypten handelt, von den *βιβλία*, die man von dort bezog, nicht erst besonders redet, so erklärt sich dies einfach genug daraus, daß der Gebrauch dieser *βιβλία* zu bekannt, daß er allen Griechen geläufig war. Denn Herodot will von den ägyptischen Sitten und Gebrauchsgegenständen nur das beschreiben, was dem Griechen nicht geläufig war. Die Papyrusrolle war damals schon das einzige „Buch“, das man hatte.[1])

Kostbarkeit der charta

Daß die Chartaproduktion des kleinen Nildelta ausreichte, die ganze Kulturwelt jahrhundertelang mit Papier zu versorgen, muß wundernehmen. Das Papyrusschilf wuchs auch in Syrien, auch in Italien; aber nur an den Mündungen des Nil wurde es als Kulturpflanze planvoll gezüchtet, nur dort gab es Fabriken mit uralter Tradition; die Chartafabrik des Fannius in Rom war nur eine ephemere Erscheinung, die mutmaßlich der Zeit des Kaisers Augustus angehörte. In der Tat war die Charta denn auch für den Ägypter schon in den älteren Zeiten, als sie noch nicht exportiert wurde, ein wertvoller Gegenstand, mit dem man auf das sparsamste umging (Buchrolle S. 7 f.); sie war zu allen Zeiten ungebührlich teuer. Und der Grieche geizt womöglich noch mehr als der Ägypter. Einen Thukydideskommentar stellt er, um zu sparen, auf die Rückseite von Urkunden, die er zu diesem Zweck erst zusammengeklebt hat: Oxyr. Pap. Bd. VI 986. Ebenda VI 927 wird eine Hochzeitseinladung auf der Rückseite eines Streifens geschrieben, der aus zwei Urkunden ausgeschnitten und zusammengeklebt ist. Die erhaltenen Homerpapyri sind vielfach so beschaffen, daß auf dem Recto der Charta Rechnungen und anderes Geschäftliche steht, der Homer mit dem Verso vorlieb nehmen muß. Das bekannte Fragmentum eroticum steht auf der Rückseite eines Geschäftskontraktes u. s. f. u. s. f. (mehr der Art Buchrolle S. 30).

Über den Chartamangel jener Zeiten und das Hochtreiben des Einkaufspreises redet betreffs der charta hieratica einmal ausdrücklich Strabo S. 800; es sind die *τινὲς τῶν τὰς προσόδους ἐπεκτείνειν βουλομένων*, von denen er sagt: *οὐ γὰρ ἐῶσι πολλαχοῦ φύεσθαι (τὴν βύβλον), τῇ δὲ σπάνει τιμὴν ἐπιθέντες τὴν πρόσοδον οὕτως αὔξουσι, τὴν δὲ κοινὴν χρείαν διαλυμαίνονται.* Sehen wir uns nach genaueren Ansätzen um, so kostete im Jahre 407 v. Chr. ein *χάρτης*, d. i. eine leere Chartarolle, in Athen 1 Drachme 2 Obolen,[2]) und dieser Preis war ziemlich ständig; denn aus Delos erhalten wir für den *χάρτης* ungefähr die nämlichen Ansätze: 1 Drachme 4 oder

---

[1]) Genaueres hierüber ebenda S. 552. [2]) Buchwesen S. 433; Buchrolle S. 27 f.

5 Obolen.[1]) Das würde in modernem Geldwert etwa 4 Mark bedeuten, während wir heute gewiß für 40 Pfennige das gleiche Quantum Papier haben können. Weitere antike Preisansätze findet man „Buchrolle“ S. 28, Gardthausen S. 68. Anschaulicher als sie aber ist die Vergleichung des Wertes anderer Bedürfnisartikel; die „Herstellung“ eines einzigen χάρτης war, wie a. a. O. gezeigt ist, ebensoviel wert wie fünf Laib Brot, fast ebensoviel wie ein Hemd (χιτώνιον). Das sind ganz ungeheuerliche Wertverhältnisse. Und wir begreifen hiernach, daß Kaiser Firmus allein mit den Einnahmen, die er als Privatmann aus seinen Papyrusfabriken in Ägypten bezog, ein ganzes Kriegsheer unterhalten konnte.[2])

ratio chartaria, Regelung des Vertriebs

Wer in einer Landstadt wohnte, konnte sich, wie wir beim jüngeren Plinius sehen, überhaupt keine charta anschaffen,[3]) weil der Handel sie nur in die großen Emporien trug. Wiederholt traten ferner in Ägypten Mißernten ein, und ein allgemeiner Papiermangel war dann die Folge (s. Buchrolle S. 34). Weil von der Ernte und dem rechtzeitigen Eintreffen der ägyptischen Handelsflotten alles abhing, so mußte für Rom die Chartaeinfuhr ebenso reguliert und beaufsichtigt werden wie die Kornzufuhr, und der res frumentaria oder cura annonae entsprach die res chartaria, von der wir hier handeln. Erstlich wurden besondere Papierspeicher, *horrea chartaria*, in Rom angelegt,[4]) damit stets Vorrat und bei Notlage Reserven zur Verfügung stünden; ferner griff, wenn der Mangel wirklich empfindlich wurde, der Senat selbst ein und beaufsichtigte die Verteilung dieser Reserven;[5]) vor allem hielten die Kaiser selbst ihre Hand darüber; ein besonderes Verwaltungsressort des kaiserlichen Hauses war die *ratio chartaria*, die den Verkauf dauernd und gleichmäßig reguliert haben muß; im Dienst dieses Ressorts standen kaiserliche Freigelassene als *officiales rationis chartariae*, CIL. VI 8567.[6])

[1]) Siehe Homolle in Biblioth. des écoles franc. 1887 S. 12 und Bull. de corr. hell. 1890 S. 398; Gardthausen S. 68, 4.

[2]) Oben S. 263 Anm. 5.

[3]) Vgl. auch Hieron. epist. 11, 1: *cartae exiguitas indicium solitudinis est.*

[4]) Siehe Jordan-Hülsen, Röm. Topograph. III S. 329.

[5]) Plin. nat. hist. 13, 89: *ut e senatu darentur arbitri dispensandae.*

[6]) O. Hirschfeld, Verwaltungsbeamte, 1905, S. 29 ff.; Gardthausen S. 70. Daß die Kaiser selbst als Nachfolger der Ptolemäer in Aegypten regelmäßige Revenüen aus der dortigen Papierindustrie bezogen, ist nicht glaublich; s. oben S. 263, 5. Wohl hat der Statthalter des Augustus, Cornelius Gallus, sich dort zeitweilig um die Fabrikation selbst bekümmert; aber die *charta Corneliana* hielt sich nicht (Buchwesen S. 250). Die Papierbezeichnungen *charta Augusta, charta Livia* aber sind nur ehrende Bezeichnungen; dies sagt Isidor (Sueton) 6, 10 ausdrücklich: *Augustea regia in honorem Octaviani Augusti appellata,* ebenso Plinius oben S. 265 Zeile 5, und sie beweisen also für kaiserliche Fabriken gar nichts. Auch unsere Kaiser haben kein Monopol auf Tinte, obschon es bei uns „Kaisertinte“ gibt. Es war eine Absonderlichkeit, daß Kaiser Claudius die Herstellung der *charta Claudia*, die alsbald alle anderen Sorten übertraf, selbst wirklich veranlaßte; in dieser Tatsache verraten sich jedoch lediglich die intensiv grammatisch-litterarischen Interessen dieses Kaisers, der ja auch drei neue Buchstaben in das Alphabet eingeführt hat; Weiteres läßt sich aus ihr nicht folgern. — Zu dieser Anmerkung muß ich eine weitere Anmerkung hinzufügen. In den zitierten Worten des Isidor wird Kaiser Augustus *Octavianus Augustus* und nicht *divus* genannt. Daraus folgerte Wünsch (a. a. O. S. 2191), die Quelle, aus der Isidor, d. i. Sueton, geschöpft habe, müsse der Lebenszeit dieses Kaisers selbst angehört haben, da eben sonst *divus* zu fordern wäre. Das trifft nicht zu; die Spätzeit nennt den Kaiser auch sonst einfach *Octavianus Augustus*; das tut z. B. der Theodosiusbrief bei Ausonius p. 3 ed. Peiper. Diesem Sprachgebrauch hat sich Isidor angeschlossen. Auch das Adjektiv *Augustea*, das wir bei ihm lesen, verrät deut-

Für welches andere Schreibmaterial ist sonst je Ähnliches geschehen? und wie groß mochte die Schwierigkeit der regelmäßigen Beschaffung von Charta erst in Antiochia, Smyrna, Pergamum, Corduba und anderen Plätzen der weiten Welt sein, die solcher Fürsorge entbehrten? Man hat den Eindruck, daß die Fabrikanten am Nil gradezu einen Trust bildeten; sie beeinträchtigen selbst den Gebrauch der Charta (*τὴν χρείαν διαλυμαίνονται*), sagt Strabo, oben S. 278. Darin liegt eine Einhelligkeit des Verfahrens dieser Leute. Wie ängstlich man in den Provinzen den Verbrauch der Charta bemaß, veranschaulicht uns einmal das Edikt des Ulpius Mariscianus über die Sporteln,[1]) wo für die drei Arten der Prozeßverhandlungen, postulatio, contradictio und causa in urguenti finienda, Z. 41 f., Folgendes vorgeschrieben wird: *carta in postulatione singuli tumi* (= tomi) *sufficiunt maiores:*[2]) *in contradictionibus quaternos maiores, in definito negotio numquam amplius quam sex a litigatore exigi oportebit.* Besonders in dem *numquam amplius* verrät sich die große Sorge, daß ja nicht zu viel Charta verbraucht werde.

Infolge dieser Schwierigkeiten und Teuerungen entstand daher außerhalb Ägyptens schon früh das Verlangen, ein Konkurrenzmaterial zu schaffen, und es kam etwa im 3. Jahrhundert v. Chr. oder vielleicht auch schon früher ein Verfahren auf, die Tierhaut (oben Nr. 9) für Buchzwecke kunstvoller zu präparieren und brauchbarer zu machen. Dies führt uns an letzter Stelle zur Besprechung des Pergaments.

15. Das Pergament.

membranae, pergamena

Der lateinische Ausdruck für Pergament ist fast ausschließlich nur *membranae*; bei den Griechen bleibt *διφθέραι* auch jetzt allein das Übliche; nur daß man bisweilen auch *μεμβρᾶναι* von den Römern entlehnte (so schon Paulus 2. Tim. 4, 13). Die Bezeichnung *pergamena, περγαμηνόν*, findet sich vielleicht zum erstenmal im Jahr 301 n. Chr., im Edikt Diocletians De pretiis rerum venalium.[3]) Der Verfertiger des Pergaments hieß nur *διφθεράριος, membranarius*, wie dasselbe Edikt (7, 33) zeigt.

nicht in Pergamon erfunden

Wann der Gebrauch des Pergaments aufkam, bleibt unsicher. Denn wenn Varro bei Plinius 13, 68 zweierlei lehrt, im 3. Jahrhundert v. Chr. sei in Alexandria unter den Ptolemäern die Charta „erfunden“ (*reperta*) und bald hernach im 2. Jahrhundert seien dann bei der Konkurrenz der pergamenischen Bibliothek mit der Bibliothek Alexandrias in Pergamum auch die *membranae* „erfunden“ (*repertae*) — Varro denkt dabei an König Eumenes II (197—159 v. Chr.) —, so ist die erste Belehrung absurd, und damit ist auch die zweite diskreditiert.

Fassen wir zunächst den ersten Irrtum ins Auge. Wie konnte er entstehen? Die Sache ist klar. Der Römer hielt in seiner Unkenntnis der naturgeschichtlichen Dinge die Charta irrig für Baumbast (oben S. 253) und

lich jüngere Sprache; die Bezeichnung *charta Augusta*, die Plinius gibt, ist die authentische. Am wichtigsten wäre es, die Quelle zu erraten, die Plinius seinem Traktat über die Charta zugrunde gelegt hat. Daß sie der Schlußzeit des Augustus oder der Zeit des Tiberius angehörte, ist wahrscheinlich.

[1]) Ephem. epigr. V S. 630 ff.

[2]) Zur Lesung *tumi* vgl. Joh. Schmidt, Rhein. Mus. 47 S. 326; vgl. *tumulus* oben S. 268.

[3]) Buchwesen S. 52.

übersetzte darum das griechische Wort *βίβλος* mit *liber* = „Bast“, während er das Wort *χάρτης* in der Form *charta* beibehielt. Man las nun die älteren griechischen Autoren durch, fand in ihnen wohl das Wort *βίβλοι*, *βιβλία*, also Bastbücher, aber nirgends das Wort *χάρτης* erwähnt[1]) und schloß: also war die *charta* nicht *reperta*; den älteren Hellenen war dies Material also noch unbekannt, sie hatten nur auf Bast geschrieben. Nicht aus einer besonderen Überlieferung über griechisches und ägyptisches Buch- und Bibliothekswesen, sondern aus Zusammenlesen von Litteraturstellen, wie wir es heute auch noch ausführen können, entnahm man die Entscheidung in dieser Frage. Daher sind auch die Einwände, die man hernach gegen Varro erhob, von derselben Art, Plin. 13,84 f.: bei Cassius Hemina stehe doch zu lesen, in dem ausgegrabenen Sarg Numas habe man Bücher aus *charta* gefunden; also gab es *charta* schon zu König Numas Zeiten.

Der erste Irrtum Varros hat nun den zweiten Irrtum nach sich gezogen. Hatten die Alexandriner für ihre Bibliothekszwecke wirklich die *charta* erfunden, so mußten die Pergamener bei der offenkundigen Konkurrenz beider Zentren der Gelehrsamkeit natürlich das andere Schreibmaterial, die Membrane, erfunden haben: eine anekdotenhafte Zuspitzung von Vorgängen, deren Ursprung in Wirklichkeit weiter und betreffs der Charta viel weiter zurücklag.[2])

Allerdings aber muß Pergamon unter den Attaliden und auch noch hernach andauernd für die Membrane ein Hauptfabrikationsplatz gewesen sein. Das setzt eben dieselbe Darstellung des Plinius zweifellos als bekannte Tatsache voraus; und in der schwierigen und lückenhaft überlieferten Galenstelle XVIII 2 S. 630 K. ist dies gleichfalls ausgesprochen oder angedeutet. Ich entnehme einer freundlichen Mitteilung meines Kollegen Kalbfleisch, daß an dieser Galenstelle die einzig zuverlässige Pariser Handschrift Folgendes bietet: *τινὲς μὲν γὰρ καὶ πάνυ παλαιῶν βιβλίων ἂν εὑρεῖν ἐσπούδασαν πρὸ τριακοσίων ἐτῶν γεγραμμένα τὰ μὲν ἔχοντες, τὰ δὲ ἐν διαφορίοις φλύραις ὥσπερ τὰ παρ' ἡμῖν ἐν Περγάμῳ.* Daß am Schluß für *διαφόροις φιλύραις*, wie gedruckt wird, *διφθέραις* zu lesen, konjizierte Cobet,[3]) während ich durch Umstellung zu helfen suchte.[4]) Kalbfleisch proponiert mir unter der Annahme, daß das überflüssige *ἔχοντες* aus *ἐν χάρταις* verschrieben sei, und unter Vergleichung der sehr ähnlichen Galenstellen XVII 2 S. 249, XVII 1 S. 922, auch VII 890, 16, folgende Herstellung: . . . *εὑρεῖν ἐσπούδασαν πρὸ τριακοσίων ἐτῶν γεγραμμένα, τὰ μὲν ἐν χάρταις, τὰ δὲ ⟨ἐν δέλτοις, τὰ δὲ⟩ ἐν διφθέραις ὥσπερ κτλ.* Werden auf diesem Wege die *φιλύραι* aus dem Text beseitigt, so bleibt doch Tatsache, daß der Schreiber des Archetyps von den *φιλύραι* als einem üblichen Beschreibstoff Kenntnis hatte. Die *διφθέραι* aber bedeuten keinesfalls Abschriften, sondern Brouillons; das zeigen die anderen zitierten Galenstellen; vgl. unten S. 289.

in Pergamon verwendet und hergestellt

---

1) In der älteren griechischen Litteratur steht es wohl tatsächlich nur einmal bei dem Komiker Plato (bei Pollux 7, 210).

2) Vgl. Centralblatt S. 553 f. Speziell sollte dann natürlich Krates das Pergament erfunden haben; s. Boissonade, Anekd. I S. 420: *Κράτης ὁ γραμματικὸς ὑπάρχων μετὰ Ἀττάλου τοῦ Περγαμηνοῦ ἐκ δερμάτων ἔκαμε μεμβράνας καὶ ἐποίησε τὸν Ἄτταλον ἀποστεῖλαι αὐτὰς εἰς Ῥώμην.*

3) Buchwesen S. 503.

4) Buchrolle S. 21, 1.

Zubereitung

Eine feinere Zubereitung der auf alle Fälle ungegerbten Tierhaut — es kommt besonders die Haut der Schafe, Ziegen, Kälber in Betracht, gelegentlich auch Antilopenfell — bestand in sorgfältiger Reinigung, in Entfernung der Haare und Beizung der Innenseite mit Kalk. Danach wurde das Fell noch, um auszubleichen, in Wasser gelegt, endlich mit Bimstein geglättet.[1]) Eine Stelle des Persius 3, 10 erklärt sich hieraus:

Iam liber et positis bicolor membrana capillis
Inque manus chartae nodosaque venit harundo.

Wir sehen, daß sich der Studierende, von dem an dieser Persiusstelle die Rede ist, erstlich des *liber* oder Litteraturbuchs zum Studieren und Lesen bedient, sodann der *membrana* zu eigenen Entwürfen, endlich der *chartae* zur Reinschrift; die *membrana* aber ist *bicolor* infolge der Entfernung der Haare: die eine Seite mehr gelblich, die andere weiß.

Frühes Vorkommen des Pergaments

Daß einst auch schon die wertvollen Membranbücher der Perserkönige und die gottesdienstlichen Lederrollen der Juden so sorgfältig hergestellt waren, ist eine naheliegende Vermutung (vgl. oben S. 256), ja, mehr als das: im Aristeasbrief wird die Feinheit des Pergaments, aus dem die gottesdienstlichen Rollen der Juden bestanden, ausdrücklich hervorgehoben.[2]) Vom Maler Parrhasios besaß man Zeichnungen auf *membranae* (Plin. 35, 68); auch hier muß, bei der Kostbarkeit dieser Zeichnungen, unbedingt dasselbe vorausgesetzt werden. Aus Persien kam das Verfahren mutmaßlich nach Pergamon.

gerollt, nicht geheftet

Jedenfalls herrscht aber auch hier, was nicht genug beachtet zu werden pflegt, wie bei der Charta, zunächst noch überall das System der Rollung. Nur darum können die Membranbücher *βιβλία* heißen (an der eben zitierten Galenstelle und auf der attischen Inschrift, oben S. 264); denn *βιβλία* sind Rollen. Von geheftetem Pergament, das zu Lesezwecken diente, erfahren wir bis zum Jahre 85 n. Chr. gar nichts. Die Idee der Heftung war noch unerfunden. Auch die auf Membrane geschriebene Ilias in der Nuß, die Plinius 7, 85 als ein Wunder der Miniaturschrift erwähnt, kann sehr wohl gerollt gewesen sein; denn das empfiehlt schon die Nußform. Sicher gilt dasselbe auch von der Landkarte auf Membrane bei Sueton, Domit. 10. Solche Pergamentrolle erkenne ich ferner auch auf dem Grabmonument des Architekten Statilius Aper, auf dem Capitol (Buchrolle S. 218); ebenso steht es mit den *δερμάτινα καὶ βύβλινα τεύχη* und *δερμάτινα βυβλία* auf der Inschrift von Priene;[3]) denn *τεύχη* sind wiederum Rollen, *βυβλία* ebenfalls (oben S. 275). Ausdrücklich redet auch Ulpian von solchen Pergamentrollen, Digest. 32, 52: *volumina sive in charta sive in membranis sint.* Und die *membranae consutae* bei Ulpian a. a. O. bedeuten gleichfalls zweifellos Rollen;[4]) denn zur Herstellung einer längeren Pergamentrolle war es eben unerläßlich, mehrere Häute zusammenzunähen, wie die Praxis des jüdischen Buchwesens zeigt und

[1]) Dies war zum wenigsten das Verfahren im Mittelalter; s. Muratori, Antiquit. It. II S. 370; H. Bresslau, Urkundenlehre I S. 887.

[2]) Vgl. Blau, Rivista israelit. S. 49.

[3]) Siehe Wilcken, Hermes 44 S. 150 f.

[4]) Näheres s. Buchrolle S. 21 Anm.: falsch aufgefaßt z. B. bei Marquardt-Mau S. 819.

wofür uns heute auch sonst noch aus dem Mittelalter Beispiele genug vorliegen.[1]) Durch Zusammennähen konnte auch den Pergamentrollen eine gewaltige Länge verliehen werden; das zeigen schon die hebräischen Thorarollen; ebenso auch die profanen und gottesdienstlichen Pergamentrollen des Mittelalters (unten S. 296 f.). Besonders alt und ehrwürdig die Wiener Pergamentrolle der Psalmen aus dem 6. Jahrhundert. Die Juristen Roms aber waren genötigt, ausdrücklich festzustellen, daß da, wo es sich um Vermächtnisse von *libri* handelte, solche Membranrollen auch als *libri* gelten sollten; denn *libri* bedeuteten eigentlich nur Bast-, d. h. Chartarollen.[2]) Membranrollen waren nicht libri, sondern nur „quasi" libri. Daher die Sorgfalt, mit der Ulpian hierbei verweilt.[3])

[1]) Ueber erhaltene liturgische Pergamentrollen Buchrolle S. 288; mehr bei Gardthausen S. 152 f.; über Exultetrollen auch Weinberger in Bursians Jahresber. Bd. 98 S. 127 und Bd. 106 S. 184.

[2]) Siehe oben S. 253 u. 280; Buchrolle S. 20; Buchwesen S. 87 f. u. 97 f.

[3]) Daß Pergament bei den antiken Kulturvölkern zunächst mit der Heftform gar nichts zu tun hatte, hebt auch Blau hervor, Rivista israelit. S. 78.

II. Die Verwendung der Beschreibstoffe.

A. Praktische Zwecke.

Blicken wir hiernach endlich zurück und fragen nach den Zwecken, denen die verschiedenen Beschreibstoffe gedient haben, so ist für mehrere von ihnen das Nötige schon in Obigem angegeben, und ich komme hier weder auf die Türen noch Alba noch Bleiplatten noch libri lintei zurück. Hervorhebenswert ist hier etwa nur das Folgende.

Senatsprotokolle in codices, d. h. Wachstafeln

Das stenographische Nachschreiben bei den Senatssitzungen geschah in Rom auf Wachstafeln oder geweißten Holztafeln, *codices*; s. Asconius p. 32, 6 ed. Stangl;[1] fälschlich versteht Schubart (S. 104) an dieser Asconiusstelle *codices* als Pergamenthandschriften. *codex* ist Holz (oben S. 260) und wird deshalb vor dem Jahr 200 n. Chr. stets nur von Holztafeln gebraucht. *In codicis extrema cera* schreibt deshalb Cicero Verrin. 1, 92.[2] Die Schnellschrift war vor allem Sache der *notarii*,[3] die nach ihrer Schreibtafel auch *cerarii*,[4] übrigens auch *exceptores* heißen;[5] aber auch die Senatoren selbst führten in der Curie Schreibzeug bei sich. Auch ein Bildwerk gibt Anschauung: der Stein des Asteris (Johnen S. 124) zeigt uns einen Tachygraphen des Altertums, der sich einer großen Schreibtafel bedient. Nach Herstellung des Protokolls wurden dann erstlich aus demselben die Senatsbeschlüsse entnommen und ausgehoben und in einem *liber* zusammengestellt (Cic. ad. Att. 13, 33, 3), woraus Josephus Antiqu. 14, 219 mit *δέλτῳ δευτέρᾳ* ein genaues Zitat gibt. Zweitens aber erschienen auch die vollständigen Senatsprotokolle in Buchform, und ein solches vollständiges Protokoll benutzt der Redner bei Plinius epist. 9, 13, 4.[6])

Familienchronik ebenso

Auch die Familienchronik in den Hausarchiven der Römer befand sich in solchen *codices*, die wir gleichfalls nur auf Holz- oder Wachstafeln deuten können.[7])

Geschäftsbuch des Kaufmanns im Holzcodex oder in Membrane

Für kaufmännische Buchführung, Kontrakte, Quittungen und anderes Geschäftliche diente die Charta besonders massenhaft in Ägypten; daselbst aber auch die Ostraka; in Rom dagegen wiederum die Tafel. Daß der *codex accepti et expensi* bei Cicero pro Rosc. com. 5 aus *tabulae*, Holz- oder Wachstafeln, bestand, bestätigt die Bezeichnung *tabulae accepti et expensi* ebenda § 2. Aber auch die Membranrolle diente dem Römer für diese

---

[1]) Siehe Buchwesen S. 96; Mommsen, Schriften II S. 363.

[2]) Vgl. Mommsen, Hermes II S. 116; oben S. 260 ff.

[3]) A. Mentz, Geschichte und Systeme der griechischen Tachygraphie, Berlin 1907; Johnen a. a. O.

[4]) Gardthausen S. 44.

[5]) Siehe Ulpian, Digest. 19, 2, 19; Augustin. epist. 141, 2 (falsch das Scholium zu Juvenal 7, 104).

[6]) Vgl. Arthur Stein, Die Protokolle des römischen Senats (43. Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Prag, 1904).

[7]) Plin. nat. hist. 35, 7.

Zwecke.[1]) *chirographa debitorum* auf *membrana* erwähnt Scaevola in den Digesten 32, 102, und bei Gaius steht, Digest. II 13, 10, 2: *argentarius rationes edere iubetur*, mit der Einschränkung: *ut non totum cuique codicem rationum totasque membranas inspiciendi describendique potestas fiat, sed ut sola ea pars rationum quae ad instruendum aliquem pertineat inspiciatur et describatur*. Der hier erwähnte *codex* wird Wachstafeln bedeuten, die *membranae* aber können gerollt sein (vgl. oben S. 282). Denn in der Tat erscheint auf den Bildwerken der Kaiserzeit die Rolle als Hauptbuch des Geschäftsmanns; s. „Buchrolle" S. 153, 167, 322 u. 66: aus der Rolle wird den Notaren, die ihrerseits auf Tafeln schreiben, diktiert.[2]) Eine dicke Geschäftsbuchrolle erwähnt auch Seneca epist. 87, 7: *magnus kalendarii liber volvitur*. Daß endlich auch bei den Gerichtsverhandlungen außerhalb Ägyptens Papyrusrollen, *tomi maiores*, in bestimmter Anzahl Verwendung fanden, lehrt uns das inschriftlich erhaltene Edikt, von dem S. 280 die Rede war.

Wieder etwas anders steht es mit Testamenten und Ehekontrakten; denn hier scheint, zum wenigsten in vornehmeren Familien, die Charta die Tafel allmählich verdrängt zu haben. Ehekontrakte auf Papyrus sind noch massenhaft erhalten; ständig erscheinen sie auf Sarkophagen als Rolle in der Hand des sponsus.[3]) Dasselbe zeigt sich bei den sogenannten *commentarii*, *ὑπομνήματα*[4]) oder Amtsführungsbüchern der Magistrate, vielleicht mit Ausnahme der Censoren.[5]) Das Amtsbuch eines Prokonsul als *codex ansatus* lernten wir oben S. 262 kennen. Sonst aber heißen z. B. die *commentarii pontificum* auch *libri pontificum*, waren also Rollen. Auch die *commentarii Caesaris* heißen *βιβλία* bei Plutarch, Anton. 15, also wieder Rollen; nicht anders die Munizipalakten der Stadt Caere, CIL. XI 3614; nicht anders die Protokolle bei der Rechtsprechung, Tacit. Ann. 15, 74. Ein Stenograph schrieb da zunächst auf Wachs; nachher geschah die Mundierung auf Papyrus.[6]) Auch das Hofjournal der Kaiser — die Ephemeriden — stand in Rollen mit Buchzählung.[7]) Endlich wurden auch die Gesetze und kaiserlichen Constitutionen in *βιβλία* gesammelt.[8]) Und daher wird der römische Kaiser, wie dereinst schon die alten ägyptischen Könige, auf Bildwerken regelmäßig mit der Buchrolle in der Linken charakterisiert, die den *liber principis* bedeutet, wie ihn Plinius epist. 5, 13, 8 nennt; das ist *τὸ τῶν ἐντολῶν βιβλίον* bei Lucian 19, 13. Die betreffenden Bildwerke sind von mir „Buchrolle" S. 68 f. besprochen (vgl. ebenda S. 335). Philostrat sagt uns, daß der Kaiser mit dem *βιβλίον* auch in die Gerichtsverhandlung geht.[9]) Ebenso stand es auch bei den jüdischen Königen; die Rolle in der Hand war ihr Kennzeichen.[10])

Ehekontrakte u. a.

Commentarii

Ephemeriden

constitutionum libri

[1]) Vgl. Buchrolle S. 66 f.

[2]) Vgl. M. Krämer S. 11. Ueber Buchführung in der Tempelverwaltung s. Walter Otto, Priester und Tempel im hellenistischen Aegypten II S. 145 ff.

[3]) Vgl. Buchrolle S. 67 f.; 243; Mommsen, Schriften II S. 342 f.; Rhein. Mus. 63 S. 48, 2; Mitteis-Wilcken a. a. O. I 2 S. 213 ff.

[4]) Auch neutr. *commentarium*; auch *actum*, Corp. gl. lat. II 467, 5.

[5]) Ueber die *tabulae censoriae* oben S. 263.

[6]) Mommsen, Strafrecht S. 516.

[7]) Script. hist. Aug., Aurelian 12, 4 f.

[8]) Premerstein a. a. O. S. 738, dessen ganzer Artikel „Commentarii" für diese Dinge nachzusehen ist. Vgl. übrigens das Anm. 3 Zitierte.

[9]) Philostrat Apoll. Tyan. 8, 1 fin. Ebenda 8, 4 wird auch der Advokat und Ankläger mit dem *βιβλίον ξυγγεγραμμένον τὰς αἰτίας* vorgeführt.

[10]) Blau, Rivista israelit. S. 69.

tabula und πίναξ auch gerollt

Hier ist der Ort, hervorzuheben, daß die Ausdrücke *tabula*, *tabella*, *πίναξ*, *πινάκιον*, wo wir sie in solchen Beziehungen lesen, oft täuschen und nicht wörtlich zu nehmen sind. Sie bedeuten ohne Zweifel oftmals gar nicht die Holztafel oder Wachstafel,[1] sondern gradezu die Charta oder ein Stück Charta. Dafür habe ich im Rhein. Mus. 63 S. 48, 2 zweifellose Belege zusammengestellt, die ich hier nicht wiederhole. Auch sagen uns dies ausdrücklich Ulpian Dig. 37, 11, 1 und Paulus, Sentent. 4, 7, 6: *tabularum autem appellatione chartae quoque et membranae continentur.* Auch gerollte Membrane oder Charta ist „tabula".

Es ist daher von Wichtigkeit, einmal auch nach der Etymologie des Wortes *tabula* zu fragen. Mit „Pfosten" und „Stützen" hat das Wort sicher gar nichts zu tun, und alles, was man in Waldes Etymologischem Handbuch in diesem Sinne proponiert findet, ist darum hinfällig. Aber auch das Holz gehört nicht zum Wesen des Begriffs *tabula.* Der Grundbegriff der *tabula* ist vielmehr überall ausschließlich nur „die Fläche". An ein bestimmtes Material, woraus diese besteht, ob Holz, Metall oder Kunstpapier, ist dabei von Hause aus noch gar nicht gedacht. Das Wahrscheinlichste ist darum, daß *ta-bula* zu *τάννμαι*, *τείνω* gehört, ein Femininum, analog der *pagina*; es ist „die gedehnte Fläche von geringem Umfang".

Landkarten

So ist denn auch da, wo *πίναξ*, *tabula*, als Landkarte, Weltkarte vorkommt, ganz gewiß nicht an Holztafeln, sondern an eine aufhängbare Rolle, sei es Charta-, sei es Pergamentrolle zu denken,[2] nach Art der im 13. Jahrhundert gezeichneten tabula Peutingeriana, einer Reisekarte auf Pergament, die gegenwärtig noch 6,82 Meter lang ist, bei 34 Zentimeter Breite.

Orakel

Auch die Befragungen der Orakel geschahen schriftlich; in Dodona auf Blei (s. oben S. 258); in der römischen Kulturwelt auf Charta, in einem versiegelten *βιβλίον.* Die Antwort des Gottes wird dann unmittelbar unter die Frage geschrieben: s. Lucian Alexandros 18. Diese *βιβλία* sind gerollt (vgl. *κατειλήσας* ibid. 20; übrigens auch 49). Apollonius von Tyana steigt in die Grotte des Trophonios und kommt erst nach sieben Tagen wieder zum Vorschein, und zwar mit einem Buch, in dem Antwort auf seine Frage steht. Das Buch hatte pythagoräischen Inhalt und kam später an Kaiser Hadrian und nach Antium (Philostrat 8, 19 u. 20). Solche dünne Buchrollen, die einen Orakelspruch enthalten, sehen wir auf das anschaulichste auf den Admetbildern Pompejis abgebildet vor uns (Buchrolle Abb. 72 u. 73). Später geschahen die schriftlichen Anfragen jedoch auch auf Membrane (Amm. Marcell. 19, 12, 4); die Orakelstätte aber bewahrte die Fragezettel auf.[3]

Briefe auf Wachs oder Charta, nie auf Membrane

Für Briefe diente dagegen niemals die Membrane,[4] sondern nur

---

1) Daher wird Corp. gloss. lat. V 526, 45 *ligneae* zu *tabulae* ausdrücklich hinzugesetzt, wo der *tabellarius* als derjenige, der *tabulas ligneas* befördert, erklärt wird. Vgl. dazu Festus p. 359, 8 M.: *tabellis pro chartis utebantur antiqui, quibus ultro citro, sive privatim sive publice opus erat, certiores absentes faciebant; unde adhuc tabellarii dicuntur et tabellae missae ab imperatoribus.*

2) Ueber Landkarten s. Buchrolle S. 288 u. 219; Rhein. Mus. a. a. O.

3) Buchrolle S. 221, 1; Gardthausen S. 133.

4) Dies ist bewiesen Buchwesen S. 62 ff.;

entweder die Wachstafel oder die Charta. Eine besonders zierliche Sorte von Wachstafeln, die *Vitelliani* (*pugillares*), waren dafür u. a. im Gebrauch.[1]) Ihr Rand oder Deckel, *operculum*, wurde gelegentlich mit Gold beschlagen;[2]) die *δελτάρια* Kleopatras waren sogar *ὀνύχινα καὶ κρυστάλλινα.*[3]) Die Elfenbeindiptycha der consules ordinarii mit Goldschmuck und Goldschrift, die der Spätzeit angehören,[4]) haben dagegen nicht der Korrespondenz gedient. Aber auch ein besonderes Briefpapier (*charta*) wird erwähnt.[5])

Intime Briefe schrieb jeder, auch der vornehme Römer, eigenhändig; dies heißt *chirographum* oder *propria scriptura* (Glossare). Für Geschäftsbriefe hatte der Wohlhabende seinen Sekretär, den man *ab epistulis* nannte. War das Schreiben aufgesetzt, so mußte der Absender selbst für die Expedition sorgen mit Hilfe seiner Dienerschaft. Denn das öffentliche Postwesen stellte keine Briefträger zur Verfügung. Männer wie Cicero haben also ihren eigenen Briefboten; solcher Bote hieß *tabellarius*, aber auch *cursor*; denn er war geübter Schnelläufer; spätlateinisch auch *baiulus*.[6])

Der Satz, daß intime Briefe jeder selber schrieb, hat allerdings seine Ausnahmen. So bat Kaiser Augustus den Horaz um seine Mitwirkung *scribendis epistulis amicorum.*[7]) Fälschlich hat man das dahin ausgelegt, daß Horaz das Ministerialamt des Sekretärs, *ab epistulis*, übernehmen sollte. Denn der Minister *ab epistulis* hatte mit den *epistulae amicorum* nichts zu tun. Der Genetiv *amicorum* selbst aber ist hier ohne Anstoß; er bedeutet soviel wie „an Freunde", etwa so, wie *regis crimina* „Anklagen gegen den König" (Livius 1, 47), *scelus Callisthenis* „Verbrechen gegen Callisthenes" heißt u. a. m. So wie also der Apostel Paulus seine Briefe durch einen Amanuensis schreiben ließ, so wollte sich auch Augustus der Hilfe des Horaz für seine intimere Korrespondenz bedienen.

Der Brief wurde in allen Fällen mit Siegel geschlossen, nicht nur als Brieftafel (oben S. 261), sondern auch als Chartabrief, den man zuvor mit einem Band oder starken Faden umwand. Dabei wurde der Chartabrief geringeren Umfangs — denn oft genügte eine *σελίς* für ihn — nicht zusammengerollt, sondern nach Art des Fidibus der Länge nach gefaltet oder zusammengeknickt.[8]) Die Briefe und Billets, die in den Komödien des Plautus und Terenz und ebenso auch bei den Liebesdichtern, Properz und seinesgleichen, erwähnt werden, stehen regelmäßig auf Tafeln;[9]) war die Sache eilig und dringend, so wurde vom Empfänger die Antwort gleich auf dieselbe Tafel geritzt, und derselbe Bote trug sie an den Absender zurück.[10]) Ciceros wichtige Korrespondenzen standen dagegen ausschließlich auf Papyrus, und Plinius stellt nat. hist. 13, 88 *epistulae*

Zurücktreten der Wachstafel

bestätigt Buchrolle S. 34, 3. Eine späte Ausnahme zur Regel bei Max Krämer S. 61. Von der Skytale der Spartaner (oben S. 255) sehe ich hier natürlich ab; denn die Spartaner hatten noch keine Membrane in dem hier besprochenen Sinne.

1) Martial 14, 8 f. Fälschlich hält Schubart S. 14 die Vitelliani für pergamenten.

2) Prop. 3, 23, 7: *Non illas fixum caras effecerat aurum.*

3) Plutarch Anton. 58.

4) Claudian Stil. 3, 347 f.

5) Martial 14, 11.

6) Vgl. Blümner, Privataltertümer S. 473.

7) Sueton p. 45 Reiff.

8) Siehe Dziatzko, Unters. S. 126.

9) Vgl. z. B. Ovid Ars am. 3, 495.

10) Prop. 3, 23; Wilmanns, Exempla 312.

gradezu in Gegensatz zu *codicilli*, denkt bei den epistulae also gleichfalls ausschließlich an Charta. Auch zu des Festus Zeit braucht man nicht *tabellae*, sondern *chartae* für die Briefe.[1]) Auf einem Gemälde, das Apollinaris Sidonius carm. 22, 168 beschreibt, war ein Brief als *charta* abgebildet: ein schwimmender Soldat *chartam madido transportat corpore siccam.*

Brief-bündel u. a.

Um die Chartabriefe aufzuheben, legte man sie in *fasciculi* zusammen,[2]) und zwar in fasciculi mit Aufschrift des Absenders oder des Adressaten.[3]) Die kaiserlichen Briefkonzepte wurden zu Rollen zusammengeklebt und so in die Archive gelegt,[4]) die Briefmassen selbst in Scrinien aufgehoben (Seneca de ira 2, 23, 4). Daher sind *scrinia epistularum* soviel wie Archiv (Plin. nat. hist. 7, 94).

Sonstige Verwendung der *schedae*

Natürlich wurden einzelne Chartablätter nicht nur als Briefe, sondern auch sonst zu Notizen, kurzgefaßten Urkunden, Rechnungen, auch als Zauber und Amulett, massenhaft benutzt; das ist, was man *schedae* nennt,[5]) und auch in diesen Fällen trat dann vielfach nicht Rollung, sondern Faltung mit scharfen Kniffen ein, entweder fidibusartig der Länge nach oder auch in der Richtung der Höhe der Blätter.[6]) Doch brauchen wir hierbei nicht zu verweilen.

Gleichzeitige Niederschrift auf zwei Beschreibstoffen

So weit das Schriftwesen, das sich in mannigfachen Formen außerhalb des Bereichs der litterarischen Zwecke entwickelt hat. Besonders aber ist noch hervorzuheben, daß es für Texte, auf die man den höchsten Wert legte, üblich war, sie gleichzeitig zweimal und zwar auf zwei verschiedenartige Beschreibstoffe zu schreiben, um sich für die Erhaltung des Wortlauts größere Sicherheit zu verschaffen. Ebendies ist auch für Ägypten nachgewiesen, für einen Erlaß, durch den eine Königin zur Göttin erhoben werden soll.[7]) Ich verweise zunächst auf die athenische Bauinschrift Inscr. Att. I 324, wo für gewisse Aufzeichnungen gleichzeitig zwei *χάρται* und vier *σανίδες* vorgesehen werden; beide sollen denselben Text aufnehmen. Auch eine Inschrift von Priene vom Jahr 84 v. Chr. redet von einer *διπλῇ ἀναγραφῇ* und zwar *ἐν δερματίνοις καὶ βυβλίνοις τεύχεσιν* („Rollen").[8]) Ganz ebenso ist es gemeint, wenn bei Jesaias 30, 8 der Befehl Gottes steht: *γράψον ἐπὶ πυξίου ταῦτα καὶ εἰς βιβλίον* (von Dziatzko ganz mißverstanden).[9]) Ebenso geschieht bei Demosthenes *κατὰ Διονυσοδούρου* p. 1283 eine geschäftliche Niederschrift *ἐν γραμματειδίῳ δυοῖν χαλκοῖν ἐωνημένῳ καὶ ἐν βυβλιδίῳ μικρῷ πάνυ.* Nach Martianus Capella 1, 89 schreiben auch die Parzen ein und dasselbe Schicksal gleichzeitig in *libri* und in einer *pugillaris tabula* (Wachstafel) nieder, woraus ich erkläre, daß man auf etruskischen Aschenurnen gelegentlich ein und denselben Verstorbenen sowohl mit dem *liber* als mit der *tabula* ausgerüstet findet; beide Buchformen deuten sein Schicksal, den zweimal aufgeschriebenen Willen der Fata an. Und wenn endlich Aeschylus schreibt, Hiket. 946 f.:

---

1) Oben S. 286 Anm. 1.
2) Buchrolle S. 258, 3.
3) Siehe Cic. ad Att. 8, 5 fin.
4) Premerstein S. 738 u. 752.
5) Ueber *schedae* s. auch unten S. 290.
6) Gardthausen S. 133 f.
7) Pietschmann in „Beiträgen" IV S. 58.
8) W. Schubart, Das Buch S. 102; oben S. 275 u. 282.
9) Meine Auffassung wird gestützt durch Blau, Rivista israelit. S. 72.

ταῦτ᾽ οὐ πίναξίν ἐστιν ἐγγεγραμμένα
οὐδ᾽ ἐν πτυχαῖς βίβλων κατεσφραγισμένα,

so ist diese Spezialisierung der Beschreibstoffe sehr auffällig, und es besteht kein Zweifel, daß der König, der hier redet, sagen will: ich gebe meine Zusicherung nur mündlich, aber dies ist ebensoviel wert, wie wenn ich sie in doppelter Ausfertigung auf *πίνακες* und in *βίβλοι* mit meinem Siegel gäbe.[1]) Daß man übrigens Dekrete zugleich auf Papyrus und auf Stein aufsetzte, ist etwas ganz Geläufiges.[2])

B. Litterarisches.

1. Das Brouillon.

Brouillon auf Wachs und Membrane

Nähern wir uns hiernach endlich den litterarischen Dingen, so ist das Brouillon des Schriftstellers zunächst vom edierten Text sorglich zu unterscheiden.

Wer dichtete, entwarf, konzipierte — Apuleius nennt dies *praenotare* (met. 6,25)[3]) —, bediente sich dazu wiederum am liebsten der Wachstafel. Denn die unbrauchbar gewordene Schrift und jedes Versehen ließ sich da auf das bequemste und sauberste wieder wegglätten. Die Nützlichkeit der Wachstafel begründet in diesem Sinn Quintilian 10,3,31; Ovid met. 9,521 f. schildert das Verfahren. Solche Tafeln in der Hand der Autoren heißen besonders oft *codicilli*.[4]) Für Schwachsichtige aber war — nach Quintilian — die Membrane vorzuziehen, weil hier die schwarzen Buchstaben auf weißem Grunde deutlicher sichtbar waren.[5]) Andererseits urteilten die Ärzte, daß das Schreiben auf Membrane für das Auge angreifender sei als das auf Charta.[6])

So macht denn in der Tat Horaz auf der Membrane seine Entwürfe, und der Diener muß ihm dazu die Membrane reichen (Sat. 2, 3, 2; vgl. Ars poet. 389).[7]) Ebenso macht es der Studierende bei Persius (oben S. 282). Auch Cicero braucht *διφθέραι* für seine Vorarbeiten (ad Att. 13, 24), ebenso Aristides (p. 292 Jebb). Auch Galen kennt sie nur im Dienst der Entwürfe, *ὑπογραφαί* (XVII 2 S. 249) und *ὑπομνήματα* (XVII 1 S. 922); vgl. oben S. 281. Sicher aber war dies kein geheftetes Pergament (oben S. 282). Denn solche Heftung wird nirgends angedeutet, und wenn Eumolpus bei Petron 115 auf die *ingens membrana* seine Verse hinschreibt, so sehen wir die entfaltete Pergamentrolle gradezu mit Augen. Noch Ausonius nennt (epist. 24, 23 f.) die Skytale der Spartaner einen *libellus Pergameus*, versteht also unter Pergament etwas Rollbares; denn die Skytale wurde um den Stock gerollt.

in *pugillares membranei*

Erst im Jahr 84—85 n. Chr. begegnen uns vereinzelt aus Membrane hergestellte Codices oder richtiger *pugillares*, bei Martial 14, 7; vgl. 14, 184

---

[1]) Siehe Centralblatt 17 S. 553; Buchrolle S. 111; Neue Jahrbücher 19 S. 718 f.

[2]) Larfeld, Griech. Epigraphik² S. 431 f.

[3]) Das Brouillon der kaiserlichen Reskripte u. ä. hieß *periculum*, Script. hist. Aug. Marc. 11, 10; Premerstein S. 738.

[4]) Belege Buchwesen S. 95; über ein Diptychon mit der Elegie des Poseidippos s. H. Diels, Sitz.ber. der Berl. Akad. 1898 S. 847 f.

[5]) Vgl. auch Martial 14, 5 über die *pugillares eborei*.

[6]) Buchrolle S. 302, 1.

[7]) Hierüber Buchwesen S. 59.

bis 192, die da sowohl für Herstellung des Brouillons (dies betrifft 14, 7) wie für Schulbücher dienen. Als Reisebuch erscheinen sie bei Martial I 2 (s. unten). Ihnen entsprechen die in einem Apollotempel dedizierten *pugillares membranacei operculis eboreis* CIL. X 6. Die erwähnten Martialstellen lehren, daß auch Quintilian a. a. O. um das Jahr 90, wo er Membrane für das Brouillon empfiehlt, an ebensolche *pugillares* gedacht haben kann.

auf Charta

Endlich versteht sich, um das nicht zu vergessen, daß man das Brouillon oder Autographum gelegentlich auch auf schlechte Charta hinwarf (hierüber M. Krämer S. 55 f.) oder doch auf Einzelblätter der Charta. Solche beschriebenen Chartazettel nannte der Römer[1]) *schedae* oder *schidae* (s. oben S. 288). Die *scheda* erscheint als *charta scripta* in den Glossaren IV 422, 52; V 243, 10, und Isidor definiert: *scheda est quod adhuc emendatur et necdum in libris redactum est.*[2])

Palimpseste auf Charta und Membrane

Stand das Brouillon oder Autographum auf Charta, so wurde die zu tilgende Schrift mit dem Schwamm weggewaschen,[3]) so wie Octavian seine ganze Tragödie Ajax mit dem Schwamm wieder vernichtete. Solche Charta hieß *charta deleticia*, das Wegwischen *ἀπαλείφειν*. Daher geben die Glossare *χάρτης ἀπάλιπτος*. Auch auf erhaltenen Papyri läßt sich mitunter Wegwaschung von älterer Schrift noch konstatieren.[4]) Aber auch auf Membrane wurde die Schrift ohne Zweifel vielfach durch Waschen getilgt; das *delere* bei Martial 14, 7, 2 braucht nichts anderes zu bedeuten.[5]) Dafür, daß im Altertum die Schrift auf Membrane durch Radieren oder Kratzen getilgt worden ist, habe ich kein Zeugnis.[6]) Das Wort *παλίμψηστος* bedeutet jedenfalls ein Buch, in dem durch Waschen die Schrift wieder entfernt ist; denn es wird grade speziell von der Charta gebraucht, auf der sich nicht radieren ließ: so bei Plutarch *βιβλίον παλίμψηστον* (Cum princip. philos. 4; vgl. De garrul. 5); entsprechend die Glossare *χάρτης ἀπάλιπτος*. Das Verbum *ψᾶν*, das in *παλίμψηστος* steckt, weist durchaus nicht notwendig auf „kratzen"; es kann auch ein Abwischen und Abreiben (mit Schwamm oder mit Bimstein) bedeuten. Ja, diese Bedeutung ist die nächstliegende; *ἀποψήσασθαι* heißt „sich abwischen" (Aristoph. Pax 1231; Plut. 817), und als Objekt tritt *χεῖρας* u. ähnl. hinzu; *καταψάω τὴν κεφαλήν* heißt „streicheln" (Herod. 6, 61 u. sonst); ähnlich *ἔψησε παρηΐδας* Apoll. Rhod. 3, 831. Jede Handschrift (oder Brief), sie sei Membrane oder Charta, in der die erste Schrift durch Wischen getilgt ist, heißt somit *palimpsestus*;[7]) und wenn Catull das Wort braucht (22, 5), steht es uns frei, dabei an einen *χάρτης* zu denken.

Juvenal 7 23 f.

In Anlaß des Brouillons muß hier endlich noch, da sie meist mißverstanden wird, die Juvenalstelle 7, 23 f. besprochen werden. Juvenal

---

[1]) Bei den Griechen ist dieser Wortgebrauch von *scheda* unbekannt.

[2]) Weiteres Buchwesen S. 229; Blümner, Technologie S. 315. Als Teil der Buchrolle erscheint *schida* bei Martial 4, 89, 4, wo *summa schida* das letzte Blatt derselben bedeutet; ebenso Plinius, oben S. 265 Z. 35.

[3]) Siehe Marquardt-Mau S. 824; Wattenbach S. 300 f.; Neue Jahrbb. 27 (1911) S. 599.

[4]) Preisigke, Straßburger Papyri, 1 S. 129.

[5]) Dies sage ich im Gegensatz zu Wattenbach S. 302.

[6]) Noch im 7. Jahrhundert n. Chr. war jedenfalls das *ἀπαλείφειν* üblich; s. die Stellen ib. S. 303 f.

[7]) Dies betone ich gegen Schubart S. 15. Belege auch bei Marquardt-Mau S. 815; Buchwesen S. 57 f. u. 63.

redet von den Dichtern, die, da sie von ihrer Poesie keinen Vorteil haben, besser täten, ihre Werke zu verbrennen. Dabei werden zugleich *membrana*, *tabellae* und *libelli* erwähnt:

Si . . . croceae membrana tabellae
Implentur, lignorum aliquid posce ocius et quae
Componis, dona Veneris, Telesine, marito
Aut clude et positos tinea pertunde libellos.
Frange miser calamum.

„Hast du etwas gedichtet, so verbrenne oder verschließe es; zerbrich jedenfalls das Schreibrohr.“ Ob man im v. 24 *implentur* oder *impletur* liest, ist für die Sache, die uns hier beschäftigt, einerlei. Ich nehme *membrana* als vulgären Plural des Neutrums.[1]) Wer aber glaubt, hier werde auf Membrane gedichtet oder gar Reinschriften hergestellt, der kann nicht lesen. Denn dazu paßt erstlich und vor allem *implere* nicht; kein Mensch sagt *implere chartam* oder *membranam* für „schreiben“; man wird umsonst dafür nach irgendeinem Belege suchen. Zweitens kann man Pergament nicht wie Papier verbrennen, oder es gäbe einen entsetzlichen Gestank; das kann also Juvenal hier nicht fordern; drittens ist die zum Schreiben präparierte Membrane nicht *crocea*, „krokusgelb“;[2]) eine solche Farbenangabe wäre auf jeden Fall höchst befremdlich. Vielmehr weist dies Adjektiv auf künstliche Bemalung hin. Also sind mit *membrana* die ledernen Paenulae gemeint, in die man die fertig beschriebenen Rollenbücher aus Charta einhüllte und die in der Tat stets bunt gefärbt wurden.[3]) Erst wenn wir dies ansetzen, erhält *implere* guten Sinn: die Buchhüllen sind mit Text „vollgefüllt“, *membrana implentur*, da nämlich das Buch in ihnen steckt. Aber auch die sonst überflüssigen Worte *quae componis* erhalten jetzt Zweck und Sinn: nicht die *membrana*, die Hüllen selbst, sondern das, was du dichtest (*quae componis*), d. h. das Buch, das in den Hüllen steckt, soll verbrannt werden. Dieselbe Erklärung wird aber überdies auch noch durch *libelli* und durch *tinea* im v. 26 erzwungen; denn *libelli* sind der Regel nach durchaus Chartarollen, und die *tinea* ist die Feindin der *charta*: diese also ist es, die hier verbrannt oder im Schrank verschlossen werden soll.[4]) *tabella* im v. 23 bedeutet soviel wie Blatt (s. oben S. 286). Also besagt der v. 23: „Die Pergamenthüllen, die aus krokusfarbenem Blatt bestehen, werden ausgefüllt oder mit Inhalt versehen (*implentur*).“

---

[1]) Der Scholiast zu Persius 3, 10 ist so sehr an das Neutrum *membranum* gewöhnt, daß er anzumerken für nötig hält: *et notandum feminino genere membrana.*

[2]) Die *bicolor membrana* bei Persius 3, 10 wird vom Scholiasten dortselbst auf zweierlei Weise erklärt: *aut quae bicolor facta est ut posuit capillos*; das ist das Richtige, s. oben S. 282; *aut merito bicolor, quod pars crocea, pars glutinata apud antiquos erat*; hier ist jedenfalls nicht an zum Schreiben präparierte Membrane gedacht; das zeigt schon das *glutinata*; es nützt also nichts, den liber membranaceus crocatus aus dem J. 680 n. Chr. (Wattenbach S. 138) zu vergleichen; mutmaßlich meint der Scholiast vielmehr die „paenula“.

[3]) Dabei kann *croceae tabellae* als Nominativ des Plural und als Apposition zu *membrana* gefaßt werden; so Winterfeld in Gött. gel. Anz. 1899 S. 897. Aber nötig ist dieser Ansatz nicht; vgl. die Genitive, die ich Buchrolle S. 242 besprochen. Der Oxforder Juvenalvers 6, 365, 11 kann nicht zum Vergleich dienen. Die Worte *pulsatamque arma tridentem* sind dort sicher verderbt; Leos Aenderung der Stelle hat freilich wenig Wahrscheinlichkeit; es liegt viel näher, *pulsantemque arma tridentem* zu lesen.

[4]) Aehnlich urteilte schon Blümner, und Friedländers Einwände gegen ihn sind nichtig.

So viel vom Brouillon der Schriftsteller. Mit ihm ist aber das Schreibheft der Schulknaben verwandt, da auch die ungeübt schreibenden Schüler stets ändern und korrigieren oder sich korrigieren lassen müssen, und so steht es denn wirklich mit diesem ähnlich wie mit jenem. Auch die Schreibübungen der Knaben geschahen, um von den Ostraka abzusehen (oben S. 254), auf Wachs- oder Holztafeln[1]) wie auf schlechten Lappen von Charta, oft opisthographisch,[2]) endlich aber auch auf Pergament.[3])

2. Buchbegriff und Buchgröße.

liber, libellus

Wenden wir uns endlich den litterarischen Werken selbst zu und fragen, auf welchem Material sie zum Zweck der Veröffentlichung geschrieben wurden. Es handelt sich jetzt um Edition. Dabei ist terminologisch noch zu erinnern, daß, wie *liber* und *βίβλος* überall die Papyrusrolle bedeutet, so auch die Deminutiva *βιβλίον*, *libellus* allermeistens in demselben Sinne zu verstehen sind. Gleichwohl könnte man sich denken, daß bei *libellus* und *βιβλίον* infolge der Ableitungssilben die konkrete Vorstellung des Materials des „Bastes" und des „Papyrus" leichter verloren ging, und so wäre die Möglichkeit offen zu halten, daß da, wo diese Deminutiva für „Brief" oder Aktenstück stehen, eventuell auch an eine Wachstafel gedacht sein kann;[4]) doch besitze ich dafür keine sicheren Belege (oben S. 274 u. 264). *liber* kann nie Teil eines Buches heißen, aber auch *libellus* erscheint als Buchteil nur ganz ausnahmsweise; ich habe es nur für Statius' Silvae nachweisen können, wo die fünf Bücher selbst *libri*, die Einzelgedichte in denselben konsequent *libelli* heißen: Buchwesen S. 24; dies hat aber eine schöne Analogie in dem *liber libellorum rescriptorum*, worüber Mommsen, Schriften II S. 183 f.; oben S. 270.

Veröffentlichung durch Ausstellung auf Holz oder Stein

Die gerollten *libri lintei* und *volumina plumbea* kommen für Publikationszwecke kaum in Betracht; denn sie gehören unentwickelteren Zeiten an. Wohl aber blieben die Lindenbastrollen oder -tafeln, wennschon immer in engen Grenzen, doch für litterarische Texte dauernd in Gebrauch, in Rom wie bei den Griechen.[5]) Eine gewisse Art der Veröffentlichung war sodann auch das öffentliche Ausstellen eines Exemplars; in dieser Weise wurden Gemälde, Landkarten, Gesetze veröffentlicht, d. h. dem Publikum, das sich Kopie nehmen konnte, zugänglich gemacht;[6]) in derselben Weise aber auch litterarische Werke.[7]) Ein berühmtes Beispiel dafür ist die Chronik, die man das Marmor Parium nennt (ed. F. Jacoby, 1904); ebenso wertvoll eine inschriftlich in Bruchstücken erhaltene Geschichte der griechischen Komödie;[8]) weiter erwähnenswert die Grabrede

---

[1]) Marquardt-Mau S. 802; Gardthausen S. 36 u. 44; Babriostafeln oben S. 261; über Schultafeln Kenyon, Journ. of hellen. studies XXIX S. 29 f.; Ziebarth, Aus dem griechischen Schulwesen S. 106 f.

[2]) Martial 4, 86, 11.

[3]) Dies wenigstens in den Rhetorenschulen: Liban. I S. 238 R.

[4]) In der Sprache der Urkunden heißt *βιβλίον* ständig Eingabe oder Aktenstück: Schubart S. 23. Und zwar kennen die ägyptischen Papyri anscheinend nur die Schreibung *βιβλίον*, nicht *βυβλίον*.

[5]) Siehe Galen u. Mart. Capella oben S. 253 u. 281.

[6]) Zur Weltkarte des Agrippa vgl. D. Detlefsen, Ursprung, Einrichtung und Bedeutung der Erdkarte des Agr., 1909.

[7]) In diesem Sinn fassen die Juristen öfters den Begriff *edere* auf; s. Ulpian unten S. 308.

[8]) A. Körte, Rhein. Mus. 60 S. 444 ff.

des Vespillo auf Turia, CIL. VI 1527; des Kaiser Claudius Lyoner Rede, auf Bronze; sodann die lex Tappula, eine satirische lex convivalis, über die Festus und Valerius Maximus berichten; dieselbe oder doch ein damit nahe verwandter litterarischer *iocus* hat sich auf einer Bronzetafel gefunden.[1]) Der attische Redner und Staatsmann Lykurg schrieb einen Rechenschaftsbericht über sein eigenes Leben und Wirken nieder und weihte den Text dann inschriftlich auf einer Stele (*ἀνέθηκεν ἐν στήλῃ*) am Eingang der von ihm gestifteten Palästra. Dies ist als ein Vorläufer für das Monumentum Ancyranum, den großen Rechenschaftsbericht des Kaiser Augustus, erwähnenswert. Der Rechenschaftsbericht des Augustus fand sich ursprünglich in Buchrollen in seinem Nachlaß vor. Er wurde als Inschrift veröffentlicht.[2]) So war auch das Relief der Trajanssäule, das zum Überfluß deutlich die Form einer Buchrolle nachahmt, die Publikation eines Bilderbuches mit Darstellungen vom dakischen Krieg;[3]) und der antike Fries, ob skulpiert oder nur gemalt, ist überhaupt nichts als die monumentale Schaustellung solcher Bilderbuchrollen oder *imaginum libri* an den Häuserwänden.[4])

Veröffentlichung im Buch

Wenn wir von diesen Fällen, die für unsere litterarischen Interessen geringere Tragweite haben, absehen, so war der einzige Träger der litterarischen Texte der Griechen und Römer, wenn sie durch Edition dem Publikum übergeben wurden, die Papyrusrolle, *βύβλος*, *liber*.

Maximalumfang des gerollten Buchs

Die Buchteilung der antiken Autoren ist hierauf zurückzuführen. Das Lesen in einer Rolle ist, wenn sie zu lang ist, unbequem; daher sah man darauf, daß eine solche nicht mehr als 3—4000 Zeilen, d. i. etwa 100 Schriftspalten enthielt; bei Gedichtbüchern, die noch mehr auf das äußerliche Gefallen berechnet waren, ging man auf 1000 Zeilen, das sind etwa 30 Kolumnen, im Maximum zurück. Schon Isidor sagt, Orig. 6, 12: Gedichtbücher und Briefbücher sind dünner, Historienbücher umfangreicher.[5]) Manche Prosaautoren und nicht nur die Epistolographen, adoptierten dann aber das geringere Format des Gedichtbuchs, so vor allem die Romandichter.

Verteilung der Werke auf Bücher

Die Autoren waren also gezwungen, ihre größeren Werke nach Büchern zu disponieren, d. h. ihren Stoff auf mehrere Rollen zu verteilen; und dadurch wurde weiter das Streben hervorgerufen, den Inhalt jedes Buchs nach Möglichkeit in sich abzurunden, jedes Buch als Werkteil zu verselbständigen; denn jedes ruhte immer allein in der Hand des Lesers. Aus dem Gesagten erklärt sich aber weiter, daß jedes Buch der Aeneis, des Livius u. s. f. in der Überlieferung von neuem die volle *inscriptio* und *subscriptio* trägt, die Werk und Autor immer wieder nennen. Dies hatte nur Sinn, wenn, wie wir nun schon hinlänglich erkannt haben, jedes Buch als Rolle für sich umging, und ist aus den Rollenaufschriften in die Sammelcodices des Mittelalters treu übernommen worden.

Buch und Rolle sind hier überall identisch. Ausnahmen hierzu gibt

---

[1]) Schanz, Röm. Litteraturgesch. § 60.
[2]) Ueber Lykurg und Augustus s. Buchrolle S. 276, 3.
[3]) Mehr Beispiele Buchrolle S. 270.
[4]) Buchrolle S. 309 ff.
[5]) Genaueres hierüber Buchwesen S. 287—333.

es nicht. Zur Buchterminologie stimmt der Tatsachenbefund durchweg; denn der Callimachuspapyrus, der zugleich den Schluß der *Αἴτια* und den Anfang der *Ἴαμβοι* des Callimachus mit Subskription und Inskription enthält, bildet dazu nur eine scheinbare Ausnahme (s. unten). Wohl aber trat bisweilen der Fall ein, daß ein fertig gestelltes Buch sich bei der Edition als zu dick erwies und nachträglich noch weiter in zwei Rollen zerlegt wurde. Dies ist bei Diodors erstem Buch, ist bei Cicero De gloria wie bei Vellejus geschehen;[1]) auch beim älteren Plinius. Drei Bücher desselben wurden in sechs geteilt (Plin. epist. 3, 5, 5). Vielleicht ist es mit des Plinius Naturgeschichte ebenso gegangen.[2]) Auch Pausanias sah sich so gezwungen, seine Eliaca in zwei Bücher zu zerteilen. Alsdann finden wir in den Herculanensischen Rollen den Vermerk: *τῶν εἰς δύο τὸ πρότερον* und *τῶν εἰς δύο τὸ β′* (Philodem).

In alledem zeigt sich, was sich auch sonst wahrnehmen läßt, daß die antiken Autoren einen möglichst gleichmäßigen Umfang ihrer Rollen anstrebten (*στοχάζεσθαι τῆς συμμετρίας*).[3])

Weil das Volumen einen herkömmlichen Umfang hat, daher sagt Plinius epist. 7, 4, 8 *unum volumen absolvere*, und Vellejus spricht 2, 119 von *iusta volumina*. Auch *ὅλον βιβλίον* ist ein häufig wiederkehrender Terminus, der dasselbe ausdrückt und uns einmal auf 1000 Zeilen veranschlagt wird.[4]) Aber auch schon das kurze *liber ut fieret* bei Ovid ex Ponto III 9, 51 ist ebenso gemeint. Die Rolle ist ein festes Raummaß.

Monobibla

Ein Werk ohne Buchteilung heißt *μονόβιβλος* oder *μονόβιβλον*. Niemals aber übertrifft eine Monobiblos an Umfang den Umfang eines Einzelbuchs mehrbücheriger Werke.

Minimalumfang des Buchs

Hiermit ist das Maximalmaß angedeutet. Blicken wir auf das Minimalmaß, so sind die Bücher mehrbücheriger Werke nicht leicht kürzer als 800 oder 700 Zeilen. Die auffällige Kürze der vier Georgicabücher Vergils, die sich gleichmäßig auf 500—600 Verse beschränken, läßt sich wohl nur daraus erklären, daß sie von vorneherein mit den eingelegten Abbildungen, die uns erhalten sind und die viel Raum wegnahmen, erschienen (Buchrolle S. 296 Anm. 2). Wohl aber konnte gelegentlich eine Monobiblos noch kürzer und dünner als sie sein und sich, wie ein Brief, auf ein bis zwei Blätter reduzieren, falls man nämlich zu einem so kurzen Gedicht wie dem Carmen saeculare des Horaz nichts Gleichartiges fand, mit dem es in ein Buch normalen Umfangs hätte zusammengeordnet werden können.[5]) Sehr winzig waren z. B. auch die Rollen, in denen die Atellanen standen oder die Reden des jüngeren Scipio.[6]) Von auffälligen Formaten wird darum gelegentlich mit Hervorhebung gesprochen; von einem *paucorum versuum liber* redet so Seneca epist. 93, 11 mit Betonung, von einem *βιβλίον μικρόν* berichtet Plutarch im Pompejus 79 und im Brutus 13, von einem *liber grandis* dagegen Plinius epist. 1, 20, 8; 2, 1, 5, und die *παχύτης τοῦ*

---

[1]) Sprockhoff a. a. O. S. 52 ff.; Buchwesen S. 318 f.; oben S. 276.

[2]) Buchwesen S. 316 u. 349, 2.

[3]) So z. B. Hipparch in Aratum am Schluß des Buches II (S. 216 ed. Manitius). Weiter ist dies im Buchwesen S. 316 ff. ausgeführt.

[4]) Buchrolle S. 218 Anm. 1.

[5]) Hierüber s. Catalepton S. 9.

[6]) Buchrolle S. 217 Anm. 1.

βιβλίον hebt Philostrat Apoll. Tyan. 4, 30 hervor; *παχὺ βιβλίον* auch Lucian 15, 26. Solche Bemerkungen betreffen aber stets nur Monobibla.

Dies System, durch das die Bücher oder Rollen auf ein Maximum von etwa 4000 Zeilen in der Prosa, 1000 Zeilen in der Poesie normiert wurden, nenne ich das Kleinrollensystem.

3. Das Großrollensystem der älteren Zeiten.

Voralexandrinisches Buchwesen

Dies Kleinrollensystem hat indes nicht immer und nicht von vorneherein gegolten. Die alten Ägypter stellten auch Papyrusrollen von exorbitanter Länge, bis zu hundert Fuß, her, die dann also auch viel umfangreichere Textmassen aufzunehmen imstande waren. Dieselben Ägypter unterschieden gradezu beim Zitieren mit festem Terminus „kleine Bücher“[1]) und „große Bücher“.[2]) So haben sich nun auch die Griechen der voralexandrischen Zeit, wo die Sache es erforderte, viel größerer Rollen bedient, als wir sie bisher vorausgesetzt haben. Darüber, daß alle Buchteilungen bei ihnen unecht, besteht kein Zweifel; denn die Einschnitte, die vorliegen, sind vielfach ganz unsachgemäß: das betrifft Platos Staat und Gesetze, Herodot, Thukydides, Xenophons Hellenika, den Homer selbst. In einzelnen Fällen, wie für Thukydides, wird es uns in der Überlieferung auch gradezu ausgesprochen, daß das Werk ursprünglich ungeteilt vorlag; auf dasselbe führt aber auch die Wahrnehmung, daß Thukydides, Xenophons Hellenika und andere Werke im Altertum in verschiedenen Buchteilungen umgingen, von denen dann offenbar keine auf den Autor selbst zurückging. Ursprünglich sind diese berühmten Werke also in gewaltige Konvolute ohne alle Einteilung eingetragen worden,[3]) wie wir sie auch auf Abbildungen der älteren Zeit wirklich wahrnehmen.[4]) Thukydides zerfiel in zwei solche starken Konvolute; da, wo er sich selbst nochmals als Autor nennt, bei V 26, begann das zweite. Immerhin aber konnte, wer sich solches umfangreiche Werk erwarb, die ungegliederte Textmasse dann selbst nach eignem Belieben in irgendwelche Abschnitte oder *τόμοι* zerschneiden.[5]) Der Ausspruch des Callimachus *τὸ μέγα βιβλίον ἴσον εἶναι τῷ μεγάλῳ κακῷ* (Athenaeus p. 72 A) hatte jedenfalls hierauf Bezug. Wer den analogen Ausspruch des Plinius epist. 1, 20, 4 *bonus liber melior est quisque quo maior* vergleicht, erkennt, daß auch jener wie dieser die Dicke der Rollen anbetraf. Mit solchem Ausspruch hat Callimachus das Verfahren, von dem ich redete, begründet, und die ungefügen großen Rollen wurden bald nach ihm durch die alexandrinischen Philologen und Verwalter des Litteraturerbes in Serien kleinerer Rollen zerlegt, d. h. die Buchteilung eingeführt. Callimachus war anscheinend der erste, der dies Postulat erhob, und die Forderung mußte sich ihm aufdrängen, da er die

Größere Rollen und Fehlen der Buchteilungen

Callimachus

---

[1]) Buchwesen S. 49 Anm.

[2]) Buchrolle S. 19. Dazu die vier Zauberbücher, die als the old book, the book to destroy men, the great book, the book to be as God unterschieden werden: s. Records of the Past, VI, Egyptian texts, S. 122.

[3]) Dies ist zuerst Buchwesen S. 444 ff. dargelegt, revidiert und gesichert Buchrolle S. 215 f. Zu Homer vgl. A. Römer, Sitz.ber. d. bayer. Akad. 1907 Heft 3 (1908) S. 498.

[4]) Buchrolle S. 216 u. 217; dazu Abb. 90.

[5]) Buchwesen S. 464.

große alexandrinische Bibliothek inventarisierte, also in den wüsten Großrollen der älteren Zeit sich zurecht zu finden hatte.

Einteilung nach dem Alphabet

Man muß gestehen, daß die Gesichtspunkte, nach denen man nun die Teilungen vornahm, gelegentlich sehr äußerliche waren. Das betrifft besonders Homer, dessen Werke die Anordner als zweimal 24 Bücher nach den 24 Buchstaben des Alphabets einteilten und numerierten. Schon in den Anfangsbuchstaben *MH*(*νιν*) der Ilias fand man die Zahl 48. Um dies richtig zu würdigen, sei verglichen, daß, wie Athanasios berichtet, auch das Alte Testament nach den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets geordnet worden ist: 5 Bücher Mose, 1 Jesus Nave, 1 *Κριταί*, 1 Ruth, 2 *Βασιλικῶν* (von den 4 Büchern heißt es, daß je zwei *εἰς ἓν βιβλίον ἀριθμεῖται*), 1 Paralipomena (die 2 Bücher als *ἕν*), 1 *βίβλος Ψαλμῶν*, 1 *Παροιμίαι*, 1 Ekklesiastes, 1 Asma asmaton, 1 *Ἰώβ*, 1 Zwölf Propheten (als *ἕν*), 1 Iesaias, 1 Ieremias (*καὶ σὺν αὐτῷ Βαροὺχ Θρῆνοι ἐπιστολή*), 1 Hezechiel, 1 Daniel: gibt 22.[1])

Die Autoren, die zuerst ihre Werke so abfaßten, daß sie sie selbst räumlich und sachlich in Werkteile zerlegten, waren dem Anschein nach Ephoros und Theopomp, die Historiker, sowie Aristoteles in seinen Dialogen.[2])

Länge der Rollen

Man hat sich gesträubt, das Großrollensystem, das sich uns für die ältere Zeit hiermit ergeben hat, anzuerkennen. Als einziges Argument dient dabei, daß Bücher von 50 bis 100 Fuß Länge zum Benutzen doch zu unpraktisch gewesen sein müssen. Aber durch solche Bedenken lassen sich Tatsachen nicht beseitigen, wie ich sie „Buchrolle" S. 216 aufgezählt: denn sogar auf Abbildungen wird uns die Ilias unzweifelhaft als e i n e Buchrolle vorgeführt. Und wenn Alexander der Große seine Narthex-Ilias, wie Plutarch, Alex. 8, erzählt, immer unter dem Kopfkissen liegen hatte, so wird Plutarch nicht geglaubt haben, daß das wirklich 24 kleine Röllchen waren.[3]) In der Tat eine königliche Mühe, die vierundzwanzig jede Nacht unter dem Kissen anzuordnen! Die alten Ägypter schrieben und lasen, wie gesagt, in so langen Buchrollen; von den Ägyptern aber lernten die Griechen zunächst den Umgang mit dem Buch. Und wem dies nicht genügt oder zu ferne liegt, der denke an die Rotuli longissimi, deren sich auch noch das Mittelalter in vielen Fällen tatsächlich bedient hat: Exultetrollen, Wappenrollen, Nekrologien, die noch jetzt vorliegen, deren viele Wattenbach S. 163 ff. aufzählt und die gelegentlich 11 oder 23 Meter lang sind; im Louvre gar eine Rolle, die aus 100 aneinandergenähten Pergamentblättern besteht, jedes von reichlich 2 Fuß Länge (ib. S. 174). Das ergibt 200 Fuß. „Die päpstlichen Gesandten, welche im Jahre 1320 in den Streitigkeiten zwischen Polen und dem deutschen Orden Verhöre anstellten, ließen den ganzen Prozeß in zwei Exemplaren auf 17 Ellen langen und 9 Zoll breiten Rollen verzeichnen, deren Unbequemlichkeit nur der vollkommen würdigen kann, welcher sie abgeschrieben oder kollationiert hat; eine einzige Stelle darin

---

[1]) Athanasios epist. 39: Migne, Patrol. graec. 26 S. 1436.

[2]) Buchwesen S. 461—476; Ed. Meyer, Theopomps Hellenika, Halle 1909; G. Engel, De antiqu. epic. didact. historicorum prooemiis (1910) S. 48 f.

[3]) Buchrolle S. 338.

zu suchen, kann zur Verzweiflung bringen." So Wattenbach S. 170. Diese Rollen des Mittelalters sind also gleichfalls höchst unbequem und bringen den Benutzer zur Verzweiflung, aber sie existieren doch. So war es auch bei den Griechen.

4. Eintragung der Schrift in die Rolle.

Bevor wir uns dem Editionsverfahren selbst zuwenden, seien noch einige Beobachtungen über das gerollte Buch und seine Benutzung vorangestellt.

Schrift-kolumnen

Die Schrift konnte in der Buchrolle in langen, ununterbrochenen Zeilen stehen, die über alle Klebungen und Blattgrenzen hinwegliefen; sie konnte auch in der Richtung der Rollenhöhe laufen. Sowohl dieses wie jenes Verfahren, das eine Spaltung des Textes vermied, wurde in Diplomen, wie auf den ravennatischen Papyri, beliebt, ist aber auch auf Abbildungen von Büchern zu sehen.[1]) Für eigentliche Buchschrift dagegen war das Übliche, und zwar schon bei den Ägyptern,[2]) die Schrift auf Spalten zu verteilen. Diese Spalten heißen dann, wie die Blätter selbst, *paginae*, *σελίδες*, und diese Bezeichnung setzt voraus, daß man prinzipiell immer eine Schriftspalte auf eine Seite der Rolle setzte. Doch wurde unendlich oft auch über die feinen Klebungen und Seitengrenzen hinweggeschrieben, und die Zeilenlänge und Breite der Kolumnen wechselt deshalb in Wirklichkeit sehr. Besonders gering ist sie z. B. oft in den herculanensischen Rollen. Diese Kolumnen wurden dann häufig auch numeriert.[3])

δέλτοι

Die Schriftspalten im Rollenbuch heißen auch *δέλτοι*, welches Wort nicht kurzerhand mit „Schrifttafel" übersetzt werden darf, sondern zum wenigsten in älterer Zeit Schriftspalten auf jedwedem Material bedeutet. *δέλτοι* ist keine Stoffbezeichnung, sondern bedeutet Türen; „Tür" aber war der übliche Ausdruck für Schriftspalte.[4]) Die Tragiker Athens vermeiden das Wort *βιβλίον*, ebenso wie das Wort *πίναξ*; von orphischen Sprüchen sagen sie, daß sie *ἐν σανίσιν* stehen (Eur. Alk. 967); Aussprüche der *σοφοί* stehen dagegen auf *δέλτοι* (Eur. fr. 370 v. 6); aber auch eine Erzählung der Musen, also ein Dichtwerk, über Helenas Geburt findet sich *ἐν δέλτοις*, Iphig. Aul. 798. Schon hier liegt es nahe, Buchspalten zu verstehen. Dasselbe gilt vor allem von Aristoph. Thesmoph. 778 *πινάκων ξεστῶν δέλτοι*, wo eine Tautologie vorläge, wären *δέλτοι* = *πίνακες*. Das Wort ist Schriftkolumne, Schriftseite. Daher auch die *δέλτος χαλκῆ δύσνιπτος* Soph. Trach. 684, wo der Zusatz *χαλκῆ* verständlich wird, wenn *δέλτος* selbst kein bestimmtes Material bedeutet.[5]) So sagt denn auch der

---

[1]) Buchrolle S. 189 Abb. 126; auch Abb. 118 und S. 228; 320 f.

[2]) Vgl. G. Möller, Hieratische Paläographie; die ägyptische Buchschrift in ihrer Entwicklung bis zur römischen Kaiserzeit, Bd. I, Leipzig 1909.

[3]) Buchwesen S. 159 f.; Dziatzko bei Pauly-Wissowa III S. 952; Häberlin Nr. 79; The Oxyrhynchos Pap. IV Nr. 657.

[4]) Blau, Althebr. Buchwesen S. 116; oben S. 250 f.

[5]) Vgl. *γενεαλογίας ἐκ δέλτων χαλκῶν*, Suidas s. *Ἀκουσίλαος*, und *δέλτους χαλκᾶς* Lucian Alex. 10 u. sonst. Höchst verkehrt schließt Gardthausen S. 125 aus diesem Ausdruck, „daß Deltos auch die Erztafel bezeichnet"; nein! nicht Deltos, sondern nur *δέλτος χαλκῆ* bezeichnet die Erztafel; ebenso verkehrt S. 124:

dichtende Pigres von seiner Batrachomyomachie, v. 3: *ἐν δέλτοισιν ἔθηκα τὴν ἀοιδήν*, d. h. „in Spaltenschrift legte ich meinen Gesang nieder“ und fügt hinzu: *ἐμοῖς ἐπὶ γούνασι.* Daß nun ein auf einer Schreibtafel befindliches Schriftwerk auf den Knien liegt, dafür gibt es meines Wissens auf den Bildwerken, die uns den Menschen mit dem Buch vorführen, kein Beispiel. Wohl aber war es Herkommen grade der älteren Zeit, daß die offene Rolle so auf den Knien liegt; man betrachte in meinem Buch „Buchrolle in der Kunst“ die Abbildungen 17 (ägyptisch), sodann 90; 91; 92; außerdem 95 u. 120. Am nächsten aber liegt es, mit Pigres das Sitzbild Pindars zu vergleichen, das ebenso *ἐπὶ τῶν γονάτων ἀνειλιγμένον βιβλίον* hielt (Aeschines Epist. 4). Die *δέλτοι* befinden sich also bei Pigres wie bei Pindar im *βιβλίον*, das geöffnet auf den Knien aufliegt. Besonders zwingend scheint mir endlich auch noch das Gedicht Posidipps über das Alter,[1]) wo die Musen erscheinen als *γραψάμεναι δέλτους ἐν χρυσέαις σελίσιν.* Denn hier ist *δέλτους* Objekt zu *γράφειν*, die *δέλτοι* sind also etwas, was geschrieben wird, sie sind also kein Beschreibstoff, sondern Schrift; und zwar sind sie Schriftkolumnen; denn sie befinden sich auf den Seiten (*σελίδες*) einer Rolle, die hier als in Gold nachgeahmt oder mit Goldschmuck versehen (s. oben S. 257 f.) gedacht ist. Daher heißt denn endlich *δελτόω* einfach „schreiben“ (Aeschyl. Suppl. 179 = 185; s. schol.); und auch Eur. Palamed. 582, 9 ist *δέλτος* lediglich Schrift und keine besondere Buchform. Doch ich breche ab. Daß *δέλτος* im Lauf der Zeit immer häufiger zur Bezeichnung von Tafeln verwendet wurde, läßt sich nicht leugnen. Aber auch ein ganzer Schriftkomplex, ob Polyptychon oder Rolle, heißt gelegentlich ebenso.[2])

Catull c 22 Über das Schreiben selbst und seine Hilfsmittel hat die Paläographie und Papyruskunde Auskunft zu geben. Gleichwohl sei eine dahingehörige Schilderung Catulls, c. 22, weil sie auch sonst Interesse bietet und obendrein eine Unklarheit enthält, hier in Kürze vorgeführt. Es handelt sich um den schlechten Dichter Suffenus:

Puto esse ego illi milia aut decem aut plura
Perscripta, nec sic ut fit in palimpsesto
Celata: chartae regiae novae libri,
Novi umbilici, lora rubra membranae;
Derecta plumbo et pumice omnia aequata.

Hier ist der Text nach den Handschriften gegeben; nur wird v. 6 *relata* statt *celata*, v. 8 *detecta* statt *derecta* überliefert. Die erstere Änderung ist ungewiß, die zweite ist überzeugend. Bei keiner von beiden brauche ich hier zu verweilen. Es ist klar, daß hier Bemerkungen über die Ausstattung der Reinschrift, *libri* aus neuem Königspapier, neue Rollenstäbe und rote Riemen aus Leder, vorangehn; dann folgt im v. 8 die Schrift

„*δέλτος* ist ohne Frage ursprünglich die Holztafel: daher *δέλτος κυπαρισσίνη.*“ Nicht *δέλτος* selbst, sondern nur *δέλτος κυπαρισσίνη* ist Holztafel.

[1]) Siehe Diels, Sitz.ber. d. Berl. Akad. 1898 S. 851.

[2]) Dieser Gegenstand ist jedenfalls zu retraktieren. Das oben Vorgetragene habe ich Centralblatt f. Biblioteksw. 17 S. 548 ff., Buchrolle S. 155, 2 u. 210, Rhein. Mus. 63 S. 41 begründet. Weiteres Material bringt Gardthausen S. 37 f.; 124 f., bes. nach Wilhelm in Sonderschriften des österr. arch. Instituts VII (1909) S. 240 f. Vgl. Histor. Vierteljahrsschrift 1912 S. 400 und oben S. 286 u. 259, 4.

selbst; in diesen Zeilen wird nun das *derecta plumbo*, wie ich meine, erst dann verständlich, wenn man zu *omnia* aus dem Voraufgehenden *decem milia versuum aut plura* aufs neue ergänzt. Also: alle milia versuum sind mit dem Bleilineal „gerichtet“ oder zwischen Linien gestellt; weniger verständlich ist alsdann aber das *pumice aequata*; denn nicht die Tausende von Versen selbst wurden mit Bimstein geglättet, sondern nur die Charta vor dem Beginn des Schreibens.[1]) Hier scheint also eine Ungenauigkeit des Ausdrucks vorzuliegen. Auf das Linienziehn im Buch spielt auch das *tendere versum* bei Persius 1, 65 an. Und zwar wurden vor allem nur senkrechte Linien gezogen, die die Schriftkolumnen einfaßten,[2]) während wir innerhalb derselben die Zeile selbst meist frei schweben sehen.

Es gilt nun also — nach Catull — als ein Zeichen besonderer Eleganz, wenn die Schrift im Buch zwischen Zeilen stand.

cornua; erstes und letztes Blatt leer

Die äußeren Endteile der Rolle, das Protokoll und das Eschatokoll, blieben, weil die Schrift hier zu leicht Schaden genommen hätte, unbeschrieben. Sie wurden häufig verdickt und geweißt und heißen *cornua*.[3]) Wenn Martial XI 107 schreibt: *explicitum nobis usque ad sua cornua librum et quasi perlectum . . . refers*, so fehlt jede Nötigung, ja, jede Berechtigung, *cornua* vom Rollenstab, der nach der irrigen Vorstellung mancher Gelehrter Knöpfe gehabt haben soll, zu verstehen. Martial macht es uns hier vielmehr so deutlich wie möglich, daß *cornua* das erste und letzte Blatt der offenen Rolle sind; denn *explicare* heißt, wie *evolvere*, nicht „zu Ende rollen“, sondern „auseinanderrollen“ (oben S. 272). Hier wird das Buch von dem übereifrigen Leser bis zur ersten und letzten Seite aufgetan.[4])

Auch bei den Juden trugen die Endteile der Rolle, die *cornua*, keine Schrift.[5])

Anbringung des Titels

Man sollte erwarten, daß nun hinter dem leerstehenden ersten Blatt auf der Innenseite der Rolle zunächst das Titelblatt folgte, daß also der Text im Rolleninnern durch den vorangestellten Buchtitel eröffnet wurde. Indes haben sich hiergegen berechtigte Zweifel erhoben, und sicher ist, daß die Titelaufschrift oft nur an der Außenseite der Rolle zu lesen stand. Im althebräischen Buchwesen hatten die Rollen keine Titel, und beim Zitieren dienten zur Benennung des Buchs die Anfangsworte seines Textes. Allerdings nimmt Blau an, daß ursprünglich doch solche Titel wie „Exodus“ vorhanden waren, daß sie aber außer Gebrauch kamen.[6]) Damit scheint das Verfahren des Callimachus übereinzustimmen, der in seinen Pinakes die Anfangsworte der Bücher, die er katalogisierte, ausschrieb. Doch würde dies Verfahren des Grammatikers natürlich nur auf das vorkallimacheische Buchwesen ein Licht werfen; überhaupt aber ergibt sich aus

[1]) Gardthausen S. 190 referiert hierüber unrichtig; der Bimstein tat für die Chartarolle zwei Dienste: erstlich das Glätten der Charta selbst, wie an der oben besprochenen Catullstelle (dasselbe wurde auch mit dem Eberzahn ausgeführt; daher *charta dentata*); zweitens wurde aber auch der faserige Schnitt der geschlossenen Rolle mit *pumex* poliert; s. unten.

[2]) Daher nennt Philippus von Thessalonich das Lineal *σελίδων σημάντορα πλευρῆς*. Anthol. Pal. 6, 62, 1. Es ist ein *σελίδων κανόνισμα φιλόρθιον*, ebenda 6, 295, 3.

[3]) Siehe Buchrolle S. 235 ff.: Rhein. Mus. 63 S. 44. Ich komme unten auf diese Bezeichnung zurück.

[4]) Siehe Histor. Vierteljahrsschrift 1912 S. 398.

[5]) L. Blau, Althebr. Buchwesen S. 42.

[6]) L. Blau, Rivista israelit. S. 53.

ihm meines Erachtens kein ganz und unbedingt sicherer Schluß, da sich in ihm vielleicht nur die Sorgfalt des Bibliothekars verrät, der die Identifikation des betreffenden Buches außer Zweifel stellen will; denn verschiedene Bücher konnten doch eventuell denselben Titel haben. Wenn unter den erhaltenen Papyrusfunden sich keine vorn im Buchinnern angebrachten Buchtitel antreffen lassen, so stammen diese Funde allermeistens nicht von normalen Litteraturbüchern her; dies betrifft z. B. die Epicharmsprüche im ersten Hibehpapyrus, der circa dem Jahr 250 v. Chr. angehört und gleich mit dem Vermerk *προοιμιον* einsetzt, worauf unmittelbar in der zweiten Zeile einleitende Verse folgen: *τεῖδ' ἔνεστι πολλὰ καὶ παντοῖα κτλ.*, „in dieser Rolle ist vieles enthalten, was nützlich“.[1]) Daß dies indes kein normales Litteraturbuch war, ist klar. Meistens aber entbehren die erhaltenen Papyri grade der ersten Seiten,[2]) und ein zwingender Schluß[3]) ist daher meines Erachtens vorläufig noch nicht gegeben. Jedenfalls sei hier auf Folgendes hingewiesen. In der Zeit des Codexbuchwesens, das aus dem Papyrusbuchwesen hervorging, wurde der Codex regelmäßig *in liminari pagina* mit dem Werktitel eröffnet (s. unten). Bisweilen aber spielen die Schriftsteller auch selbst auf den Titel an. Martials dreizehntes Buch heißt „Xenia“; der Dichter selbst erwähnt diesen Titel erst im dritten Gedicht des Buchs; die voraufgehenden ersten beiden Gedichte sind aber, wenn man ihn nicht kennt, unverständlich. Soll er sich wirklich nur an der Außenseite der Rolle, wo er dem Auge des Lesenden ganz entzogen war, befunden haben? Er gehörte hier so eng zur Sache, daß man auch räumlich einen engen Konnex erwartet. Dazu nehme man Frontos „Lob des Rauchs“. Die Überschrift lautet:

M. Frontonis
laudes fumi et pulveris
item
Laudes neglegentiae,

und das Vorwort beginnt dann Fronto unmittelbar mit den Worten: *Plerique legentium forsan rem de titulo contemnant.* Der Augenschein spricht dafür, daß das auch schon in der Papyrusrolle so hintereinander zu lesen war, wie wir es im alten Frontocodex lesen (p. 211 Nab.). Auch des Ausonius Bissula oder Parentalia ließen sich für den, der sie zu lesen begann, kaum auffassen, wenn der Titel nicht davor stand. Derselbe Ausonius scheint für sein Technopaegnion gradezu auf ihn zurückzuverweisen, wenn er dort im Vorwort sagt: *libello Technopaegnii nomen dedi.* Hieronymus weist am Anfang des siebzehnten Buchs seines Jesaiaskommentars ausdrücklich auf den voranstehenden Titel dieses Buches hin, wo mit der Zahl 17 eine Psalmenstelle verbunden war.[4]) Dazu kommt der Papyrus Massiliensis des Isokrates; er ist eine Rolle in achtzehn Kolumnen; auf der ersten Kolumne stand wirklich der Titel. Es ist die Schrift *πρὸς Νικοκλέα.* Der Text bricht aber beim § 30 der Schrift ab, und der Titel erscheint darauf

[1]) Siehe Crönert, Hermes 47 S. 402 ff.

[2]) Eine weitere Ausnahme der Hierokles, s. Mutschmann, Hermes 46 S. 99.

[3]) Wie ihn Schubart zieht, Das Buch S. 41.

[4]) Er sagt: *admoneo quod psalmus qui huius numeri* (nämlich XVII) *titulo praenotatur, sit pueri Domini David.*

noch einmal.[1]) Nur den Werken der voralexandrinischen Zeit hat oft der inhaltsanzeigende Buchtitel tatsächlich gefehlt, wie denn die erste der beiden Thukydidesrollen direkt anfing: *Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον κτλ.*[2])

Platz für die praefatio

Auf diesen Titel folgte dann weiter im Schriftwerk gegebenen Falls eine *praefatio*, die aber, wenn sie bloß orientierender Natur, *extra ordinem paginarum*, d. h. also vielleicht auch bisweilen an der Außenseite der Rolle angebracht war.[3]) Der Text schloß endlich mit der Wiederholung des Titels und dem bekannten *explicit(us)*, *τέλος*. Diese Wiederholung schien nötig, weil nach zu Ende gelesener Rolle der Schluß des Konvoluts außen lag und man auch bei einer so gerollten Rolle den Titel finden mußte. Von den Doppeltiteln in Varros Satiren oder Logistorici stand augenscheinlich der eine vorne, der andere hinten eingetragen; denn Censorinus sagt De die nat. 9: *in libro qui vocatur „Tubero" et intus subscribitur „de origine humana"*. Dies *intus* läßt sich nicht anders verstehen.

Opisthographa: der fortlaufende Text auf dem Verso zu Ende geführt

Die Rückseite der Rolle blieb bei guten Exemplaren, wie die Buchverkäufer sie lieferten und wie sie in den öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt wurden, gewiß zumeist unbeschrieben; ja, sie wurde mitunter bunt gefärbt, z. B. grün auf dem Schauspielerbild im Thermenmuseum (Buchrolle Abb. 78). Eine Ausnahme machten nur solche Fälle, wie sie Juvenal 1, 6 erwähnt, wenn nämlich die vorgesehene Rolle für den zusammenhängenden Text des Schriftwerkes nicht ausreichte und man den Rest desselben sich genötigt sah, auf dem Verso einzutragen. Ebenso steht es auch mit dem Schicksalsbuch in Gottes Hand, das die Johannesapokalypse c. V uns schildert; wenn dies Buch nicht nur *ἔσωθεν*, sondern auch *ὄπισθεν γεγραμμένον* war, so soll damit angezeigt sein, daß die Rolle ihren einheitlichen Inhalt kaum zu fassen vermochte.[4]) Ebenso muß aber auch das Exemplar der Cicerorede pro Milone, das Asconius benutzte, wie seine Zitierweise ergibt, ein Opisthograph gewesen sein;[5]) d. h. ihr Text stand auf Vorder- und Rückseite.

Opisthographa: verschiedener Text auf Recto u. Verso

Diese Gattung von Opisthographa gab also auf Recto und Verso ein einheitliches Schriftwerk. Ganz anders stand es damit jedoch bei privater Buchschreiberei. Für sie nehme ich schon die Opisthographa in Anspruch, die Lucian 14, 9 im Ranzen des Cynikers erwähnt: *ἡ πήρα δέ*

---

[1]) Eine Privatabschrift; vgl. BLASS, Fleck. Jahrbb. 129 S. 418; HÄBERLIN Nr. 79.

[2]) Ueber das Fehlen von Titeln in älterer Zeit und über Doppeltitel s. Buchrolle S. 237 f.; oben Kritik u. Hermeneutik S. 153 f. Bei den älteren griechischen Philosophen war der Werktitel *περὶ φύσεως* von Späteren zugesetzt und ist in der Regel unzuverlässig, wie beim Xenophanes. Von diesen Tatsachen, die SCHUBART S. 90 u. 125 nicht berücksichtigt oder übersieht, war natürlich auch noch die Zitierweise des Callimachus in seinen *Πίνακες* abhängig. Es wird angenommen, daß derselbe Callimachus es war, der die Reden des Demosthenes edierte und mit ihren Titeln versah: SAUPPE, Epistola critica S. 49; THALHEIM bei Pauly-Wissowa, RE. V S. 183.

[3]) Ueber *extra ordinem paginarum* s. Buchwesen S. 142, 3; über *προγραφή* und *προέκθεσις* ebenda. Dazu G. ENGEL, De antiquorum epicorum didacticorum historicorum prooemiis, Marburg 1910, S. 55 f.; FRIDERICI S. 52 adn. Das Gesagte betrifft besonders deutlich die Vorreden des Statius in den Silven und des Martial. Wenn aber Catulls Gedichtsammlung als *Passer*, d. h. nicht nach dem ersten, sondern nach dem zweiten Gedicht zitiert wird, so stand sein erstes Gedicht wohl gleichfalls *extra paginarum ordinem*; s. Commentariolus Catullianus tertius p. IV; Philol. 63 S. 425.

[4]) Buchrolle S. 86 Anm.

[5]) Buchwesen S. 176 f.

σοι θέρμων ἔστω μεστὴ καὶ ὀπισθογράφων βιβλίων. Denn offenbar kopierte der Cyniker sich die nötigen Bücher eigenhändig und sparte dabei mit Papier. Ebensolche Bücher sind nicht in Herculaneum, wohl aber in Ägypten massenhaft gefunden worden. Dies sind aber im Unterschied zu den oben gegebenen Beispielen solche Opisthographa, wo das Verso ein anderes Schriftwerk trägt als das Recto (vgl. oben S. 278); dies aber können in keinem Fall normale Litteraturbücher gewesen sein. Nie wird uns ja auch bei den alten Autoren eine Schrift so zitiert, als ob sie auf der Rückseite einer anderen stünde. Solches Sparen mit Papier verrät die Buchschrift des gemeinen Mannes.[1])

Schreiben auf den Knien

Wer wissen will, wie ein antiker Mensch sich beim Schreiben verhielt, muß die Bildwerke zu Rate ziehen. Das Schreiben auf einzelnen Chartablättern war bequem genug: man stand dabei aufrecht und legte das Blatt in die linke Hand.[2]) Schwierigkeit bereitete das Schreiben dagegen in größeren Rollen. Auch dies wurde ohne Tisch oder Pult ausgeführt; s. Buchrolle Abb. 139 (auch bei Johnen S. 99): man saß, und zwar meist am Boden, und stützte die im Motiv VI geöffnete Rolle mit den erhobenen Knien, den zu beschreibenden Teil der Rolle aber wiederum auf der linken Hand.[3]) Das Eintragen in eine leere Rolle heißt *ἐγγράφειν ἐς βιβλίον*, Lucian Alex. 1; *ἐς παχὺ βιβλίον ἐγγράφειν*, derselbe Luc. 15, 26 (vgl. oben S. 270). Derselbe Lucian, Hermotim. 2, schildert jemanden, der in philosophischem Schulbetrieb sich anstrengt, *ἐς βιβλίον ἐπικεκυφότα καὶ ὑπομνήματα τῶν συνουσιῶν ἀπογραφόμενον.* Am anschaulichsten die Hippokratesbriefe, 17, 7: . . . *ὃ δ' εἶχε . . . βιβλίον ἐπὶ τοῖν γονάτοιν, καὶ ἕτερα δέ τινα ἐξ ἀμφοῖν τοῖν μεροῖν αὐτῷ παρεβέβλητο . . . ὃ δὲ ὁτὲ μὲν ξυντόμως ἔγραφε ἐγκείμενος, ὁτὲ δὲ κτλ.*[4])

Beklopfen

Daß infolge des Eintragens der Schrift die Charta zerknittert wurde und hernach glatt geklopft werden mußte, habe ich oben S. 271 in Anlaß der *nondum malleati libri* des Ulpian besprochen. Aber auch sonst diente das Beklopfen, *περικόπτειν* (Lucian adv. indoct. 16) dazu, Rollen, die lange gelegen, wieder auszuglätten.

Lohnschreiber

Es war der Stolz des vornehmen Ägypters, seine Bücher eigenhändig selbst zu schreiben. Anders die Griechen. Die Ägypter waren keine Redner, wohl aber die Griechen, und feinsinnig hat E. Curtius bemerkt, daß eben die Redekunst den Griechen verhinderte, die Kunst des Schreibens so zu ehren, wie die Ägypter es taten.[5]) Doch haben sich gelegentlich auch angesehene Griechen herbeigelassen, Buchmanuskripte selbst herzustellen.[6]) König Eumenes war Schreiber von Beruf gewesen; allerdings wurde er darum von seinen Soldaten verachtet.[7]) Der vornehme Römer hat sich dagegen der Buchschrift ganz enthalten; er benutzt, wie z. B. Seneca Epist. 65, 2, nur den *stilus*, nicht den *calamus*; d. h. er schrieb

---

[1]) Vgl. Buchrolle S. 7 f.; 30 f.

[2]) Ebenso das Schreiben im Codicill; vgl. den *ὀρθογραφῶν*, Rhein. Mus. 66 S. 150: er steht dabei so aufrecht wie Athene, die auf der Wachstafel schreibt, u. ähnl.

[3]) Näheres Buchrolle S. 11 f. u. 202 ff.

[4]) Vgl. A. Brinkmann, Rhein. Mus. 66 S. 152.

[5]) E. Curtius, „Wort und Schrift", Göttinger Festreden 1864 S. 79 f.; vgl. Johnen S. 92.

[6]) Siehe unten über „Privatabschrift".

[7]) Plutarch, *σύγκρισις* des Sertorius und Eumenes cap. 3.

nur das Brouillon auf Wachs eigenhändig; für die Reinschrift hatte er seine librarii.[1]) Vom *stilus* hat der vornehme Grammatiker Aelius Stilo sogar sein Cognomen erhalten (es ist beiläufig pervers, wenn Apuleius Metam. 8, 1 *stilus* und *charta* verbindet). Die *scribae* heißen *mercennarii.*[2]) Aber das Gesagte betrifft natürlich nur die litterarischen Werke. Mit Briefen und Entwürfen auf Charta steht es anders. So schrieb Pompejus mit eigener Hand den Entwurf zu einer Ansprache in eine kleine Rolle,[3]) und demselben Pompejus fielen in Spanien die *αὐτόγραφοι ἐπιστολαί* römischer Vornehmer als Beute zu.[4])

5. Das Lesen.

Vorleser u. Lesepulte

Auf das Schreiben folgt das Lesen. Viele, nicht nur der üppige Vornehme, sondern auch der Gelehrte, benutzten dazu den Vorleser oder Anagnosten, eine besondere Gattung von Hausdienern.[5]) Sonst geschah das Lesen in Buchrollen vielfach auch mit Hilfe des Lesepultes, *ἀναλογεῖον, ἀναγνωστήριον, manuale lectorium,* auf dem man die halbgeöffnete Rolle aufstellte. Martial redet einmal von ihm (14, 84), auch die Glossare wissen davon, und es ist mir gelungen, auch auf Bildwerken dies für Rollen bestimmte *manuale* verschiedentlich nachzuweisen.[6]) Seine Gestalt erinnert in einigen Fällen an ein Geigenpult, und es ist so der Vorgänger des Lese- und Schreibpultes gewesen, der im Codexbuchwesen des Mittelalters seit dem 5. Jahrhundert häufige Dienste tut.

Das Lesen

Meistens aber las man doch aus freier Hand; und zwar der Vortragende oder Vorsingende vorzugsweise stehend, der Studierende sitzend oder auch liegend. Die Monumente geben die mannigfaltigste Veranschaulichung (Buchrolle S. 128—196). Das isoliert für sich Lesen heißt *ἀναγιγνώσκειν πρὸς ἑαυτόν* (Aristoph. Frösche 52 f.) oder *καθ' ἑαυτόν* (Philostrat. Apollon. Tyan. 5, 38); dabei schritt man auch gern auf und ab, man las also auch *περιπατῶν*, wie uns Bilder zeigen (ebenda S. 165 f.) und wie es der Pastor Hermae Vision. II 1, 3 erwähnt.

Das Buch in beiden Händen

Während des Lesens wurde immer mit der linken Hand der gelesene Teil des Buchs gleich wieder zusammengerollt; auch schnellte die Charta, durch das eingebogene Liegen gewöhnt, schon von selbst wieder zusammen,[7]) so daß also nach der Lektüre das Buch jedesmal verkehrt zusammengerollt[8]) in der Linken lag (die letzte Seite lag jetzt außen statt innen) und das Ganze gleich noch einmal wieder zurückgerollt werden mußte, damit der Anfang des Buchtextes wieder an die Außenseite kam. Es ist wahrscheinlich, daß bei der Prozedur dieses Zurückrollens das Kinn zur Hilfe genommen wurde; anders lassen sich, wie ich glaube, die

---

1) Buchrolle S. 197 f.

2) Nepos, Eumenes 1.

3) Plutarch Pompej. 79.

4) Plut. Sertorius 27.

5) Buchrolle S. 171 f. Ich füge hinzu, daß schon Kallisthenes am Hof Alexanders einen Anagnosten *Στροῖβος* hatte (Plut. Alex. 54); ferner den *Αἴσωπος Μιθριδάτου ἀναγνώστης* (Suidas). Unter den Sklavenscharen des Crassus, die Plutarch (Crassus 2) aufzählt, stehen die Anagnosten und die *ὑπογραφεῖς* voran. Die *acta diurna* ließ man sich in Rom vom *actuarius* vorlesen; s. Petron 53 und die Erklärer zu Juvenal 7, 104.

6) Buchrolle S. 174 ff.

7) Buchrolle S. 42; 189.

8) Eine so verkehrt aufgerollte Rolle, deren erste Pagina innen lag, ist tatsächlich in Aegypten gefunden worden und so nach Berlin gelangt; s. SCHUBART S. 97.

Dichterstellen, die die Benutzung des Kinns beim Lesen erwähnen, nicht erklären.[1]) Vor allem sind also beim Lesen immer beide Hände beschäftigt; jede Hand hält eine Rollung. Daher Lucian 39, 9: *βιβλίον ἐν τοῖν χεροῖν εἶχεν ἐς δύο συνειλημμένον*. Auch sonst ist, wo die Hände im Plural zusammen mit dem Buch erwähnt werden, immer grade von einem Lesenden die Rede, z. B. Plutarch Cic. 49: *βιβλίον ἔχων Κικέρωνος ἐν ταῖς χερσίν*. Anaxippos (Comici ed. Kock Bd. III) fr. 1 v. 24: *ἐν ταῖς χερσί μ' ὄψει βυβλία ἔχοντα καὶ ζητοῦντα τὰ κατὰ τὴν τέχνην* (der Koch liest in seinen Rezeptenbüchern); ebenda Baton Euergetai fr. 4, 3: *βυβλίον ταῖς χερσί*. Kaiser Domitian wehrte sich nicht, als er ermordet wurde, weil er mit beiden Händen just eben eine Rolle hielt (Sueton cap. 17). Der Römer hat, wenn er liest, das Buch *inter manus*.[2])

ohne das Kleid zu berühren

Ferner aber mußte der Lesende darauf acht geben, daß beim Lesen das Buch das Kleid nicht berühre, da die Charta, vor allem der Chartarand, leicht fasert, haart und splittert und durch Berührung gefährdet ist.[3]) Überhaupt aber war beim Aufrollen jede heftige Bewegung zu vermeiden; sonst zerriß die Charta. Wenn Seneca de benef. 7, 30, 1 den allgemeinen Satz ausspricht: *saepe quod explicari (potuit), pertinacia trahentis abruptum est*, so ist das ein Gleichnis, und dies Gleichnis ist, wie jeder antike Leser verstand, von der Buchrolle hergenommen. Sowohl das *explicare* wie das *trahere* weist sinnfällig darauf hin.

Das Herabhängen vermieden

Aber noch ein anderes wurde, wie die Bildwerke zeigen, sorglich vermieden, daß ein Teil der Rolle nicht während des Lesens als aufgelöste Fahne zur Erde hing. Denn die Charta, die so leicht zerriß, würde so hängend unter ihrer eigenen Last gelitten haben. Daher eben die Sorgfalt, mit der die linke Hand das Gelesene stets gleich wieder zusammennimmt; daher die vorsichtige Haltung des Buchs bei Unterbrechung der Lektüre.[4]) Entrollte sich aber ein Rollenteil beim Lesen trotzdem und hing nachlässig zur Erde, so wurde das Ende, wo es sich um ein wertvolles oder gar heiliges Buch handelte, vom Diener oder Gehilfen im Gewand oder im Tuch aufgefangen. Diesen Sinn haben gewisse Darstellungen des Christus und Petrus mit dem Buch, die fälschlich als „traditio legis“ aufgefaßt zu werden pflegen.[5]) Vorbild waren hierfür gewiß Vorschriften im Ritual der Juden, Blau, Althebr. Buchw. S. 40 f.: „Wenn jemand (am Sabbath) auf der Schwelle in einem Buche liest und das Buch sich seinen Händen entrollt, soll er es zurückrollen; wenn er auf dem Dache liest und das Buch entrollt sich seinen Händen, solange es zehn Handbreiten (etwa 75 Zentimeter) von der Erde entfernt ist, soll er es zurückrollen, ist es aber nicht mehr zehn Handbreiten von der Erde entfernt, wende er es um“ u. s. f.

frons

Der obere und untere Rand der Papyrusrolle, der unserem Buchschnitt entspricht, heißt *frons*.[6]) Weil dieser Rand, wie gesagt, leicht

[1]) Martial 1, 66, 8; 10, 93, 6; Anthol. Pal. 12, 208; Buchrolle S. 116 f; Buchwesen S. 254.

[2]) Buchrolle S. 135 u. 338.

[3]) Buchrolle S. 166; 176 f.; 191.

[4]) Buchrolle S. 186 ff.

[5]) Buchrolle S. 322 f. u. 185; zustimmend L. v. Sybel, Röm. Mitteil. 25. 1910, S. 201 f.

[6]) Lygdamus 1, 13; Ovid Trist. 1, 1, 11; Seneca de tranqu. an. 9, 6; Buchrolle S. 236; 238.

haarte, wurde er beschnitten oder auch mit Bimsstein geglättet,[1]) überdies aber auch gefärbt wie bei uns der Buchschnitt. Die schwarze Farbe dieses Buchschnitts erwähnt Ovid Trist. 1, 1, 8 für seine Trauerelegien. Sonst wird der Schnitt also auch wohl buntfarbig gewesen sein.

6. Bilderbücher und Goldschrift.

So viel vom Lesen und Schreiben in der Chartarolle. Die Chartarolle diente nun aber wie das *linum* ebensogut zur Malerei wie zur Schrift; denn zwischen Malen und Schreiben war kein wesentlicher Unterschied. Mit Figuren bemalte Teppiche aus Charta scheinen in Ägypten weitverbreitete Sitte gewesen zu sein, und so sind auch die altägyptischen Papyrusrollen oder Bücher selbst bekanntlich an farbigen Bildern reich. Dasselbe hat sich bei den Griechen fortgesetzt. Es ist lächerlich, zu behaupten, daß sich auf Charta schlecht malen ließ; denn die Ägypter widerlegen das hundertfach auf das glänzendste. Hätte die griechisch-römische Buchmalerei sich, wie einige meinen, vorzugsweise des Pergaments bedient, so würde Plinius uns das sagen. Die besondere Mitteilung, daß Parrhasius Bilder auf Membrane hinterließ (oben S. 282), beweist im Gegenteil, daß man sonst nicht häufig auf Membrane malte. Das Malen auf Pergament verbreitete sich naturgemäß erst mit dem Pergamentbuchwesen selbst. Eben jetzt werden die von Gayet bei der Ausgrabung von Antinoe in Ägypten gemachten großartigen Funde bekannt: da tritt uns auch die griechische Porträtmalerei des 2. bis 3. Jahrhunderts n. Chr. entgegen, und zwar Porträts, bald auf Holz, bald auf Charta.[2]) Und das ist kein Wunder; denn auch die griechische Buchschrift war ja ein Malen und Farbenauftragen.

Malerei auf Charta

Die Griechen gingen nun bald so vor, daß die Bilder wie im Nikander zur Illustration eines Lehrtextes dienten und den Text selbst unterbrachen, bald so, daß das Buch nur Bilder mit erläuternden Beischriften enthielt. Dies sind die eigentlichen Bilderbücher des Altertums, und für sie sind Varros Imagines der berühmteste Beleg.[3]) Für die Kenntnis des Buchwesens ist die Kenntnis dieser Bilderbücher natürlich etwas sehr Wesentliches, und es ist zu verwundern, daß bisher fast niemand diesen Forschungsgegenstand zusammenhängend behandelt hat. Wer Umschau hält, bemerkt, wie mannigfaltig und reich auch dieser Betrieb im Altertum war. Es gab Botanikbücher, die nur farbige Pflanzenbilder mit Beischriften gaben; ebenso Tierfabeln, nur in Bildern erzählt; ebenso die Sternbilder im Buch beisammen; Bilderbücher über die Ilias, über römische Geschichte oder andere Kriegsereignisse aus der Sagenzeit oder auch aus

Bilder im Text und Bilder ohne Text

[1]) Lucian Adv. indoct. 16; Isidor Orig. 6, 12, 3: *circumcidi libros Siciliae primum increbruit; nam initio pumicabantur, unde et Catullus ait* (folgt Catull 1, 1 u. 2). Also verstand Isidor oder seine Quelle, Sueton, diese Catullstelle dahin, daß mit *pumex* der Schnitt geglättet wurde; dies sagt auch Ovid a. a. O. Uebrigens Martial 8, 72, 2; 4, 10, 1; 1, 66, 10. Was Isidor über Sizilien mitteilt, führt man auf einen Irrtum zurück, auf Mißverstand des Wortes *sicilis* „Sichel", *sicilire* „mähen" (zu *secare*; Marquardt-Mau S. 816). Doch ist dies nicht überzeugend.

[2]) Siehe J. P. Lafitte in La Nature, 1912, Nr. 2037 S. 18.

[3]) Das *Γραφεῖον* des Callimachus kann schwerlich ein Bilderbuch bedeuten, und von einem Vorbild für dies Unternehmen Varros wissen wir nichts.

der Gegenwart; man denke dabei an die Josuarolle und an die Trajanssäule. Alles das aber als Papyrusrolle (oben S. 293). Es gab ferner auch Landschaftsbilder auf Charta, langgestreckt, auf denen drei Meter lang nichts zu sehen war als Meer und Himmel und die man im Automatentheater als Hintergrundsbild verwenden konnte. Wer sich eine Anschauung davon machen will, vergleiche die heutigen Bilderbücher der Chinesen, die zum Teil hohen künstlerischen Wert haben. Diese Bücher bestehen aus Seide und sind über drei Meter lange Rollen mit Rollenstäben, die gleichfalls langgestreckte Gemälde, seien es Landschaften oder Menschengruppen, enthalten, zusammengerollt aufbewahrt und beim Betrachten aufgerollt von zwei Personen an den Stäben gehalten werden. Zu dem, was ich über diese Dinge „Die Buchrolle in der Kunst" S. 282 ff. zusammengestellt habe, könnte ich jetzt gar manches hinzufügen; doch reicht dafür an dieser Stelle der Raum nicht. Es sei nur erwähnt, daß wir Gedichte, die Beischriften zu solchen Bilderfolgen waren, noch mehrfach besitzen.[1]) Lehrreich ist auch, was Suidas von den *βιβλία* des *Θεοδόσιος φιλόσοφος* mitteilt: *διαγραφὰς οἰκιῶν ἐν βιβλίοις γ'*, außerdem ein Buch *περὶ οἰκήσεων*. Hier ist klar, daß das Buch *περὶ οἰκήσεων* den Text über Häuserbau gab, dagegen die andern drei Bücher oder Rollen lediglich Grundrisse von Häusern enthielten.

Vervielfältigung derselben

Besonders sei noch betont, daß solche Bilderbücher nun auch vervielfältigt wurden. Es stand mit ihnen ganz ebenso wie mit den litterarischen Werken; sie wurden in massenhaften Exemplaren in Umlauf gesetzt. Von Varros Imagines sagt Plinius 35, 11: „eine Erfindung, die den Neid der Götter erregen muß, da sie den Bildern nicht nur Unsterblichkeit verlieh, sondern sie auch in alle Länder ausschickte, so daß sie wie Götter überall anwesend sein können." Was von diesem Porträtwerk galt, muß zweifellos von anderen Bilderbuchrollen ganz ebenso gegolten haben; denn ohne Verbreitung im Publikum konnten sie ihrem Zweck nicht dienen.[2])

Goldmalerei

Auch über die Goldmalerei, *χρυσογραφία*, herrschen immer noch irrige Vorstellungen, wenn man sie für etwas dem Pergamentbuchwesen Eigentümliches hält.[3]) Nichts ist verkehrter als das. Denn ein ägyptischer Papyrus mit aufgelegten goldenen Ornamenten ist vorhanden,[4]) und wenn Gaius, Instit. II 77 schreibt *quod in chartulis sive membranis aliquis scripserit, licet aureis litteris* eqs., so bezeugt er uns ausdrücklich, daß damals für Goldschrift Charta in erster Linie, Membrane erst in zweiter Linie in Betracht kam; ganz dasselbe bezeugt uns nochmals der von mir, „Buchrolle" S. 302, zitierte Leidener Papyrus, der uns sagt, daß *χρυσογραφία* nicht nur *ἐπὶ χάρτου καὶ διφθέρας*, sondern auch auf Stein möglich sei; und dazu kommt noch die poetische Inschrift bei Bücheler, Carm. epigr. 938, aus der zu ersehen ist, daß man Liebesbriefe in Goldschrift auf Papyrus schrieb:

Pulveris aurati pluvia sit sparsa papyrus:
Rescribet Danae sollicitata: veni.

[1]) Z. B. Anthol. lat. 831 ff.
[2]) Buchrolle S. 296 ff.
[3]) Gardthausen S. 215.
[4]) Wessely, Wiener Studien 12 S. 259 f. Ueber „goldne Bücher" vgl. oben S. 257 f.

Hiermit haben wir die Papyrusrolle als Trägerin litterarischer Texte sowie auch als Bilderbuch hinlänglich kennen gelernt und können endlich zu dem, was wichtiger, weitergehen.

7. Edition und Buchhandel.

Aufkommen des Buchhandels u. Editionsverfahrens in Athen

Wir kehren zur eigentlichen Litteratur zurück. Eine solche kann nicht entstehen ohne den Akt der Edition. Denn zum Wesen der Litteratur gehört die Öffentlichkeit. Edition aber ist ohne Buchhandel nicht möglich, der für die Griechen seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. nachweisbar ist.[1]) Der *bibliopoles* hält sich ein Schreiberpersonal und heißt daher zugleich *bibliographos*. Daß schon des Euripides Dramen seinen Mitbürgern als Lektüre dienten, zeigt uns z. B. Aristophanes Ran. 52. Sokrates sagt, jeder, der nicht *ἄπειρος*, kennt die Schriften eines Anaxagoras;[2]) diese wurden also damals auch vervielfältigt. So war denn auch der Begriff der „Ausgabe“, *ἔκδοσις*, in der Zeit des peloponnesischen Kriegs schon vorhanden; und auch nach auswärts ging damals schon der athenische Buchhandel, wie es uns Xenophon Anab. 7, 5, 14 zeigt. Dies bestätigt Diogenes Laertius 7, 31, wo wir lesen, daß aus Athen *βιβλία* sokratischen Inhalts nach auswärts versandt werden. Des Isokrates Reden gingen in Bündeln um (Aristotel. fr. 134 R.), und er selbst rechnet darauf, in Sparta gelesen zu werden (Panath. 250 f.).

Seit dem Rückgang Athens waren Hauptverkaufsplätze Alexandria und hernach Rom, und zwar Rom auch für griechische Bücher. Der Römer Atticus ist es, der zu Ciceros Zeit Athen mit Büchern versorgt.[3])

Etrusker

Die römische Litteratur begann um das Jahr 240 v. Chr. mit dem bekannten Livius Andronicus. Aber schon vorher hat die Papyrusrolle und somit wohl auch der ganze Buchvertrieb in Mittelitalien Eingang gefunden. Ich denke hierbei an die Etrusker; denn die *libri fatales* und *libri Acherontici* der Etrusker, von denen wir hören und die bei den Römern noch lange hernach Gegenstand des Studiums waren,[4]) die *Etrusci libri*, von denen Cicero har. resp. 37 redet, die *libri rituales* bei Festus,[5]) verraten schon durch die Bezeichnung *libri*, worum es sich handelt; dies bestätigt Cicero de divin. 1, 20, der ausdrücklich von *chartae Etruscae*, und Plinius, der nat. hist. 2, 199 von *Etruscae disciplinae volumina* redet. Die Etrusker brauchten also schon „Rollen“ und zwar Chartarollen. In zahlreichen Belegen erblicken wir die Rolle daher wirklich auch auf etruskischen Monumenten; s. „Buchrolle“ Fig. 43; 60; 89 und S. 80; 92; 94; 150. Die dort Fig. 89 abgebildete Sarkophagfigur aus Corneto, liegender Mann mit weit offener Papyrusrolle, die neun Zeilen Schrift trägt, gehört nicht, wie ich ansetzte, dem 5., sondern dem 3. Jahrhundert an,[6]) und der dort Dargestellte ist also ein Zeitgenosse des Livius Andronicus.

Gleichzeitig von Etruskern und Griechen ist nun im 3. Jahrhundert

---

[1]) Siehe Buchwesen S. 433 f.: A. Römer, Abhandl. d. bayer. Akad. d. Wissensch. 22 (1902) S. 45 f.; Buchrolle S. 212 f.

[2]) Plato Apol. p. 26 D.

[3]) Cic. ad Att. II 1, 2.

[4]) Censorin de die nat. 14, 6; Serv. Aen. 8, 398; Arnob. 2, 62.

[5]) Fest. S. 285 M.; vgl. Censorin 17.

[6]) Vgl. Pauly-Wissowa, RE. VI 1 S. 784.

in Rom dieser Buchvertrieb auf Rom übergegangen. Ennius Annal. 564, Lucilius v. 709 u. 1085 Mx. erwähnen in Rom zuerst die Charta. Doch hat sich das Chartabuchwesen dort anfangs sehr langsam entwickelt. Zu Ciceros Zeit waren in Rom lateinische Bücher noch schwer aufzutreiben,[1] und erst in den Zeiten der nächsten Generation haben sich diese Verhältnisse wirklich gebessert.

Verschiedene Bedeutungen von *edere* Was ist „Edieren“? Es ist nicht nur „Veröffentlichen“, sondern Edieren heißt im Geschäftsleben auch schon das Mitteilen des Geschriebenen an irgendeinen Einzelnen zu persönlicher Kenntnisnahme. Wer vor Gericht als Kläger auftritt, soll seine Klage dem Angeklagten „edieren“, Ulpian ad edictum, Digest. II 13, 1: *qua quisque actione agere volet, eam edere debet . . . ut sciat reus utrum cedere an contendere ultra debeat . . . Edere est etiam copiam describendi facere, vel in libello complecti et dare, vel dictare. Eum quoque edere Labeo ait, qui producat adversarium suum ad album et demonstret quod dictaturus est* u. s. f. Ebenda II 13, 2: *heredes solent habere exemplum testamenti*; falls ein Streitfall entsteht, *non iubet praetor verba testamenti edere.* II 13, 6: der Argentarius soll *descriptas rationes dare*, das heißt: *edere rationes.* Mehrere unterschreiben alsdann solche *editio*; *edi* (so) *autem est vel dictare vel tradere libellum vel codicem proferre.* Das Original des Rechnungsbuchs steht also im Codex, die Abschriften werden im libellus gegeben. Deutlicher Gaius ebenda II 13, 10: *ratio ni⟨si a capite⟩ inspiciatur, intellegi non potest: scilicet ut non totum cuique codicem rationum totasque membranas inspiciendi describendique potestas fiat, sed ut ea sola pars rationum . . . inspiciatur et describatur* eqs.

Ein wirkliches „Veröffentlichen“ ist es dagegen, wenn der Magistrat durch Inschrift oder Anschlag dem großen Publikum Mitteilungen zu machen hat. Solches Veröffentlichen amtlicher Bestimmungen heißt *proponere*; Ulpian, Digest. II 1, 7: und zwar geschieht dies *in albo vel in charta vel in alia materia* (s. oben S. 256). Ich zitiere als Beispiel Kaiser Julian, der in dieser Weise sein tadelndes Schreiben an die Stadt Alexandria ausstellen läßt: *προτεθήτω τοῖς ἐμοῖς πολίταις Ἀλεξανδρεῦσιν* (Epist. 10).

Hiervon unterscheidet sich nun aber die Veröffentlichung litterarischer Werke sehr wesentlich, und nur von ihr ist im Nachfolgenden zu handeln.

Litterarische Edition Litterarische Edition ist Vervielfältigung einer Textvorlage, die nur in einem Exemplar vorliegt, durch Kopie zum Zweck der Verteilung, vornehmlich zum Zweck des Verkaufs. Bezeichnungen dafür sind *ἐκδιδόναι, διαδιδόναι, edere, in publicum dare, publicare, divulgare, vulgare* u. ähnl.;[2]) vollständiger *διαδιδόναι τοῖς βουλομένοις λαμβάνειν* (Isokrat. 12, 233), oder, weil man ein Werk auch als Steininschrift veröffentlichen konnte, *ἐν βιβλίοις ἐκδοῦναι.*[3]) Den Ägyptern war dies Verfahren noch unbekannt; es ist etwa seit der Zeit des Beginns des peloponnesischen Krieges nachweisbar,[4]) und die Erfindung gehört den Griechen. Der Unternehmer heißt

---

[1]) Buchwesen S. 363 f.

[2]) Dem lat. *publicare* ist das *δημοσιεύειν* bei Cassius Dio nachgebildet.

[3]) Plut. Alex. 7: *λόγους τινὰς ἐν βιβλίοις . . . ἐκδεδόσθαι.*

[4]) Buchrolle S. 213 nach Clemens Alexandrinus Strom. 1, 78 u. 79.

βιβλιογράφος und ist dann häufig zugleich auch *βιβλιοπώλης*; lateinisch in beiden Fällen *librarius*.

Ausgaben Homers

Auch der Homertext erfuhr gewiß früh solche Vervielfältigung; ein Zeugnis dafür aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. haben wir bei Xenophon Memor. 4, 2, 10. Bei den alexandrinischen Grammatikern, die Homer traktierten, ist der Ausdruck *ἔκδοσις* ständig; sie verschafften sich teils *ἐκδόσεις κατὰ πόλεις*, teils *ἐκδόσεις κατ᾽ ἄνδρα*, die sie ihren Diorthosen des Textes zugrunde legten. Für die *κατ᾽ ἄνδρα*, die auf einzelne Personen zurückgehen, werden in den Scholien Antimachos, ein jüngerer Euripides und Aristoteles genannt. Da nun jede *ἔκδοσις* Vervielfältigung des Textes voraussetzt, so ergibt sich, daß man in den griechischen Städten zu Unterrichtszwecken „Staatsexemplare" benutzte — das waren die Homertexte von Massilia, Chios, Kreta u. a. —, daß außerdem aber von den genannten Männern, Antimachos, Euripides und Aristoteles, Homerausgaben, *ἐκδόσεις*, veranstaltet worden waren, in denen irgendwie ihr persönliches Urteil zur Geltung kam und den Text beeinflußte. Denn das *κατ᾽ ἄνδρα* kann nur die Nennung des Urhebers bedeuten, wie das *κατὰ Πίνδαρον* bei Plato Phaedr. p. 227 B und das allbekannte *κατὰ Ματθαῖον, κατὰ Μάρκον*.

Vervielfältigung durch Diktat

Für Werke, die auf viele Leser rechneten, kann in der Zeit der entwickeltsten Kultur eine Auflage von hundert Exemplaren nicht entfernt genügt haben. Sie muß aber in der Weise hergestellt worden sein, daß viele Buchschreiber gleichzeitig nach Diktat schrieben.

Daß tatsächlich eine Anzahl von Schreibern gleichzeitig nach Diktat arbeiteten, zeigen uns schon ägyptische Bilder (Buchrolle S. 10 ff.). Weitere Nachweise habe ich dafür „Buchwesen" S. 351 f. und „Buchrolle" S. 197, 1 mitgeteilt und füge hier noch andere hinzu. Bei Westermann, Biogr. p. 84 (Suidas) lesen wir: „Daß die Verse der Sibylle so unfertig und unmetrisch sind, liegt an den *ταχυγράφοι*, die nach ihrem Diktat nicht schnell genug nachschreiben konnten." Cicero sorgte als Konsul für rasche Abschriften durch *librarii* (*ab omnibus librariis* pro Sulla 42), die also augenscheinlich gleichzeitig in Tätigkeit traten. Auch Tertullian I p. 56, 16 ed. Reiff. setzt dies Verfahren als Gewohnheit voraus. Auch in der Historia Augusta lesen wir, daß der Verfasser nicht schreibt, sondern diktiert, trig. tyranni 33, 8: *non scribo, sed dicto*, und so erscheint auch im Corpus glossariorum latinorum *dictare* ständig unter den Ausdrücken, die das Schriftwesen betreffen, dazu *dictator* „der Diktierende", *dictatura* „das Diktieren", griechisch *ὑπαγορεύω*, ib. II 463, 5 u. sonst. Aber auch ein Vers aus den neu bekannt gewordenen *Ἴαμβοι* des Callimachus (Oxyrhynch. Pap. VII 1011 v. 102) läßt sich hiermit in Zusammenhang bringen. Er lautet:

σωπὴ γενέσθω καὶ γράφεσθε τὴν ῥῆσιν.

Denn mir scheint, daß Callimachus hier den Vorgang in einer antiken Schreibstube imitiert. Er diktiert als Dichter gleichsam seinen Schreibern (in der Mehrzahl): „Beginnt jetzt meine Iamben zu schreiben und seid still."

Wurden nun also z. B. 20 Schreiber in dieser Weise beschäftigt, so konnten in 20 Tagen 400 Exemplare hergestellt sein. Dies ist in der Tat das Verfahren, das uns im Esdra IV (= II) 14, 14 bezeugt wird. Ganz ebenso gab es im Altertum auch ein massenhaftes Vervielfältigen von

Bilderbüchern oder einzelnen Malereien durch gelernte Leute, die vornehmlich dem Sklavenstande angehörten.[1]) Der Maler, der so Bilder vervielfältigte, mußte also allerdings direkt aus einem Exemplar in das andere kopieren. Für den Buchschreiber war dagegen ein rasches Kopieren von Schrift ohne Diktat und in der Weise, daß man ein Buch als Vorlage neben sich legte oder vor sich aufstellte, kaum ausführbar und ist schwerlich vorgekommen. Man muß sich dabei die Schwierigkeit, in eine Papyrusrolle Schrift einzutragen, nochmals vergegenwärtigen (vgl. oben S. 302). Wer sich das Bild eines solchen in die Rolle Schreibenden („Buchrolle" Abb. 139) betrachtet, wird erkennen, daß der Mann weder Hände noch Platz frei hatte, um eine Rolle als Schriftvorlage bequem vor sich aufzustellen oder sich vor Augen zu halten.

Die Edition geschah in den meisten Fällen und gewiß schon früh durch Unternehmer, die wir Verleger nennen; nicht selten aber wohl

Buchverlag in Rom

auch durch den Autor selbst, also im Selbstverlag. Cicero besaß zeitweilig viele Schreiber, und ihm konnte im Jahre 58 v. Chr. zugemutet werden, mit ihrer Hilfe die Annales seines Bruders Quintus selbst zu edieren.[2]) Wir folgern, daß Cicero damals wenigstens zum Teil auch seine eigenen Sachen selbst vervielfältigt und herausgegeben haben muß. Doch zog er es bald vor, dem Atticus dies Geschäftliche zu überlassen. Während das griechische Verlagswesen sich seit langem sachgemäß entwickelt hatte und in sicherem Betriebe blieb, merken wir dagegen in Rom im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. noch kaum etwas von *editio* und Buchverkauf römischer Autoren;[3]) vielmehr bediente man sich, um Buchtexte wie des Ennius Annalen bekannt zu machen, damals noch der Vorlesung. Einer der frühesten, der im angegebenen Sinn edierte, ist vielleicht der Redner Antonius;[4]) dann edierte Cicero selbst gleich seine Jugendschrift

Atticus

De inventione.[5]) Allein eine so ideal gerichtete, tatkräftige und geldkräftige Persönlichkeit wie Pomponius Atticus, der Freund und Verleger Ciceros, war nötig, um den römischen Buchhandel endlich in die Höhe zu bringen, und dieser Atticus beschränkte sich nicht etwa nur auf den Vertrieb der Schriften Ciceros, sondern sein Verlag umfaßte griechische wie römische Autoren. Aber auch eine gewisse Konkurrenz regte sich schon, und dieser wichtige Mann war damals nicht etwa der einzige seiner Art. Neben ihm haben in Rom auch andere Unternehmer, wennschon geringerer Bedeutung, bestanden. Wenn Cicero zum Atticus sagt: in Zukunft will ich dir den Vertrieb meiner Reden überlassen (ad Att. 13, 12; oben S. 103), so klingt das so, als ob er sich auch an jemand anders wenden könnte, und dies bestätigt Cicero ib. 13, 21, 4; ad fam. 16, 21, 8; ad Qu. fratrem III 4, 5; III 5 u. 6, 6; pro Sulla 43; de or. 1, 94; de leg. 3, 46; Philipp. 2, 21, wo Buchhändler erwähnt werden; dazu die *librărioli* de leg. 1, 7. Ja, auch der *litterator* Sulla bei Catull carm. 14 scheint

[1]) Buchrolle S. 297; 299; 302; 308 f.

[2]) Buchwesen S. 282. Inwieweit ein Autor sich selbst um die Herstellung der ersten Reinschrift bemüht, ist Buchrolle S. 197 f. erörtert.

[3]) Höchstens wäre anzuführen Lucil. 668 Mx.: *trado ego aliis nummo porro quod mihi constat carius*; so LACHMANNS wahrscheinliche Emendation, wozu Zwei politische Satiren des alten Rom S. 87.

[4]) Cic. Orat. 18; Brut. 163.

[5]) Cic. De orat. 1, 5.

diesen Leuten ins Handwerk gepfuscht zu haben, indem er eine Anthologie aus römischen Dichtern herstellte und Exemplare versandte.[1] In nächster Beziehung mit Atticus stand Cornelius Nepos,[2] und wenn also Catull sein Gedichtbuch diesem Nepos widmet und ans Herz legt, so hat Atticus vielleicht, durch Nepos angeregt, auch Catulls Gedichte für den Verkauf vervielfältigen lassen.

Seltsam ist der Ausdruck *in bybliothecas referre* im Sinne von „publizieren" bei Tacitus Dial. 21; und zwar waren es nach Tacitus' Angabe so große Männer wie Cäsar und Brutus, die das persönlich mit ihren poetischen Werken taten. Was für Bibliotheken sind da gemeint? Öffentliche gab es damals in Rom noch nicht.

Von alledem aber hat in Ciceros Zeitalter doch zunächst nur die Hauptstadt Rom Nutzen gehabt. Catull 68 A 7 bezeugt, daß zu seiner Zeit in abgelegenen Städten wie Verona überhaupt keine irgendwie unterhaltende Lektüre aufzutreiben war.[3] Erst seit der Ära der augusteischen Dichter ging der Versand von Buchexemplaren von Rom aus in alle Städte und Provinzen. Ein Weltbuchhandel war entstanden. Weltbuchhandel

Und zwar werden uns fortan, bei Seneca, Martial und Quintilian, als Verleger nur noch Freigelassene genannt. Darin liegt aber durchaus nichts Nachteiliges; welch lebhaftes Interesse diese oftmals hochgebildeten Freigelassenen an der römischen Litteratur nahmen, zeigt uns Trypho, der Verleger Quintilians, der ein wirklicher Verehrer des Werkes war, das er herausgab. Polybius, der Freigelassene des Kaiser Claudius, der Freund Senecas, der am Hof den Posten *a studiis* innehatte und sich mit römischen Dichtern eingehend beschäftigte,[4] war ein Mann gleichen Kalibers, und jene Verleger dürfen wir ebenso hoch einschätzen wie ihn.

Noch im Verlauf des ganzen 1. Jahrhunderts n. Chr. war und blieb Rom der einzige Verlagsort für neuerscheinende lateinische Bücher. Dann aber hatten mit dem Aufkommen der Provinziallitteraturen auch die Hauptstädte der Provinzen lateinischer Zunge ihren eigenen Buchhandel. Dafür wird uns zuerst Lyon genannt.[5] Ausonius und Apollinaris Sidonius veranschaulichen uns die Art der Buchverbreitung und Edition im 4. und 5. Jahrhundert besonders deutlich. Ein Verleger im Dienst der christlichen Gemeinde in Rom war sodann Clemens; s. Pastor Hermae, Vis. II fin., wo wir hören: das Buch, das von der Ekklesia stammt, soll dieser Clemens erhalten, aber nur in einem einzigen Exemplar, und dann: *πέμψει οὖν Κλήμης εἰς τὰς ἔξω πόλεις· ἐκείνῳ γὰρ ἐπιτέτραπται*, d. h. er soll es vervielfältigen und versenden. Außerdem erinnere ich an den Redner Libanios, der uns I S. 78 f. R. schildert, wie für alle Großstädte des römischen Reichs Exemplare seiner Reden beschafft werden; an all diesen Plätzen findet ihre Vervielfältigung statt, und von da aus ging dann der Verkauf vor sich.[6] Von Apollonius von Tyana gab es ein einbücheriges[7] Werk *περὶ θυσιῶν*, von dem Philostrat 3, 41 sagt: *τὸ δὲ περὶ θυσιῶν ἐν πολλοῖς μὲν* Dezentralisation desselben

[1]) Siehe Philol. 63 S. 465.
[2]) Siehe Nepos' Atticus.
[3]) Vgl. Rhein. Mus. 59 S. 446 f.
[4]) Ueber Polybius Neue Jahrbb. 27 (1911) S. 596 f.
[5]) Plin. epist. 9, 11, 2.
[6]) Buchwesen S. 507.
[7]) Siehe Philostrat 4, 19.

ἱεροῖς εὗρον, ἐν πολλαῖς δὲ πόλεσι, πολλοῖς δὲ ἀνδρῶν σοφῶν οἴκοις. Auch dies Werk war also durch den Buchhandel in alle Städte, in aller Hände gelangt.

Buchläden

Über Buchläden und ihre Einrichtung fehlt es uns nicht an Nachrichten. Es waren Tabernen, die sich in bestimmten Stadtquartieren befanden, wo die Buchware in Börtern oder in Capsae mehr oder weniger geordnet sich vorfand, aber auch auf einem Tisch[1]) offen auslag; gleich vorne am Türpfosten war überdies für den Passanten das Neueste angeheftet oder in Abschriftproben zu finden, um Käufer anzulocken.[2]) Wir aber lenken unser Interesse auf das, was wichtiger, auf die Autoren selbst zurück.

8. Dedikation und Anekdota.

Veröffentlichungen mit Widmung

Das Schriftstellern ist Sache der freien Neigung und Eingebung. Der Entschluß aber, das Geschriebene auch zu veröffentlichen, fällt manchem viel schwerer als das Produzieren selbst; denn es heißt mit Recht: *nescit vox missa reverti*, und die Reue kommt zu spät. In der älteren Zeit merken wir von solchen Sorgen freilich noch nichts. Die Dichter vertrauen eben ihrer Muse, wenn sie singen; ein Thukydides ergreift, wenn er seinem Griechenvolk die Kriege und Schicksale erzählt, die es selbst erlebt hat, in großartig sicherer Ruhe das Wort. Nur ein Lehrdichter wie Hesiod wendet sich an eine bestimmte Adresse, an seinen Bruder Perses. Dann aber sehen wir auch bei anderen die Neigung entstehen, das Werk, das man schreibt, einer bestimmten Person zu widmen.[3]) Dies tat vielleicht zuerst Dionysios Chalkus mit seinen sympotischen Elegien (Athenaeus p. 669 D), dann Isokrates *Πρὸς Νικοκλέα.*

Isokrates wendet sich also schon an einen König. Das wird bald danach zur Gewohnheit. Wenn in der Rhetorik ad Alexandrum die Widmung an Alexander den Großen eine Fälschung ist, so gibt es doch sonst seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. dafür Beispiele genug; ich erinnere an Aristoteles Protrepticus (frg. 50 Rose); übrigens Diogenes Laertius 4, 38; 7, 185. Daneben steht das Verfahren des Cornificius ad Herennium und des Nikander, der Freunden seine Lehrgedichte zugeeignet hat.

Zweck der Widmung

Welchen Zweck aber hatte diese Widmung? Entweder hat sie nur den Zweck der intimeren Belehrung wie bei Nikander, Cornificius oder Cato ad filium,[4]) oder aber sie ist eine Huldigung und ein Werben um Protektion. Übliche Ausdrücke dafür sind *ἀνατίθημι, consecro, dono, dedico, πέμπω, ἀποστέλλω, mitto, transmitto* u. a. Die ersten beiden Verben deuten an, daß die Person, der man huldigt, an die Stelle einer Gottheit tritt.

---

[1]) Die *mensa* wird erwähnt bei Ps.-Acron zu Horaz Epist. 1, 20, 1 f.

[2]) *scriptis postibus totis* Martial 1, 117, 11; vgl. Hor. Sat. 1, 4, 71; Ars poet. 373; Marquardt-Mau S. 826 f.; Dziatzko, „Buchhandel" S. 981.

[3]) Siehe R. Gräfenhain, De more libros dedicandi, Marburg 1892; Joannes Ruppert, Quaestiones ad historiam dedicationis librorum pertinentes, Lips. 1911. Bei Enkomien verstand sich die Dedikation von selbst; über sie F. Stephan, Quomodo poetae Graec. Rom. carmina dedicaverint, Berlin 1910, S. 15 f.

[4]) Diese Art der Widmung ist älter und erscheint schon bei Hesiod, wie wir sahen, bei Empedokles, der den Pausanias belehrt, und sonst.

Besonders deutlich offenbart sich das in Wendungen wie *tibi sacra fero* (Germanicus Aratea v. 3); *opus tibi sacratum* (Ovid Trist. 2, 552).

Die Übersendung des Dedikationsexemplars geschieht nun, was überaus bemerkenswert, regelmäßig vor der Edition und nicht etwa durch einen librarius oder Verleger, sondern durch den Autor selbst. Die glänzende Ausstattung solcher Widmungsexemplare wird uns oft geschildert, z. B. bei Lygdamus (Tibull III 1). Es folgt aber hieraus, daß man, wo *mittere* steht, noch nicht an Edition denken darf.[1]) Vielmehr wird, wie wir nicht selten hören, dem Empfänger der Sendung die Entscheidung zugeschoben, ob das Werk der Veröffentlichung wert, und zuvor seine Korrekturen erbeten (z. B. bei Justin praef.; Statius Silven II praef.; Terentianus Maurus v. 283 f. u. 314 u. sonst). Geschah es doch auch sonst häufig, daß man Freunde und Studiengenossen vor der Edition um verbessernde Durchsicht des Textes bat.[2]) Denn dreierlei gehörte, wie uns Plinius epist. 5, 10, 3 sagt, zur Edition: *describi*, *legi* und *venire volumina*,[3]) wo *legi* nur von dem Korrekturlesen, das der Ausgabe und dem Verkauf voraufliegt, verstanden werden kann, also das *emendari* (oben S. 271 u. 290) in sich schließt. Unterblieb nun nach solchen Überlegungen die Edition, so fand nur ein *privatim dicare* ohne Vervielfältigung statt; dies erwähnt Plinius, nat. hist. 5, 16 für den König Juba, und auch Wendungen wie *tibi edidi* (Avien, Ora marit. 1, 415) sind vielleicht in gleichem Sinne zu verstehen; denn *edere* kann auch, wie wir S. 308 sahen, die Mitteilung an einen Einzelnen bedeuten. Besonders deutlich ist Firmicus Maternus Mathes. VIII praef. 3: *horum autem librorum artificium nos tibi soli edidisse sufficiet.*

mittere und *dedicare*

Aber auch in den Fällen, wo es sich um ein Werk handelt, das der Autor zu publizieren wünscht, ist zwischen *mittere* und *dedicare* ein wesentlicher Unterschied, und wer diesen Unterschied nicht beachtet, kann z. B. das Verhältnis des Martial zum Kaiser Domitian nicht richtig auffassen. *mittere* ist nichts als das geschenkweise Übersenden eines Exemplars in der Weise, wie wir ein solches auch heute an Freunde und Respektspersonen übersenden. Durch diesen Akt wird der Empfänger zu nichts verpflichtet; er kann das Buch lesen oder ignorieren, und das betreffende Litteraturwerk findet zum übrigen Publikum ganz ohne sein Zutun den Weg. *dedicare* ist dagegen das Zusenden der einzigen, vom Verfasser selbst veranlaßten ersten Reinschrift, die der eventuell bevorstehenden Publikation zugrunde gelegt werden soll, und dies *dedicare* hat die Konsequenz, daß der Empfänger es ist, der über diese Publikation selbst entscheiden wird. Bei seinen ersten vier Büchern ließ Martial es dem Kaiser Domitian gegenüber mit dem bloßen *mittere* bewenden; nachdem er bemerkt zu haben glaubt, daß der hohe Herr an ihnen Gefallen gefunden, „dediziert" er ihm sein fünftes Buch.[4])

[1]) Ueber *mittere* s. auch M. Krämer S. 17.

[2]) So macht es der jüngere Plinius häufig, s. Buchwesen S. 348; vgl. auch Krämer S. 35 u. 62.

[3]) Vgl. auch Plin. epist. 7, 17, 1.

[4]) Diese Dinge sind von E. Lieben, Zur Biographie Martials, Progr. 1911 und 1912, durchaus verkannt und daher nur Wirrsal in die Chronologie des Martial getragen worden.

Martial III 1—5

Ein Beispiel sei hier besonders beigebracht, da es das Gesagte erläutert und zugleich durch das Gesagte erläutert wird. Zum dritten Buche des Martial hat man mit Unrecht eine zueignende Praefatio vermißt. Dies Buch III ist in durchaus verständlicher Weise so eingeleitet, daß zunächst das Stück III 1 den befremdlichen Aufenthaltsort des Dichters mitteilt — er ist ausnahmsweise nicht in Rom, sondern in Gallien, und was kann aus Gallien Gutes kommen? —, dann aber in III 2 sogleich die Zueignung vollzogen wird. Der auch sonst bei Martial oft erwähnte reiche Faustinus ist es, dem der Dichter sein drittes Buch „schenkt" (*munus* v. 1), und Faustinus wird dadurch zum *vindex* des Buches (v. 2); nur durch seine Protektion kann es in allem Glanz der Ausstattung im Publikum erscheinen, und zwar mit so korrektem Text, daß es den Grammatiker Probus nicht zu scheuen braucht (v. 12). Hier ist das Verhältnis des Patrons zu dem Werk, das ihm dediziert wird, besonders klar formuliert; er tritt vor der Öffentlichkeit ganz dafür ein und sorgt für die erste Ausgabe desselben, und zwar eine exakte Textedition in dem Grade, daß der strengste Kritiker nichts zu tadeln findet.[1]) Neben diesem Widmungsgedicht III 2 steht nun noch das Gedicht III 5, wo ein gewisser Julius (Martialis) als Empfänger desselben dritten Buchs des Martial erscheint; aber das ist mit dem Gesagten durchaus nicht unvereinbar. Auch diesem Julius schickt Martial eine Abschrift, die er in Gallien herstellen ließ. Aber dieser soll das Geschenk nur freundlich aufnehmen; daß er irgendetwas für die Verbreitung oder Textsicherung des Buches tun soll, wird nicht gesagt. Zwischen Faustinus und Julius als Empfängern ist also ein wesentlicher Unterschied. Nur jener war der *vindex libri.*

Statius Silv. II

Noch deutlicher macht Statius uns diese Verhältnisse, wenn er sein zweites Buch Silvae dem Atedius Melior darbringt und zu ihm im Hinblick auf die darin enthaltenen Verse sagt (praef. fin.): *si tibi non displicuerint, a te publicum accipiant; si minus, ad me revertantur.* Schickt Melior also das empfangene Exemplar an den Autor zurück, so läßt dieser es unpubliziert liegen; behält es Melior dagegen, so ist er es auch, der die Publikation auf Grund jenes Exemplars besorgt. Denn der Autor hat es ja nicht mehr in Händen. Ganz ebenso schickt auch noch Luxorius sein Gedichtbuch an Faustus (Anthol. lat. 287, 11 ff.); Faustus soll, wie Luxorius sagt, Vervielfältigung und Versand auf sich nehmen.[2])

Schon hieraus erhellt die große praktische Bedeutung, die die Widmung der Schriften für ihren Autor und für das Publikum hatte; sie wird gleich hernach noch überraschender hervortreten.

Veröffentlichung gegen den Willen des Autors

Konnte ein Autor zur Veröffentlichung sich nicht entschließen, so kam es auch vor, daß seine Schüler oder Verehrer Abschrift nahmen oder auch stenographierten und hinter seinem Rücken das διαδιδόναι betrieben.[3])

[1]) Im Eröffnungsgedicht III 1 wird gleichfalls ein Empfänger des dritten Buchs angeredet, aber der Name desselben nicht genannt. Daraus zieht Immisch, Hermes 46 S. 490 Schlußfolgerungen, die mir ebenso bedenklich wie unnötig scheinen. Aus dem oben Ausgeführten ergibt sich, daß auch III 1 wie III 2 an den Faustinus gerichtet ist; die Gedichte III 1 und III 2 sind eins: es wechselt nur das Versmaß. Kein anderer als der *vindex libri* kann dort der Angeredete sein. Ueber das vermeintliche Fehlen von Präfationen s. den „Anhang".

[2]) Vgl. Gräfenhain a. a. O. S. 49.

[3]) Johnen S. 131.

Dies erwähnt besonders Galen, der sich genötigt sah, in einer besonderen Schrift *περὶ τῶν ἰδίων βιβλίων* sein litterarisches Eigentum festzustellen. Vgl. z. B. Galen De anatom. administr. c. 1 (II p. 217 Kühn): *συνέβη τὰ ὑπομνήματα ἐκπεσεῖν ὡς κτήσασθαι πολλοὺς αὐτὰ καίτοι γ' οὐ πρὸς ἔκδοσιν ἦν γεγονότα.* Über dasselbe beschwert sich auch Quintilian,[1]) der gleichfalls erwähnt, daß Stenographen dabei beschäftigt wurden, die davon Gewinn hatten.[2]) Auch die Cosmographia des Julius Honorius (um 360 n. Chr.) wurde nicht vom Autor selbst publiziert, sondern einer seiner Schüler *illo nolente ac subterfugiente divulgavit ac publicae scientiae obtulit.*[3]) Auch Ovid behauptet, daß seine Metamorphosen wider seinen Willen herauskamen;[4]) und auch ein Teil der Bücher Diodors erfuhr solche unwillkommene *προέκδοσις.*[5])

Des Aristoteles Schulschriften oder Pragmatien waren, als Aristoteles starb, noch *ἀνέκδοτα* und gelangten erst danach und zum Teil erst sehr spät in die Hände des gelehrten Publikums.[6]) Im Testament des Lykon, das solche *ἀνέκδοτα* erwähnt, bilden *τὰ βιβλία τὰ ἀνεγνωσμένα* dazu den Gegensatz.[7]) Diodor gibt 1, 4, 6 über den Inhalt seines umfangreichen Geschichtswerkes zunächst eine Voranzeige, da die Bücher selbst, wie er sagt, noch nicht heraus sind: *ἐπεὶ δ' ἡ μὲν ὑπόθεσις ἔχει τέλος, αἱ βίβλοι δὲ μέχρι τοῦ νῦν ἀνέκδοτοι τυγχάνουσιν οὖσαι, βούλομαι βραχέα προδιορίσαι περὶ ὅλης τῆς πραγματείας.* Gewisse Sachen blieben sogar absichtlich *ἀνέκδοτα* und wurden nur vorsichtig unter der Hand weitergegeben;[8]) und so wird auch zu verstehen sein, was Januarius Nepotianus, der Epitomator des Valerius Maximus, in seiner praefatio an Nepotianus Victor sagt: *et cum integra fere in occulto sint, praeter nos duo profecto nemo epitomata cognoscat.* Besonders charakteristisch ist, daß ein Firmicus Maternus seine astrologische Geheimweisheit, die „Mathesis", nur für seinen Freund Mavortius Lollius und dessen Söhne bestimmt (vgl. oben S. 313). Lollius soll die ersten sieben Bücher des Werkes hüten, daß kein Unfrommer sie lese, praef. VIII 3: *hos libros custodi ne improbis et sacrilegis auribus scientia istius operis intimetur.*[9]) Wir müssen auch hier folgern, daß die Bücher wirklich unveröffentlicht blieben. Sie können uns nur auf dem Wege der „Privatabschrift" erhalten worden sein.

Anekdota

9. Geldgewinn der Autoren.

Hiernach erhebt sich endlich noch die Frage nach dem Verhältnis des Autors zum Verleger und ob der Verleger dem Autor Honorar zahlte oder irgendwie sonst Anteil am Gewinn gab. Daß diese Dinge für uns im Dunkeln liegen, ist naturgemäß und die Beantwortung der aufgeworfenen Frage daher nicht leicht. Seitdem ich sie in meinem Buchwesen S. 353 ff. behandelt, hat sie wenig Förderung erfahren. Besonders enttäuschten

[1]) Prooem. 7; III 6, 68.
[2]) VII 2, 24.
[3]) Vgl. Teuffel, Röm. Litteraturgesch. § 453, 5.
[4]) Siehe Ovid Trist. 1, 7, 23.
[5]) Siehe Wachsmuth, Rhein. Mus. 45 S. 476. Weiteres bei Gräfenhain S. 50.
[6]) Vgl. Dziatzkos Artikel Apellikon bei Pauly-Wissowa, RE.
[7]) Buchwesen S. 437 Anm.
[8]) Cic. ad Att. 2, 6, 2; Hirzel, Rhein. Mus. 47 S. 368.
[9]) Vgl. Gräfenhain S. 48.

mich die Ausführungen L. Haennys, „Schriftsteller und Buchhändler in Rom“, Halle 1884, da in dieser Schrift entscheidende Belegstellen falsch ausgelegt und obendrein Dinge, die von Wichtigkeit, übersehen sind.

Beschwerden gegen die Verleger fehlen

Voran stehe die Wahrnehmung, daß im Altertum nie gehässig oder mit Groll, wie doch leider heute nicht selten, über die Verleger gesprochen wird. Hätten diese die Schriftsteller durchgängig übervorteilt, benachteiligt, ja, ausgenutzt, so müßten wir bei Martial oder verwandten Spottdichtern, die doch sonst kein Blatt vor den Mund nehmen und ihren hämischen Groll niemals verbergen, einmal einen Wutschrei oder eine ausfallende bittere Bemerkung hören. Das ist aber absolut nirgends der Fall. Nichts derart ist zu finden. Also müssen die Verhältnisse das Gerechtigkeitsgefühl jener Zeit vollauf befriedigt haben, sie müssen normaler als heute gewesen sein.

Wer richtig urteilen will, muß die verschiedenen Gattungen der Litteratur sondern; er muß zugleich auch die von unseren heutigen so abweichenden Verhältnisse der antiken Welt mit in Rechnung ziehen. Es stand anders mit der Poesie, anders mit der aktuellen Publizistik, die den Tagesinteressen diente.

Theaterdichter

Nehmen wir zuerst die Poesie. Dem Plautus wurden seine Komödien vom Prätor oder Ädilen zum Zweck der Aufführung abgekauft,[1]) und er lebte von diesen Einnahmen, worauf ein Horaz mit Verachtung zurückblickt, Epist. 2, 1, 175: *Gestit enim nummum in loculos demittere, post hoc securus, cadat an recto stet fabula talo.* Ebenso kaufte der Tänzer Paris dem Statius zum Zweck der Aufführung seine Pantomimentexte ab, und nur dadurch kam Statius zu Gelde.[2]) Das betreffende Theaterstück, ob Komödie oder fabula saltica, war nach solchem Handel nicht mehr Eigentum des Dichters; dem Plautus ist es, wie Horaz sagt, nachdem er das Stück verkauft, einerlei, ob es auch Erfolg beim Publikum hat oder nicht; er hat sein Geld in der Tasche. Wollte nun also ein Verleger das Stück in den Buchhandel bringen, so mußte er das Recht dazu, wie sich von selbst versteht, nicht von dem Dichter, der nicht mehr Eigentümer war, sondern von dem betreffenden Beamten, resp. von jenem Paris, der des Statius Pantomimen inszenierte, abkaufen. Nähere Angaben besitzen wir begreiflicherweise darüber nicht, die Sache aber ist klar.

Buchpoesie

Anders stand es mit der Buchpoesie. Die schweren Sachen der Epiker und Lyriker waren nicht für die große Masse. Wie hätte ein Dichter wie Horaz von seiner Schriftstellerei leben sollen? In seinem ganzen Leben hat Horaz nur zehn kleine Bücher fertig gebracht, die heut etwa 250 Druckseiten füllen. Wie hätte er davon leben können, wenn ihm ein Verleger wie die Sosii auch wirklich für jedes Büchlein ein gewisses Sümmchen gezahlt hätte? Die Folge dieses Umstandes war, daß Horaz und, wie er, so ungefähr auch alle anderen Dichter der Buchpoesie auf Gönner und reiche Liebhaber angewiesen waren. Die Armut trieb den Horaz freilich zum Dichten an und machte ihn kühn (*paupertas impulit audax, ut versus facerem* Epist. 2, 2, 51); denn er wollte nicht hungern; aber er machte

[1]) *scribere fabulas solitus ac vendere,* Sueton p. 24 R.

[2]) Juvenal 7, 87.

es dabei — so führt Horaz weiter aus — wie der Soldat des Lukull, der nachts seiner ganzen Barschaft beraubt wurde; das versetzte den Krieger in blinde Wut; zornig gegen sich und die Feinde, beging er einen Handstreich mit großer Bravour und wurde dafür reich belohnt. Dieser Vergleich ist genau durchzuführen: auch Horaz schlug, indem er seine ersten Satiren und die Epode 16 dichtete, gleichsam nur in Wut um sich und rechnete dabei gar nicht auf Lohn; aber seine Leistungen erregten großes Aufsehen, und auch er wurde alsbald reich belohnt, da nun Mäcenas sein Gönner wurde. Er ist Klient des Mäcen, der ihn pekuniär sicher stellt. Auf diesem Wege, durch die Gunst der Großen, sind beide, Horaz und Vergil, wohlhabend, ja, reich geworden. Ovid dagegen war von Hause aus ein wohlhabender Mann, und er begnügt sich damit, auf Ruhm zu hoffen (Ars am. III 403 f.). Wohlhabend war auch Persius. Dieser aber bringt in seinem Prologus v. 10 trotzdem die Phrase vom Hunger an, der zum Dichten treibt: *magister artis venter*, und der Scholiast bemerkt dazu, Persius habe *causa victus* zu dichten begonnen, um regelmäßige Tagegelder zu erwerben, *ut salarium mereretur.* Auch hier herrscht also die Vorstellung, daß ein Dichter dichtet, um sich ein *salarium* zu erwerben. Wer zahlte in solchem Falle das *salarium*? Gewiß nicht der Verleger, sondern nur der Patron.

Hilfe der Patrone

Leider blieb die Gunst der Verhältnisse nicht die gleiche. Im Verlauf der Zeit wuchs in Rom die Zahl der Dichter und der Verseschmiede ins Unendliche; in gleichem Maß aber wuchs im 1. Jahrhundert auch der Überdruß der Leser, und es fanden sich bald keine verschwenderischen Patrone mehr. Daher klagt im 2. Jahrhundert n. Chr. Juvenal, daß die Poeten hungern. Niemand schenkt ihnen jetzt noch etwas (Juvenal 7, 1—97).

Der Buchdichter lebt also von Geschenken, wenn er nicht selbst wie Silius Italicus ein reicher Mann ist.

Historiker

Hiermit haben wir nun auch die Erklärung dafür gewonnen, weshalb gewisse Autoren, vor allem so manche unter den Historikern, ich nenne Polybius, Livius, Tacitus, Appian, nicht dedizieren; es sind Männer, die pekuniär selbständig dastehen. Sie brauchen keinen Patron. Ebendaher hat Juvenal in seiner siebten Satire, wo er das kärgliche Los der Litteraten bespricht, über die Historiker am allerwenigsten vorzubringen; er geht mit sieben Zeilen (v. 98 ff.) über diese doch meist wohlhabenden Leute hinweg. Unter den erhaltenen Dichtwerken fällt der „Aetna“ auf; denn dieses Lehrgedicht ist niemandem zugeeignet; auch dies ergibt eine Schlußfolgerung auf die gesellschaftliche Stellung seines uns unbekannten Verfassers.[1])

Der Patron besorgt die Edition

Wie gelangte nun aber der Buchhändler, wenn er doch dem Dichter nichts zahlte, zu dem Recht, ein solches Werk wie die Oden des Horaz in den Handel zu bringen und für eigene Rechnung zu verkaufen? Wurde ihm das wirklich ohne alle Vergütung konzediert? Das ist undenkbar; denn die Römer wußten zwischen Mein und Dein just so gut zu unterscheiden wie wir. Man kommt hier auch mit der Erwägung nicht durch, daß es den Römern schwer fiel, geistiges Eigentum als Ware zu werten,

---

[1]) Siehe Philologus 57 S. 605 f.

so wie gewisse Juristen behaupteten, eine fertige Statue müsse dem Eigentümer des Marmorblocks gehören, aus dem sie hergestellt war; die aufgewandte Kunst und Arbeit rechneten sie nicht; womit sich vergleichen läßt Gaius, Institut. II 1, 33: hat Titius in eine leere Charta ein Gedicht hineingeschrieben, so ist nicht Titius der Besitzer der Charta, sondern der andere, der das leere Papier besaß; höchstens muß dieser den Schreiberlohn für die Schrift an Titius entrichten. Aber diese primitive Auffassung drang im römischen Recht keineswegs durch. Der Jurist Proculus wollte an den Statuen das geistige Eigentum des Verfertigers vielmehr anerkannt wissen und sprach sie ihm deshalb ganz als Eigentum zu.[1]) Und den Theaterdichtern Plautus und Statius ist ja doch auch tatsächlich, wie wir sahen, ihr Geistesprodukt gut bezahlt worden.

Dedikation Eigentumsübertragung

Hier gilt es, auf die Buchdedikation des Altertums, über die ich gesprochen, nochmals acht zu geben. Das Dedizieren von Büchern ist für uns heute nur Ehrung und Ornament; bei den Alten hatte sie eine viel wesentlichere und eminent praktische Bedeutung. *dedicare* ist soviel wie *donare* „schenken“. Es ist Besitzübertragung. Der Dichter gibt mit der Dedikation sein Eigentumsrecht auf. Der Patron ist rechtlich durch diesen Akt der Eigentümer des Dichtwerks geworden, und der Verleger, der das Werk in den Handel brachte, konnte also dafür den Dichter selbst auch nicht mehr honorieren; er hatte den Handel mit dem wirklichen Besitzer des Werkes, dem Vornehmen abzumachen, dem es vom Verfasser als Eigentum zugesprochen und der der *vindex libri* war. Daraus erklärt sich auch die so häufige Äußerung der Schriftsteller, daß der Gönner, dem sie ihr Werk darbringen, die Entscheidung treffen soll, ob es ediert, d. h. ob es verhandelt werden solle oder nicht. Alles Geschäftliche, was Edition und Verlag betraf, wurde, wie uns das Martialgedicht III 2 und besonders des Statius Vorwort an Atedius Melior sowie Luxorius deutlich zeigte (oben S. 314), vom Klienten an den Patron abgegeben. Dafür rechnete er seinerseits auf *salarium* und Lebensunterhalt. Daher auch bei Martial das angstvolle Hoffen und Harren auf ein Gegengeschenk, wenn er einem reichen Mann ein Buchexemplar in schöner Ausstattung übersandt hat. Das waren vitale Sorgen, und in alledem steht das Kliententum vor uns: eine Art der sozialen Fürsorge der Hochfinanz für Dichter und Gelehrte, die uns zum Glück heute fremd geworden.

Wenn also Horaz Ars poet. 345 sagt: *hic meret aera liber Sosiis*, so war er persönlich an dem guten Absatz seines Buches schwerlich interessiert; und auch mit Martials Xenienbuch steht es nicht anders. Martial

Martial

sagt dortselbst 13, 3, 5 zum Leser: wenn du, wie ich, zu arm bist, um wirkliche Gastgeschenke zu verschenken, so kaufe dies billige Buch, das ich geschrieben und das voll von Xenien oder Gastgeschenken ist, und bringe es deinen Gastfreunden (*hospitibus*) statt solcher Geschenke dar. Natürlich soll das der Angeredete in Erwartung reicher Gegengeschenke tun, und, wie wir folgern, hofft Martial selbst, der auch nichts weiter als Klient ist, erst recht beim Dichten dieser seiner Xenien auf besonders

---

[1]) Vgl. Zur röm. Kulturgeschichte² S. 72.

reiche Douceurs von allen denen, denen er sie ins Haus schickt. Seine späteren Bücher dediziert dann Martial ausdrücklich an vornehme oder doch reiche Männer, und die Sachlage ist darum bei ihm auch so, wie wir sie vorhin schilderten: der Detailverkauf findet statt, aber er selbst hat keinen Profit davon: *nescit sacculus ista meus* (11, 3, 6). Ein ander Mal äußert Martial 5, 16, 10, daß seine Bücher nur *gratis* gefallen. Das bedeutet aber natürlich nicht, daß der Buchhändler sie gratis verteilt, sondern des Dichters Meinung ist nur: „Die Leser wollen meine Bücher beim Händler, wo sie ausliegen, nicht kaufen; ich muß ihnen, um gelesen zu werden, die Exemplare schenken; die aber, die solche Gratisexemplare von mir persönlich erhalten, schenken mir nichts wieder.“ Über die pekuniären Beziehungen Martials zu seinem Buchhändler läßt sich hieraus nichts entnehmen.

Juvenal

Zweifelhaft ist es, wie es mit Juvenals Satiren stand. Es muß auffallen, daß sich Juvenal, wo er die hungernden Dichter bespricht, darüber, daß er selbst hungere und keinen Gewinn von seinen Versen habe, durchaus nicht beklagt; nur Epiker, Lyriker, Elegiker sind es, deren Schicksal er bemitleidet, weil sie keine Gönner mehr finden. Damit hängt gewiß zusammen, daß Juvenal selbst seine Satiren niemandem, auch nicht dem Kaiser, dediziert. Er zeigt damit an, daß er selbst keine Geschenke will. Er braucht die Vornehmen nicht. Endlich aber spielt Juvenal auch nie auf den Buchverkauf seiner Satiren an, ganz anders als Martial. Er ist als Litterat ein zufriedener, saturierter Mann gewesen, und es regt sich darum der Verdacht, daß er selbst doch auch von seinen Versen hinlänglichen Vorteil hatte, sei es, daß er sie, nachdem er sie öffentlich vorgelesen,[1]) im Selbstverlag publiziert oder daß ein Bibliopole ihm das Manuskript abkaufte. Denn solche Satiren hatten große buchhändlerische Erfolge. So riß man sich auch um die Satiren des Persius, sobald sie erschienen (*diripere coeperunt*, Vita).

Buchhändler und Selbstverlag

Wenden wir uns hiernach anderen Litteraturgebieten und zunächst der Spätzeit zu. Auch in dieser Spätzeit sind die Litteraten unendlich fleißig und erpicht, das Publikum zu belehren. Daß damals in der römischen Welt der Buchverkauf zum Vorteil des Autors geschah, setzt H. Dessau (Hermes 27 S. 573 f.) mit Recht voraus. Ein Sulpicius Severus (Dialog. I 23, 4) freut sich z. B. über den Verkauf seiner Vita Martini Turocensis, der durch Buchhändler geschieht: *nihil promptius, nihil carius vendebatur*. Dabei achte man, beiläufig, auch auf das *carius*, welches Wort uns zeigt, daß ein Buch, das beliebter ist als andere, auch teurer als andere bezahlt wird, weil die Nachfrage größer. Der Händler schlug auf, wenn die Sache sensationell war. Aus Hieronymus aber ersehen wir, daß im 4. Jahrhundert der Autor gelegentlich allein bestimmt, in wessen Hände Abschriften seines Werkes gelangen sollen, daß er ferner selbst die Kosten der Herstellung trägt, dann aber auch anscheinend selbst gegen

[1]) Daß Juvenal seine Satiren im Hörsaal vorlas, ergibt sich aus dem *semper ego auditor tantum?* eqs. (1, 1). Man möchte freilich wissen, wie das Publikum, das solche Sachen anhörte, beschaffen war und ob auch Frauen sich der Vorlesung der sechsten Satire Juvenals ausgesetzt haben?

Geldzahlung Exemplare abgab,[1]) und damit haben wir ein Beispiel für Selbstverlag; hier ist der Händler ausgeschaltet.

mercennarius bibliopola

Auf dasselbe kommt es hinaus, wenn Apollinaris Sidonius, ein höchst vornehmer Mann, zeitweilig römischer Stadtpräfekt und kaiserlicher Schwiegersohn, den Vertrieb seiner Schriften einem intelligenten Sklaven oder Söldling überläßt; er nennt ihn *mercennarius bibliopola.*[2]) M. Krämer vermutet mit Wahrscheinlichkeit, daß auch Ausonius sich eines solchen zum gleichen Zweck bedient hat.[3]) Die Benutzung eines *mercennarius bibliopola* kann aber nur bedeuten, daß die vornehmen Autoren diesem Menschen für seine Mühewaltung eine feste Besoldung, *merces*, gaben, und darin liegt, daß die Einnahme, die der Buchverkauf eventuell ergab, nicht an diesen gefallen sein kann, sondern an den Auftraggeber, den Autor selbst. Andernfalls hatte die *merces* keinen Sinn. Der vornehme Schriftsteller sagt zu seinem Faktor: „Du erhältst ein Fixum für deine Bemühung; die Unkosten für Herstellung der Exemplare trage ich selbst, und die Einnahmen hast du mir auszuzahlen." Wir erkennen damit, welche Formen der Selbstverlag annahm. In diesen Fällen hatte der Autor eventuell selbst Gewinn vom Detailverkauf.

Cicero und Atticus

Besonders sensationell war die Publizistik Ciceros, und bei ihm liegen die Dinge ganz offen, und jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Anfangs besaß er selbst viele Schreiber (s. oben S. 310); er muß sich ihrer damals also auch zum Vertrieb seiner eigenen Schriften bedient haben; denn wozu hatte er sie sonst? Auch dies war Selbstverlag, und er kann ihn, wie Sidonius, nur so betrieben haben, daß er einem seiner Angestellten unter bestimmten Bedingungen den Einzelverkauf überließ. Dann aber übernahm Pomponius Atticus den Verlag der Cicerosachen, und wenn nun Cicero ausruft: „du hast meine Rede pro Ligario brillant abgesetzt; in Zukunft werde ich dir für alles, was ich noch schreibe, Reklame und Verkauf (*praeconium*) übertragen" — denn so und nur so kann diese wichtigste aller Belegstellen ad Att. 13, 12 interpretiert werden[4]) —, so ist evident, daß der Verleger dem Autor bei Schriften, die sich so gut verkauften, daß der Gewinn die Herstellungskosten übertraf, tatsächlich auch Anteil am Gewinn gab, so damals wie heute. Das ist ja selbstverständlich. Ein anständiger Mann wie Atticus hätte sich ja genieren müssen, das Plus allein in seine Tasche zu stecken. Vollauf bestätigt wird dies dadurch, daß Cicero und Atticus sich hierbei in die Kosten der Beschaffung des Papiers teilten; denn Cicero schreibt ad Att. 13, 25, 3: *quoniam impensam fecimus in macrocolla, facile patior teneri.* Hier steht *fecimus* im Plural neben *patior* im Singular; also kann *fecimus* kein Pluralis maiestaticus sein, sondern Subjekt dazu ist *ego et tu.*[5]) Der Autor hatte Anteil an den Kosten, also auch am Gewinn.

Unsere Zeugnisse sind damit aber noch keineswegs erschöpft. Denn

---

[1]) Genaueres Buchwesen S. 111.

[2]) Sidon. epist. II 8, 2.

[3]) Siehe M. Krämer S. 71 u. 19.

[4]) Wie gröblich sich Haenny in der Interpretation dieser Stelle geirrt, habe ich in Kritik und Hermeneutik S. 103 dargelegt und das Genauere zum Verständnis mitgeteilt.

[5]) Buchwesen S. 353, 2. Daß da „Makrokoll" gekauft wurde, ist für uns hier ein gleichgültiger Umstand; wurde in diesem Fall breites, so wurde in anderen Fällen schmäleres Papier von den Männern gemeinsam angeschafft.

Seneca sagt, daß der librarius Dorus, der mit Ciceros Schriften Handel trieb, durch Kauf in ihren Besitz kam. Wir lesen Sen. de benef. VII 6, 1: *libros dicimus esse Ciceronis; eosdem Dorus librarius suos vocat, et utrumque verum est: alter illos tamquam auctor sibi, alter tamquam emptor adserit.* Dorus war also *emptor librorum Ciceronis*; wie Seneca hinzufügt, hatte Dorus auch den Verkauf der Bücher des Livius inne, und der Zusammenhang der Stelle legt es nahe, anzunehmen, daß Dorus auch *emptor librorum Livii* war. Es ist nicht ersichtlich, daß Dorus erst in Senecas Zeit lebte. Wie dem aber auch sei und wer auch in diesem Fall der Verkäufer der Livius- oder Ciceroschriften gewesen sein mag, auf alle Fälle ergibt sich, daß der *librarius* das Werk, das er verhandelt, vorher bezahlt. Dorus

Und dazu kommt nun noch, was wir von dem Cyniker Menippos bei Diogenes Laertius 6, 8, 4 hören: *ἔνιοι δὲ τὰ βιβλί' αὐτοῦ οὐκ αὐτοῦ εἶναι, ἀλλὰ Διονυσίου καὶ Ζωπύρου τῶν Κολοφωνίων, οἳ τοῦ παίζειν ἕνεκα συγγράφοντες ἐδίδοσαν αὐτῷ ὡς εὖ δυναμένῳ διαθέσθαι.* Ob das hier Erzählte Wahrheit oder Fiktion, ist für uns einerlei; denn jedenfalls werden uns hier reale Verhältnisse vorgeführt. Zwei Schriftsteller, Dionysios und Zopyros, überlassen hier somit ihre satirischen Schriften dem Menipp, und zwar lediglich aus pekuniärem Interesse, weil sie nämlich glauben, daß er sie besser als sie selbst verkaufen kann. Der Autor erwartete also direkten Geldgewinn vom Absatz seiner Schriften. Menippos gab sich als Verfasser der Schriften aus und hat durch ihren Verkauf wirklich Geld erworben: das wird hier vorausgesetzt. Es ist klar, daß der Autor auch sonst den Verkauf selbst vollzogen haben muß. Hermodoros dagegen unterdrückte Platos Namen nicht; Cicero stellt sich das Verhältnis des Plato zu Hermodoros ganz ebenso vor wie sein eigenes Verhältnis zum Atticus (ad Att. 13, 21, 4).[1] Menipp und Hermodor

Das Beigebrachte genügt[2]) und ist mehr als wir brauchen und als wir erwartet haben. Denn man kann es im Grunde doch von keinem Schriftsteller, weder heute noch im Altertum, verlangen, daß er uns Eröffnungen über seine Honorareinnahmen macht. Man lese die klassische deutsche Litteratur von Klopstock bis zu Goethes Ende darauf durch, ob einer unserer Litteraten wirklich damals so geschmacklos und indiskret gewesen ist, in seinen Publikationen dem Publikum selbst anzuvertrauen, ob und was ihm sein Verleger bezahlt. Derartiges ist erst ganz neuerdings in Blättern wie der „Feder" oder dem „Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins" zur Sitte geworden. Sonst kann man über solche Dinge nur in intimen Privatkorrespondenzen Mitteilungen finden; und so war es auch im Altertum. Es ist durchaus natürlich, daß z. B. ein Mann wie Quintilian VI praef. 16 über diese Dinge sich ausschweigt und daß wir über sie innerhalb des Altertums grade nur in Privatbriefen, in den Briefen Ciceros an seinen Verleger, orientiert werden. Um so entscheidender ist, was uns Cicero dort sagt. Ergebnis

Wir schließen mit dem Ergebnis ab, daß gewisse Artikel dem Autor

---

[1]) Vgl. Buchwesen S. 435, 3.

[2]) Von dem Vers 55 R. des Laberius habe ich hier abgesehen, weil die Lesung *nummorum* statt *numerum* daselbst durchaus unsicher ist.

tatsächlich eine gewisse Einnahme brachten. Groß aber dürfte der Gewinn, den man aus dem Buchverkauf zog, in keinem Fall gewesen sein, und ganz gewiß hat kein antiker Schriftsteller, die Theaterdichter etwa ausgenommen, vom bloßen Absatz seiner Schriften leben können. Denn der Verleger hatte damals mit den ungünstigsten Umständen, er hatte mit der Privatabschrift zu rechnen, über deren Bedeutung gleich hernach zu reden sein wird und gegen die der Nachdruck, über den sich unser 18. Jahrhundert beschwerte, ein geringes Übel war.

10. Bücherpreise.

Hohe Ladenpreise

Der Ladenpreis der Bücher war im Altertum sehr hoch, und erst, wer sich das klar macht, begreift, welcher Luxus und pekuniäre Kraftleistung für das Altertum eigentlich seine Litteratur gewesen ist. Nicht viele Angaben sind erhalten, aber sie stimmen unter sich gut überein. Ein einzelnes Prosabuch des Chrysipp, etwa im Umfang eines einzelnen Liviusbuchs, kostete im Handel 5 Denare, das sind 4 Mark 10 Pfennige. Das war die normale Preislage. Da das Geld aber im Altertum sehr viel teurer war als heute, so würde dieser Buchpreis im heutigen Handel und Wandel vielmehr etwa 14 Mark bedeuten.[1]) Es war also, wie man sieht, ein ganz gewaltiger Aufwand, sich eine Bibliothek zu halten. Wer sich alle 142 Bücher des Livius kaufen wollte, hatte 710 Denare zu zahlen; das würde — nach dem Gesagten — im heutigen Geldwert allein schon gegen 2000 Mark ergeben. Daher auch in der Apostelgeschichte 19, 19 die erstaunlich hochgegriffene Wertangabe über die in Ephesus verbrannten Bücher: *καὶ συνεψήφισαν τὰς τιμὰς αὐτῶν καὶ εὗρον ἀργυρίου μυριάδας πέντε.*

Diese hohen Preise müssen sich aus der Höhe des Schreiberlohns, *scriptura*, und der Teuerkeit des Papyrus selbst, *tomus*, erklären. *scriptura* und *tomus* werden so von Martial 1, 66, 3 zusammengestellt. Über den hohen Wert der Charta selbst ist oben S. 278 f. gehandelt. Über die Höhe des Schreiberlohns dagegen wissen wir nichts. Anekdotenhaft ist, was Athenaeus p. 614 E erzählt, daß König Philipp von Macedonien, der die Witzlitteratur liebte, ein Talent an die attischen Spaßmacher schickte, *ἵν' ἐγγραφόμενοι τὰ γελοῖα πέμπωσιν αὐτῷ.*

Philon *περὶ κτήσεως*

Wenn bei den Griechen solche Werke, wie des Philon von Byblos zwölf Bücher *περὶ κτήσεως καὶ ἐκλογῆς βιβλίων*, von denen uns Suidas meldet,[2]) aufkamen, so liegt der Gedanke nicht fern, daß dieser offenbar sehr gründliche Wegweiser auf dem antiken Büchermarkt auch Bücherpreise angab; das besagt *περὶ κτήσεως.* Freilich müssen die Preisschwankungen für Novitäten, da sie nur auf dem verschiedenen Umfang der Bücher beruhten, unerheblich gewesen sein. Bei Philon aber handelte

Antiquaria

es sich gewiß vielfach auch um ältere Sachen; auch das *κτᾶσθαι βιβλία,*

[1]) Genaueres hierüber Buchrolle S. 28 bis 30. Wenn im übrigen von Liebhabern für Originalmanuskripte von Gelehrten enorme Preise gezahlt wurden (Buchwesen S. 355), so hat das mit dem eigentlichen Buchhandel nichts zu tun.

[2]) Aehnlich auch Telephos Pergamenus (Suidas); ja, schon Artemon von Kassandreia, der *περὶ συναγωγῆς βιβλίων* und *περὶ βιβλίων χρήσεως* schrieb (Athen. p. 515 E u. 694 A).

das Lucian Adv. indoctum 4 schildert, betrifft grade das Zusammenkaufen solch alter Schmöker, und es versteht sich, wie unsere heutigen Antiquariatskataloge zeigen, von selbst, daß Exemplare vergriffener und seltener Schriften im Wert sehr schwankten und oft gewaltig hoch getrieben sein müssen:[1]) *τινὰ μὲν παλαιὰ καὶ πολλοῦ ἄξια, τινὰ δὲ φαῦλα καὶ ἄλλως σαπρά* (Lucian ibid. cap. 1).

Bedeutsame Worte liest man bei Dio von Prusa, Orat. 21, 12, und auf sie sei noch besonders hingewiesen: *τὰ ἀρχαῖα τῶν βιβλίων σπουδαζόμενα ὡς ἄμεινον γεγραμμένα καὶ ἐν κρείττοσι βιβλίοις.* Denn diese Worte ergeben, daß schon zu Dios Zeit, um das Jahr 100 n. Chr., sowohl Schrift wie Buchpapier, *scriptura* und *tomus*, an Qualität gegen früher durchgängig zurückgegangen sein müssen; auch das Buchpapier; denn darauf geht *ἐν κρείττοσι βιβλίοις.* Die älteren Chartarollen litterarischen Inhalts wurden, wie wir hier lesen, gesucht, weil besser an Papier und besser geschrieben. Dio fügt dann noch hinzu, daß man damals die Naturfarbe der älteren Charta, die so begehrenswert schien, künstlich zu imitieren suchte. Schubart urteilt (Das Buch S. 5), bis tief in die Kaiserzeit hinein sei der Durchschnitt der erhaltenen Papyri als gute Ware zu bezeichnen. Dio war doch anderer Ansicht.

Daß sich alte Rollenexemplare konservierten, wird bisweilen ausdrücklich erwähnt; so gab es zu Quintilians Zeit noch *veteres libri* des Cato und des Lucilius mit archaischer Orthographie;[2]) diese Rollen mochten also zweihundert Jahre alt sein. Ebenso alt waren aber auch die Originalexemplare der Gracchen, die Plinius nat. hist. 13, 83[3]) erwähnt. Besonders die Magier brauchten für ihre Weissagungen gern alte Scharteken; s. Lucian Philops. 12.[4]) Merkwürdig zu sehen ist es, wie Mark Aurel und Fronto sich einem alten Enniusexemplar gegenüber verhalten. Der junge Mark Aurel hat seinem Lehrer Fronto ein offenbar uraltes Exemplar des Sota des Ennius geschickt; Fronto läßt das Werk auf sauberer Charta, in einer eleganteren Rolle und mit schöner Schrift neu herstellen[5]) und schickt es so dem kaiserlichen Prinzen zurück; das alte Original behielt Fronto, der Liebhaber der antiquaria, stillschweigend für sich. Mark Aurel aber läßt sich den Tausch gerne gefallen (Fronto p. 61 Nab.). Alter der Exemplare

Es leidet keinen Zweifel, daß damals derartige Antiquaria exorbitant teuer und fast unerschwinglich gewesen sein müssen.

Der Ladenpreis bestimmte sich, wie wir sahen, nach *tomus* und *scriptura*. Die scriptura der Buchschreiber aber wurde nach der Zahl der Zeilen, *ἔπη, στίχοι, versus*, bezahlt.[6]) Dabei wurde nach einer Normalzeile von circa 35 Buchstaben oder 15—16 Silben — das ist die Hexameterlänge — Normalzeile

---

[1]) Buchrolle S. 31 f. Enorme Buchpreise für ältere Werke gibt Gellius 3, 17.

[2]) Quintil. 9, 4, 39.

[3]) Oben S. 266 Z. 49.

[4]) SUDHAUS, Archiv f. Religionswissenschaft IX 2 S. 198.

[5]) Eben die Worte *in charta puriore et volumine gratiore et littera festiviore* beweisen, daß die Vorlage der Kopie ein *volumen ingratum* von *charta impura* und schlecht lesbarer Schrift war, deutliche Merkmale des Alters. VAHLEN, Enn. S. LXXXII, hat bei diesem Umstand nicht genügend verweilt.

[6]) Siehe Diocletians Edikt, CIL. III p. 831; Buchwesen S. 208.

gerechnet. Das Rechnen nach Silben wird öfters erwähnt; es beruhte auf lautem Lesen und setzt voraus, daß der Schreiber, wie wir S. 309 dargelegt haben, nach Diktat schrieb.[1] Es wurde nach Silben geschrieben, weil nach Silben diktiert wurde; *syllabatim* sagt Cicero ad Att. 13, 25, 3. Interessant ist, wie sich der Pastor Hermae dieser Silbenzählung gegenüber in Verlegenheit befindet. Im Pastor Hermae Vision. II 1, 4 geht die Frau Kirche einher und liest ein Buch; der Autor entlehnt es von ihr und schreibt es ab, und zwar *μετεγραψάμην πάντα πρὸς γράμμα· οὐχ ηὕρισκον γὰρ τὰς συλλαβάς· τελέσαντος οὖν μου τὰ γράμματα τοῦ βιβλιδίου κτλ.*, woraus wir entnehmen, daß es, wie so oft, in diesem Buch an Worttrennung fehlte, und da der Autor niemanden hatte, der ihm den Text diktierte, konnte er ihn nicht nach Silben schreiben, sondern mußte die einzelnen Buchstaben abmalen. Der Diktierende sprach also langsam und sonderte die Silben. Diese Stelle schien schon dem Clemens Alexandrinus auffällig, der über sie berichtet, Strom. 6, 131.

Sticho-metrie

Es war griechische Sitte, die Zahl der Stichen in der Subscriptio jeder Buchrolle anzugeben, wovon zahlreiche Reste, z. B. in den Demostheneshandschriften, erhalten sind;[2] auch am Rand des Textes selbst fand sich oft solche Zählung. Es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß dasselbe Verfahren auch bei den Römern üblich war; für Firmicus Maternus haben wir die Angabe: *secundus liber habet versus MDCCCXXV.*[3] Dies ist die Stichometrie der Alten.[4] Sie diente wohl nicht nur zur Berechnung des Schreiberlohns, sondern auch für den Buchkäufer dazu, die Vollständigkeit des vorliegenden Exemplars zu kontrollieren. Die uns erhaltenen Summen werden bei den griechischen Autoren in den handschriftlichen Subskriptionen in vielen Fällen, wie beim Demosthenes, noch mit den Ziffern der alten, attischen Dekadenschrift und nicht mit den gewöhnlichen Zahlenbuchstaben gegeben, wodurch wir für diese Zählungsweise in erheblich frühe Zeit hinauf verwiesen werden.

Kolometrie

Hier sei eingeschaltet, daß man Werke, die in rhythmischer Prosa abgefaßt waren, gelegentlich auch zur Verdeutlichung der Rhythmik wie ein lyrisches Gedicht *per cola et commata* niederschrieb, so daß die einzelnen Kola ungleicher Länge immer je eine Zeile einnahmen. Die Zeilenlänge schwankte hier. Dies geschah in den Rhetorenschulen zur Erleichterung der Deklamation und wurde dann auch auf kirchliche Texte,

---

[1] Ich zitiere die Subscriptio im cod. Cheltenh. 12266 (Mommsen, Hermes 21 S. 142 f. und 25 S. 636 f.): *quoniam indiculum versuum in urbe Roma non a⟨d⟩ liquidum, sed et alibi avariciae causa non habent integrum, per singulos libros computatis syllabis posui . . . numero XVI versum Vergilianum, omnibus libris numerum adscribsi.* Dies betrifft die Stichometrie im Alten Testament. Das althebräische Buchwesen selbst zählte nicht die Zeilen der Bücher, sondern die Buchstaben, die sie enthielten: Blau, Rivista israelit. S. 54.

[2] Vgl. Anm. 4.

[3] Siehe Archiv f. Lexik. IV S. 611.

[4] Ich erinnere speziell an die Stichometrie des Nikephoros Constantinopolitanus (ca. 800 n. Chr.) im Anhang seiner Chronographia (ed. de Boor, Leipz. 1880). Grundlegendes für diesen Gegenstand gaben F. Ritschl, Opusc. I S. 191 ff. und Ch. Graux, Revue de phil. II S. 97 ff. Danach Gardthausen, Paläogr., 1. Aufl., S. 127 ff. und meine Ausführungen, Buchwesen S. 162 ff. Uebrigens oben Kritik und Hermeneutik S. 39; Einzelbeiträge z. B. von Diels, Hermes 17 S. 377 f.; Fuhr, Rhein. Mus. 37 S. 468 ff.

die bei der Liturgie vorzulesen waren, übertragen.[1]) Doch hat diese „Kolometrie“ mit der eigentlichen Stichometrie nichts zu tun.

11. Privatabschrift.

Privat-abschrift

Blicken wir nun aber auf die erwähnten hohen Bücherpreise zurück, so wird es begreiflich, daß der Minderbegüterte den Buchkauf auf alle Weise umging. Ein Schutz des litterarischen Eigentums fehlte im antiken Kulturleben, das zum ersten Mal Buchhandel und Verlagswesen ausbildete, noch gänzlich. Es blühte also die Privatabschrift. Sie machte dem Buchhandel eine ungeheure Konkurrenz. Man kann schwanken, ob die Privatabschrift jene hohen Bücherpreise selbst hervorrief oder die letzteren zur Selbsthilfe des Publikums ihrerseits den Anlaß gaben. Die Einwirkung war gewiß wechselseitig.

oft auf geringem Material

Das Schlimmste war, daß dies Verfahren die Zuverlässigkeit der Tradition der Texte selber schwer gefährdete. Jeder, der da wollte, borgte sich von einem Bekannten ein Exemplar des ihn interessierenden Werkes und nahm eigenhändig oder durch seinen Amanuensis Abschrift.[2]) Soll doch sogar Demosthenes sich seine Bibliothek selbst geschrieben haben.[3]) Auch Cicero kopierte sich Texte gelegentlich eigenhändig.[4]) Der gemeine Mann aber griff in solchen Fällen zu dem lumpigsten, geringwertigsten Beschreibstoff, er schrieb auf der Rückseite von irgendwelchen Aktenstücken (vgl. oben S. 278; 302), sogar auf Ostraka.[5]) Dabei wurde sogar der Titel der Schrift, um die es sich handelte, bisweilen weggelassen.[6]) Ist es nicht lehrreich, daß Clemens Alexandrinus 6, 131, wo es sich um Privatabschrift des Propheten Jesaias handelt, ausdrücklich befiehlt, für einen so heiligen Text solle man ein *καινὸν βιβλίον* nehmen? Das bestätigt den tatsächlichen Befund: in Wirklichkeit nahm man zu solchem Zwecke allermeist alte Scharteken. Mit den meisten der massenhaften litterarischen Papyrusfunde, die man neuerdings gemacht hat, verhält es sich in der Tat so. Daher ihre Geringwertigkeit und abnorme Beschaffenheit.[7]) Aber auch aus Rom und sonst haben wir die Zeugnisse für dies Verfahren und aus allen Jahrhunderten.[8])

Anders lag der Fall, wenn vornehme Leute wider Willen des Autors von Werken, die noch gar nicht ediert waren, aus Neugier sich Kopie nahmen oder zu verschaffen wußten, worüber sich Cicero zu beschweren hatte.[9])

Umgehen des Buchhandels

Vielleicht sind manche Werke, die wir besitzen, überhaupt nie ediert, sondern nur auf dem angegebenen Wege durch Privatabschrift propagiert worden. Als Beispiel kann dienen, was ich S. 315 über des Firmicus Maternus Mathesis und Verwandtes mitgeteilt. Sidonius Apollinaris schickt

---

[1]) Siehe Hieronym. praef. Jes. I; Euseb. hist. eccl. VI 16; Lachares bei Kastor, Walz, Rhet. III S. 721; Buchwesen S. 178 ff. u. 219 f.; Mommsen, Schriften II S. 347.

[2]) Siehe Buchrolle S. 197 f.; Buchwesen S. 282 ff. u. 346.

[3]) Lucian Adv. indoct. 4.

[4]) Buchwesen S. 282 f.

[5]) U. Wilcken, Archiv für Papyrusforschung II S. 174.

[6]) Dziatzko, Unters. S. 158.

[7]) Vgl. auch oben S. 23 Anm. 5.

[8]) Siehe Hieronym. epist. 49, 2; M. Krämer S. 16 f.; 59.

[9]) Cic. ad Att. 13, 21, 4.

ein einzelnes Exemplar eines seiner Werke auf Reisen und läßt es bei einem Dutzend seiner Freunde in Frankreich herumgehen; jeder darf sich Abschrift nehmen und hat es dann an den nächsten weiterzuschicken; schließlich geht das Exemplar an denjenigen Freund des Autors zurück, dem das Buch dediziert ist; denn dieser ist der Eigentümer.[1])

Inwieweit sind die erhaltenen Papyri Buchhändlerexemplare?

Die Volumina Herculanensia weichen in manchen Beziehungen von den ägyptischen Bücherfunden ab und scheinen zum Teil wirklich rechten Buchhändlerexemplaren zu entsprechen; denn sie sind keine Opisthographa (vgl. oben S. 301 f.).[2]) Das gilt besonders von dem monumental geschriebenen lateinischen Epos über den aktischen Krieg, von dem sich die Trümmer in Herculaneum gefunden haben.

Fast alle aus Ägypten stammenden litterarischen Papyri verraten sich dagegen, wie gesagt, durch deutliche Merkmale als Privatabschriften. Als Ausnahmen seien etwa die Homerpapyri Ilias Σ und Odyssee γ bei Häberlin, Griech. Papyri Nr. 22 u. 27, erwähnt. Dziatzko unternahm den Versuch, an bestimmten Merkmalen rechte Buchhändlerexemplare oder Normalexemplare von den Privatabschriften zu unterscheiden.[3]) Als zutreffend betrachte ich, daß erstere besseres Papier hatten, der Regel nach keine Opisthographa waren, die Buchschrift geübter und unindividueller war, grobe Korrekturen von erster Hand gefehlt haben. Vornehmlich sind als Privatskripturen alle diejenigen zu betrachten, die mit Scholien von erster Hand versehen sind.[4]) Denn Scholien sind Auszüge aus Kommentaren (oben S. 83; 171), und es ist klar, daß sie in den Buchschreibereien der Verleger nicht so wie der Text selbst und mit ihm zugleich nach Diktat vervielfältigt werden konnten.

Callimachuspapyrus

Auch der neue Callimachuspapyrus, Oxyrhynch. Pap. VII n. 1011 verrät sich deutlich als Privatabschrift; gleichwohl scheint nötig, kurz bei ihm zu verweilen, da der eigentümliche Sachverhalt, den er uns zeigt, bei flüchtiger Betrachtung doch leicht mißdeutet werden könnte. In diesem Rollenrest stehen der Schlußabschnitt der *Αἴτια* des Callimachus mit subscriptio und die *Ἴαμβοι* desselben mit inscriptio hintereinander. Daraus ergibt sich natürlich nicht, daß der Dichter selbst seine beiden Werke in eine Sammelrolle, *βίβλος συμμιγής*, gestellt hatte; sondern dieser Papyrus ist ein Auszug, den sich ein Liebhaber zu seinem Zweck herstellte. Im Schlußvers der Aitia, dortselbst v. 89, sagt Callimachus von sich, daß er als *πεζός* dichte; auch dies kann zu der Mißdeutung verführen, als weise er mit dem *πεζός* selbst auf die folgenden Jamben hin, die einer niederen Dichtgattung angehören, als habe also Callimachus selbst die Jamben unmittelbar im Buch an die Aitia angeknüpft. Jenes *πεζός* ist jedoch, wie auf der Hand liegt, vielmehr im Gegensatz zu dem, was voraufgeht, gesagt; denn im v. 86 dieses Aitiarestes heißt es vom Epiker, daß er, als ein Dichter großen Stils, hoch zu Roß reite oder daß seine Musen im

---

[1]) Sid. Apollinar. carm. 24.

[2]) Anders urteilt Schubart S. 152. In diesen Rollen ist nicht nur die Schrift verschieden, sondern auch die Sorte der Charta, das Schreibmaterial, bald dünner, bald dicker, bald feiner, bald gröber; s. W. Crönert, Neue Jahrbb. V (1900) S. 588.

[3]) Untersuchungen S. 153 ff.

[4]) z. B. der Alkman; auch der Epicharm in Mitteilungen Erzherzog Rainer V S. 1 ff. (Dziatzko S. 160).

rossebespannten Wagen daherfahren: *τῷ Μοῦσαι . . . σὺν μύθους ἐβάλοντο παρ' ἴχνιον ὀξέος ἵππου.* Dazu gibt der Schlußvers 89 den Gegensatz: ich bin nur ein Elegiker, der von Liebesdingen handelt: *αὐτὰρ ἐγὼ Μουσέων πεζὸς ἔπειμι νόμον,* wofür uns Ovid und Properz die Aufklärung geben; Ovid sagt Am. 3, 15, 18, nicht die Erotik, sondern das Epos ist ein Ritt (oder Wagenfahrt): *pulsanda est magnis area maior equis.* Properz sagt II 10, 2: ich will jetzt die Erotik verlassen und ein Preisgedicht auf Augustus dichten: *et campum Haemonio iam dare tempus equo.* Ist zu solcher epischen Leistung die erotische Elegie der Gegensatz, so ist sie für Properz *sermo pedester*; ebenso ist der Dichter der Aitia *πεζός.* Nun stehen aber auf dem Papyrus subscriptio und inscriptio folgendermaßen hintereinander:

Καλλιμάχου Αἰτίων δ.
Καλλιμάχου Ἴαμβοι.

Ginge diese Buchrolle so, wie sie uns das gibt, auf die Ausgabe des Callimachus selbst zurück, so würde der Name des Dichters nicht beidemal stehen, sondern es stünde an zweiter Stelle *τοῦ αὐτοῦ.* Der Schluß der Aitia mit Subskription ist also aus einer anderen Rolle abgeschrieben als der Anfang der *Ἴαμβοι* mit Inskription. Daher steht beidemal der Dichtername.

Geringer Einfluß der Privat-abschriften

Die Privatabschrift hatte also die weiteste Ausdehnung, ein rastloser Betrieb zu allen Zeiten. Gleichwohl liegt die Sache für uns günstig. Denn für die meisten der uns erhaltenen Autoren des klassischen Altertums dürfen, ja, müssen wir annehmen, daß ihr Text, so wie er uns in den Handschriften des Mittelalters vorliegt, in letzter Linie nicht auf solche Privatabschriften, sondern auf ein rechtes Editionsexemplar, d. h. auf einen Originaltext zurückgeht, den der Autor selbst — eventuell mit der Zustimmung und Beihilfe des Freundes, dem er das Werk gewidmet — zur Edition hergerichtet und zur Grundlage der Vervielfältigung bestimmt hatte. Denn nur auf diesem Wege hergestellte Exemplare werden in den öffentlichen Bibliotheken niedergelegt worden sein. Wir handeln im Verfolg nur von ihnen.

12. Ausstattung der Rollen.

Über die Ausstattung der Buchrolle, die litterarischen Zwecken diente, findet man in den Hand- und Lehrbüchern — und so auch in dem vorliegenden Abriß — immer wieder dasselbe Belegmaterial verwendet. Doch hat sich durch die Betrachtung der Monumente, Reliefs, Terrakotten, Mosaiks, der Malerei und der großen Plastik des Altertums manches Detail hinzugefunden und manche ungenaue Vorstellung präzisiert, und wenn ich nunmehr diese Dinge, deren Tragweite gering, in möglichster Kürze zusammenfasse, so lege ich dabei zum Teil die ausführlicheren Auseinandersetzungen zugrunde, die ich in der „Buchrolle in der Kunst“ S. 228—268 gegeben, indem ich nur da, wo sich Zweifel erheben, den Boden des Referats verlasse.

Titel als Aufschrift

Titel und Autorname mußten, wenn nicht im Buch selbst (s. oben S. 299 ff.), so doch jedenfalls an der Außenseite jedes geschlossenen Kon-

voluts möglichst sichtbar angebracht sein. Dies geschah nicht immer in derselben Weise, und das Verfahren war anfangs primitiv. Denn in der voralexandrinischen Zeit begnügte man sich damit, den Titel einfach direkt auf der Außenseite des zusammengerollten Rollenzylinders selbst entlang zu schreiben, wie das schöne Bild auf der Euphroniosvase, „Buchrolle“ Abb. 84, es uns lehrt. Daher heißt die Titelaufschrift des Buchs beim Komiker Alexis mit Recht „Aufschrift“, *ἐπίγραμμα*,[1]) und dies *ἐπίγραμμα* entsprach der Aufschrift geschlossener Briefe, wie sie unter den erhaltenen Papyri häufig angetroffen sind.[2]) Aber auch noch der Sosylospapyrus trägt auf seinem Rücken die Aufschrift:[3])

Σωσύλου τῶν
περὶ Ἀννίβου
πράξεων δ̄

Ebenso ist auch noch die *ἐπιγραφή* des *βιβλίον*, das an Orakelstätten geschickt wird, bei Lucian Alex. 54 gemeint. Ob auch das *in libris nomen suum inscribere*, das Cicero pro Archia 26 den alten Philosophen zuschreibt,[4]) ebenso zu verstehen ist, bleibt unsicher.

Titel auf besonderem Zettel

Später, d. h. wohl seit der Zeit der großen alexandrinischen Bibliotheksverwalter, begnügte man sich jedoch mit solchem *ἐπίγραμμα* nicht mehr, sondern es wurde am Kopf des Konvoluts vielmehr ein pergamentener, bunt gefärbter Zettel, der die betreffenden Worte trug und den wir so oft auf Abbildungen sehen, befestigt.[5]) Dieser Zettel heißt *σίλλυβος* oder *σίττυβος*, *titulus*, *index*.[6]) Die Worte auf dem *titulus* heißen *lemma*.[7]) Bisweilen war dieser Zettel umfangreicher, so daß man in Briefsammlungen auf ihm auch die Namen sämtlicher Adressaten finden konnte, die das Konvolut enthielt;[8]) und es ist wahrscheinlich, daß auch im Fronto und bei Cicero Ad familiares das Titelverzeichnis, das der betreffenden Briefsammlung in den Handschriften vorausgeht, von solchen Zetteln stammt.[9])

Conservierung des Chartabuchs

Die Charta war nun aber, wie schon angedeutet, leicht gefährdet. Sie splitterte, zerriß leicht, verfiel bei feuchter Luft der Fäulnis (*caries*), wurde ein Opfer der Motten, der Mäuse und des Bücherwurms. Ein Chartabuch, das, geschont und wenig benutzt, ein Alter von zweihundert Jahren erreichte, galt schon als Mirakel.[10]) Zu seiner Konservierung wurden nicht nur Rauheiten am Buchschnitt mit Schere und Bimsstein weggenommen und geglättet (oben S. 309, 1); man bestrich es auch oft mit Cedrusöl[11]) und schüttelte die zusammenklebenden Rollen aus (*situ cohaerent*; *excuti debent*, Sen. epist. 72, 1).

Vor allem aber wurde für einen guten Verschluß der Rolle gesorgt;

---

1) Buchrolle S. 237 f.
2) Dziatzko a. a. O. S. 126.
3) U. Wilcken, Hermes 41 S. 103 ff.
4) Vgl. Amm. Marcellin. 22, 7, 3.
5) Buchrolle Abb. 64; 67; 103; 154; 156; 157; 159.
6) Ueber *σίλλυβος* und *σίττυβος* Lobeck, Proleg. pathol. S. 290; M. Haupt, Opusc. III S. 411.
7) Auson. XV 1, 2; vgl. M. Krämer S. 13.
8) Siehe Sid. Apollinar. epist. VIII 16, 1.
9) Siehe H. Peter, Der Brief etc. (Abhandl. sächs. GW. XX, 3) S. 57; M. Krämer S. 36.
10) Buchwesen S. 366.
11) *ἀλείφειν* Lucian Adv. indoct. 7; bes. Vitruv 2, 9, 13; vgl. P. Wolters, Jahrbuch d. arch. Inst. 24, Heft 2, S. 60 f.; Marquardt-Mau S. 815 f. Ueber Martial III 2, 7 (*cedro perunctus*) unten S. 330.

und zwar schon bei den Ägyptern. Man schloß sie, wie den Brief, mit Strick und Siegel.[1]) Daher die σφραγίς des Theognis. Der Text des Monumentum Ancyranum des Augustus befand sich ursprünglich in versiegelten Rollen, *signatis voluminibus* (Sueton Aug. 101). Sieben solcher Siegel hat auch die Rolle in der Johannesapokalypse 5, 2, und das *ἀνοίγειν τὸ βιβλίον* bedeutet dort nicht das Auseinanderrollen, sondern nur das Lösen jenes Verschlusses; es findet statt mittels des *λύειν τὰς σφραγῖδας*.[2]) Siegeln

Aber auch mit festem Riemenwerk schloß man die Rolle. Dies sind die *lora rubra membranae* bei Catull 22, 7 (oben S. 298), die ihr unverkennbares Vorbild bei den Ägyptern haben (Buchrolle S. 9) und dann auf Schildereien der späten Kaiserzeit ebenso wieder auftauchen (ib. S. 241 f.). Ebendasselbe ist ohne Zweifel auch das *ἅμμα φοινίκινον*, d. i. *lorum rubrum*, das man bei C. W. Goodwin, Greek egypt. fragm. on mag. (in Publicat. of the Cambridge Antiqu. Soc. 1852, Oct., S. 16) zusammen mit dem *χάρτης* erwähnt findet:[3]) *ἀποκειρόμενος ἐκ τῆς κεφαλῆς σου τρίχα συνέλιξον τῷ χάρτῃ ἅμματι φοινικίνῳ.* Riemen

Die Charta ist jedoch gegen jeden Druck empfindlich, und Riemenwerk ist ihr nachteilig; *chartae alligatae mutant figuram* sagt Petron 102. Daher zog man es vor, die Rolle, wie wir unsere Tischservietten, in ein vollständiges Futteral zu stecken, das aus Pergament hergestellt und gern wiederum bunt gefärbt wurde. Es hieß *διφθέρα* (Lucian), *paenula* (*φαινόλης*). Doch wird dies erst ziemlich spät und häufiger nur bei den Römern erwähnt; weder in Herculaneum noch in Oxyrhynchos und wie die ägyptischen Papyrusfundstätten sonst heißen, hat sich eine pergamentne *paenula* gefunden, und nur jene Protzen und Bildungsrenommisten, wie Lucian sie schildert, die ihre Bibliotheken nicht durchlasen, sondern als Zimmerschmuck betrachteten, scheinen auf die *paenula*, die die rasche Benutzung der Bücher erschwerte, Wert gelegt zu haben.[4]) Übrigens erscheint auch sie schon bei den Ägyptern.[5]) *paenula*

Hieran läßt sich nicht unpassend die Besprechung des Rollenstabes, *ὀμφαλός*, *umbilicus*, anknüpfen. Will man aber zum Verständnis desselben gelangen, so ist es geboten, die jüdische Lederrolle von der Papyrusrolle streng zu sondern. An der gottesdienstlichen Rolle der Juden sind zwei „Säulen" oder Stäbe befestigt, die oben und unten weit hervorragen und überdies noch eine Platte tragen, welche Platte in der Septuaginta als *κεφαλίς* „Kopfstück" bezeichnet wird.[6]) Unter *κεφαλίς* wird dann auch die Buchrolle selbst verstanden.[7]) Dies Hervorragen des Stabes und die *κεφαλίς* daran waren nötig, weil der Ritus das heilige Buch selbst anzufassen verbot; das Buch wurde und wird bei den Juden nur mit Hilfe eines solchen Stabes gehalten und auf- und zugerollt, und die *κοντάκια*, die in den christlichen Kirchenkultus des Mittelalters übergingen,[8]) haben *umbilicus*

---

[1]) Siehe z. B. Fronto ad M. Caesarem I 8; Buchrolle S. 243 u. 9. Dazu Jesaias 29, 11 f.

[2]) Vgl. die genauere Interpretation dieser Stelle Buchrolle S. 86, 2.

[3]) Siehe Dziatzko S. 126.

[4]) Ueber beschränkte Anwendung der *paenula* Buchrolle S. 239 f.

[5]) Buchrolle Abb. 18.

[6]) Siehe L. Blau, Althebr. Buchwesen S. 42 f.

[7]) Siehe Rhein. Mus. 62 S. 488.

[8]) Zu den *κοντάκια* vgl. Wattenbach S. 163 f. Irrtümlicherweise habe ich der-

dann auch dieselbe Art des umbilicus mit *κεφαλίς* oder Knopf als Handhabe der Pergamentrollen übernommen.

Die antike Papyrusrolle dagegen war kein Gegenstand der Heiligung, und sie hatte darum auch zumeist gar keinen Stab. Fast nirgends ist ein solcher in den Papyrusfunden angetroffen worden, und er wird uns nur für Luxusexemplare erwähnt. Kam er aber vor, so war er nicht am Buch befestigt (nur große, prospektartige Malereien hatten einen befestigten Stab), sondern er saß lose und war zum Heraus- und Hereinschieben bestimmt. Ferner ragte er, wie die in Herculaneum tatsächlich gefundenen Beispiele zeigen, nicht oben und unten aus der Rolle hervor; vor allem aber hatte er kein „Kopfstück", keine Knöpfe, wie dieselben Beispiele zeigen, und der nächste Zweck dieses pflockartigen Stabes war offenbar, den inneren Hohlraum der zusammengerollten Rolle vor Staub zu schützen. Denn Bücher sind Staubfänger; und da die Schrift nach innen stand, war dies Schutzmittel um so nützlicher. Überdies aber wurde dies Stäbchen alsdann natürlich auch zum Zusammenrollen der Papiermasse benutzt. Während des Lesens rollte man das eben Gelesene mit der linken Hand an ihm sogleich wieder zusammen.[1])

Die Römer erwähnen diesen Rollenstab, der gern bunt bemalt oder vergoldet wurde, viel öfter als die Griechen, weil die Römer sich viel öfter damit abgeben, Dedikationsexemplare zu beschreiben. Belegstellen für den einfachen *umbilicus* sind Catull c. 22, 7 (oben S. 298), Horaz Epod. 14, 8 und dazu Porphyrio, Lucian De merc. conduct. 41, Adv. indoct. 16; für den doppelten erst die späteren Dichter Statius Silv. IV 9, 8 und Martial V 6, 15 (u. sonst). Auch Sidonius Apollinaris denkt noch an wirkliche Rollen mit *umbilici*.[2]) Wo zwei *umbilici* erwähnt werden, waren sie hohl und steckten ineinander, und beim Lesen wurden sie auseinandergenommen, der eine im rechten Konvolut belassen, der andere zur Achse des linken Konvoluts gemacht.[3]) Die Redensart *ad umbilicum adducere* oder *venire* heißt demnach soviel wie „bis zum Ende des Konvoluts gelangen, wo im Hohlraum der Stab steckt".[4])

Eine kurze Besprechung erfordert Martial III 2, 7 f., wo man falsch interpungiert. Der Dichter redet sein Buch an:

Cedro nunc licet ambules perunctus
Et frontis gemino decens honore
Pictis luxurieris umbilicis
Et te purpura delicata velet
Et cocco rubeat superbus index.

---

einst in meinem „Buchwesen" S. 24 den Ausdruck *κοντοφόρος* bei Lucian als Buchrolle, die den Speer oder Rollenstab trägt, verstanden. E. Rohde hat mich gründlich dafür gestraft. Trotzdem übernimmt Schubart S. 94 auch jetzt noch meine Weisheit.

[1]) Dies ist näher ausgeführt „Buchrolle" S. 228 ff. Dazu W. Weinberger, Ztschr. f. österr. Gymnas. 1908 S. 579.

[2]) Siehe M. Krämer S. 35 f.

[3]) Buchrolle a. a. O.

[4]) Zu der unumstößlichen Tatsache, daß der *umbilicus* lose saß, stimmt nur nicht Martianus Capella V 566, wo es von der *pagina* (= „Buch") heißt:

quae tamen voluminis
vix umbilicum multa opertum fascea
turgore pinguis insuit rubellulum.

Ueber den Anstoß, den *insuit* auch sonst gibt, s. Buchrolle S. 234, wo ich statt dessen *inserit* vermutete. Vielleicht ist aber *induit* zu lesen. Zu diesem Gebrauch von *induere* kann Servius zu Aen. 10, 681 verglichen werden: *mucrone induat: . . . hypallage est pro: mucronem suo induat corpore . . . id est* (mucro) *tegitur et vestitur.*

Der v. 10 geht auf die *paenula*, v. 11 auf den Sittybus, v. 9 auf die *umbilici*; diese *umbilici* haben aber nichts mit der im v. 8 erwähnten *frons* zu tun. Denn *frons* ist der Rollenschnitt; die *frons* wurde durch Beschneiden und Reiben geglättet, außerdem gefärbt (s. S. 304 f.), das war ihr *honor*; die *umbilici* trugen zur Verschönerung der *frons* nichts bei. Es ist also naturgemäß, die Worte so abzuteilen:

Cedro nunc licet ambules perunctus
Et frontis gemino decens honore.
Pictis luxurieris umbilicis eqs.

Es ist herkömmlich, an die Besprechung des *umbilicus* die der *cornua* anzuknüpfen. Auch neuerdings wird, obgleich ich dies als falsch nachgewiesen, die Behauptung aufrecht erhalten, wo man *cornua* erwähnt findet, seien Knöpfe gemeint und der *umbilicus* habe eben doch Knöpfe gehabt.[1]) Daß dies falsch ist, wird schon durch den soeben dargelegten Tatbestand erwiesen, und ich könnte mich dabei beruhigen. Aber auch sprachlich betrachtet, berührt die Gleichung *cornu* = „Knopf" mehr als sonderbar. Man sehe den reichen Artikel „cornu" im lateinischen Thesaurus durch. Wo *cornua* in tropischer Anwendung steht, sind immer Gegenstände gemeint, die die gekrümmte Form des Halbmondes oder des Hufeisens besitzen, einerlei, ob sie dabei zugleich aus Hornmasse bestehen oder nicht: so werden die Pferdehufe *cornua* genannt, ebenso die Krebsscheren, die Blasinstrumente, die Gießgefäße für Öl, der Bogen des Bogenschützen. Das Auffälligste ist, daß auch die Laterne *cornu* hieß (Plaut. Amph. 341; Priapeen 32, 14). Woher das? Symphosius Nr. 67 gibt uns die Aufklärung, der von der Laterne sagt, sie ist *cornibus apta cavis*: d. h. sie ist aus zwei hohlen Halbzylindern zusammengesetzt (*apta*). Das Gesagte trifft also auch hier zu; die *cornua* sind *cava*. Knöpfe heißen auf lateinisch nicht *cornua*, sondern *bullae*; es ist nicht einzusehen, wieso Martial sie *cornua* nennen konnte, da sie doch schwerlich eine geschweifte Halbmondform hatten. Dafür, daß *cornu* lediglich einen Gegenstand aus Horn, ohne daß die geschweifte Form hinzutritt, bezeichnen könne, finde ich keinen zuverlässigen Beleg. Wäre aber dies der Fall, so wie man *ebur* für die Flöte, *ferrum* für Schwert braucht, so würde der Plural *cornua* Anstoß geben. Denn kein Mensch setzt z. B. den Plural *ferra* für Schwerter. *cornua*

Wohl aber verstand nun auch noch jeder Römer unter *cornua* im Plural die Endteile größerer geschweifter Flächen oder baulicher Anlagen. Ich habe dies „Buchrolle" S. 235 und Rhein. Mus. 63 S. 44 ausführlicher erörtert und wiederhole hier die Belege nicht. Vor allem gehört dahin auch das Heer mit seiner Schlachtordnung; denn auch das Heer hat Flügel, *cornua*, und dasselbe Heer wird aufgerollt wie die Rolle; man sagt *explicare aciem* wie *explicare librum usque ad sua cornua*. Ja, sogar *explicare cornu dextrum* wird von Livius 36, 44, 1 verbunden. In diesem Sinne habe ich daher oben S. 299 die *cornua* der Rolle besprochen.

---

[1]) Leider ist auch P. Wolters, Jahrb. d. arch. Inst. 24 (1909) 2. Heft S. 58 wieder diesem Irrtum verfallen.

Ganz besonders aber befremdet mich, daß man auch jetzt noch glaubt, eine verfälschte und jedenfalls ganz unzuverlässige Wiedergabe des pompejanischen Bildes Helbig Nr. 1726 geltend machen zu können, ja, sie auch jetzt noch wieder ohne irgendwelche Beanstandung abbildet,[1]) nachdem ich eine nach dem wohlerhaltenen Original sorglich hergestellte korrekte Wiedergabe, Buchrolle Abb. 154, vorgelegt habe. Ich kann nicht zugeben, daß man diese meine Bemühung so ignoriert. Ich meinerseits verlasse mich auf das Original.

Auf der unrichtigen Wiedergabe dieses Bildes im Museo Borbonico I 12 sind nun Fäden oder Schleifchen, die aus dem Innern der beiden Konvolute der offenen Rolle heraushängen, gezeichnet. In Wirklichkeit sind diese Fäden oder Schleifchen gar nicht vorhanden und lediglich eine Phantasieleistung des dekorationssüchtigen Nachzeichners. Wäre diese Wiedergabe nun aber auch richtig, so sind doch Fäden oder Schleifen immer noch keine Knöpfe. Es ist fast belustigend, das verzweifelte Argumentationsverfahren zu sehen: die Schleife ist ein Knopf, und der Knopf ist ein Horn. Also hat der Rollenstab Knöpfe gehabt.

Die Hauptbelegstelle Martial XI 107 *explicare librum usque ad sua cornua* „auseinanderrollen bis zu beiden Endblättern" ist oben S. 272 erörtert. Diese *cornua* oder Endblätter, die, wie S. 299 gezeigt, niemals Schrift trugen und die aus festerer Papiermasse bestanden, wurden, wenn man das Buch elegant ausstattete, auch gefärbt. Dies sagt erstlich Lygdamus (Tibull 3, 1, 13) mit den Worten *inter geminas frontes pingantur cornua* unzweideutig (die *frontes* sind der Buchschnitt der Rolle, oben und unten); sodann Ovid, der in den Tristien 1, 1, 8 für sein trauerndes Buch die Bestimmung trifft, daß es keine *candida cornua* haben soll *nigra fronte*; die Verse lauten:

Nec titulus minio nec cedro charta notetur
Candida nec nigra cornua fronte geras.

Die Schlußworte heißen auf Deutsch: dein Anfangs- und Endblatt soll „nicht weiß" sein, während der Buchschnitt schwarz ist; anders ausgedrückt: Anfangs- und Endblatt sollen ebenso schwarz wie der Buchschnitt gefärbt werden; auch die *cornua* sollen *nigra* sein: *et nigra cornua nigra fronte geras.*

13. Aufbewahrung der Rollen.

Die Ausstattung des Buches ist endlich vollendet. Wie wurde es transportiert und aufbewahrt?

Rolle im *sinus*

Handelte es sich nur um eine einzelne Rolle, so nahm man sie regelmäßig geschlossen in die linke Hand und trug sie, da die *sinistra* oft im *sinus* ruhte, auch im *sinus* mit sich; ein Buch *ὑπὸ τῷ ἱματίῳ* Philostr. Apoll. Tyan. 4, 30; so auch ein Brief im *κόλπος* ib. 3, 38; *fugis in sinum* Martial 3, 2, 6; *sinu te excipiet* 3, 5, 7.[2])

Bündel

Zum Transport mehrerer zusammengehöriger Rollen aber wurden Bündel, *fasces*, *fasciculi*, *δέσμαι*, *σύνδεσμοι* zu je 3 bis 15 und mehr hergestellt,

---

[1]) Gardthausen S. 145; Blümner, Privataltertümer S. 473.

[2]) Weiteres Buchrolle S. 43; vgl. auch Horaz Sat. 1, 6, 74 = epist. 1, 1, 56.

die uns auf Bildwerken unendlich oft in der Nähe des Vortragenden oder Lesenden erscheinen.[1]) Dahin gehören auch die *chartae alligatae* bei Petron (oben S. 329). Der Verschluß solcher Bücherbündel wurde auch versiegelt (Horaz epist. 1, 13, 2). Natürlich trug man dann auch diese Bündel direkt in der Hand oder auch unter der Achsel; dies zeigt schon der Horazbrief I 13; auch Martial 5, 51, 1: *libellis praegravem gerit laevam*; auch Bildwerke, die „Buchrolle" S. 258 besprochen sind. Über Rollenbündel bei den Ägyptern ebenda S. 15.

Capsa

Der Sorgsamere aber legte oder stellte die Rollen lieber in einen Rollenkasten, *κιβωτός*, *κιβώτιον*, *κίστη*, auch *τεῦχος*, *scrinium*, *capsa*. Das ist, was man auch ein *γραμματοφυλάκιον*[2]) oder *χαρτοφυλάκιον*[3]) nennt, das die Griechen wie die Buchrolle selbst von den Ägyptern übernahmen (vgl. Buchrolle Abb. 10—12 u. 14) und das, anfangs eckig, später auch rund geformt war, und zwar aus Holz. Übrigens hat der Ägypter die Rolle auch einfach in Töpfen und Krügen aufbewahrt.[4]) Bei den Griechen aber läßt sich dann weiter ein Wechsel der Gewohnheit wahrnehmen. In voralexandrinischer Zeit legte der Grieche die Rollen flach in den Kasten; als aber die am Kopf der Rollen befestigten Sittybi aufkamen (oben S. 328), stellte er sie vielmehr aufrecht, damit letztere gleich ins Auge fielen. Ebendeshalb begegnen runde Rollenkästen, in denen ein Flachliegen nicht möglich, nicht in voralexandrinischer Zeit; vielleicht aber sind die Rollensäcke der Ägypter (Buchrolle Abb. 15 u. 16), in denen gleichfalls die Rollen nur senkrecht stehen konnten, für die runden Rollenkästen das Vorbild gewesen.

Solche *capsa* faßte wiederum etwa 5—15 Buchrollen, die man lose, oft aber auch verschnürt[5]) hineinstellte. Aber auch diese Kästen haben wie das Bündel nicht etwa den Aufbewahrungszwecken der Bibliothek gedient, sondern vielmehr dem Transport. Der Gelehrte nimmt die nötigen Schriften darin mit auf die Reise — *capsula me sequitur*, sagt Catull —; der Advokat nimmt sie darin aufs Forum mit; vgl. Cicero in Caecilium 51: *si te semel ad meas capsas admisero* (er hat sie also bei sich stehn), wozu Ps.Asconius: *custodes . . . accusatori solebant dari non solum chartarum causa . . ., sed etiam* eqs. Der Diener, der den Kasten nachträgt, heißt *capsarius*.

Werkeinheit im Kasten

Aber auch in den Buchläden standen die zu verhandelnden Bücher in *capsae* oder *scrinia*;[6]) denn der Händler sowohl wie der Käufer mußte die Ware bequem von Ort zu Ort schaffen können. Dabei bildeten die Rollen in der Capsa oft auch sachlich eine Einheit, eine Werkeinheit,[7]) wie z. B. der Dichter Krinagoras in solchem Gefäß (*τεῦχος*) der Antonia die fünf Rollen des Anakreon übersendet (Anthol. Pal. 9, 239). Auch von

---

[1]) Vgl. Buchrolle S. 255 f.; S. Reinach über den Krieger von Cilli, Revue archéol. 1908 S. 118.

[2]) Plutarch Aristid. 21.

[3]) Siehe Lexica; vgl. Blümner, Privataltert. S. 132.

[4]) Gardthausen S. 175; Buchwesen S. 49.

[5]) Buchrolle S. 259 f.

[6]) Stat. Silv. 4, 9, 21; Catull 14, 18; Horaz Sat. 1, 4, 22.

[7]) Genaueres s. Buchrolle S. 248 ff. u. 259 ff.; Daremberg-Saglio, Dict. des antiquit. Artikel „capsa"; E. Pfuhl im Jahrbuch d. arch. Inst. 22 S. 131 f. und meine Bemerkungen ebenda 23 S. 122.

der Dichterin Korinna gab es just fünf Bücher. Die Statuette der Korinna von Compiègne hat eine Capsa neben sich, in der man nur vier Rollen gewahrt; die Frau selbst aber liest eben in einer fünften; der Künstler setzt also voraus, daß die Capsa auch hier alle fünf umschloß.[1])

Bibliothek

Eine Aufbewahrung und Sicherung des Buchbestandes gewährte dagegen die Bibliothek, *βυβλιοθήκη*.[2]) Auch der Plural *βυβλιοθῆκαι* wird gelegentlich von einer Bibliothek gebraucht, da *θήκη* eigentlich nur das einzelne Gestell war. Aber man sagte dafür auch einfach *τὰ βιβλία*,[3]) weshalb der Bibliothekar auch *ad libros* oder *a libris* heißt: CIL. VI 8877 f. Im Verwaltungswesen Ägyptens heißt der Aufbewahrer der Rechtsurkunden *συγγραφοφύλαξ*.[4])

Geldkiste

Besonders wertvolle Bücher oder Urkunden legte der Privatmann allerdings vielmehr in die verschließbare eiserne Geldkiste; vgl. Appian b. civ. 4, 44: *Οὐίνιον . . . ἔκρυψεν ἐν λάρνακι ἅς ἀπὸ σιδήρου ἐς χρημάτων ἢ βιβλίων ἔχουσι φυλακήν.* Ein Mißbrauch war es dagegen und ein Zeichen

Faß

der Verwahrlosung, wenn ganze Büchermassen in Tonfässern aufbewahrt wurden, wie wir dies in Anlaß der Hexapla des Origenes erfahren; betreffs der sogenannten sechsten *ἔκδοσις*, die Origenes benutzte, lesen wir in einer Subskription, die auf ihn selbst zurückgeht: *εὑρεθεῖσα μετὰ καὶ ἄλλων βιβλίων Ἑβραικῶν καὶ Ἑλληνικῶν ἔν τινι πίθῳ περὶ τὴν Ἰεριχὼ κτλ.*[5]) Solches Verstecken von Büchern ist gewiß oft in Anlaß der Christenverfolgungen geschehen.

Bücher in Gräbern

Wollen wir nichts übersehen, so haben wir zu den „Bibliotheken" des Altertums auch die Gräber zu rechnen. Es war Sitte, dem Toten seine Lieblingsbücher oder die von ihm selbst verfaßten Schriften mit ins Grab zu geben, und in der Tat stammen viele der in Ägypten gemachten Papyrusfunde litterarischen Inhalts aus Gräbern. Dafür kommen vor allem die Särge selbst in Betracht. Flinders Petrie entdeckte, daß die Mumienkartonage selbst, aus der in Ägypten die Särge bestehn, aus mehreren Schichten von zusammengeklebtem Papyrus hergestellt ist. Solche Särge sind seitdem massenhaft ausgebeutet worden, wie z. B. von Rubensohn in Abusir-el-Mäläk. Ihnen entsprechen die mumifizierten und in Papyrusrollen eingewickelten heiligen Krokodile in Tebtunis. Alles das ist beschriebene Charta. Zahlreiche Textfunde, z. B. Reste der euripideischen Antiope oder des Xenophon, des Demosthenes sind von solcher Herkunft. Sehen wir aber von dieser Kartonage ab und nehmen die Bücherfunde, die nicht zu Pappe verklebt sind: zwischen den Beinen einer Mumie, also im Grab, fand man den Alkman, ebenso Isokrates ad Nicoclem; in einem Sarkophag Hyperides;[6]) in einem Grabe die Ilias

---

[1]) Siehe Jahrbuch d. arch. Instit. 23 (1908) S. 122.

[2]) Auf Inschriften vorwiegend so mit *υ* geschrieben; s. Poland S. 9; ebenso auch auf den älteren lateinischen, wie CIL. VI 8743: X 1739; 7580; XIV 2916; vgl. Immisch S. 525 Anm. Auch *bubliothece* findet sich, VI 2349. Uebrigens vgl. Suidas s. v. *Δαμόφιλος*: *ταὐτά μοι εὕρηται ἐπὶ ταῖς τῶν βιβλίων θήκαις.*

[3]) Poland S. 10; vgl. The Hibeh Papyri part I ed. Grenfell u. Hunt (1906) Nr. 48: *οὐ γὰρ εὑρίσκω ἐν τοῖς βιβλίοις* „in meinen Geschäftsbüchern".

[4]) Mitteis-Wilcken a. a. O. II 2 S. 54.

[5]) Siehe Mercati, Studi e Testi 5 S. 28 f.; F. Schwartz, Nachrichten der Göttinger GW., 1903, Heft 6 S. 5.

[6]) Häberlin Nr. 94.

Bankesiana, vor allem den Dithyramb des Timotheos, einen der ältesten griechischen Buchschriftreste.

Man sollte nun glauben, die Gräber seien die besten Bibliotheken und sichersten Aufbewahrungsorte, die man sich wünschen kann, da sie das Buch durch Jahrtausende vor jeder Unbill bewahren. Aber alle diese ägyptischen Gräberfunde haben unvollständige Exemplare geliefert; ja, offenbar wurden sie schon dereinst dem Toten in dieser Weise, als Bruchstücke, mit ins Grab gelegt; so auch der Timotheos: eine Sitte oder Unsitte, die schwer zu erklären ist. Hat man diese Buchfragmente nur im Dienst des Aberglaubens als Amulette gebraucht, um den Leichnam zu schützen?[1]) Jedenfalls ist festzuhalten, daß dies Verfahren der Ägypter mit dem der echten griechisch-römischen Frömmigkeit nichts gemein hat. Properz schreibt II 13 für seinen Todesfall vor, daß ihm seine sämtlichen Dichtwerke (drei Rollen) und zwar natürlich vollständig mit ins Grab gegeben werden sollen, damit er sie der Persephone als Geschenk darbringe. Wirklich bringt so der Musiker Eutychides, wie wir Anthol. Pal. 11, 133 hören, seine sämtlichen Oden und dazu noch zwölf Schachteln voll *νόμοι* in die Unterwelt, und dem Dictys Cretensis werden nach seinem Tode seine vollständigen sechs oder neun Rollen vom trojanischen Krieg in einer *arcula* aus Zinn oder Werkblei mit in den Grabhügel gelegt.[2]) Dem entspricht die *arca*, in der man im Jahre 181 v. Chr. bei Rom vierzehn sogenannte „Bücher des Numa“ auffand, und nicht anders stand es mit der Paulusapokalypse, wie diese uns selbst überliefert: ein marmornes *γλωσσόκομον* wurde ausgegraben; darin lag sie intakt.[3]) So zeigen uns denn auch griechische Grabreliefs in Abbild Rollenbücher in oder auf dem Grabe des Verstorbenen.[4]) Diese Bücher sind dem Toten mitgegeben; aber es sind gewiß überall vollständige Bücher.

Kehren wir indes zu den Lebenden zurück. Wir unterscheiden Archiv und Bibliothek. In den Archiven werden *αὐτόγραφα*, Geschäftspapiere und Verwaltungsakten, in der Bibliothek vornehmlich litterarisches Gut in übersichtlicher Ordnung aufgehoben. Beide Institute hat auch das Altertum unterschieden.[5]) Wir aber werden von den Archiven, die übrigens auch *γραμματεῖον, γραμματοφυλάκιον, χρεωφυλάκιον*,[6]) lat. *tabularium*[7]) heißen, hier absehen. Archiv

14. Öffentliche Bibliotheken.

Wer ein Buch kauft, pflegt es auch aufzuheben. Wo der Buchkauf beginnt, stellen sich also Privatbibliotheken von selbst her, und wir be- Privatbibliotheken

---

[1]) So Blau, Rivista israelit. S. 50. Vgl. Schubart S. 32 u. 76.

[2]) Vgl. Buchrolle S. 83.

[3]) Ebenda S. 255.

[4]) Vgl. Jahrbuch d. arch. Instit. 23 (1908) S. 123 f.

[5]) Nach Script. hist. Aug. Tacitus 10, 3 wurden *in archiis* Abschriften angefertigt, die dann *in bybliothecis* Aufstellung fanden. In diesem Fall heißen *archia* Regierungsgebäude. Ueber Tempelarchive und Archivbeamte, *βιβλιοφύλακες*, s. L. Mitteis, Archiv f. Papyrusforsch. I S. 184 f., bes. W. Otto, Priester und Tempel II S. 21 f. u. 156 f. Ueber *βιβλιοθήκη ἐγκτήσεων*, das Centralarchiv in den größeren Städten oder Metropolen, Mitteis-Wilcken a. a. O. I 2 S. 63. Im allgemeinen M. Mimelsdorf, De archivis imperatorum Romanorum, Halle 1890; Premerstein a. a. O. S. 756.

[6]) Siehe S. Reinach, Traité d'épigraphie grecque S. 304; Larfeld S. 431.

[7]) Mommsen, Schriften III S. 309 ff.

dürfen nicht erst der Nachweise dafür, daß z. B. ein Mann wie Euripides oder Aristoteles eine beträchtliche Bücherei besaß.[1]) Gleichwohl ist solche Erwähnung von Büchereien, wie wir sie schon bei Xenophon Memor. 4, 2, 8 f. antreffen, willkommen, da sie die Anschaulichkeit steigert. Insbesondere geht aus Xenophons Schilderung hervor, daß da die Bücher schon nach Werkgattungen gruppiert und geordnet waren. Über sonstige ältere Bibliotheken redet Athenaeus p. 3 A.[2]) Die Auffindung der Volumina Herculanensia war ein Griff in solche Privatbibliothek, wie sie im 1. Jahrhundert n. Chr. in einer italienischen Villenstadt bestanden hat. Aber auch ganze Massen ägyptischer Papyrusfunde geben uns den Bestand der Hausbüchereien oder Hausarchive ägyptischer Kleinbürger; dies gilt besonders von den Funden aus Dimêh. Dort sind die Chartae unter dem Wüstensand noch ganz so beisammen gefunden worden, wie sie um 300 n. Chr. in den Häusern lagen.[3])

Öffentliche Bibliotheken

Das größte Ereignis aber in der Geschichte des Buchwesens und der litterarischen Tradition überhaupt, ein Werk weisester Fürsorge und ein unschätzbarer Gewinn für die Geschichte des Geisteslebens war die Gründung öffentlicher Bibliotheken. Darin gingen um das Jahr 300 v. Chr. die ptolemäischen Könige voran, die die Doppelbibliothek in Alexandria gründeten.[4]) Es war ein Glück, daß dies Beispiel in anderen Hauptstädten bald Nachahmung fand, da der wichtigste Teil der Gründung der Ptolemäer, die Bibliothek im Brucheion, wiederholt zerstört worden ist. In Antiochia und Pergamum, wohl auch in Pella,[5]) entstanden bald konkurrierende Anstalten, dann endlich auch in Rom.

Es versteht sich, daß es auch in Rom anfangs nur Privatbibliotheken gab, nachweisbar besonders für Ciceros Zeit. Lucull gab dafür das vornehmste Beispiel, der seine Sammlung dem Publikum mit einer Liberalität zugänglich machte, die ihr nahezu den Charakter einer öffentlichen verlieh.[6]) Dem folgten bald nach Ciceros Tod in Rom, um nur das Wichtigste herauszuheben, die öffentliche Bibliothek im Atrium Libertatis, die Asinius Polio bald nach a. 39 v. Chr. gründete; die von Augustus gegründete palatinische (wohl im Jahr 28 v. Chr. fertig, zugleich mit dem Apollotempel); die der Octavia in der Porticus gleichen Namens. Unter Vespasian kam die im Templum Pacis, die Gellius benutzte, hinzu.[7]) Alle diese überbot die Ulpia des Trajan. Jedes dieser Depots zerfiel in zwei Abteilungen für griechische und lateinische Bücher. Im ganzen erwähnt die constantinische Regionenbeschreibung in ihrem Anhang für Rom 28 *bibliothecae*.[8]) Aber auch für manche anderen Plätze der griechischen, dann auch der römischen Welt der Kaiserzeit lassen sich solche Biblio-

---

[1]) Vgl. Häberlin, Centralbl. f. Bibliothekswesen VII S. 295 f.

[2]) Uebrigens Buchrolle S. 244 ff.; Buchwesen S. 360 f.; 363 f.; 434; Dziatzkos Artikel „Bibliotheken".

[3]) Siehe Mitteis-Wilcken I 1 S. XX.

[4]) Ueber diese L. E. Lögdberg, im Eranos, Acta philol. Suecana III (1899) S. 162 ff.

[5]) Auf Pella weist die Bücherbeute des Aemilius Paulus, Isidor Orig. 6, 5; Plutarch Aem. Paul. 28.

[6]) Plut. Lucull fin.

[7]) Auch im Pantheon zu Rom gab es eine solche; von ihr redet Julius Africanus in einem Papyrusrest, Oxyrhynch. Pap. III.

[8]) Siehe Lanciani Ancient Rome in the light of recent discoveries, 1888, S. 178 f.; M. Ihm, Centralblatt f. Bibliothekswesen X S. 513 ff.

theken nachweisen, die teils an Heiligtümer, teils an Gymnasien, bisweilen auch an Paläste (*domus*) angeschlossen waren. Die Griechenlands hat F. Poland[1]) aufgezählt; die in Ephesus ist erst neuerdings bekannt geworden.[2]) In Italien finden wir z. B. eine Bibliothek in Tibur (bei Gellius), in Suessa Aurunca (CIL. X 4760); und so wie Plinius der Stadt Comum eine Bibliothek stiftet (epist. 1, 8, 2), so ist Ähnliches auch sonst oft an anderen Plätzen geschehen.[3]) Für Afrika haben wir das Beispiel Tamugadis.[4])

Für die kaiserlichen Bibliotheken in Rom setzte der Fiskus jährlich bestimmte Summen aus,[5]) und ihre geschäftliche Verwaltung war in der Hand eines *procurator*. Von diesem Prokurator war der wissenschaftliche Leiter der Anstalt, der *a bybliotheca* heißt, oftmals verschieden. Der Ausdruck *bibliothecarius* steht nur einmal bei Fronto, außerdem in den Glossaren.[6]) Bibliotheks-verwaltung

Daß zu letzterem Amt nur Gelehrte erster Qualität brauchbar, hatten schon die ptolemäischen Könige erkannt, und so große Namen wie Zenodot, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz und Aristarch erscheinen in Alexandria in dieser Funktion. Die Bibliothek galt also schon in dieser ersten klassischen Zeit des Bücherwesens als wissenschaftliches Institut, sie galt als Substrat und Dienerin der Forschung.

Ebenso wurde es nach Möglichkeit wohl auch später gehalten: C. Melissus ordnete in Rom die Bibliothek der Octavia. Wird uns Pompeius Macer für die Palatina genannt, so steht auch dieser Mann groß da. Dieses Pompeius Nachfolger war Hyginus. Julius Vestinus erscheint in Hadrians Zeit als kaiserlicher Oberbibliothekar.[7])

Daß diese öffentlichen Anstalten durch Erwerb seltener Exemplare und durch Aufkauf kleinerer Sammlungen sich ihren Grundbestand verschafften, ist wohl eine selbstverständliche Voraussetzung, und für die alexandrinische wird es uns auch mehrfach erwähnt; und zwar kaufen da nicht die Bibliothekare, sondern die Könige. Aber es kamen auch Schenkungen hinzu, und das betraf vor allem die Novitäten. Denn die Autoren selbst schenkten ihr Werk bisweilen, wir dürfen vielleicht sagen, häufig an die öffentlichen Bibliotheken, resp. an die Kaiser selbst, und die Kaiser pflegten das Werk alsdann in ihrer Bibliothek, die, wie die Ulpia, zugleich kaiserlich und öffentlich war, niederlegen zu lassen. So ist es z. B. mit des Josephus Antiquitates Iudaïcae unter Vespasian und Titus geschehen.[8]) Für alle Werke, die den Kaisern persönlich dediziert worden sind, ist gewiß dasselbe vorauszusetzen. Bücherbestände, ihre Herkunft und Herstellung

Die Verwaltung sorgte aber augenscheinlich nicht nur für einen möglichst vollständigen Bestand an Werken, auch nicht nur für möglichst gute Exemplare, sondern es lag sogar oftmals ein und dasselbe Werk in

---

[1]) In Historische Untersuchungen, E. Förstemann gewidmet, Leipz. 1894, S. 7 ff.

[2]) Siehe Wilberg in Oesterr. Jahreshefte XI (1908) S. 118 f.

[3]) Vgl. Ihm a. a. O. S. 528 f.

[4]) R. Cagnat, Les bibliothèques municipales de l'empire Rom., Mém. de l'acad. inscr. bell. lettres Bd. 38, 1 (1906); Berl. phil. W.schr. 1907 S. 563.

[5]) CIL. VI 2132.

[6]) Diese Glossare haben aber dabei nur Codicesbibliotheken im Auge; s. unten.

[7]) Siehe Ihm S. 522 ff. u. 517 f.

[8]) Siehe Buchrolle S. 246 Anm. 5.

vielen Exemplaren vor.[1]) Für Alexandria wird uns überliefert, daß bald nach ihrer Gründung in der sogenannten „äußeren“ Bibliothek daselbst sich im ganzen 42800 Rollen, in der des *Βρουχεῖον* sich einesteils 400000 *βίβλοι συμμιγεῖς*, andernteils 90000 *βίβλοι ἀμιγεῖς καὶ ἁπλαῖ* befanden.[2]) Diese ungeheuerlich großen Summen sind nur unter obiger Annahme begreiflich; denn die griechische Litteratur hatte damals bei weitem nicht so viele Schriftwerke, daß sie solchen Zahlen entsprechen könnten, aufzuweisen.

Aus dem Mitgeteilten ergibt sich aber auch noch das Folgende. Die *βίβλοι συμμιγεῖς* waren solche Rollen, die mehrere unter sich nicht zusammenhängende Texte, die *ἁπλαῖ* waren solche, die nur einen einzigen, in sich zusammenhängenden Text enthielten. Wir wissen, daß die Rollen damals oftmals noch im altägyptischen Stil von exorbitanter Länge waren (s. oben S. 295 f.); sie konnten also noch mehrere Schriften aufnehmen; und in den umfangreicheren Schriftwerken fehlte noch jede Buchteilung.[3]) Ein handgreifliches Beispiel jener *συμμιγεῖς* liegt uns in dem großen Papyrus, den Grenfell: Revenue laws of Ptolemy Philadelphus, Oxford 1896 herausgab, wirklich vor; dies ist eine Aktensammlung des königlichen Fiskus in einer Rolle von 59 Fuß Länge, die von etwa zwölf verschiedenen Händen geschrieben ist. Aus der Litteratur aber bieten sich die zehn *τόμοι* des Antisthenes, deren jeder nach der Registrierung der antiken Litteraturwissenschaft etliche Schriften des Antisthenes enthielt, als frappierendstes Beispiel. Denn *τόμοι* sind Rollen. Richtig urteilt über diese Dinge L. Blau, der, Rivista israelit. S. 55, mit den alexandrinischen *βίβλοι συμμιγεῖς* solche hebräische Mischrollen wie den Jesaias (cap. 1—39 und 40—66) sowie den Maleachi als Appendix der Rolle des Zacharia vergleicht.

Wenn dagegen die pergamenische Bibliothek, wie die Mitteilung Plutarchs, Anton. 58 zeigt, im 1. Jahrhundert v. Chr. nur noch *βιβλία ἁπλᾶ*, Bücher mit einheitlichem Text, aufwies, so verrät sich darin die veränderte Zeitgewohnheit. Die pergamenische Bibliothek war über hundert Jahre jünger als die alexandrinische.

Jene gewaltigen Zahlen aber erklären sich, wie gesagt, nur, wenn die Bibliotheken, wie auch Gellius 7, 17 ausdrücklich meldet, die vorhandenen Werke überdies noch durch Abschrift vervielfältigen ließen. Damit hängt also gewiß auch die ausgedehnte Editorentätigkeit der alexandrinischen Bibliothekare, besonders des Aristophanes von Byzanz, zusammen; sie edierten die meisten älteren Texte neu und hielten gewisse Quanten der Neuabschriften auf Lager. Die Bibliothek war also zugleich Depot, Magazin, ein Bücherlager zum Zweck des Verkaufs und Austausches.

Es darf uns nicht wundern, daß wir von solchem Verkauf und Austausch in Wirklichkeit kaum etwas erfahren; schon allein aus der frühen

---

[1]) Genaueres Buchwesen S. 491.

[2]) Siehe Tzetzes Prolegom. zu Aristophanes, Rhein. Mus. VI S. 117 (Buchwesen S. 485).

[3]) Vgl. Buchwesen S. 487 f., Buchrolle S. 215 f.; oben S. 295. Ich folge in der Auffassung dieser Dinge nicht DZIATZKO bei Pauly-Wissowa, RE., „Bibliotheken“ S. 411 f. und Rhein. Mus. 46 S. 362 f.

Zerstörung der Brucheionbibliothek, die im Jahr 46 v. Chr. geschah, erklärt sich das hinlänglich. Als Kaiser Domitian für die römischen Bibliotheken Bücher brauchte, dachte er jedenfalls nicht daran, aus den Vorräten der alexandrinischen Bibliothek vorrätige Exemplare zu entnehmen, sondern ließ sie in Alexandria vielmehr neu anfertigen.[1]) Die betreffs des Brandes der Brucheionbibliothek geäußerten Zweifel[2]) teile ich nicht; vgl. A. Butler, The Arabik conquest of Egypt, 1902, der S. 407 ff. eine Geschichte der alexandrinischen Bibliotheken gibt. Berühmt war im Verlauf der Kaiserzeit die des Serapistempels (Butler S. 411 ff.), die im Jahre 391 zerstört wurde.[3])

Kataloge u. Anordnung der Bücher

Eine Inventarisierung der öffentlichen Bibliotheken durch Herstellung von Katalogen (*πίνακες*) war bei den geschilderten Verhältnissen selbstverständlich und unentbehrlich. Berühmt sind des Callimachus *Πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν* in 120 Büchern. Dies Werk war freilich, wie der Titel zeigt, der Alexandria nicht nennt, gar kein eigentlicher Bibliothekskatalog, sondern beanspruchte vielmehr eine Inventarisierung der gesamten Litteratur überhaupt zu sein, zu der freilich die alexandrinische Bibliothek als Hilfe diente. Callimachus gab darin auch Biographien der Autoren. Zur Identifizierung der Werke zitierte er auch ihre Anfangsworte, um sicher zu gehen (oben S. 299 f.); er gab ferner auch die Zahl der Stichen. Aber wieviel Doubletten etwa von diesem und jenem Werk in der Bibliothek vorhanden waren, gab er nicht an.[4])

Auch für Rom haben wir überall, wo im Zusammenhang dieser Dinge das Wort *ordinare* vorkommt, Bibliothekskataloge vorauszusetzen.

Das Bruchstück eines Bücherverzeichnisses aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr., das augenscheinlich eine kleine Privatbibliothek betrifft, hat sich wirklich in Memphis gefunden; s. Mitteis-Wilcken I 2 S. 182. Bemerkenswert ist, daß da noch „Simon der Sokratiker“ und „Kebes der Sokratiker“ erscheinen. Man kann nach der Art der Registrierung nur annehmen, daß jeder der beiden nur eine Rolle gefüllt hat.

Den Grabungen der letzten Zeiten ist es zu danken, daß wir die Beschaffenheit der Bibliotheken von Pergamon,[5]) Ephesos,[6]) Timgad[7]) sowie derjenigen im templum divi Augusti auf dem römischen Forum[8]) im wesentlichen erkennen können. Eben jetzt[9]) geht durch die Zeitungen die Nachricht, daß bei den Ausgrabungen in den Caracallathermen Roms gleichfalls eine Bibliothek, die dem Badepublikum diente, freigelegt worden ist; doch werden über die dort gemachteu Funde noch keine Mitteilungen gegeben.

---

[1]) Sueton Domit. 20.

[2]) F. J. Teggart, Centralbl. f. Bibliothekswesen XVI S. 470 f.

[3]) Ich füge die Notiz hinzu, die sich bei Johannes Chrysostomos (Migne, Patrol. Graeca 48 S. 850) findet: zu dieses Johannes Chrysostomos Zeit existierten noch die Schriften des Alten Testaments als Rollen nicht nur in der Synagoge Alexandrias, sondern auch im Serapistempel, und die letzteren hielt man für die ehrwürdigen Exemplare der Septuaginta, die angeblich noch aus des zweiten Ptolemaeus Zeit stammten.

[4]) Vgl. übrigens O. Schneider, Callimachea II S. 297 ff.; F. Susemihl, Gesch. der griech. Litteratur I S. 337 ff.

[5]) Siehe Conze, Sitz.ber. d. Berl. Akad. 1884 II S. 1259 ff.; Dziatzko, Sammlung bibliothekswissenschaftl. Arbeiten X S. 38 f.

[6]) Siehe Wilberg, Oesterreich. Jahreshefte XI S. 118 ff.

[7]) Siehe oben S. 337 Anm. 4.

[8]) Siehe Hülsen, Röm. Mitteil. XVII S. 80 f.; Neue Jahrbb. 1904 S. 40 f. Dazu Buchrolle S. 244 ff.; Archäol. Jahrb. XXIII S. 121.

[9]) September 1912.

Schränke und Börter

Zu den eigentlichen Büchersälen oder Bücherkammern kamen für die Benutzer regelmäßig ein Wandelgang (*porticus*) sowie auch ein eigentlicher Lesesaal, endlich Räume für die zahlreiche Dienerschaft[1]) hinzu. Die Ausstattung war prunkvoll und eines sakralen Baues würdig. Die Fassade des Baues in Ephesus ist im Aufriß rekonstruiert. Das Innere zeigte hier einen lichten Saal in der Höhe zweier Stockwerke, so daß die drei Fenster, die in der Höhe des zweiten Stockwerks standen, ihr Licht in die Tiefe des Saals warfen. Die Nachrichten, die uns die Litteratur über die Einrichtung der Bibliotheken gibt, lassen sich hiermit gut vereinigen. Auch die Kenntnis der Privatbibliothek in Herculaneum kommt hierbei zu Hilfe. Das Wichtigste für uns ist aber nicht der äußere Prunk, der Statuenschmuck, die Bemalung,[2]) sondern die Art der Unterbringung der Buchrollen selber. Sie geschah auf Wandbörtern (*plutei*), die in Fächer (*nidi*) zerfielen, und in Schränken (*armaria*), deren Inneres durch Börter in drei oder vier Teile zerlegt war. Diese Schränke standen mitten in der Bücherkammer; sie wurden aber auch in die Wand eingelassen.[3]) Das *armarium* heißt griechisch *πυργίσκος*.

Ein anderer Ausdruck für *nidi* ist *loculamenta*. Auch *foruli* bedeutet dasselbe. Gestelle heißen *pegmata*, der Aufbau dieser *pegmata* endlich nach wahrscheinlicher Lesung bei Cicero ad Att. IV 5 *structio*;[4]) Cicero ließ, wie er in diesem Brief mitteilt, gleichzeitig die Bücherkammer, den Aufbau der Büchergestelle und an den Büchern die Sittybi malen oder bunt färben, welche Sittybi das einzige sind, was von der Buchrolle, wenn sie im *nidus* liegt, in die Augen fällt. Zum *nidus* aber verlohnt es, Claudian carm. min. 19, 7 anzuführen, wo Claudian, durch eben diesen Sprachgebrauch angeregt, seine Gedichtexemplare mit Vögeln vergleicht, die sämtlich aus ihrem *nidus* ausgeflogen sind, so daß der Dichter für seinen Freund Gennadius keine Exemplare mehr übrig hat. Dies verrät, daß Claudian sich noch der Papyrusrolle bediente (s. unten), es verrät aber, wenn ich nicht irre, zugleich, daß der Dichter ähnlich wie Apollinaris Sidonius sein eigener Verleger war, d. h. den Vertrieb durch eigene librarii besorgen ließ.[5]) Hieronymus ahmt Epist. 47, 3 diese Claudianstelle nach; für ihn gilt da also auch dasselbe.

Gruppierung der Rollen

Die meisten litterarischen Werke zerfielen in mehrere Bücher oder Rollen, die Ilias in 24 u. s. f. In jedem *nidus* und in jedem Abteil der Schränke ließ sich die Einheit eines solchen Werkes demnach auf das beste sichern und verwirklichen, indem man die zusammengehörigen Rollen, die ein einheitliches Werk ausmachten, eben in solchem „Nest“ zusammenlegte. Der Kopf der Rollen, mit dem bunten Sittybos, lag dabei, wie wir es bei Cicero sahen, regelmäßig nach vorne, und so machten Titel und Numerierung für den Benutzer die Zusammengehörig-

---

[1]) Auch ein *medicus a bybliothecis* (ein Arzt für das Personal?) findet sich; Ihm S. 527.

[2]) Hierzu Rhein. Mus. 64 S. 469 f.

[3]) Buchrolle S. 245 f.; J. W. Clark, The care of books S. 15 ff. Eine andere Abbildung bei dem alten Chr. Gottl. Schwarz, De ornamentis librorum, Disputat. II.

[4]) Daß hier *bibliothecam mihi tui pinxerunt cum structione et sittybis* (*cum structione* statt *constructione*) zu lesen, habe ich Rhein. Mus. 64 S. 469 f. begründet.

[5]) Ueber Selbstverlag oben S. 320 f.

keit der betreffenden Bücher sofort kenntlich. Am besten wird uns dies durch das Relief von Neumagen veranschaulicht (Buchrolle Abb. 159 und S. 339), wennschon wir nicht sicher zu entscheiden vermögen, ob dies Bild, das die Rollen in den *loculamenta* geordnet und außerdem eine Rolle aufgeschlagen auf einem Pulte (*manuale*) zeigt, uns Einblick in ein Archiv oder in eine Bibliothek gewährt.

Dekaden, Pentaden.

Daß man sehr umfangreiche Werke gern in Dekaden oder Pentaden, d. h. in Gruppen zu je zehn oder fünf Rollen ordnete oder schichtete, erklärt sich nun auch aus dem Gesagten. Wie die zehn Rollen als Pyramide aufgebaut im Schrank lagen, zeigt uns ein Relief (Buchrolle S. 266 und Abb. 171). Jeder erinnert sich dabei an die Dekaden des Livius.[1]) Man wollte möglichst gleichmäßige Haufen von Rollen haben. Überdies wurde aber auch das Herausfinden eines Einzelbuchs durch dies System bedeutend erleichtert. Man denke sich nur den Fall, daß der Diener aus den 142 Rollen des Livius etwa die siebenundachtzigste rasch heraussuchen sollte: er wandte sich sofort zum neunten Haufen, der die neunte Dekade umfaßte, und hatte, was er wollte.

Schranksystem in Alexandria.

Von drolliger Anschaulichkeit ist einmal Vitruv, der sein Vorwort zum siebten Buch De architectura mit folgender Anekdote ausgeschmückt hat, § 5—7. Als der hochgelehrte Aristophanes von Byzanz noch nicht Bibliothekar war, las er in der alexandrinischen Bibliothek täglich „omnes libros ex ordine“ durch. Er folgte also, wie *ex ordine* zeigt, bei dieser Lektüre der Reihenfolge in der Aufstellung der Bücher, die gewiß mit der Anordnung des Katalogs übereinstimmte. Schon bei Xenophon erschien uns so (oben S. 336) eine Bibliothek nach den Materien geordnet.[2]) Die Freiheit in der Benutzung der Bibliotheken aber scheint im Altertum überhaupt sehr groß gewesen zu sein. Dann heißt es weiter, daß Aristophanes bei einer anderen Gelegenheit *fretus memoria e certis armariis infinita* (!) *volumina eduxit.* Also hatte jene berühmte Bibliothek vorwiegend Schranksystem. Daß die Schränke, *armaria*, ebenso wie die *nidi*, numeriert waren, ist an und für sich wahrscheinlich. Der kluge Mann aber wußte inzwischen auch ohne Katalog (*fretus memoria*) in „bestimmten“ Schränken zu finden, was er suchte, und er holte „unendliche“ Rollen aus ihnen hervor. Hier ist nur fraglich, was „unendlich“, *infinita*, bedeuten soll. Heißt es „zahllos“? Aber die Rollen konnten nicht zahllos sein, wenn sie nur in einer gewissen Anzahl von Schränken lagen. Oder heißt *infinita volumina* Rollen von endloser Länge? oder waren es „unfertige Schriften“? Als Aristophanes sich auf diese Weise ausgezeichnet hat, wird er dann selbst Bibliothekar: *supra bybliothecam constitutus.*

15. Neueditionen und Bücherverluste.

σύνταξις, *corpus*

Trotz aller bibliothekarischen Sorgfalt gab es jedoch schon früh Ausfälle und Verluste, zunächst von Werkteilen. Ein mehrbücheriges Werk heißt *πραγματεία*, es heißt vom Zusammenordnen der Rollen auch *σύνταξις*,

---

[1]) Genaueres Buchrolle S. 265 ff.

[2]) Zur Anordnung der alexandrinischen Bibliothek gibt HÄBERLIN, Centralblatt f. Bibliothekswesen 6 S. 494 ff. Vermutungen.

σύνταγμα, ein Ausdruck, der unverkennbar der Militärsprache entlehnt ist.[1]) Hesych erklärt *σύνταγμα* als *ἐκ λόγων τάγμα*, auch dies militärisch;[2]) und derselbe Tropus liegt auch im lateinischen *corpus librorum* vor, was das Gegenteil einer Körpereinheit ist und den Haufen von selbständigen Rollen, die nebeneinander gelegt ein Werk ausmachen, bedeutet; vgl. *corpus militum.*[3]) Es ereignete sich aber nur zu leicht, daß von einem solchen Corpus von 15 oder 20 oder 100 Rollen einzelne oder auch ganze Gruppen versprengt wurden und verloren gingen. Schon Diodor vermißte von Theopomp die Rollen VI, VII, XXIX, XXX (und wohl auch XII). Berühmter ist der Verlust so vieler Dekaden des Livius. Daß Cornificius der Verfasser der Rhetorik ad Herennium, bleibt eine Annahme höchster Wahrscheinlichkeit; Quintilian aber fand nur das vierte Buch dieses Werkes, das auch das wertvollste war, vor, was sich aus den hier besprochenen Umständen sehr natürlich erklärt; dies besonders umfangreiche vierte Buch wurde dann als ein Werk für sich betrachtet und wieder in drei bequeme Bücher zerlegt, was nach dem S. 294 Ausgeführten zu beurteilen ist. Ganz ebenso ging es mit Sevius Nicanor; auch von seinen *commentarii* war ein großer Teil untergegangen: *magna pars intercepta*;[4]) und von des Origenes Kommentar zu den Evangelien sagt Eusebius hist. eccl. 6, 24, 1: nur zweiundzwanzig *τόμοι εἰς ἡμᾶς περιῆλθον.*

Verlust einzelner Bücher

Neueditionen

Aber auch ganze Schriftwerke gerieten in Vergessenheit und verschwanden. War ein Werk ausverkauft und bestand weitere rege Nachfrage, so wurde es allerdings — damals wie heut — neu aufgelegt und blieb in Kurs. So gab es schon früh eine *ἔκδοσις δευτέρα* der Argolika des Deinias.[5]) So beschäftigte sich Fronto mit einer Neuausgabe Ciceros (S. 190 Nab.); so wurden zu Frontos Zeit sogar auch noch Varros gelehrte Schriften neu ediert (*in volgus exeunt*: Gell. 19, 14, 3); so wurde im 3. Jahrhundert der Text des Tacitus durch den gleichnamigen Kaiser erneut.[6]) Ebendahin gehören ja schließlich auch alle Neuausgaben Homers, dahin auch die sogenannten *Ἀττικιανὰ ἀντίγραφα* der griechischen Prosaiker, die textrezensierende Tätigkeit des Valerius Probus und die aller andern Philologen des Altertums.

Verlust ganzer Werke

Unterblieb jedoch solche Neuauflage, so war es unausbleiblich, daß die Werke rar und teuer wurden[7]) — daher die *παλαιὰ* und *πολλοῦ ἄξια βιβλία* bei Lucian 58, 1 (vgl. 60, 30) — und schließlich nicht mehr aufzutreiben waren. Manche Altlateiner waren schon im 3. Jahrhundert n. Chr. verschollen; der Beispiele dafür ließen sich viele bringen.[8])

Rettung der verschollenen

Es gab aber noch eine andere Art, die Schriftsteller zu retten: das Exzerpt und die Auslese, wofür ich im Abschnitt über Kritik und Hermeneutik (S. 34 f.; 172) Beispiele zusammengestellt habe. Hier sei zunächst an Theokrit und vor allem an das Epigramm des Artemidoros erinnert,

[1]) Siehe A. Schumrick, Observationes ad rem librariam pertinentes de *σύνταξις σύνταγμα πραγματεία ὑπόμνημα* vocabulis, Marburg 1909, S. 21 f.
[2]) Ebenda S. 44.
[3]) Buchwesen S. 36 f.; 503; Buchrolle S. 264; 267 f.
[4]) Sueton de gramm. 6.
[5]) Weiteres s. Buchwesen S. 35, 1; 105; 285; 356.
[6]) Buchrolle S. 24 Anm.
[7]) Vgl. Buchrolle S. 31 f.
[8]) Buchwesen S. 356 u. 82; oben S. 323.

das mit der Theokritüberlieferung verknüpft ist und der Interpretation Schwierigkeiten bereitet. Eingehender habe ich es schon Buchrolle S. 267 f. besprochen.

Vorauszuschicken ist die Frage, wie man sich die erste Edition der neun oder zehn echten Nummern der Bukolika des Theokrit zu denken hat. Bukolikasammlung

Bei Suidas steht das Buch *Βουκολικά* des Theokrit als ein selbständiges in sich abgeschlossenes Buch für sich. Hat nun der Dichter die Sammlung dieser ländlichen Szenen, die just eine Buchrolle füllte, nicht selbst hergestellt, sondern nur die einzelnen Idyllien, jedes unter besonderem Titel, ausgegeben und es anderen überlassen, etwa erst nach seinem Tode die Stücke in ein Buch zu sammeln? Das ist, wie ich meine, angesichts des Verfahrens anderer Dichter im höchten Grade unwahrscheinlich.[1]) Vor allem sind des Moschos und des Bion *Βουκολικά* zu vergleichen, die durchaus nur als in sich geschlossene Bücher auftreten. Auch sind die Titel, die die einzelnen Idyllien in den vorliegenden Handschriften Theokrits tragen, von zweifelhafter Echtheit (oben S. 13; 154), so daß sie ein Separaterscheinen der Idyllien keineswegs garantieren können; endlich sind diese ländlichen Gedichte selbst bei aller anmutigen Abwechslung, die sie bieten, doch unter sich so artgleich, daß wir nicht verkennen können: sie sind füreinander konzipiert und gedichtet und sollten grade durch ihr Nebeneinanderstehen wirken. Ja, daß das erste planvoll vorangestellt und für die weiteren präparativ sei, erkannten schon die antiken Erklärer. Das Buch *Βουκολικά* war also gewiß von vorneherein als Buch gedacht. Theokrit muß es als solches ediert haben, wie Callimachus seine Hymnen.

Um so sicherer ist, daß jenes Epigramm des Artemidor, nach dessen Aussage verstreute Hirtengedichte jetzt alle gesammelt sind:

Βουκολικαὶ Μοῖσαι σποράδες ποκά, νῦν δ' ἄρα πᾶσαι
ἐντὶ μιᾶς μάνδρας, ἐντὶ μιᾶς ἀγέλας,

nicht auf Theokrit selbst Bezug hat. Wäre hier speziell Theokrit gemeint, so würde er auch genannt sein. Es kann sich hier also nur um eine Zusammenstellung sämtlicher bukolischen Dichter handeln, verstreute Rollen, die in Gefahr waren, verloren zu gehen und jetzt in der *μάνδρα* des Rollenkastens (s. a. a. O.) sicher vereinigt sind.

Es liegt nahe, hiermit zu vergleichen, was Vitruv IV 1, 1 von sich aussagt: Vitruv hat die *volumina* anderer Autoren über Architektur als *particulas errabundas* (vgl. *σποράδες ποκά*) in seinem eigenen Werk wie in einem *corpus* (sic) gesammelt. Aber auch Vegetius äußert sich De re militari p. 13, 11 f. und 5, 3 (ed. Lang) genau ebenso über das Verhältnis seines kurzen Werks zu seinen ausführlicheren Quellen; und eine dritte Zusammenfassungen im Exzerpt

[1]) Wenn v. Wilamowitz sagt, „im Wesen des *εἰδύλλιον* liegt die Einzelpublikation“ (Hermes 13 S. 279), so teile ich diese Ansicht nicht. Mit demselben Recht könnte man sagen: zum Wesen des Epigramms gehört die Einzelpublikation. Richtig ist nur, daß jedes Epigramm oder Idyll gesondert betrachtet sein will und daß die Perzeption des einen die des anderen stört. Aber das betraf nur den Akt der Vorlesung, die aus den Büchern geschah. Man las und genoß gewiß immer jedes Gedichtchen einzeln. Gleichwohl haben die griechischen Epigrammatiker ihre Epigramme selbst in Bücher gesammelt; dasselbe tat auch Theokrit mit seinen Bukolika.

Analogie gibt Philostrat, Apollon. Tyan. 1, 3 mit den Worten: *ξυνήγαγον ταῦτα* (nämlich *τὰ βιβλία διαφόρων*) *διεσπασμένα.* Diese Worte sind eine genaue Umschreibung dessen, was Artemidor über seine Rettung der verstreuten Bukolika sagt: auch die letzteren waren *βιβλία διαφόρων.*[1])

In allen diesen Fällen zeigt sich gleicherweise das Streben antiker Bücherfreunde, dem Verschwinden und der Zerstreuung wertvoller Bücher dadurch vorzubeugen, daß diese Männer sämtliche Werke, die einer bestimmten Gattung, wie der Strategie, der Architektur, der Hirtenpoesie, angehören, sammelten und ihren Inhalt zusammenfaßten. Sie wollten damit das geistige Eigentum vergangener Zeiten retten. Nahm diese Zusammenfassung jedoch den Charakter des Auszugs an, so wurden die Originalwerke selbst, die sie auszogen, grade dadurch vielfach dem Untergang geweiht.

Verfall der öffentl. Bibliotheken

Aber nicht nur die Einzelwerke verschwanden; auch von den zahlreichen und zum Teil so großartigen antiken Büchereien selbst mit ihren vielhunderttausend Papyrusrollen hat sich keine einzige bis in unsere Zeit, ja, auch nur bis in die Zeit Karls des Großen erhalten. Sie sind alle entweder durch Brandkatastrophen oder schnöde Vernachlässigung zugrunde gegangen. Für das 4. Jahrhundert erhalten wir die erschreckende Äußerung des Ammianus Marcellinus 14, 6, 18, die gewiß stark übertreibt, aber dabei doch bestimmte Tatsachen voraussetzt, daß in gegenwärtiger Zeit alles sich nur für Musikaufführungen interessiere und die Bibliotheken wie die Gräber für immer geschlossen seien: *bibliothecis sepulchrorum ritu in perpetuum clausis.* Und dies bestätigt das Beamtenverzeichnis der „Notitia dignitatum“ vollauf; denn in dieser „Notitia“ fehlen die Bibliotheksprokuratoren ganz. Es gab keine mehr. Die Kaiser hatten sie kassiert, schon im 4. Jahrhundert. Es gab in den großen Bibliotheken, die bisher der Öffentlichkeit dienten, kein Personal mehr. Sie waren geschlossen und mochten verfallen.

Angesichts dieses Untergangs des Rollenbuchwesens ist es endlich an der Zeit, uns noch einmal zur Membrane zurückzuwenden. Denn durch sie, durch die Einführung der gehefteten Membrane ist uns ja die antike Litteratur in Wirklichkeit erhalten worden. Wir handeln schließlich noch vom Pergamentcodex, einer der bedeutsamsten Erfindungen des Altertums.

16. Das Aufkommen des gehefteten Pergamentbuchs.

Aufkommen des Pergamentcodex

Es herrscht noch immer die Neigung, die Zeit des Aufkommens des Pergamentcodex zu früh anzusetzen. Man muß die litterarischen Zeugnisse sorglich wägen und auch die Bildwerke zu Rate ziehen. Für das 1. Jahrhundert n. Chr., genauer für die Jahre 70—79, ist die Äußerung des Plinius nat. hist. 13, 70 entscheidend, der erzählt, Ptolemäus habe dereinst die Ausfuhr der Charta aus Ägypten verhindert, darum seien

[1]) Der uns erhaltene Theokritnachlaß ist sicher nicht mit der *ἄθροισις* Artemidors identisch; denn erstlich vereinigte Artemidor „sämtliche“ bukolischen Musen, also auch die vollständigen Rollen des Moschos und Bion, in seiner Capsa; zweitens sammelte er nur *βουκολικά*, und alles Nichtbukolische, das uns von Theokrit vorliegt, fehlte bei ihm.

damals die *membranae* erfunden worden, und fortfährt: *postea promiscue repatuit usus rei qua constat inmortalitas hominum.* Hier hat Schubart (S. 101) das *promiscue* gar nicht verstanden, wenn er es mit „wechselweise“ übersetzt. Das Wort heißt „allgemein“,[1]) und dieser Satz, der von der *charta* handelt, besagt: „hernach wurde der Gebrauch des Gegenstandes wieder allgemein freigegeben, eines Gegenstandes, auf dem die unvergängliche Erinnerung der Menschheit und ihrer Geschichte beruht“; dieser Gegenstand ist, wie gesagt, die *charta*; von ihr redet Plinius. Von ihr allein hing also noch in den genannten Jahren, laut Plinius, die *inmortalitas hominum* ab. Plinius-zeugnis

Die von Plinius erwähnten *membranae* aber sind natürlich keine Codices; sie sind als Pergamentrollen zu denken (vgl. oben S. 282 f.; 289).

Es folgen die *membranae* des Neratius. Wenn Schubart S. 106 urteilt, so, *membranae*, könne das betreffende Werk dieses Juristen in Wirklichkeit nicht geheißen haben, übrigens aber setze der Titel Codexform voraus, so ist das letztere gänzlich unerwiesen und beide Bemerkungen verfehlt; s. Centralblatt f. Bibliothekswesen 17 S. 562 und Buchrolle S. 20 Anm. 3. Neratius

Auf den Reliefs und sonstigen Schildereien der griechisch-römischen Kunst werden Bücher massenhaft abgebildet; diese Darstellungen, wie ich sie in der „Buchrolle in der Kunst“ gesammelt, sind die anschaulichsten Zeugen und ergänzen das, was wir sonst wissen, in vieler Beziehung erheblich; das Lesebuch aber erscheint auf ihnen vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. stets nur als Rolle. Neben der Rolle erscheint auf ihnen nur die Wachstafel, die überall als solche deutlich genug charakterisiert ist, aber natürlich mit litterarischer Lektüre nichts zu tun hat. Einen Pergamentcodex erkenne ich nur einmal auf der athenischen Grabstele des Timokrates aus dem 2.—3. Jahrhundert n. Chr.;[2]) doch sieht Brinkmann[3]) auch hierin eine Wachstafel. Bildwerke

Gleichwohl hat sich die Buchform, von der wir jetzt handeln, in gewissen Schichten der Bevölkerung schon etwa hundert Jahre vor dem genannten Termin des 4. Jahrhunderts n. Chr. allmählich durchgesetzt. Daß sie bis zu dieser Zeit auf Bildwerken noch gar nicht erscheint, wird den nicht befremden, der erwägt, daß skulpierte marmorne Sarkophage und verwandte Monumente nur die reichen Familien sich herstellen ließen, der Pergamentcodex dagegen von Haus aus das Lesebuch der ärmeren Bevölkerung war.

Er taucht zum allerererstenmal[4]) im Jahr 84/85 bei Martial 14, 184—192 auf, wo aber Martial den Ausdruck *codex* dafür noch nicht zu verwenden wagt; denn *codex* bedeutete Holz, und Holz kann nicht aus Leder sein. Zeugnis Martials

---

[1]) *promiscuus* heißt „gemeinschaftlich“, aber nie „wechselweise“. Daraus entwickelte sich aber die angegebene Bedeutung; vgl. *capere cibum promiscuum* „ganz gewöhnliche, allgemein übliche Nahrung“; so Plinius in den Briefen; *promiscua mercari* im selben Sinn Tacitus Germ. 5; vgl. auch Tac. Annal. 16, 16. Vor allem schreibt der ältere Plinius selbst 21, 7: *in promiscuo usu esse*; derselbe 5, 15 *victum promiscum*, u. ä. m. Kurz, *promiscuus* heißt im silbernen Latein soviel wie *communis*.

[2]) Siehe Comptes rendus du congrès intern. d'archéol., Athen 1905, S. 192 f.; Rhein. Mus. 66 S. 147.

[3]) Rhein. Mus. 66 S. 152, wie ich glaube, mit Unrecht.

[4]) Ueber den pergamentnen Homer in der Nuß oben S. 282.

Augenscheinlich war die Sache damals noch ganz neu; denn während Martial über die Beschaffenheit der gleichzeitig dort erwähnten Bücher auf Papyrus kein Wort verliert, hält er für nötig, die Pergamentbücher sorglich zu beschreiben. Er nennt sie *pugillares membranei.* Weil die Wachstafeln in der Faust ruhten, hießen sie *pugillares*; diese waren also jetzt in Membrane nachgeahmt, an die Stelle der Wachsfläche die Pergamentfläche getreten. Martial selbst sagt das deutlich, 14, 7:

Esse puta ceras, licet haec membrana vocetur.
Delebis quotiens scripta novare voles.

Ebendieselbe Buchform hat dann Martial, wie er uns I 2 mitteilt, hernach auch auf seine eigenen Epigramme übertragen.

17. Über Martial I 2.

Martial I 2 — Das Epigramm Martials I 2 bedarf der Interpretation. Zu seinem Verständnis und zur Klarlegung des Sachverhalts, der uns hier beschäftigt, sei es mir gestattet, etwas weiter auszuholen. Es handelt sich zugleich um das Verständnis der Praefatio des ersten Martialbuchs.[1]

Daß Martial seine Bücher gelegentlich, nachdem er sie ediert, noch umgestaltete, zeigt sein zehntes Buch, das er zweimal herausgab, und zwar, wie alle seine Sachen, auf *charta* (s. X 2, 11). Aus Buch X und XI stellte er ferner einen Auszug, und zwar mit ganz persönlicher Adresse für Kaiser Nerva, her.[2] Es war das eine Auslese der besseren oder dezenteren Stücke, die, in nur einem Exemplar hergestellt, augenscheinlich nicht in den Buchhandel kam und der also für die Textgeschichte des Martial schwerlich mit Recht Bedeutung beigemessen wird.

So redet nun auch das Gedicht I 2 von einer besonderen Ausgabe irgendwelcher Martialgedichte unbestimmter Anzahl und Abgrenzung, die beträchtlich später als das Buch I selbst hergestellt worden ist.

und Praefatio I — Eben hierauf hat auch die Vorrede zu Buch I Bezug. Martial hat seine Bücher nur selten mit Prosavorreden versehen. Weil er dies in seinem zweiten Buche tut, hält er es für nötig, sich dort wegen dieser Neuerung ausdrücklich zu rechtfertigen.[3] Schon deshalb ist die Praefatio zu Buch I sicher später abgefaßt als die zu Buch II. In der Tat gehört sie, wie ihr Inhalt zeigt, gar nicht zu dem Buch, das sie eröffnet. Ebenhierauf führt auch, daß die übrigen Praefationen, die bei Martial ein Einzelbuch eröffnen, einen bestimmten Adressaten anreden, was in der zu Buch I nicht der Fall ist.

Aber auch mit den Gedichten I 1 und I 2 steht es ebenso. Letzteres erwähnt das forum Nervae sive Minervae, ist also frühestens unter Nerva und sicher viel später als Buch I geschrieben; und I 1 setzt voraus, daß Martial schon ein berühmter Dichter; auch das paßte nicht in sein erstes Buch.

---

[1]) Unannehmbare Aufstellungen, die auf der Kombination mehrerer Fehlinterpretationen beruhen, hat O. Immisch, Hermes 46 S. 481 ff. gemacht. Ich hoffe, daß sie durch das Obige berichtigt sind. Vgl. auch den „Anhang I“.

[2]) Siehe Friedländer, Martial S. 63 u. 217.

[3]) Alles, was Immisch a. a. O. in bezug hierauf vermutet, beruht auf seltsamen Trugschlüssen. Darauf einzugehen ist an dieser Stelle unmöglich, doch findet man im „Anhang I“ das Genauere.

Nun redet nicht nur das Gedicht I 2 in v. 1 von mehreren *libelli*, die Martial dem Leser jetzt in knapper Fassung vorlegen will, sondern ebenso auch I 1 v. 3, und auch die Praefatio redet von *libelli mei* im Plural. Daraus ergibt sich, daß alle diese Stücke, I 1 und I 2 und das Prosavorwort, gleicherweise nicht das Buch I, sondern eine Kollektion von mehreren *libelli* oder eine solche aus mehreren *libelli* einzuleiten bestimmt waren. Und das „erste“ Buch des Martial hebt also in Wirklichkeit ohne alles Vorwort mit der Nummer I 3 *Argiletanas mavis habitare tabernas* eqs. an und liegt in den Nummern 3—118 vollständig vor.

Die besprochene Prosapraefatio aber geht in ihrem Schlusse selbst in Verse über; und zwar schließen die Gedichte I 1 und I 2 in der handschriftlichen Überlieferung[1]) unmittelbar an den Prosatext an, und erst darauf folgen die vier choliambischen Verse an den gestrengen Cato, die die Praefatio abschließen und die ich als 3a bezeichne. In allen Ausgaben wird das umgestellt; aber es fehlt zu solcher Umstellung an hinreichendem Anlaß. Es ist also überliefert:

Spero me secutum in libellis meis tale temperamentum, ut de illis queri non possit quisquis de se bene senserit, cum salva infimarum quoque personarum reverentia ludant; quae adeo antiquis auctoribus dĕfuit ut nominibus non tantum veris abusi sint, sed magnis. Mihi fama vilius constet et probetur in me novissimum ingenium. Absit a iocorum nostrorum simplicitate malignus interpres nec epigrammata mea † scribat.[2]) *Improbe facit qui in alieno libro ingeniosus est. Lascivam verborum veritatem, id est epigrammaton linguam excusarem si meum esset exemplum; sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic Gaetulicus, sic quicunque perlegitur. Si quis tamen tam ambitiose tristis est ut apud illum in nulla pagina latine loqui fas sit, potest epistola vel potius titulo contentus esse. Epigrammata illis scribuntur qui solent spectare Florales. Non intret Cato theatrum meum aut si intraverit spectet. Videor mihi meo iure facturus si epistolam versibus clusero:*

I 1, 1 *Hic est quem legis ille, quem requiris,*
Toto notus in orbe Martialis
Argutis epigrammaton libellis:
Cui, lector studiose, quod dedisti
Viventi decus atque sentienti,
Rari post cineres habent poetae.

I 2, 1 *Qui tecum cupis esse meos ubicunque libellos*
Et comites longae quaeris habere viae,
Hos eme, quos artat brevibus membrana tabellis.
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis et erres
Urbe vagus tota, me duce certus eris:
Libertum docti Lucensis quaere Secundum
Limina post Pacis Palladiumque forum.

---

[1]) In der zweiten Handschriftenklasse (B^A bei Lindsay) fehlen die Gedichte I u. II, die dritte Klasse (C^A) bietet sie so, wie ich es oben angegeben. Durch den Ausfall der Stücke in B^A wird die Reihenfolge des Textes in C^A durchaus nicht verdächtigt. Die erste Klasse der Handschriften gibt überhaupt nur Martialexzerpte und kommt hier also nicht in Betracht.

[2]) *scribat* ist sinnlos und Friedländers Erklärungsversuch vergeblich. Der *interpres* kann nur der sein, der, ein *malignus*, für die Pseudonyme Martials die wirklichen Namen einsetzt, resp. über die Epigramme setzt. Also ist m. E. *inscribat* zu lesen.

I 3a, 1 *Nosses iocosae dulce cum sacrum Florae*
Festosque lusus et licentiam vulgi,
Cur in theatrum, Cato severe, venisti?
An ideo tantum veneras, ut exires?

Der Prosatext schließt also mit demselben Gedanken ab, den auch das Gedicht 3a ausführt. Dies ist der Grund, weshalb die Ausgaben die Verse 3a im Widerspruch mit der Überlieferung unmittelbar auf jenen folgen lassen. Das ist aber verfehlt und die Umstellung eine Entstellung. Denn Martial versteift sich durchaus nicht darauf, zweimal genau dasselbe dicht hintereinander zu sagen, sondern schiebt, wo das vorkommt, grade gern ein paar andere Stücke dazwischen. Hätte die Umstellung recht, so hätte er ferner auch nicht gesagt: *videor mihi meo iure facturus si epistolam versibus clusero*, sondern: *si id quod dixi etiam versibus proposuero.* Martial ist der Prosa überdrüssig und will als Dichter „suo iure" das Vorwort nur mit irgendwelchen netten Versen abschließen, und diese Verse nennen nun, wie sich gebührt, zuerst den Verfasser (I 1), dann den Ort, wo die Buchkollektion zu kaufen (I 2), und repetieren dann den Gedanken vom gestrengen Cato, der die sündigen Späße der Florales sich anhört.

Daß die Verse zuerst den Verfasser nennen: *Hic est quem legis* eqs., womit durchaus nicht etwa auf ein Porträt Martials hingewiesen werden soll,[1]) entspricht genau dem Verfahren des Apulejus, Metam. I 1, der, nachdem er vorausgeschickt hat, daß er milesische Schlüpfrigkeiten vortragen will, sogleich fortfährt: *quis ille? paucis accipe*, um dann seine eigenen Personalien zu geben. Auch Apulejus denkt nicht entfernt daran, daß sein Werk mit seinem Porträtbild eröffnet werde. Beide Werkeröffnungen sind sich genau analog.

Sammlung lasziver Gedichte

Betreffs der hier angekündigten Kollektion von Epigrammen ist nun aber erstlich klar, daß sie nur lauter Lüsternes enthalten haben kann. Sie war also mit den Martialsammlungen, wie sie uns in Buch I—XII vorliegen, keinesfalls identisch. Denn das Prosavorwort beschäftigt sich, genau betrachtet, ausschließlich mit diesem Umstand. Es hebt mit der Zusicherung an, daß der Dichter in seinen Versen vorsichtig ist und keine Personen mit wahren Namen nennt; und er dringt darauf, daß nicht etwa ein andrer diese wahren Namen einsetze. Worin aber besteht die Bedenklichkeit der Epigramme, die solche Vorsicht nötig macht? Das Vorwort gibt nur die eine Antwort: in ihrer Laszivität. Diese Laszivität aber, beteuert Martial, sei sein Recht als Nachfolgers des Catull; und darauf folgt die summarische Mitteilung: die Epigramme, die er jetzt zusammenstellen

[1]) Dies die durch nichts empfohlene Annahme von Immisch S. 484. Ganz unmöglich ist, daß das *titulo* in der Praefatio (*potest epistula vel potius titulo contentus esse*) auf ein Porträt hinweisen soll. *titulus* heißt nie Titelblatt, sondern nur „Ueberschrift", resp. *titulus* ist der Zettel (Sittybus), auf dem der Titel als Lemma stand. Noch weniger kann *titulus* ein mit einem Porträt ausgestattetes erstes Buchblatt bedeuten. Durchaus zweifelhaft ist mir auch die These desselben Gelehrten (S. 489, 1), das Wort *pagina* könne bei Martial „natürlich" auch die Seite im Codexbuch bedeuten. Martial spricht nur von *tabellae* der pugillares membranei, und zwar dreimal, I 2, 3; XIV 186, 2; 192, 1; außerdem von *pelles* XIV 190, 1; 184, 2. Wir müssen die Zeiten sondern und dürfen einen Sprachgebrauch des 4. oder 5. Jahrhunderts nicht gleich auf das 1. Jahrhundert übertragen, wo bei der Neuheit der Sache eine Terminologie sich erst bilden mußte.

will, gleichen den Späßen an den ludi Florales, d. h. sie sind hoch obszön und sie sind nur obszön: *epigrammata illis scribuntur qui solent spectare Florales*; d. h. „die Epigramme werden von mir jetzt nur für die zusammengeschrieben, die auf Unanständigkeiten Jagd machen“. Auch die Verse 3a kommen deshalb ausdrücklich nochmals auf diese ludi Florales zurück. Die Obszönität ist das Charakteristicum der hier angekündigten Gedichtsammlung gewesen.

Die Worte der Praefatio: *cum salva infimarum quoque personarum reverentia ludant* (sc. libelli mei) führen sogar zu der Annahme, daß in ihr kein einziger wahrer Eigenname vorkam; selbst die untergeordnetsten Personen waren in ihr mit Pseudonym benannt. Auch diese Durchführung der Pseudonymität stimmt mit keinem der erhaltenen Martialbücher überein.

Dazu kommt nun noch folgende Wahrnehmung, und sie ist das Wichtigste und Entscheidendste. Die Kollektion, von der hier die Rede ist, war gar keine Zusammenstellung vollständiger Bücher, wie man gewöhnlich annimmt, sondern nur eine Auslese. Alles Freche war darin aus sämtlichen Martialbüchern ausgelesen. Das beweist das Verbum *artare* I 2 v. 3, das ganz speziell „verkürzen, ausziehen“ bedeutet. In diesem Sinn gebraucht es Martial auch 12, 5, 2; im selben Sinn schreibt Plinius epist. 1, 20, 8 *coartare in librum.* Vor allem aber ist das Martialgedicht 14, 190 zu vergleichen, das klärlich zu dem Gedicht I 2 als Vorbild gedient hat. 14, 190 lautet: und zwar als Auslese aus den vorliegenden Büchern

Pellibus exiguis artatur Livius ingens,
Quem mea non totum bibliotheca capit.

Wie man sieht, kehrt hier nicht nur das *artare* wieder, sondern das *pellibus exiguis* entspricht auch sachlich genau den *brevibus tabellis*, von denen wir I 2, 3 lesen. Das *artatur Livius* bedeutet „Livius wird exzerpiert“; und daß Martial in dem Epigramm 14, 190 nur an eine Liviusepitome denkt, bezweifelt niemand.[1]) Also steht es mit der I 2 geschilderten Martialkollektion ebenso. Denn es ist nicht gestattet, die eine Stelle anders als die andere zu interpretieren.

In I 2 spricht das Buch selbst; denn das *me* in *me manus una capit*, v. 4, kann nur auf den Membrancodex selbst gehen, den Martial hier einführt; und *meos libellos* im v. 1 heißt: „die Bücher, die ich enthalte“. Der Codex selbst sagt also im v. 3: „kaufe diese Büchlein, die das Pergament auf kleinen Blättern im Exzerpt enthält“: quos artat membrana brevibus tabellis. Zu *magnis* aber im v. 4 kann nicht etwa *tabellis* ergänzt werden, denn das Wort steht unverkennbar zum folgenden *me* in Gegensatz; wir müssen also zu *magnis* vielmehr *operibus* ergänzen. „Rollenkästen (*scrinia*) überlaß den umfangreichen Werken“ sagt Martial im v. 4. Er betont also auch hier wie im Epigramm 14, 190 ganz ausdrücklich die Kleinheit des verwendeten Pergamentcodex, der demnach auch nicht viel Text umfassen konnte. Daher ist dieser Codex endlich speziell für Reisezwecke geeignet; denn er ist klein und zugleich dauerhaft und kann einen Stoß vertragen. Dies besagt v. 2. Auch heutzutage ist die an den Bahnhöfen ausgebotene Reiselektüre nicht die zahmste. Für den Reisenden sind von Martial alle Frivolitäten in diesen Codex zusammengetragen worden. im kleinen Codex

[1]) Vgl. Wölfflin, Archiv f. Lexik. 14 S. 222; Buchrolle S. 32.

Das *me manus una capit* im v. 4 ist aber ferner in Hinblick auf die vielen Papyrusrollen gesagt, in denen sich des Martial Gedichte sonst zu befinden pflegen. Diese vielen Rollen, ob fünf, ob zehn, kann eine Hand nicht zugleich umfassen; den Codex hält eine Hand. Aus wie vielen Martialbüchern enthielt er nun Exzerpte? Aus allen denen, die bis zur Zeit Nervas, bis zur Zeit der Vollendung des *forum Minervae* (I 2, 8), also bis zum Jahre 98 erschienen waren.

Eine Sieben-bücher-ausgabe unerwiesen

Durch das Obige ist nun, wie ich denke, die auch sonst gänzlich haltlose Hypothese abgetan, daß das Gedicht I 2 auf eine vollständige Sammlung von sieben Martialbüchern, Buch I—VII, Bezug habe.

Seine Bücher hat Martial nicht als einzelne *opera*, sondern als zusammenhängende Serie, als ein einheitliches Opus, das in Bücher zerfällt, aufgefaßt; allmählich kommt dies Opus durch jährliche Weiterdichtung zustande. Daher blickt er VII 11 auf alle bisherigen Rollen, ohne zu sagen, wieviel es sind, zurück, als wären sie eine Einheit, und dem Julius Martialis schenkt er VII 17 seine bisherigen „sieben" Bücher, die, wie er sagt, zusammen in einem *nidus* untergebracht werden sollen (v. 5), also sicher Rollen sind. Er schenkt diesem Mann nur deshalb nicht acht Rollen, weil er bisher nur sieben fertig hat. Daraus folgt doch nicht, daß es eine Separatausgabe von sieben Büchern müsse gegeben haben. Weiter steht VIII 3: „Fünf Bücher genügten, o Muse. Mein sechstes und siebtes Buch waren schon zu viel. Warum diktierst du mir ein achtes?" Auch diese Worte besagen durchaus nicht, daß Buch I—VII etwa eine Sammlung für sich bildeten. Viel eher müßte man aus ihnen schließen, daß Buch I—V zunächst als abgeschlossene Sammlung für sich standen, daß Martial dann noch überflüssigerweise Buch VI und VII hinzudichtete und nun noch weiter fortfährt. Aber auch das wäre eine absolut müßige Annahme. Die Zahl *quinque* war ja überhaupt eine Pauschzahl,[1]) insbesondere aber im Buchwesen war sie typisch, weil man die Bücherrollen gern nach Pentaden disponierte (oben S. 341).

Endlich braucht Martial in der Praefatio zum Buch VIII von allen seinen bisher erschienenen Büchern den Ausdruck *opus nostrum* (*operis nostri octavus inscribitur*). Er schrieb also an dem mehrbücherigen „Opus" seiner Epigramme in der Weise, daß er jedes Buch desselben, sobald es fertig, gleich publizierte, wie auch z. B. Columella De re rustica jedes Buch, sobald er es fertig hatte, herausgab, unbekümmert darum, daß das Ganze doch ein einheitliches Opus war.

Dann aber hat Martial, wie wir aus I 2 entnehmen — und hiermit kommen wir zum Abschluß dieser Ausführungen —, nach dem Jahr 98 eine Auslese von Epigrammen in Codexform zusammengestellt, in der die frecheren Stücke aus allen bisher vollendeten Büchern enthalten waren; und dieser Auszug sollte, wie der pergamentene Cicero, den er 14, 188 beschreibt, speziell zur Reiselektüre dienen.

Neuheit des Codex

Solche Codices waren damals etwas Neues; Plinius in der Naturgeschichte, in den Jahren 70—79, weiß noch nichts von ihnen. Und sie

[1]) Siehe H. Hollstein, De Properti monobiblo, 1912, S. 73 f. Vgl. dazu auch Herondas 1, 10; Juvenal 1, 105 und Friedländer zu Juvenal 11, 206.

waren nun auch gleich käuflich; sie lagen gleich auch im Buchladen aus. Aber nicht jeder Buchhändler führte die neue Ware. Martial gibt I 2, 7 die Adresse des Händlers Secundus genau an, bei dem allein sie zu haben sind.

So viel über das Problem des Martialcodex, bei dem ich so ausführlich verweilt, weil es galt, falsche Vorstellungen abzuwehren, die sich an das Martialgedicht I 2 geknüpft haben und die zu unmöglichen Konsequenzen führten. Eine Frage aber bleibt noch übrig. Wie sind die Gedichte I 1, I 2 und I 3a nebst der Praefatio I, deren Teil sie waren, an den Anfang des ersten Martialbuchs, mit dem sie doch nichts zu schaffen hatten, gekommen? Wir antworten: als im 5. Jahrhundert die Codexform über das Rollenbuchwesen endgültig siegte und man es unternahm, alle Bücher des Martial vollständig in die Buchform des Codex zu übertragen, da griff man zu dem kleinen Martialcodex selbst, der uns im Gedicht I 2 erwähnt wird, behielt dessen einführende Stücke (I 1, I 2 und I 3a mit Praefatio) bei, ließ dann aber nicht die kargen Exzerpte, die er enthielt, sondern vielmehr den vollen Inhalt der Martialrollen I—XII, sowie XIII und XIV folgen, die es zu konservieren galt und neben denen jene Exzerpte, weil überflüssig, für immer verschwunden sind. Die weitere Folge aber war, daß die Stücke Praefatio I, carm. I 1, I 2 und I 3a mit dem Buch I, vor dem sie standen, für immer zu einer Einheit verwachsen sind.

Codifizierung Martials im 5. Jahrhundert

18. Der Codex das Buch der Ärmeren.

Martial disponiert die Saturnaliengeschenke seines 14. Buches, wie ich „Buchwesen“ S. 71 ff. dargelegt, in wechselnder Folge nach reich und arm. Diese Reihenfolge ist in den Handschriften Martials fast überall treu gewahrt; sie lehrt aber, daß die dortselbst 14, 184—192 erwähnten Pergamentbücher die Geschenke des Ärmeren, die Chartabücher die des Reicheren sind.

Martial 14, 184—192

Ich habe dies a. a. O. als überlieferte Tatsache aufgedeckt und zu erklären versucht und späterhin meine Argumente, die zur Erklärung des Überlieferten dienen, wie ich glaube, nicht unerheblich verstärkt. Trotzdem verstummen dagegen die Zweifel nicht, und es gibt immer noch solche, die nicht glauben wollen, daß ein Ovid-Metamorphosencodex, der obendrein mutmaßlich nur ein Compendium gab,[2] damals billiger gewesen sein soll als ein Sallust in Papyrusrollen. Daher stellte Friedländer die betreffenden Epigramme fröhlich um, verfälschte also das einzige Zeugnis, das wir zunächst in dieser Frage besitzen, und man stellt nun die Ansicht, die ich vertrete, zu Friedländer in Gegensatz, als ob Friedländer und ich zwei gleichartige Autoritäten wären, zwischen denen man wählen könne.[1] Das ist aber eine Verdrehung der Sachlage. Ich für meine Person lehre hier nichts, sondern die Martialhandschriften lehren. Friedländer steht also gegen die Martialhandschriften.

Dafür, daß das Pergament in der Kaiserzeit etwa teurer als die Charta war oder überhaupt als etwas Wertvolles galt, ist aus den alten Autoren

Wertverhältnis des Codex und der Chartarolle

---

[1]) Gardthausen S. 98. [2]) Vgl. „Anhang II“.

noch keine einzige Belegstelle beigebracht worden. Ein bloßes Gutdünken soll also genügen, um die gute Überlieferung umzuwerfen.

Was ich zur weiteren Rechtfertigung dieser Überlieferung „Buchrolle“ S. 26 f. und 31 ff. eingehender ausgeführt habe, brauche ich hier nicht in extenso zu wiederholen. Niemand hat es widerlegt. Daß die Charta etwas Kostbares, ergab sich uns schon oben S. 278 ff.; 323 ff. Daher betont Martial auch 14, 10, daß ein leerer χάρτης kein geringes Geschenk sei: *munera non pusilla.* Vor allem war für die Chartabereitung selbst und insbesondere für das Loslösen der *inae* aus den Stengeln des Schilfes ein zahlreiches Arbeiterpersonal nötig, und ein solches, das die feinste, subtilste Arbeit ohne Ermüdung zu leisten imstande war (oben S. 266 ff.). Das setzt ein gewaltiges Betriebskapital voraus. Die Herstellung des Pergaments erforderte keinesfalls denselben Aufwand. Dazu kommt aber noch, daß die Chartafabriken sich ja nicht in aller Welt, sondern ausschließlich nur im Nildelta befanden. Das kleine Nildelta hatte also nicht nur Ägypten, sondern Kleinasien, Syrien und halb Europa, Griechenland, Rom und ganz Italien, bald auch Gallien, Nordafrika, Spanien allein mit dem alltäglich gebrauchten Schreibmaterial zu versorgen. Man denke, daß ein paar Städte an den Rheinmündungen, Gent, Antwerpen, Brügge, heute allein für ganz Deutschland, England, Frankreich, Italien, Rußland das nötige Papier liefern und herstellen sollten aus einem Material, das nur an den Rheinmündungen wüchse. Ich wollte sehen, ob da solches Papier nicht sehr kostbar würde und ob nicht viele vorziehen würden, wieder zum ungefügen Tierfell zu greifen, mit dem sich das Mittelalter begnügen mußte.[1]) In Wirklichkeit steht heute die Sache so, wie ich einer Notiz in der Leipziger illustrierten Zeitung (1885, 7. März, Nr. 2175 S. 241) entnehme, daß um das Jahr 1885 auf der Erde 3985 Papierfabriken arbeiteten (dagegen im Nildelta zur Zeit des Plinius vielleicht nur etwa ein Dutzend); jährlich werden, nach derselben Notiz, in modernen Zeiten 952 Millionen Kilogramm Papier erzeugt, für jeden Tag also 822000 Kilogramm. Was sind dagegen die Papyrusfunde aus dem Faijûm, aus den Kehrichthaufen und Mumienkartonagen von Oxyrhynchos, Tebtunis, Hibêh u. s. f., deren Masse, seien es selbst eine halbe Million,[2]) sich auf viele Jahrhunderte verteilt? Ein Sandkorn gegen eine Wüste.

Daß auch das Tierfell im Handel seinen Wert hat, entgeht mir durchaus nicht; denn man braucht kein Schuster von Beruf zu sein, um das Leder zu respektieren. Der große merkantile Vorteil der Membrane bestand aber, von allem bisher Erwogenen abgesehen, auch noch darin, daß man sie so gut wie nie zu erneuern brauchte; sie zerriß nicht. Eine häufig gelesene Papyrusrolle war dagegen unglaublich rasch zerlesen; sie zerfiel nur zu schnell. Daher waren τὰ παλαιὰ βιβλία, τὰ ἀρχαῖα so überaus wertvoll; es war schon ein Wunder, wenn sie eine Generation überdauert hatten.

Wertverhältnis bei Martial

Auch bei den Wertbestimmungen, die Martial in seinem 14. Buche gibt, wirkt die Rücksicht auf die Generationen, denen der Autor angehört, entscheidend mit. Das zeigen die beiden Epigramme 14, 193 und 194, wo

[1]) Nach Buchrolle S. 27.

[2]) Gegen 10000 Papyri sind bis jetzt publiziert; s. Mitteis-Wilcken I 1 S. XXIII.

Tibull wertvoller als Lucan erscheint. Beide Dichter stehen da in Papyrusrollen. Tibull ist wertvoller nur, weil er älter ist.

Übrigens sind dort, 14, 183 ff. die Geschenke des Reicheren die folgenden: Homers Batrachomachie, Vergils Culex, *Μενάνδρου Θαΐς*, die Monobiblos des Properz; sie stehen alle auf Charta, und das waren gewiß nicht etwa erst neu hergestellte Exemplare. Vielmehr spricht alles dafür, daß dies im Buchhandel selten gewordene Sachen waren, worüber das Nähere „Buchrolle" S. 31 f. Folgendes sind dagegen die Geschenke des Ärmeren, und sie stehen alle in Pergamentcodices: Homer, Vergils Aeneis, eine Cicerorede, eine Liviusepitome, Ovids Metamorphosen. Diese Pergamentcodices aber waren damals zweifellos etwas Neues (s. oben S. 345).

Codex im Dienst der Knabenschule erfunden

Was ist nun der erste Anlaß zur Herstellung dieser Codices gewesen? Martial verrät uns auch das.[1]) Alle soeben aufgezählten Autoren, die im Codex standen, waren, wie jeder sieht, Schulautoren. Es sind nur solche, die auf den Knaben- und Rhetorenschulen gelesen wurden. Bücher für Knaben und Studenten müssen aber durabel sein; denn man weiß, wie in Schülerhänden solch ein Exemplar schon nach einem Halbjahr zugerichtet ist. Der Schulzweck ist es also gewesen, der zur Erfindung des dauerhaften, gehefteten Pergamentcodex geführt hat. Keine Eleganz haftete ihm an, sondern die banausische Nützlichkeit.

für Reisende

Aber ein zweiter praktischer Zweck stand von vorneherein daneben: Das Codexbuch sollte auch den Reisenden dienen. Es gibt Reliefs, die uns zeigen, wie der Reisende, um sich auf der langen Fahrt nicht zu langweilen, im engen Wagen in einer Rolle liest (Buchrolle S. 32 u. 132). Die Rolle wurde dabei aber nur zu leicht ramponiert; denn ein antiker Wagen hatte keine Federn; der Wagen stieß; bei der stoßenden Bewegung und Erschütterung schabte sich die Rolle zu oft am Kleide, was man sonst streng vermied (oben S. 304; Martial 14, 84). Daher soll nach Martials Vorschrift die Cicerorede (14, 188), daher soll auch die pikante Martialauslese selbst (I 2; s. oben S. 349) nicht als Rolle, sondern im festen Codexbuch zur Reiselektüre dienen.

Daß endlich der Homer, der Vergil und Ovids Metamorphosen vollständige Exemplare waren, brauchen wir durchaus nicht anzunehmen. Das Gegenteil wird durch die Beobachtung erzwungen, daß alle diese *pugillares* nur klein waren (s. S. 359). Da der 14, 190 erwähnte Codex den Livius jedenfalls nur im knappen Exzerpt enthielt, so kann das von den übrigen, die ich nannte, ganz ebenso gelten. Die Ilias latina und tabulae Iliacae zeigen uns ja, wie man tatsächlich zu Schulzwecken den Homertext gewaltig verkürzte (oben S. 212). Vor allem verrät 14, 186 der Wortlaut deutlich, daß Martial von der Aeneis nur ein enges Compendium vor sich hatte; Genaueres hierüber im „Anhang II". Man memorierte den Inhalt dieser Werke mit Hilfe von Compendien. Das Staunen, das Martial in diesen Epigrammen darüber ausspricht, daß ein so umfangreicher

[1]) Von den *pugillares membranei* bei Martial 14, 7 (oben S. 346) sehe ich hier natürlich ab, da es sich dort um unbeschriebenes Pergament handelt, eine Nachahmung der *cerae* in Membrane, die nicht etwa Briefzwecken (s. oben S. 286 f.), sondern dem Brouillon dienen sollte.

Autor von der „kleinen“ Membrane zusammengefaßt wird, betrifft demnach nicht eine größere Aufnahmefähigkeit dieser Buchform, sondern die Abkürzung des Textes im Dienst der Schule.

Sein Fehlen auf den Monumenten

Pauperis sortes: die geheftete Membrane war das Buch der ärmeren Klassen, das bestätigt uns nun auch noch die weitere Folgezeit, und zunächst die Bildwerke. Wir sahen schon S. 345, daß auf den Marmormonumenten, die uns nur reichere Leute im Abbild zeigen, dieser Codex die Papyrusrolle nirgends aus der Hand des Porträtierten verdrängt. Er fehlt da überall; die Monumente aber archaisieren nur ganz selten und ausnahmsweise; sie zeigen uns das Leben, wie es tatsächlich war. Aber auch Lucian ergibt einen zwingenden Schluß ex silentio. Er schildert in der Schrift Adv. indoctum die Bibliothek des reichen Bibliomanen und gibt dabei die geringfügigsten Details. Aber da erscheint in der Bibliothek ausschließlich nur die Papyrusrolle, die zu konservieren die ängstliche Sorge des Besitzers ist. Wäre der Codex damals wirklich, wie man sich einbildet, Sache des Luxus gewesen, hätte er der Charta wirklich an Wert vorangestanden, so hätte dieser Bücherrenommist doch auch solche kostbaren Codices in seiner Bibliothek haben müssen. Denn der Codex war damals, im 2. Jahrhundert, schon durchaus in Aufnahme. Es nützt nichts, diese Tatsache totzuschweigen. Wäre der Codex Sache des Reichen gewesen, so müßten wir ihn hier bei Lucian antreffen. Also hat das Gegenteil zu gelten.

und bei Lucian

Buchrolle und Codex bei den Christen

Suchen wir weiter und gehen von Ulpians Zeit aus, so findet sich der „Codex“ im 3. Jahrhundert, nicht bei dem Dichter Commodian, von dem wir jetzt wissen, daß er erst in das 5. Jahrhundert gehört,[1]) aber doch in der Hand des jüngeren Maximin, der damals den Homer auf Pergament las.[2]) Besonders deutlich aber redet sodann die christliche Kirche. Allerdings läßt sich nicht bestreiten, daß sich auch die christliche Gesellschaft noch lange Zeit, wie die heidnische Welt, und zwar nicht nur zu administrativen und sonstigen amtlichen Zwecken, der Charta und des Rollensystems bedient hat. Dafür sind die Belege leicht zu finden;[3]) im 2. Jahrhundert ist es Irenaeus, der Bischof von Lyon, der auch für den heiligen Text den Gebrauch der Charta voraussetzt, adv. haereses III 4: *multae gentes barbarorum eorum qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per spiritum in cordibus suis salutem.* Im 4. Jahrhundert aber ist, zwar nicht bei den Hochvornehmen unter den Christen, aber in den unteren Schichten der Gemeinden der *codex* weit verbreitet, ja, vollständig zur Herrschaft gelangt. Während so vornehme Christen, wie Ausonius und Apollinaris Sidonius, ihre verschiedenen Werke noch ausschließlich in Papyrusrollen niederschrieben (dies steht heute fest), so erzählt Hieronymus adv. Rufinum 1, 9 dagegen, wie Pamphilus von Cäsarea Bibeln in Codexform auf Vorrat anfertigen läßt, um sie an die Bedürftigen in der Gemeinde als Geschenk gelangen zu lassen: *scripturas sanctas . . . tribuebat promptissime nec solum viris sed et feminis; unde et multos codices prae-*

Der Codex im Dienst der Armen

[1]) Siehe H. Brewer, Kommodian von Gaza, Paderborn 1906.

[2]) Siehe unten S. 356.

[3]) Buchrolle S. 76 ff.; 241; 316 ff.; Buchwesen S. 102 f.

parabat ut, cum necessitas poposcisset, volentibus largiretur. Wer will glauben, daß zu solcher Gratisverteilung an arme Leute von Pamphilus grade der teurere Beschreibstoff sollte verwendet worden sein? Codices ohne Zusatz sind in dieser Spätzeit immer Pargamentcodices. Also war das Pergament damals tatsächlich billiger zu haben. Bei Augustinus Confess. 8, 6, 15 sehen wir, wie ein „Codex“ mit dem Leben des hl. Antonius sich in einer ärmlichen Einsiedelei befindet. Aber auch Optatus bezeugt VII 1 dasselbe: *manus omnium codicibus plenae sunt*; denn das besagt: jeder, auch der ärmste Christ, hat einen heiligen Text in Codexform in Händen; und dazu stimmt weiter, daß Pseudo-Cyprian adv. Jud. 10 behauptet: „auch Kinder und Bauern sind bibelkundig“. Das war es, wohin die Kirche strebte: jeder Christ soll im *codex* lesen (Hieron. epist. 22, 17), und zwar täglich.[1]) Das Buchwesen des Christentums verwuchs auf diesem Wege mit dem Codex, und so kommt es, daß der Sieg des einen zugleich auch der Sieg des anderen gewesen ist.

Tägliches Bibellesen

Man kann vielleicht sagen, daß der Christ die heidnische Litteratur damals gradezu am Gebrauch der Papyrusrolle erkannte. Stellen wie bei Sedulius Carm. pasch. I 22:

Plurima Niliacis tradant mendacia biblis

erwecken diese Vorstellung. Das trifft aber wohl erst für das 5. Jahrhundert, dem Sedulius angehört, ganz zu. Im selben 5. Jahrhundert gibt uns Sidonius Apollinaris epist. II 9, 4 Einblick in eine Bibliothek, und wir sehen, wie da wirklich die altheidnischen Autoren, Varro und Horaz, noch auf (Papyrus-)Rollen, die heiligen Schriften der Kirche dagegen in Codices gelesen werden. Anders im 4. Jahrhundert; da haben die christlichen Dichter, wie Paulinus Nolanus, für ihre frommen Verse sich zweifellos noch derselben Chartarolle wie Ausonius bedient (vgl. Paulin. Nol. carm. 29, 17), ja, auch die Prosaautoren, wie Hieronymus, haben es damals noch ab und an mit ihren Kommentaren und Streitschriften ebenso gehalten.[2]) Von seinem Ezechielkommentar sagt Hieronymus, daß er jedes der Bücher dieses Werkes mit einem Vorwort versehe, damit die Reihenfolge der Rollen nicht in Unordnung komme.[3]) Vornehmlich waren es also nur die heiligen Texte selbst, die *scripturae sanctae*, nebst den eben damals aufkommenden Heiligenleben, die man im 4. Jahrhundert im Codex sicherte.

die Buchrolle im 4. Jahrhundert

Dabei erhalten wir nun noch in dieser Spätzeit einige Äußerungen über die Kostbarkeit der Charta. So fürchtet Ausonius epist. VII 2, 56, daß sie ihm, wenn er zuviel von ihr verbraucht, teurer zu stehen kommt als Austern (*ne sit charta mihi carior ostreis*). Des Hieronymus Geldbörse ist „leer“ geworden, weil er sich den Origenes auf Charta gekauft hat (epist. 84, 3); Hieronymus erwähnt das „auf Charta“ ausdrücklich; dadurch erklärt sich eben die große Geldausgabe; und Sidonius Apollinaris nennt die Charta *rara*, d. h. teuer und selten, auf der er eines seiner Gedichte

Ihre Kostbarkeit

---

[1]) Vgl. Ad. Harnack, Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament Bd. V: über den privaten Gebrauch der heiligen Schriften, Leipz. 1912, S. 104.

[2]) M. Krämer S. 57 f.

[3]) Buchwesen S. 112 Anm. 2. Epist. 47, 3 redet Hieronymus von seinen Büchern, die aus dem *nidulus* auffliegen; auch diese Art der Edition (vgl. oben S. 340) deutet auf Papyrusrollen.

niederschreibt (carm. 9, 319). Das ist ein wichtiges Zeugnis. Nie wird uns etwas Ähnliches über die Membrane gesagt. So begreift sich denn auch, daß, als Sidonius der Königin Ragnahilda ein Gedicht widmen soll, er es nicht etwa auf Membrane, sondern wiederum auf Charta schreibt.[1]) Nur Charta ziemte sich für die Fürstin.

Prunkrolle Ausstattung des Codex

Alles dies führt zu derselben Anschauung; das geheftete Pergamentbuch war das Buch der ärmeren Klassen. Daher erschien z. B. auch das Arzneibuch des Marcellus von vornherein als solches.[2]) Gleichwohl ist es natürlich, daß auch die Vornehmen, ja, auch die Kaiser Roms selbst die ganz eminenten Vorteile, die das neuaufkommende Codexbuchwesen bot, bemerkten, und so begannen auch sie bald, es sich nutzbar zu machen; aber dies Buch war für die Gewohnheiten der Reichen zu ordinär; man mußte es irgendwie hoffähig machen und stellte Purpurpergament her und schrieb darauf mit Goldschrift. Einen so ausgestatteten Homer besaß schon der Kaisersohn Maximin der jüngere um das Jahr 235;[3]) hernach wurde das auf die Prachtbibeln in den vornehmen Häusern übertragen: *inficiuntur membranae colore purpureo, aurum liquescit in litteras, gemmis codices vestiuntur*; das bezeugt Hieronymus für den Occident, Johannes Chrysostomos für den Orient.[4]) Gewiß war das ein Unfug; denn wer kann in einem Buch solcher Ausstattung wirklich lesen? Aber erst so und durch mit Gemmen geschmückte Einbanddeckel wurde der Codex zu einem Gegenstand, an dem sich der Luxus, der nun einmal nie rastet, üben konnte. Auch die Charta vertrug sowohl Purpurbemalung wie Goldschrift (oben S. 305 f.); aber jenes barbarische Verfahren ist auf sie doch wohl sehr selten[5]) angewandt worden. Sie war an und für sich kostbar genug.

19. Beschaffenheit der Codices.

Erfindung des gehefteten Buchs

Über die Beschaffenheit der pergamentenen Codices kann ich mich im übrigen sehr kurz fassen. Das Geniale an ihrer Erfindung war eben die Heftform selbst. Daß dies Heften etwa in Pergamum erfunden sei, ist durch nichts erwiesen. In der Zeit vor Martial wurde das Pergament überall nur gerollt (s. oben S. 345). Es ist demnach sehr wohl möglich, daß diese Erfindung in Rom selbst, wo sie zuerst erwähnt wird, gemacht worden ist. Vielleicht war jener Secundus, der Freigelassene des Lucensis, selbst der Erfinder, der in Rom hinter dem templum Pacis und forum Nervae wohnte und bei dem allein zur Zeit Martials solche geheftete Pergamentbücher zu kaufen waren (oben S. 351).

Blattlagen

Dies Buch beruht auf dem Doppelblatt. Man legte etliche Doppelblätter, je drei bis fünf, als Ternionen, Quaternionen, Quinionen ineinander und heftete dann mehrere solche Blattlagen an einen gemeinsamen Rücken, eine *multiplex pellis* und *massa*, wie Martial es nennt. Daraus erklärt sich wohl auch der Ausdruck *codices componere* (s. unten S. 364). Ohne solchen Buchrücken, der einen festen Halt gab, sind die Schulbücher und Reisebücher, die Martial beschreibt, kaum denkbar. Doch kam auch das Primi-

---

[1]) Sid. Apollin. epist. IV 8, 5. Diese Belege stellte M. Krämer a. a. O. zusammen.
[2]) Buchrolle S. 35.
[3]) Script. hist. Aug., Maximin. 30.
[4]) Buchwesen S. 108, 3.
[5]) Oben S. 306.

tive vor, daß er fehlte und daß man die verschiedenen Blattlagen einfach lose zusammen in eine Kapsel oder Ledertasche[1]) steckte. Vielleicht stellt sich uns ein so primitiv beschaffener Codex in jener Bleikapsel im Museo Kircheriano dar, die die Form eines Codex nachahmt und in der sich sieben lose Bleitafeln mit Schrift befinden.[2]) So würde sich noch besonders erklären, daß die Griechen dies neue Buch vorzugsweise „Gefäß", *τεῦχος*, nannten. Die Pergamentdoppelblätter aber wurden in jedem Quaternio in der Weise gelegt, daß immer Haarseite auf Haarseite zu liegen kam.[3]) Ungeheftete Blattlagen

Einen Einband, *operculum*, der die *pugillares membranacei* umschloß, erwähnt schon die Inschrift CIL. X 6. Diesen Einband hat man bei leichteren Exemplaren wohl auch aus Leder,[4]) sonst aber ohne Frage schon früh regelmäßig aus Holz hergestellt. Nach Suidas s. v. *φελλάς* war dafür das Holz der Korkeiche beliebt. Solche festen Holzdeckel setzen auch die zahlreichen Abbildungen voraus, die wir vom Codex aus dem 5. Jahrhundert besitzen, aber auch schon die Bilder, die uns die Notitia dignitatum gibt. Erhalten ist von diesen alten Einbänden nichts.[5]) Der Einband heißt zumeist *tegumentum*, *στάχωμα*, das Einbinden *cooperire*, *σταχώνειν*. Cassiodor hatte ein Bilderbuch, in dem die verschiedensten Muster für den Bucheinband zur Auswahl gezeichnet waren.[6]) Daß die Üppigen den Deckel mit Edelsteinen schmückten, sagt uns Hieronymus (epist. 18). Die Bilder in der Notitia dignitatum zeigen uns Codices mit Medaillons der Kaiser auf farbigem Deckel (übrigens auch solche mit Schlingen oder Haken, *codices ansati*; vgl. oben S. 262). Vor allem aber geben uns die zahlreichen christlichen Heiligen des 5. und 6. Jahrhunderts Anschauung, die farbenprächtig an den Wänden der Basiliken und Baptisterien in Rom und Ravenna glänzen; dazu kommen auch einige Wandbilder in den Katakomben mit prächtigem Detail. Wer sich all diese Bilder zusammenstellt, bedarf keiner weiteren Beschreibungen des Codex jener Zeiten. Denn da sieht man Buchdeckel, Buchschnitt, Buchverschluß, auch die Edelsteine auf den Deckeln, auch das Band als Lesezeichen, das sog. *registrum*,[7]) auf das deutlichste. Einband

Die ersten Pergamentcodices, die wir einigermaßen vollständig besitzen, reichen kaum über das 4. Jahrhundert zurück. Aus Ägypten sind vereinzelte beschriebene Pergamentblätter aufgefunden, die früher als das 4. Jahrhundert zu fallen scheinen und dabei wirklich Reste gehefteter Bücher sind. In keinem Fall aber ist von ihnen der ursprüngliche Einband und die Heftung selbst noch erhalten.

Dieser Codex heißt bei den Griechen jetzt *βίβλος* (z. B. bei Libanius I p. 100 R.), vor allem *τεῦχος* (Euseb. hist. eccl. 4, 37 und sonst) und *σωμάτιον*. Die Seiten der Papyrusrolle hießen nie *folia* (vgl. oben S. 252); *folia*, *φύλλα*, heißen nur die Blätter im Membrancodex. Deutlich macht dies der Dichter Orientius, Commonitor. I 114 (ed. Ellis): folia, Quaternionen etc.

---

[1]) Gardthausen S. 176.
[2]) Buchrolle S. 342.
[3]) Gardthausen S. 158.
[4]) Ein Umschlag aus Leder, in Aegypten gefunden: Gardthausen S. 157.
[5]) Nachweise bei Gardthausen S. 177.
[6]) Wattenbach S. 387. Ueber Bucheinbände vgl. u. a. auch W. Nissen, Die Diataxis des Michael Attaleiates, Jena 1894, S. 83.
[7]) Ueber dieses Wattenbach S. 396 f.

Omnis honor pretii est; ibis pro pondere numi
Carta seu foliis sive petes tabulis.

Der Arzt Marcellus bediente sich des Codex und sagt in Bezug auf ein Gedicht, das er einfügt und das er *nugae* nennt: (*ut*) *nugas nostras multiplex foliorum celet obiectus* (praef. p. 2, 33 ed. Helmreich). Wenn der codex Laurentianus des Sophokles für jedes Stück des Dichters die Zahl der *φύλλα* und der *στίχοι* notiert, also z. B. für den Ajax *φύλλα ις΄ στίχους ͵αμδ΄*, so können diese Angaben nicht als Reste antiker Stichometrie betrachtet werden; denn der Ausdruck *φύλλα* weist auf Codex, nicht auf Papyrusrolle.[1]) Bei den Byzantinern heißen die Pergamentblätter dann auch *χαρτία*, genauer *χαρτία μέμβραινα*.[2]) Der Ausdruck *quaternio* für die Lage von vier Doppelblättern begegnet uns bei späten Kirchenautoren,[3]) bei denselben auch *quinio*;[4]) das griechische *τετράδιον* schon auf Diokletians Edikt; entsprechend dann *πεντάδιον* u. s. f.[5]) Zweifelhaft ist die Deutung der *τρισσά* und *τετρασσά* bei Eusebius, Vita Const. 4, 37.[6])

Nicht die einzelnen Folia, aber die Quaternionen wurden numeriert, eine Numerierung, die z. B. im Codex Sinaiticus der Bibel noch vorliegt, die aber auch schon auf gehefteten Papyrusblättern, die aus dem Faijûm stammen, angetroffen worden ist[7]) und die unbedingt beweist, daß die Blattlagen oft längere Zeit unverbunden aufbewahrt wurden.

Anordnung der Schrift

Was die Stellung der Schrift im Buch anlangt, so herrscht in den ältesten Pergamenthandschriften, die wir besitzen, noch mehrfach die Sitte, mit dem Prosatext nicht einfach in ganzer Breite die Seiten auszufüllen, sondern ihn in schmale Spalten zu zerteilen: so z. B. im Sinaiticus und Vaticanus *B* der griechischen Bibel. Dies geschah in Nachahmung der Papyrusrollen mit ihrer Kolumnenteilung. Die Rollen wurden also möglichst treu in den Codex aufgenommen.[8]) Ja, auch der Umstand, daß im Pergamentcodex die Zeilen in der uns gewohnt gewordenen Richtung laufen, d. h. parallel mit den schmäleren Rändern des Blattes und rechtwinklig zur Heftung, entspricht der Richtung der Schriftkolumne, wie sie in der Papyrusrolle dem Leser vor Augen stand. Der Pergamentcodex war aus der Wachstafel hervorgegangen; auf der Wachstafel hatte man aber die Schrift anders gestellt und vielmehr parallel mit der Richtung des längeren Tafelrandes laufen lassen (oben S. 260). Die Schriftrichtung im Pergamentcodex, die also von der im Wachscodicill abging, folgte dem Vorbild der Papyrusrolle,[9]) aber natürlich deshalb, weil das so für den Lesenden bequemer war.

Seitenüberschriften

Eine Eigentümlichkeit des Codexbuchwesens aber sind die Seitenüber-

[1]) Buchwesen S. 193. Uebrigens ebenda S. 288, 1; Wattenbach S. 185; Gardthausen S. 161.

[2]) W. Nissen a. a. O. S. 86.

[3]) Marius Mercator bei Migne, Patrol. lat. 48 S. 811: auch Cassiodor u. a.

[4]) Gesta apud Zenophilum, s. Harnack a. a. O. S. 57, 4.

[5]) Wattenbach S. 176 f.

[6]) Nach E. Schwartz bei Pauly-Wissowa, RE. VI S. 1437 kann man hier Evangelienhandschriften verstehen, in denen je drei oder je vier Evangelien verbunden waren.

[7]) Gardthausen S. 157.

[8]) Daß der Titel des Werks im Codex auf der ersten Seite stand, folgerte ich (oben S. 300) aus dem *in liminari pagina* bei Hieronymus epist. 67, 2; doch ist dies unsicher, s. „Zusätze" zu S. 300.

[9]) Vgl. A. Brinkmann, Rhein. Mus. 66 S. 155.

schriften, die wir schon früh antreffen. Dziatzko setzte „Untersuchungen“ S. 178ff. mit Recht an, daß unter den codices antiquissimi, die aus der Antike auf uns gekommen sind, diejenigen das höhere Alter haben, die solcher Überschriften noch entbehren; denn das Papyrusbuchwesen besaß sie nicht, und jenes ist zunächst aus diesem durch möglichst treue Nachahmung entstanden. In den ältesten Membrancodices, wie z. B. den Schedae Vaticanae und Berolinenses des Vergil, im Vergil-Vaticanus Nr. 3225, im Gelliuspalimpsest und Gaius fehlen deshalb noch die Seitenüberschriften. Im 5. Jahrhundert sind sie dagegen entweder von der Hand selbst, die den Text schrieb, wie im Vergil-Mediceus und vielen andern Handschriften, oder von einer andern Hand nachträglich eingetragen.

Allerdings haben sich Seitenüberschriften doch auch einmal in einer Papyrusrolle gefunden: es ist der Didymuspapyrus.[1]) Aber sie sind da von ganz anderer Beschaffenheit, und der Schreiber verfolgte mit ihnen eine andere Absicht. Denn sie geben jedesmal nur den Inhalt des untenstehenden Textabschnittes an, sind also vielmehr nur Kapitelüberschriften und lauten daher immer wechselnd über jeder Kolumne anders; so z. B. Kol. VIII erster Teil: *τίς ἦν χρόνος ἐν ᾧ κτλ.*; zweiter Teil: *περὶ τοῦ ν' τάλαντα προσόδου λαμβάνειν κτλ.*, Kol. IX: *ὅτι β' Ἀριστομήδεις, ὁ μὲν Φεραῖος, ὁ δ' Ἀθηναῖος κτλ.*[2]) In den gehefteten Codices wird dagegen eintönig auf allen Seiten immer nur der Verfasser und der Titel des Gesamtbuchs genannt, auf der linken Seite z. B. immer wieder *PLIN. SEC. NATVR. HIS.*, auf der rechten immer wieder *LIB. XIII* oder links *T. MACCI PLAUTI*, rechts *TRINVMMVS*. Es leuchtet ein, daß sich dieser Usus nicht aus jenem entwickelt haben kann, da er einem ganz anderen Zwecke dient; er ist erst im Dienst des gehefteten Buches entstanden.[3])

Das Format der ältesten *codices membranei*, die Martial erwähnt, war noch sehr klein; denn Martial nennt sie, wie wir sahen, *pugillares*, d. h. von Faustgröße, sagt von einem solchen Exemplar *manus una capit* (1, 2, 4) und betont auch sonst das *exiguum* derselben (14, 190 u. 186; 1, 2, 3). Die Kleinheit betrifft vor allem ihre Höhe und Breite; ihre Dicke mag immerhin gelegentlich beträchtlich, auch ihre Schrift eng und klein gewesen sein. Zur Veranschaulichung läßt sich etwa der Rest einer Pergamenthandschrift des Demosthenes (nach Kenyon aus dem 2. Jahrhundert) heranziehen, deren Seiten nur 7½ engl. Zoll Höhe haben und dabei in zwei Kolumnen beschrieben sind, die nicht weniger als je 36 Zeilen umfassen.[4]) Formate

Später wuchs aber auch das Format erheblich, und die *onera, non codices*, von denen Hieronymus redet,[5]) nahmen eine Menge antiker Rollenbücher in sich auf. Auch Libanius redet I p. 214 R. von schwer lastenden Codices juristischen Inhaltes. Daher sagt Isidor Orig. 6, 13, 1: *codex multorum librorum est, liber unius voluminis.* Der Nachlaß des Plotinos wurde nach Enneaden gruppiert, d. h. auf sechs Codices zu je 9 *βιβλία* verteilt (Suidas).

---

[1]) Siehe Berl. Klassikertexte Heft 1.
[2]) Vgl. Mutschmann, Hermes 46 S. 98.
[3]) Siehe R. Friderici, De libr. antiqu. capitum divisione, Marburg 1911, p. 36 adn.
[4]) Kenyon im Journal of philol. 22 S. 247 f.; Gardthausen S. 159.
[5]) I p. 797 ed. Benedict.

Neben jenen *onera* blieb indes auch noch im 4. und 5. Jahrhundert ein geringes Format beliebt, in der Weise, daß z. B. die einzelnen Evangelien in je einem Codex standen.[1]) Auch der Apostel Paulus bildete nachweislich einen Codex für sich.[2]) Dagegen schrieb Hilarion sich eigenhändig alle vier Evangelien in einen Codex zusammen, den er später statt Geldes verausgabt.[3])

Endlich schildern uns die Gesta apud Zenophilum die Bibelkonfiskationen, die bei einer Christenverfolgung stattfanden; da lesen wir, daß in den verschiedenen Häusern bald *codices quattuor*, bald *codices quinque*, bald *codices maiores*, bald *minores* konfisziert werden; einmal entdeckt man da *codicem unum pernimium maiorem*;[4]) übrigens *Victor grammaticus* (ein Christ) *obtulit codices II et quiniones quattuor.* Die Quinionen lagen also bei diesem Grammatiker Victor noch lose und unverbunden (aus solchen Quinionen besteht z. B. der mit Bildern geschmückte Codex Rossanensis). Fand man nun, wie wir es hier sehen, in einem Hause vier oder fünf Bibelcodices, so setze ich an, daß der Bibeltext sich in diesen Fällen auf vier oder fünf Codices verteilt hat. Das Wichtigste aber ist, daß es, wie diese Mitteilung zeigt, drei Formate gab: *codices minores*, *codices maiores* und *codices nimium maiores*.

20. Die allmähliche Übertragung der Litteratur in den Codex.

Aufkommen des Ausdrucks *codex*

Die neue Buchform, das geheftete Buch, gewann langsam, aber anscheinend in allen Provinzen des Reichs und auch in Ägypten gleichmäßig an Boden. Doch soll man sich hüten, ägyptische Pergamentfunde oder auch Funde von geheftetem Papyrus[5]) zu früh zu datieren; diese Warnung Traubes sei hier wiederholt; denn die paläographischen Indizien, die dazu veranlassen, können täuschen.[6]) Nächst Martial sind die Juristen Ulpian und Paulus, etwa in den Jahren 200—228, für diesen Gegenstand wichtige Zeugen. Von ihnen wird für den Fall, daß den Erben eine „Bibliothek" vermacht wird, die Existenz von *codices membranacei vel chartacei* schon mit in Erwägung gezogen, allerdings so, daß das nur nebenher geschieht.[7]) Auf alle Fälle ist dies eine wichtige Etappe; denn diese *codices* werden von den Juristen ausdrücklich mit als *libri*, d. h. als Rollen, gerechnet (oben S. 283); und zugleich taucht eben hier zum erstenmal die Bezeichnung *codex* in dem uns geläufigen Sinne auf. Die Übertragung oder Ausweitung dieses Terminus, der ursprünglich nur Holztafeln bezeichnete, hatte sich also zwischen den Jahren 86—200 n. Chr. vollzogen (vgl. oben S. 345; 283; 260).

Verbreitung des Codex zur Sicherung der Texte

Im Verlauf des 2. Jahrhunderts steigerte sich im ganzen Westreich unter der Fürsorge des Hadrian und der Antonine das Unterrichtswesen, das der staatlichen Aufsicht und Fürsorge unterstellt wurde. Im 3. Jahr-

---

[1]) Vgl. Gregor von Tours, Hist. Franc. 4, 16; 5, 14; Buchwesen S. 116 f.; Buchrolle S. 267, 2; M. Krämer S. 52 f.

[2]) Paulinus Nol. carm. 24, 273.

[3]) Hieronym. Vita Hilar. 35 f.

[4]) Harnack a. a. O. S. 56 macht hieraus irrtümlich den Nominativ *codex pernimius maior*, während *pernimium* Adverb ist.

[5]) Ueber die Reste gefalteter Papyrusblätter Gardthausen S. 156.

[6]) L. Traube, Vorles. S. 95.

[7]) Ulpian, Digest. 32, 52; Paullus Sentent. 3, 6, 51 f.

hundert drang das Bücherlesen darum in noch breitere Schichten. Wie der von mir anderen Orts gegebene Überblick über die Bildwerke lehrt, ist der Mensch mit dem Buch wohl in keiner Periode von der bildenden Kunst so massenhaft dargestellt worden wie im 3—5. Jahrhundert n. Chr. Dazu kam nun, daß sich eben damals zugleich auch die christliche Propaganda gewaltig steigerte, die auch ihrerseits ganz auf dem Buch, auf den *γραφαί*, auf der Massenverbreitung des biblischen Textes beruhte (s. oben S. 354 f.). Wir haben aber S. 353 gesehen, daß es das Schulwesen, der Betrieb der Knabenschulen, war, der das dauerhafte Pergamentbuch begünstigte und die zarte Papyrusrolle zurückdrängte. Nun tat auch das Christentum dasselbe. Denn seine Propaganda bemächtigte sich vor allem der ärmeren Bevölkerungsklassen, und gerade die Ärmeren waren es, die nachweislich das Pergamentbuch benutzten. Dem 4. Jahrhundert gehören dann aber auch schon die Konstitutionensammlungen an, die sich codex Hermogenianus, codex Gregorianus benannten; der Gregorianus zerfiel in Bücher, und diese Bücher gingen wohl auch als Rollen im Publikum um;[1]) doch erwies sich, da es sich um dauernde Konservierung von Rechtsquellen handelte, ihre Zusammenfassung im Codex als besonders zweckmäßig. Im selben 4. Jahrhundert hat dann Kaiser Konstantin selbst die biblischen Schriften für kirchliche Zwecke im Codex verbreiten lassen.[2]) Eben damals wird auch schon hin und wieder von *veteres codices*, die also etwa hundert Jahre alt sein mußten, geredet (so nicht nur Hieronymus, sondern auch Servius zu Aen. 5, 871 und sonst). Dazu kommt das Valentinianische Zitiergesetz im Cod. Theodos. I 4, 3; dies Zitiergesetz spricht nur denjenigen Texten der römischen Juristen Geltung zu, die in Codices stehen und die keine Unsicherheit der Lesungen bieten, wie sie die alt gewordenen Papyrusrollen leicht mit sich brachten. Hierauf wurde ich durch R. Samter aufmerksam gemacht. Das Zitiergesetz spricht dem Papinian, Paulus, Ulpian, Modestin und Gaius uneingeschränkt, den von diesen zitierten Juristen dagegen mit folgendem Vorbehalt Geltung zu: *si tamen eorum libri propter antiquitatis incertum codicum collatione firmentur.* Hier sind *libri*, wie stets, Rollen, und diese Rollen waren im Verfall wie die *χαρτίδια ἀρχαῖα σαπρά* bei Alkiphron 1, 26. Samter bemerkte mir hierzu einleuchtend, daß jene fünf aufgezählten Juristen damals ausschließlich in Codexform benutzt wurden, die älteren, die sich bei ihnen zitiert fanden, dagegen sowohl in alten Chartarollen — *libri* — wie in Codexform vorgelegen haben werden. Nur soweit diese in der letzteren Gestalt vorlagen, sollte ihren Entscheidungen Gültigkeit zukommen.

Gleichwohl dichtet und publiziert ein Mann wie Ausonius in demselben 4. Jahrhundert noch ausschließlich in der vornehmeren Papyrusrolle; d. h. die eigentliche schöpferische Literatur bewegte sich auch damals noch in gerollten Chartae (oben S. 354; 355); ja, auch die voraufliegende Literatur las man damals noch ebenso; vgl. Auson. Epist. 10, 40: *tota supellex vatum priorum chartea est*; Epist. 14, 13: *tot saecula condita chartis*;

Wendepunkt das 5. Jahrhundert

[1]) Buchrolle S. 26. [2]) Euseb. Vita Const. 4, 36 f.

und nicht das vierte, sondern das fünfte Jahrhundert hat als die Epoche zu gelten, in der das Papyrusrollenbuchwesen wirklich einging. Das lehren uns auch die Bildwerke (oben S. 345).

Rückgang der Papyrusfabrikation

Um das Jahr 350 n. Chr. war die Fabrikation der Charta anscheinend noch gar nicht wesentlich zurückgegangen; denn wir hören in der Expositio totius mundi (ed. Riese p. 113): weder *iudicia* noch *privata negotia* können ohne die *charta* des Nil bestehen; die *hominum natura* scheint auf die *charta* gegründet, und *sine invidia* schickt sie Alexandria *omni mundo.* Gibt dagegen Cassiodor in seinen Variae XI 38, 2 f. im Jahr 534—535 eine begeisterte Schilderung von ihr, wie sie dem Pergament nie zuteil geworden ist, so wäre es verfehlt, daraus noch auf eine Alleinherrschaft der Charta zu schließen. Derselbe Cassiodor, der seine Klosterbibliothek ausschließlich aus Codices zusammensetzte, rühmt a. a. O. die Charta wesentlich nur, insofern sie als das kostbarere Material immer noch der kaiserlichen Kanzlei diente und für die kaiserlichen Diplome auch noch im 6. Jahrhundert Verwendung fand: solches Diplom hieß beiläufig *volumen publicum* (Ammian. Marcellin. 22, 3, 4). In der Tat muß seit dem Jahr 400 die Papyrusfabrikation und der Papyrusexport in Ägypten doch merklich zurückgegangen sein. Ägypten gehörte nach der Teilung des Reichs dem Ostreich an, und Alexandria wird, sobald Ostreich und Westreich sich verfeindeten, auch nicht mehr *sine invidia* seine Ware nach dem Westen exportiert haben.[1])

Papyrusrolle im 5. Jahrhundert Zeichen der Vornehmheit

Jedenfalls aber erklärt sich im Hinblick auf Cassiodor, daß im 5. Jahrhundert so hochvornehme Leute wie Apollinaris Sidonius in Frankreich, um ihre Vornehmheit zu markieren, die kostbare Chartarolle für ihre litterarischen Zwecke doch noch zu benutzen fortfahren; aber Sidonius tut das nur so lange, als er Einzelbücher oder einzelne Gedichte erstmalig herausgibt. Als derselbe Sidonius eine Gesamtausgabe macht, trägt er alles in einen Codex zusammen;[2]) und schon bei Claudian ist der Hergang aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe gewesen; ursprünglich erschienen seine Verse auf Charta;[3]) dann aber sind gleich nach seinem Tod, jedoch noch bei Lebzeiten Stilichos, zwischen a. 404 und 408, seine sämtlichen Gedichte, mit Ausnahme des Raptus Proserpinae und des Panegyricus Olybrii et Probini, zu einer Sammlung im Codex vereinigt worden, die durch das Mittelalter als „Claudianus maior“ weiterging. Die beiden genannten Nebenwerke wurden deshalb ausgeschlossen, weil sie nicht zum Ruhme des Stilicho dienten.[4]) Das Sammelwerk der Scriptores historiae Augustae ist dagegen in der uns vorliegenden Redaktion von vornherein für Codices abgefaßt worden,[5]) und damit bestätigt sich die Ansicht der Gelehrten auf das beste, die diese kindische und seichte Arbeit in eine möglichst späte Zeit hinabrücken.[6])

Dies der langsame, aber endgültige Sieg des Pergamentbuchs im Westreich, vom 2. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. Im Ostreich dürfte der

---

1) Buchrolle S. 36.
2) Siehe M. Krämer a. a. O.
3) Oben S. 340.
4) Siehe Claudian praef. p. 78 u. 147
5) Siehe Gordiani 1. 4.
6) In das 5. Jahrhundert O. Seeck, Rhein. Mus. 67 S. 600 f.

Verlauf im wesentlichen derselbe gewesen sein. Von Interesse scheint mir ein Zeugnis des Palladas, Anthol. Pal. XI 378, 6, aus dem 5. Jahrhundert, der uns sagt, daß zu seiner Zeit der Grammatiker sich noch des *χάρτης* bedient.

Übertragung der Texte in den Codex

Die Übertragung aus den Papyrusrollen in die Codices, dieser wichtigste Prozeß in der Geschichte der antiken Texte, vollzog sich allmählich. Viele berufene und unberufene Hände beteiligten sich daran, und die Gefahr der Verunstaltung war dabei groß. Scheute man sich doch gelegentlich nicht, die Rolle, die als Textvorlage diente, zu zerschneiden, um sie bequemer kopieren zu können.[1]) Auf die Numerierung der Rollenbücher war bei der Kopie möglichst acht zu geben, um die Bücher in der richtigen Reihenfolge hintereinander zu stellen; doch ist auch dabei geirrt worden. Die 21 Stücke des Plautus waren in 21 Rollen in alphabetischer Folge überliefert; in dem alten Codex Ambrosianus, der im 5. Jahrhundert geschrieben worden ist, sind die Stücke, deren Titel mit *T* und *V* anfängt, verstellt und vor denen mit *P* eingetragen worden. Ebenso haben in dem gleichzeitigen Codex Bembinus des Terenz der Heautontimorumenos und Eunuch ihre Plätze vertauscht, und die Numerierung der Dramen selbst ist danach verändert.[2])

Fürsorge der Vornehmen

Um so mehr muß uns die Wahrnehmung erfreuen, daß in den späten Jahrhunderten, von denen wir handeln, und kurze Zeit vor dem Zusammenbruch der antiken Kultur, da alle Bildung sich in die Klöster flüchtete, vornehme Männer weltlicher Stellung für die Sicherung der Texte noch vielfach Sorge trugen. Es handelt sich um jene Subskriptionen mit ihrem *legi distinxi emendavi*, die in den Handschriften des Livius, Terenz, Horaz und vieler anderer Autoren sich finden.[3]) Wenn in früheren Zeiten Thrasyll den Plato, Fronto den Cicero neu herausgab oder geben wollte (oben S. 342), so steht fest, daß damit eine neue Vervielfältigung des irgendwie verbesserten Textes gemeint war. Wenn dagegen jene Subskriptionen uns sagen, daß ein Torquatus Gennadius den Text des Martial, Junianus Tryfonianus den des Persius, Calliopius den des Terenz, Mavortius den Horaz revidierte, so werden wir damit in das 4. bis 5. Jahrhundert geführt, und es erscheint zweifelhaft, ob der Text hier noch in Rollen und nicht vielmehr schon im Codex gebucht wurde, noch zweifelhafter, ob damit auch noch eine Vervielfältigung im Dienst des Buchhandels verbunden war. Den *codex* nennt gradezu jener Turcius Rufius Apronianus Asterius im Mediceus Vergils, der hinter den vergilischen Bucolica sein *legi et distinxi codicem fratris Macharii* setzte. Erst wer den Inhalt des valentinianischen Zitiergesetzes, über das ich S. 361 berichtete, vergleicht, wird die Absichten dieser Männer voll verstehen.

Zurückgehen des Buchhandels

Wie aber stand es jetzt mit der Verbreitung der Texte und ihrer Mitteilung an das Publikum? Mit dem Sieg des Pergamentcodex über die Papyrusrolle hat jedenfalls zugleich auch die Privatabschrift über

[1]) Traube, Vorles. S. 93.
[2]) Dziatzko, Untersuchungen S. 142.
[3]) Siehe O. Jahn, Sitz.ber. d. sächs. GW. 1851 S. 327 ff., sowie Haase und Reifferscheid, De codicum subscriptionibus in Breslauer Programmen v. J. 1860/61 und 1872/73.

den Buchhandel gesiegt; denn es läßt sich nicht bezweifeln und wir sehen es mitunter mit Augen, wie grade die Privatabschrift sich des Codex bedient;[1]) selbst Kaiser Julian hat sich vom alexandrinischen Bischof Georgios Bücher *πρὸς μεταγραφήν* entlehnt und sie dann zurückgegeben (Epist. 9). Seit dem 4. Jahrhundert dürfte der Buchhandel also stark zurückgegangen sein. Gleichwohl bestand er noch fort; ein Sidonius hat, wie wir oben S. 320 sahen, noch seinen eigenen *bibliopola.* Daß auch der Codex litterarischen Inhalts Gegenstand des Buchhandels war, bezeugt uns schon Martial 1, 2; die Glossare, deren diese Dinge anbetreffender Wortschatz nachweislich dem 5. Jahrhundert angehört,[2]) definieren *bibliopola* mit *qui codices vendit*, und auch sonstige Zeugnisse fehlen nicht.[3]) Vom Verkauf der Briefe des Cyprian in Codexform redet z. B. Rufin;[4]) und zwar hören wir da, daß unter diese Briefe auch eine häretische Tertullianschrift gemischt worden war; sodann waren von dem Ganzen möglichst viele Codices hergestellt worden (*quam plurimos codices de talibus exemplariis describentes*), und diese wurden in Konstantinopel zu billigerem Kaufpreis verbreitet, damit die Leute das schädliche Tertullianwerk leichter kaufen könnten.

In den Bibliotheken Rollen und Codices nebeneinander

Daß Kirchenbüchereien nur aus *codices* bestanden (Hieron. epist. 48, 3), wundert uns nicht. Wie aber im 4. Jahrhundert auch in private Bibliotheken der Codex eindrang, zeigt Ammianus Marcellinus 29, 1, 41; es finden sich da *codices* und *volumina* haufenweise nebeneinander; und dasselbe gilt schon von einer kaiserlichen Hausbibliothek etwa des Jahres 300.[5]) Im 4. Jahrhundert erwies sich die Papyrusrollenbibliothek des Pamphilus in Caesarea als schadhaft; sie wurde von zwei Priestern auf Membrane erneuert.[6]) In einer Bibliothek, die im 5. Jahrhundert Apollinaris Sidonius beschreibt, sehen wir, daß die Frauen Codices kirchlichen Inhalts, die Männer dagegen die weltlichen Autoren ausschließlich oder zum Teil noch in Rollen lesen.[7]) Dagegen könnte auf den ersten Blick befremden, wenn wir für die kaiserliche Bibliothek in Konstantinopel in einer Verfügung aus dem Jahr 372 (cod. Theodos. 14, 9, 2) nur Codices erwähnt finden. Es heißt dort: *antiquarios ad bibliothecae codices componendos vel pro vetustate reparandos quattuor graecos et tres latinos scribendi peritos legi iubemus.* Dies bedarf einer näheren Aufklärung. Die kaiserliche Bibliothek zerfiel, wie selbstverständlich, in eine griechische und eine lateinische Abteilung. In beiden Abteilungen gab es, wie wir sehen, damals schon Codices, die der Reparatur bedurften. Aber nicht nur „reparieren“ sollen die sieben *antiquarii*, die da Beschäftigung finden, sondern die Aufgabe, Codices zu „komponieren“, steht voran. Der Ausdruck *ad codices componendos* führt aber unbedingt zu der Annahme,

---

[1]) Buchwesen S. 110.

[2]) Mit Ausnahme der großen Hermeneumata im dritten Band des Corp. gloss.; dies wird, wie ich hoffe, demnächst in einer Marburger Arbeit dargelegt werden.

[3]) Buchwesen S. 103 f,; über Sulpicius Severus oben S. 319.

[4]) Epilogus in Apologet. S. Pamphili, bei Origenes ed. Lomm. XXV S. 395.

[5]) Buchwesen S. 113.

[6]) Hieronym. epist. 141 ad Marcellam.

[7]) Sidon. epist. 2, 9, 4 ff. Die Bibliothek des Claudianus Mamertus zerfällt in *Romana*, *Attica* und *Christiana*, ebenda 4, 11, 6.

daß da in der kaiserlichen Bibliothek noch viele ältere Litteratur in Rollen vorlag, aus denen durch Abschrift jetzt Codices „komponiert“ werden sollen. Denn nur aus Schriftwerken, die noch nicht Codices sind, kann solches „Zusammensetzen“ geschehen. Für den Akt der Übertragung der Texte aus der Rolle in den Codex haben wir auch hierin ein willkommenes Zeugnis.

Codex-bibliotheken

Die schließlichen Erben der Litteratur aber wurden im Westreich die Mönche; die Zukunft gehörte der Klosterbibliothek, und den Weg der Zukunft beschritt zuerst Cassiodorius Senator, „der letzte Römer“, der gegen das Jahr 550 seine Klosterbibliothek gründete, die in zwei Abteilungen der kirchlichen und heidnischen Autoren zerfiel; vgl. Cassiodor, Institutiones I 1—9.[1]) Codex und Buchschrift gehören hinfort zum Pflichtleben des Mönchtums,[2]) und nicht nur die divini, sondern auch die scriptores saeculares retteten sich damals, und zwar für ein volles Jahrtausend, in die Klöster. Der Codex hatte definitiv die Rolle verschlungen.

Bezeichnend für ihre späte Abfassung ist, daß die Glossare den *bibliothecarius* nirgends mit *qui libros servat*, sondern nur mit *qui codices servat* definieren: s. Corp. gloss. lat. IV 488, 37. Daneben bieten sie die auffällige Erklärung *bibliothecarius*: *qui codices secat* oder *resecat*. Das ist ein Nonsens. Wie der Irrtum entstand, sagt uns G. Löwe in seinem Prodromus S. 72 nicht. Er kann aber m. E. nur darauf zurückgehn, daß man im 6. Jahrhundert das griechische *Θ* in *βιβλιοθήκη* schon wie die Neugriechen in einer Weise aussprach, die dem *s* nahe kam (vgl. lakonisch *σιός* für *θεός*). Man hörte also *bibliosecarius* und machte daraus: *qui codices secat.*[3])

Gebrauch des Papyrus im 7.–10. Jahrhundert

Es ist noch zu erwähnen, daß die Papyrusfabrikation in Ägypten auch dann noch fortbestand, als die Araber dort herrschten, wennschon sie stark zurückgegangen war. Sie währte bis ins 10. Jahrhundert.[4]) Eustathius, der zur Odyssee XXI p. 1913 ed. Rom. darüber spricht, daß die Charta nicht mehr fabriziert wird, gehört dem 12. Jahrhundert an. Inzwischen aber war das moderne Papier aus China zu den Arabern gelangt; das Hadernpapier wurde durch sie im 9. Jahrhundert in Ägypten selbst eingeführt. Nicht durch das Pergament, sondern durch dies neue chinesische Papier ist damals in Ägypten die altehrwürdige Chartafabrikation ertötet worden. Gleichzeitig waren am Anapus in Sizilien jene Papyruspflanzungen entstanden, die dort heute noch vorhanden sind. Im Occident beobachtet man die Verwendung der Charta für Urkunden in Rollenform — *chartae* oder *tomi* genannt — noch im 10. Jahrhundert; eine päpstliche Urkunde auf Papyrus stammt noch aus dem Jahre 1011. Aber die Päpste haben dazu keine ägyptische, sondern nur noch die sizilische Charta verwandt.[5]) Die Wahl dieses Materials galt damals ohne

[1]) Vgl. hierzu Neue Jahrbb. 27 (1911) S. 360.

[2]) Vgl. Cassiodor, Institutiones I 30: das Bücherabschreiben sei für den Mönch wichtiger als der Ackerbau.

[3]) So wird Anthol. lat. 338, 8 für *Persephone* sogar *persenece(m)* geschrieben, weil *φόνος* = *nex* (Riese).

[4]) Siehe U. Wilcken, Hermes 23 S. 629 f.; im allgemeinen G. Marini, I papiri diplomatici, Rom 1805; Bresslau in Oesterr. Mitteilungen 1888 S. 1 ff.; Wattenbach S. 87; Paoli S. 47 u. 53 f.; Gardthausen S. 50 u. 78 f.

[5]) Vgl. hierzu Karabacek u. Wiesner in Mitteilungen aus der Sammlung Erzherzog Rainer II u. III S. 87 f.; IV S. 75 f.

Frage als erlesen, die Charta als größte Kostbarkeit. Die päpstliche Kanzlei bediente sich ihrer aus diesem Grunde besonders.[1])

codices chartacei

Auch auf die Charta ist endlich im Altertum die Form des gehefteten Buches angewandt worden, und zwar ist das schon früh, und gewiß schon im 2. Jahrhundert geschehen; dies zeigt Ulpian, Digest. 32, 52 (Buchwesen S. 97; oben S. 360). Daß man dies versucht hat, war nur zu natürlich; denn die Vorteile des gehefteten Lesebuchs sprangen in die Augen; warum sollte man die Heftung auf das Pergament beschränken? Daher also die vielen in Ägypten gefundenen Reste gefalteter Charta, die aus der römischen Kaiserzeit stammen. Aber vornehmlich nur in Ägypten, der Heimat der Charta, scheint das häufiger geschehen zu sein.[2]) Im ganzen betrachtet, sind die *codices chartacei*, die Ulpian a. a. O. erwähnt, im litterarischen Betriebe doch immer eine Seltenheit geblieben,[3]) und dies erklärt sich eben daraus, daß sie kostbarer als die *membranacei* und dabei soviel weniger haltbar waren. Denn schon der Faden, mit dem die Heftung geschah, genügte, um durch seine Reibung die zarte Charta zu zersplittern und ernstlich zu beschädigen, und daher mußte gelegentlich in solchem Chartacodex das Pergament mit aushelfen, indem man z. B. gefaltete Pergamentstücke als Falz unter den Faden schob, um den Faden zu isolieren und die Chartablätter vor ihm zu schützen.[4]) Läßt Hieronymus (epist. 71) für seinen Gebrauch *codices chartacei* herstellen, so hebt er das als etwas Außergewöhnliches und auch gewiß als etwas Wertvolles besonders hervor.[5]) Wo wir bei ihm und anderen Autoren seines Zeitalters von *codices* ohne Zusatz lesen, wird jedenfalls überall nur an Pergamentbücher gedacht.[6]) Sie sind es, denen im Occident die Papyrusrolle unterlegen ist.

---

[1]) Nach Gardthausen S. 79 hätten die Päpste das Pergament nicht verwenden wollen, weil es ketzerischen Ursprungs war. Aber es diente doch seit langem dem Gottesdienst in allen Kirchen des Orients und Occidents.

[2]) Gardthausen S. 156.

[3]) Traube, Vorles. S. 89; derselbe in Bibl. de l'école des chartes Bd. 64 (1903) S. 6 ff.

[4]) Gardthausen S. 175.

[5]) Vgl. dazu auch Hieron. epist. 5, 2: *eos libros quos non habere me brevis subditus edocebit, librarii manu in charta scribi iubeas.* Hier wissen wir indes nicht, ob Rollen oder Codices gemeint sind.

[6]) Buchrolle S. 36.

ANHANG I

zu S. 346 ff.

Martial hat seine sämtlichen Bücher als Papyrusrollen ins Publikum gegeben, und er bringt uns deshalb auch für die Kenntnis der Beschaffenheit des antiken Rollenbuchs das reichste Detail. Trotzdem ist Martial auch für die Frage nach den Anfängen des Codexbuchwesens der wichtigste Autor. Deshalb habe ich oben S. 346 ff. über den I 2 von ihm erwähnten Sammelcodex eingehend handeln müssen, indem ich mich dabei gegen O. Immisch wandte, dessen Aufsatz im Hermes 46 S. 481 ff. nach meiner Meinung eine große Anzahl kühner Aufstellungen enthält, die sich nicht aufrecht erhalten lassen. Für die Bücher Martials, die einer Prosapraefatio entbehren, setzt Immisch an, daß sie sämtlich solche Praefationen, die in der Überlieferung verloren gegangen seien, besaßen. Der Beweis dafür aber ist hinfällig; für die Bücher I und III habe ich das oben S. 346 und S. 314 gezeigt; für die übrigen soll es im Nachfolgenden dargelegt werden. Denn diese von Immisch vertretene Annahme hängt mit der anderen Aufstellung zusammen, daß, so wie Martial seine ersten sieben Bücher in einen Codex gesammelt habe (auch diese Annahme ist oben S. 350 widerlegt), auch die Bücher 8—11 oder 8—12 vom Dichter nachträglich noch einmal in einem gleichen Codex ausgegeben sein sollen. Für diesen Ansatz vermisse ich, wie schon angedeutet, jede Spur eines wirklich nötigenden Nachweises. Was ich im Folgenden gebe, sind zum größten Teil die Ausführungen meines Schülers F. Schuchardt, zu denen ich ihn anregte und deren Inhalt ich im wesentlichen vertreten kann. Ich habe indes von den Ausführungen Schuchardts mehreres weggelassen, anderes meinerseits hinzugesetzt.

„Ebensowenig wie im dritten Buch Martials findet sich in den folgenden Büchern Anlaß, den Ausfall von Prosaepisteln anzunehmen. Nach Immisch sind nämlich auch in den Büchern 4—7 die nicht vorhandenen Episteln unterdrückt,[1]) und sie sollen deshalb vorhanden gewesen sein, weil sie bei Statius in keinem Buch der Silven fehlen. Dies Argument kann aber nicht überzeugen; denn Statius ist eben nicht Martial, ganz abgesehen davon, daß zwischen Martial und Statius grade ein gespanntes Verhältnis[2]) bestanden haben mag. Denn Martial, der all die übrigen litterarisch berühmten Zeitgenossen, Plinius Secundus, Silius Italicus, Juvenalis, Quintilianus, Sulpicia, Stella, Valerius Flaccus, Canius Rufus u. a. reichlich nennt, schweigt den Statius ganz tot. Man könnte also gar

[1]) a. a. O. S. 490.

[2]) Siehe FRIEDLÄNDER, Ausg. I p. 8/9.

im Gegenteil schließen, daß er mit Absicht von seines Gegners Art abging. So ist auch des Decianus Verwundern über die dem zweiten Buch vorangestellte Praefatio und Martials wenn auch scherzhafte Verteidigung dieses ausnahmsweise zugelassenen Prosastücks verständlich. Jedenfalls liegt kein Anlaß vor, an das ursprüngliche Dasein dieser weiteren Episteln zu glauben.

„Warum aber erscheint dem genannten Gelehrten das Unbeweisbare so wünschenswert, daß ursprünglich in allen Martialbüchern in Prosa abgefaßte Praefationen vorhanden waren? Immisch glaubt,[1]) daß auch die Bücher 8—11, wie die Bücher 1—7, in Codexform, und zwar noch von Martial selbst, ediert worden seien. In den Büchern 1—7 seien nämlich von dem Redaktor des Archetyps *V* alle Episteln mit Ausnahme der dem ganzen Codex zur Einleitung dienenden, dem ersten Buche vorangestellten mit Absicht unterdrückt.[2]) In den Büchern 8—11 seien ebenso von *V* alle Episteln mit Ausnahme der dem achten Buche vorangestellten mit Absicht unterdrückt. Daraus folge, daß auch Buch 8 an der Spitze eines seit Alters zusammengestellten, die Bücher 8—11 umfassenden Pergamentcodex gestanden habe.

„Wie verhält es sich nun aber zunächst mit dem achten Buche und seinem Vorwort? Immisch selbst[3]) gesteht, über dies Buch nicht viel sagen zu können; während wir doch, wenn Buch 8 einen neuen Codex eröffnet haben soll, grade für dies Buch den Nachweis bestimmter Anzeichen erwarten müssen. Und wenn Immisch später sagt,[4]) das neunte Buch könne nicht mit zureichenden Gründen als Eingangsbuch des zweiten Codex betrachtet werden, so scheint er selber einen Augenblick gezweifelt zu haben, ob er jenen zweiten Pergamentcodex bei Buch 8 oder 9 eröffnen solle. Ferner, die Epistel des ersten Buches kann, da sie ohne bestimmten Adressaten ist und von *libelli* in der Mehrzahl spricht, zu der Annahme führen, daß sie später einem mehrere Bücher umfassenden Codex vorangesetzt sei (s. oben S. 347). Die Epistel des achten Buches dagegen bietet dergleichen Anhaltspunkte nicht. Aus dem *hoc libro, qui operis nostri octavus inscribitur*, geht deutlich genug hervor, daß dieses Vorwort — das dann doch eigentlich nach Immischs Anschauung, wie das des ersten Buches, dem Codex später zugefügt worden wäre — umgekehrt schon der Einzelpublikation des achten Buches, also diesem Buch allein beigegeben war; was ja auch schon daraus folgt, daß die Epistel noch dem im Jahr 96 verstorbenen Domitian gewidmet ist, während sie, einem die Bücher 8—11 umfassenden Codex vorangestellt, erst nach der Redaktion des zehnten Buches hätte veröffentlicht werden können, also erst im Jahre 99, in das Stobbe, oder im Jahre 98, in das Friedländer die Redaktion des zehnten Buches setzt. All dies läßt uns aber von vornherein an dem einstmaligen Vorhandensein des die Epigrammenbücher 8—11 umfassenden Codex vollständig irre werden.

„Und wie verhält es sich mit der bloß in *G* überlieferten Epistel des neunten Buches? Denn auf die Unterdrückung von Episteln legt Immisch

[1]) S. 515.
[2]) S. 496.
[3]) S. 494.
[4]) S. 496.

ja, wie wir sahen, großen Wert. Das kleine Prosavorwort des neunten Buches ist nun nach Immisch[1]) das Bruchstück eines längeren Briefes, der gleich dem zu Buch 1 und dem hypothetischen zu Buch 3 dazu bestimmt war, dem auf ihn folgenden metrischen Stücke zur Erläuterung zu dienen."

In Wirklichkeit liegt aber die Sache doch anders. Das Vorwort, um das es sich handelt, lautet, kurz genug: *Have, mi Torani, frater carissime. Epigramma, quod extra ordinem paginarum est, ad Stertinium clarissimum virum scripsimus, qui imaginem meam ponere in bibliotheca sua voluit. De quo scribendum tibi putavi ne ignorares, Avitus iste quis vocaretur. Vale et para hospitium.* Es betrifft also nur ein einzelnes Epigramm, mit welchem Epigramm es anders stand als mit den sonstigen Gedichten, mit denen Martial seine Bücher füllt.

Das betreffende Epigramm stand, wie Martial sagt, *extra ordinem paginarum*. Dasselbe kann und muß auch von der Praefatio gelten, die sich mit ihm beschäftigt. Früher[2]) habe ich dies so gedeutet, daß, was sich *extra ordinem paginarum* befand, opisthographisch auf dem Rücken der Rollen eingetragen war. Für die Frage, die uns an dieser Stelle beschäftigt, ist die Entscheidung hierüber freilich ziemlich gleichgültig; doch möchte ich erwähnen, daß vielleicht folgende Annahme den Vorzug verdient.

Halten wir uns die Tatsache gegenwärtig, daß die Endseiten in den antiken Buchrollen der Regel nach keine Schrift zu tragen pflegten, sondern leer standen (oben S. 299; 332). Die *paginae* oder Schriftkolumnen begannen in der Rolle erst nach einem solchen ausgesparten und leer gelassenen Raum. Auf diesen leeren Platz, *extra ordinem paginarum*, hat Martial, wie ich meine, das Epigramm *Note licet nolis* eqs., das wir vor der ersten Nummer des neunten Buches antreffen und mit dem es seine besondere Bewandtnis hatte, gestellt. Denn die wirkliche Eröffnung des neunten Buches bildet ohne Frage das Stück, das wir nach dem Herkommen als Nr. 1 zählen und das die kaiserliche Regierung feiert. In jenem vorgeschobenen Epigramm aber erwähnt Martial, daß er porträtiert worden ist, und gibt Verse zum Besten, die in der Bibliothek des Avitus als Unterschrift seines Porträts zu dienen bestimmt sind. Das Prosabriefchen an Toranius aber stand in der Papyrusrolle, die Martial hier voraussetzt, auf demselben leeren Anfangsblatt mit dem Epigramm *Note licet nolis* vereint, und zwar unmittelbar über ihm angeordnet: was daraus zu entnehmen ist, daß es im Archetyp unsrer handschriftlichen Tradition eng mit dem Titel des neunten Buches selbst, respektive mit der Subscriptio des Torquatus Gennadius verwachsen ist.

Dies Briefchen ist zwar kurz, aber es ist vollständig. Daß es kurz, erklärt sich aus seinem Zweck, daß es vollständig, beweist seine Fassung. Denn das Billet beginnt mit dem *have* und schließt mit dem *vale*. Das „Guten Tag" ist der Anfang, das „Adieu" ist der Schluß. Dabei hat es, obschon es gut gefeilt ist und die üblichen rythmischen Satzklauseln zeigt, doch den Charakter des Gelegenheitsbriefchens: denn es fügt noch den Wunsch hinzu „wenn ich nächstens zu dir komme, nimm mich gut auf",

[1]) S. 494—496.

[2]) Antikes Buchwesen S. 142, 3.

para hospitium. Die kurze Fassung aber erklärt sich eben daraus, daß Martial nichts weiter als den außerordentlichen Charakter und Standort des gleich nachfolgenden Epigramms *Note licet nolis* rechtfertigen und erläutern will. Diese Epistel sollte also nicht auf das ganze Buch 9, sondern nur auf ein einziges Poëm Bezug haben. Toranius, und mit ihm auch das Publikum Roms, soll erfahren, daß der edle Avitus, der Martials Büste bei sich aufstellte, der diese Büste also gewiß auch anfertigen ließ, mit vollem Namen Stertinius Avitus hieß. Der Mann, der eine so große Sache zum Ruhm Martials getan, war natürlich ewig denkwürdig und sein Name mußte der Nachwelt unzweideutig erhalten, er mußte gesichert werden. Daher ist das Briefchen und das zugehörige Epigramm selbst vom Dichter in die öffentliche Ausgabe seines neunten Buches, und zwar an außerordentlicher Stelle, mit aufgenommen worden. —

„Wenn nun aber die Epistel des neunten Buches, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auf ganz anderer Stufe steht, als die übrigen Episteln (denn sie bezieht sich eben nicht auf das neunte Buch selbst, sondern auf ein Stück außerhalb des Contextes dieses neunten Buches), so ist damit auch die von Immisch gegebene, den zweiten Martialkodex betreffende Beweisführung, die sich ganz auf die den einzelnen Büchern ursprünglich mitgegebenen Praefationen bezieht, entkräftigt. Denn nun ist ja auch Buch 9, obwohl mit einer Epistel versehen, dennoch ohne Praefatio. Daß aber die Bücher 10 und 11, wie Immisch meint,[1]) dereinst auch Episteln aufwiesen, dafür bietet sich nicht die geringste Stütze. Und selbst wenn die Bücher 1—7 und 8—11 alle ursprünglich ja eine solche gehabt hätten, die nachher bis auf die des ersten und achten Buches von *V* mit Absicht unterdrückt worden wären: nicht einmal daraus würde folgen, daß die Bücher 8—11 in Codexform, und zwar noch von Martial selbst, veröffentlicht seien. Einen anderen Beweisgrund aber hat Immisch für den die Bücher 8—11 umfassenden Codex nicht beigebracht.

„Hinzu kommt, daß in den ersten Martialbüchern zwar vielleicht Epigramme sind, von denen man annehmen kann, daß sie erheblich später abgefaßt und veröffentlicht seien als diejenigen, in deren Nachbarschaft sie uns jetzt überliefert sind. Von Buch 8 an aber fehlen, abgesehen von dem zweimal redigierten zehnten Buche, dergleichen Epigramme ganz.[2])

„Wie indeß Immisch selber über das Anfangsbuch seines zweiten Martialcodex im Zweifel gewesen zu sein scheint, so auch, wie mich dünkt, über das Schlußbuch. Denn das zwölfte Buch hat er doch aus jenem zweiten Codex vielleicht bloß deswegen ausgeschlossen, weil in diesem zwölften Buche — zufällig, könnte man sagen — wiederum eine Epistel, und zwar in *G* sowohl wie in *V*, überliefert ist.

„Nun aber vermutet Immisch S. 516 f., daß bald nach Martials Tod ein dritter Codex, der die Bücher 8—12 umfaßte, ediert worden sei als Ersatz für den ohne das zwölfte Buch umlaufenden zweiten Codex. Die Existenz dieses dritten Codex, von vornherein nur für den Verteidiger des zweiten glaublich, ist schon mit der Beseitigung dieses zweiten wider-

[1]) S. 496.

[2]) Siehe DAU, De M. Valerii Martialis libellorum ratione temporibusque. Rostock 1887. p. 74.

legt. Denn gesetzt den Fall, es seien, wie Immisch S. 514 behauptet, einige Epigramme aus dem zehnten Buch, in das sie gehören, in das zwölfte fälschlich umgestellt: folgt denn daraus, daß sie dorthin umgestellt wurden durch denjenigen, der bald nach Martials Tod jenen dritten, die Bücher 8—12 umfassenden Pergamentcodex redigierte? Es fehlt dafür in Wirklichkeit jedes Anzeichen.

„Die Frage, ob überhaupt Gedichte aus dem zehnten Buch in das zwölfte versetzt worden, ist nach dem Gesagten ohne Belang. Doch sei auch auf sie eingegangen. Welche Stücke sollen das sein? Nach Immisch (S. 504—511) zunächst die Epigramme aus der Nervaanthologie XII 4; 5; 6a; 8; 11; sodann das Gedicht an Priscus XII 4 + 6b und die zwei Spottverse auf Ligia, XII 7. All diese Stücke stünden zu Unrecht in Buch 12; denn, erst in diesem Buch veröffentlicht, wären diese Sachen (abgesehen von dem zeitlosen Ligiaepigramm) nicht mehr aktuell gewesen. Das Ligiagedicht falle zudem ganz aus der Stimmung[1]) und stehe außerdem «unglückselig isoliert»,[2]) während es, an den Schluß von Buch 10 gestellt, durch das auf dieselbe Ligia gedichtete Epigramm X 90 besser in den Buchzusammenhang verwoben würde.[3])

„Freilich waren die Gedichte, im zwölften Buche ediert, nicht mehr aktuell. Aber Martial hat doch auch, als er im Jahre 98 das zehnte Buch zum zweitenmal herausgab, dem Publikum nicht bloß Gedichte, die er vor mindestens drei Jahren verfaßt, vorgesetzt, sondern sogar solche, die teilweise schon lange gelesen und belacht waren. Soll er also nicht im Jahre 101 Gedichte veröffentlicht haben können, die zum Teil schon vier Jahre alt, aber doch noch nicht vorher publiziert waren? Das eine muß uns für so möglich gelten wie das andere, und mir scheint also kein Grund vorhanden, anzunehmen, Martial habe die von Immisch aufgezählten Gedichte der Nervaanthologie und das Priscusbriefchen schon im zehnten Buch edieren müssen und wirklich ediert.

„Ebensowenig vermag ich die «lächerlich deplazierte» Stellung[4]) des Ligiagedichtchens in Buch 12 einzusehen. Vereinzelt steht es ja zwar an seiner jetzigen Stelle XII 7, und es mag wohl gar der Färbung der umliegenden Gedichte widerstreiten. Aber was verschlägt das in einem Epigrammenbuch? Hat doch sogar Catull, der Liebling des Martial, seine zwei Kußlieder durch das Flaviusgedicht, scheinbar gewaltsam, getrennt. Ja, man kann wohl sagen, daß die römischen Dichter, der Abwechslung halber, Gegensätzliches zuweilen gern nebeneinanderstellten, und auch wohl ab und zu ein Fremdes, gleichsam als Interpunktionszeichen, mitten unter Andersartiges hineinschoben. Catull bietet noch mehr Beispiele der Art,[5]) und Martial selbst handelt z. B. VI 2 u. 4 u. 7 von der *pudicitia*, die Domitian in Rom wiederhergestellt habe; er stellt die Anulkung der Paula VI 6 mitten dazwischen. Ebenso wendet sich Martial VII 1 u. 2 u. 5 gleicherweise an den Kaiser; durch die zwischengeworfenen Späße über Pontilianus und Oppianus VII 3 u. 4 stört er absichtlich den Zusammenhang.

1) S. 512.
2) S. 514.
3) S. 513.
4) S. 513.
5) Siehe Philolog. 63 S. 432; 468 ff.

„Dazu kommt, daß Immisch, wie mir scheint, doch wieder dem Martial dasselbe vorwirft, wovon er ihn freisprechen will:[1]) denn der Zweizeiler auf Ligia stand jedenfalls auch in der Nervaanthologie, in der er ja enthalten war, ebenso «unglückselig isoliert» wie nun im zwölften Buch. Auch das Gedicht X 90 handelt zwar schon von der Ligia; aber dies furchtbar unanständige Stück hat gewiß nicht mit in der Nervaanthologie gestanden, weil es erstens denn doch, wie wir zu sagen pflegen, etwas zu stark ist; weil es zweitens auch an einem ganz anderen Ort, ohne Zusammenhang mit den Nervagedichten, überliefert steht. Also hätte dann doch auch in dem kaiserlichen Papyrus, wo zudem solche Sünde noch viel sündhafter gewesen wäre, jenes Epigramm XII 7 unglückselig isoliert gestanden.

„Und so kann denn, meiner Meinung nach, aus mehreren Gründen von einer Umsetzung jener Gedichte aus dem zehnten in das zwölfte Buch nicht ernstlich die Rede sein. Welche Gründe hätten denn auch zu einer solchen Umstellung führen können?

„Nach Immisch hat der Redaktor, der für solche Umstellung verantwortlich zu machen wäre, zunächst das im Auge gehabt, daß er das dem älteren Priscus gewidmete, jetzt als XII 4 + 6b gezählte Gedicht aus dem zehnten in das dem jüngeren Priscus gewidmete zwölfte Buch versetzte. Aber mir scheint doch der Redaktor sehr wunderlich, der zugleich so zartfühlend war, Vater und Sohn zusammenzubringen, und zugleich so wenig zartfühlend, die Ligia, wie sie jetzt im zwölften Buch steht, von der Ligia des zehnten Buches so schmählich zu trennen! Aber Immisch glaubt, daß der Redaktor noch einen zweiten Grund für die Umstellung hatte. Das zehnte Buch schien ihm nämlich zu lang zu sein; und so hat er es zugunsten des zwölften beschnitten. Doch auch dies leuchtet nicht ein; denn ob die einzelnen Bücher länger oder kürzer sind, das ist doch eben in der Codexform viel gleichgültiger als in der einzelnen, durch technische Gründe begrenzten Papyrusrolle. Da man aber das allerdings auch jetzt noch etwas längere zehnte Buch in der Papyrusrolle anstandslos und ungeschmälert überlieferte, so lag doch später, bei Gelegenheit der von Immisch angenommenen Codexredaktion, um so weniger Veranlassung vor, das Buch zu verkürzen.

„All dies läßt uns an der Umstellungstheorie irre werden. Daß aber selbst, wenn solche Umstellung stattfand, sie nicht von dem herrührt, der nach dem angeblichen zweiten Codex den angeblichen dritten Codex redigierte, das habe ich schon oben berührt.“ —

So wenig es also einen Martialcodex gab, der zu des Dichters Lebzeiten seine ersten sieben Bücher umschloß, so wenig haben damals seine Bücher 8—11 oder 8—12 in einem zweiten Codex beisammen gestanden.

[1]) S. 514.

ANHANG II
zu S. 353.

Es ist notwendig, die wichtigen Martialepigramme XIV 184; 186; 190; 192, in denen uns zum erstenmal Litteraturbücher in der Form des gehefteten Pergamentcodex entgegentreten, noch einmal eingehender zu betrachten, und ich tue dies hier im Anhang, um die im Vorstehenden gegebene zusammenfassende Darstellung nicht durch disputatorische Abschnitte zu sehr zu zerreißen. Es ist das dritte Mal, daß ich in meinen Arbeiten über Fragen des antiken Buchwesens diese interessanten Gedichte bespreche; die Vermutung, daß wir es hier überall nur mit Auszügen zu tun haben, hat sich allmählich in mir befestigt und ist zur Überzeugung geworden. Nur den Cicerocodex:

XIV 188: Cicero in membranis.
Si comes ista tibi fuerit membrana, putato
Carpere te longas cum Cicerone vias,

nehme ich aus; er kann immerhin eine der kürzeren Ciceroreden vollständig enthalten haben. Im übrigen haben wir S. 346 ff. gesehen, daß auch der von Martial im Gedicht I 2 erwähnte kleine Codex keine Sammlung von Martialbüchern, sondern nur Exzerpte aus ihnen enthielt. Also auch da ein Exzerptencodex. Da nun ferner unter den im Buch XIV besprochenen Pergamentbüchern der Livius, XIV 190, sicher und zweifellos nur *periochae* des Livius enthalten hat (oben S. 349), so liegt bei der Ähnlichkeit und engen Zusammengruppierung der hier vorliegenden Epigramme schon an und für sich der Analogieschluß äußerst nahe, auch für Homer, Vergil und Ovids Metamorphosen ebendasselbe anzunehmen. In der Tat wüßte ich nicht, was dagegen sprechen könnte. Dazu kommt aber noch der zwingende Umstand, daß, wie ich S. 359 ausgeführt, das Format dieser Codices nur sehr klein war und es gradezu unvorstellbar ist, wie ein so kleines Buch alle 15 Metamorphosenbücher Ovids oder gar die 48 Bücher Homers vollständig enthalten haben sollte.[1] Bei der geringen Blatthöhe dieser Codices, die die Größe einer Hand nicht übertroffen hat, hätte die Dicke der Exemplare ganz exorbitant sein und alle Grenzen des Möglichen und Ausdenkbaren überschreiten müssen.

Für Homer, der folgendermaßen eingeführt wird:

XIV 184: Homerus in pugillaribus membraneis.
Ilias et Priami regnis inimicus Ulixes
Multiplici pariter condita pelle latent,

geben uns nun, wie schon S. 353 gesagt, die tabulae Iliacae und die lateinische Ilias des Homerus latinus von 1070 Versen eine erwünschte Bestätigung. Aber auch jene Periochae aus Homer, die man in den Ausgaben des Ausonius findet, bieten uns für das, was Martial hier meint, die trefflichste Anschauung; denn in diesen Periochae sind, so wie auch Martial es voraussetzt, beide Werke, Ilias und Odyssee, in kurzer und anschaulicher Nacherzählung nacheinander vorgeführt. Es handelt sich

[1]) Der Inhalt des Menandercodex von Kairo wird auf 6000 Verse berechnet.

somit in XIV 184 mutmaßlich gleichfalls um ein Buch in lateinischer Sprache.

Wenden wir uns zu Vergils Aeneis. Hier scheint es ganz besonders evident, daß Martial das ganze Epos nicht im Auge gehabt haben kann. Wer die beiden Martialepigramme:

XIV 186: Vergilius in membranis.
Quam brevis inmensum cepit membrana Maronem!
Ipsius et vultus prima tabella gerit.
XIV 190: Titus Livius in membranis.
Pellibus exiguis artatur Livius ingens
Quem mea non totum bibliotheca capit,

unter sich vergleicht, dem kann ihre auffällige Übereinstimmung nicht entgehen; denn in beiden herrscht dieselbe Kontrastierung *brevis membrana* und *inmensus Maro, exiguae pelles* und *ingens Livius.* Da nun, wie gesagt, der kleine Membrancodex des Livius, den der Dichter hier als Geschenk des Armen vorführt, sicher eine Liviusepitome war, so erzwingt schon die Analogie auch für die Aeneis ganz denselben Ansatz; und in der Tat hätte eine *brevis membrana* des oben S. 359 festgestellten Formats den vollständigen Text des Epos ja auch nimmermehr aufnehmen können, es sei denn, daß es sich um ein Kunststück in Notenschrift handelte, gleich dem Homer in der Nuß (oben S. 282). Nach meiner Meinung genügt zur Erklärung dessen, was Martial voraussetzt, schon durchaus der Vergleich der zehnzeiligen Aeneisargumenta, Anthol. lat. N. 1, die unter Ovids Namen gehn. Es scheint mir wichtig, daß diese Argumenta mit Vergil schon in einer hochehrwürdigen Handschrift, dem alten Vergilvaticanus 3867 (*R*) des 5. oder 6. Jahrhunderts verbunden sind. Dies Aeneiscompendium, das fälschlich Ovids Namen trägt, umfaßt im ganzen 142 Zeilen, hat also in einem kleinen gehefteten Büchlein immerhin 6 bis 7 Seiten zu 24 Zeilen anfüllen können, und es handelte sich also bei Martial XIV 186 eventuell nur um ein pergamentenes Triptychon. Man beachte noch, daß auch jener „Ovidius“ selbst im Vorwort seines Aeneisauszugs v. 7 f. gradeso wie Martial die Vorstellung erwecken will, daß es das *totum corpus* der Aeneis sei, das er gebe:

Bis quinos feci legerent ut carmine versus,
Aeneidos totum corpus ut esse putent.

Ich halte sonach für möglich, daß Martial eben diese Argumenta des „Ovidius“ wirklich vor sich hatte. Die Verstechnik derselben entspricht der Zeit des Nero; das *o* in *cupio* und *adfirmo* wird da noch lang gemessen.[1])

Nicht ganz so dünn ist dagegen der von Martial XIV 184 vorausgesetzte Homercodex gewesen, wie die Worte *multiplici pelle condita* verraten; er mag demnach einen Text von 2000 bis 3000 Versen enthalten haben; und ebenso stand es endlich mit Ovid, wie Martials Epigramm:

XIV 192: Ovidi Metamorphoses in membranis.
Haec tibi multiplici quae structa est massa tabella,
Carmina Nasonis quinque decemque gerit

[1]) Ueber dies Kriterium vgl. J. Middendorf, Elegiae in Maecenatem, Marburg 1912, S. 16 f.

ergibt. Der Livius und Vergil waren dünne Hefte, der Homer und Ovid hatten gleicherweise *multiplicem pellem* und *multiplicem tabulam.* Gleichwohl können wir nicht ansetzen, daß in diesem Fall das Format der massiger zusammengelegten *membranae* größere Seitenhöhen und Blattflächen hatte als in den anderen Fällen; das Pergamentbuch kann die Höhe und Breite einer Wachstafel damals überhaupt noch nicht überschritten haben. Denn in der Überschrift des ersten dieser Epigramme, XIV 184, das den Homer betrifft, finden wir die Bezeichnung *pugillares*, die eben dies Größenmaß voraussetzt, ausdrücklich erwähnt; und nur um die Monotonie zu vermeiden, hat Martial das *in pugillaribus*, das über Nr. 184 steht, über den folgenden Nummern 186, 188, 190, 192 nicht noch einmal hinzugesetzt. Dagegen macht er über XIV 7 wieder denselben Zusatz und befestigt uns dadurch in der Überzeugung, daß er hier überall das gleiche Format der *pugillares* vor sich hatte. Das *esse puta ceras* (XIV 7)[1]) gilt hier wie dort. Der Ovidcodex würde nun also, wenn er das angezeigte Werk vollständig enthielt, bei einer Höhe von nur 14 Zentimeter (vgl. S. 260) aus etwa 231 Blättern oder 30 Quaternionen, der Homer gar bei gleicher Blatthöhe aus 535 Blättern oder 67 Quaternionen[2]) bestanden haben müssen, was gradezu undenkbar ist. Dabei sind von mir für die Seite 26 Zeilen berechnet, ein Ansatz, der für das Format der *pugillares* wahrscheinlich noch zu hoch ist. In Wirklichkeit würde also die Zahl der Quaternionen sogar noch höher anzusetzen sein. Auf alle Fälle wären die Codices ungefähr so dick wie breit gewesen, wahre Monstra, sie hätten nahezu die Form des Kubus gehabt, und jeder Vernünftige würde sie in mehrere Codices zerlegt haben. Wir haben bisher versäumt, uns die Sache klar vorzustellen; sonst wäre das Richtige längst ausgesprochen worden: es kann auch in diesen Fällen sich nur um eine Epitome handeln. In der Tat hat es im Altertum auch vom ovidischen Metamorphosentext wirklich Abkürzungen gegeben; eine solche *breviatio* desselben in Prosa besitzen wir noch;[3]) über ein anderes Compendium von Verwandlungsgeschichten, das früh vorhanden war und vielleicht aus Ovids Werk selbst seinen Inhalt geschöpft hatte, handelt A. Leuschke, De metamorphoseon in scholiis Vergilianis fabulis, Marburg 1895. Wer die von Leuschke erörterte Frage aufnimmt, wird das von Martial 14, 192 erwähnte Metamorphosencompendium, wie ich meine, hinfort mit in Erwägung zu ziehen haben.

Der in Ägypten aufgefundene Auszug aus Livius, der mit den uns sonst erhaltenen Liviusperiochae nicht identisch ist, verrät, daß in der Kaiserzeit die Breviarien sich wiederholten, sich häuften und verschiedene Form annahmen und daß uns keineswegs alles Klägliche, was in dieser Gattung existierte, erhalten ist. Man wird demnach auch nicht verlangen, daß die im vierzehnten Buch von Martial aufgeführten Epitomen aus Homer, Vergil und Ovid, auch dies ohne Frage armselige Bücher, in der

---

[1]) Oben S. 346.

[2]) Homer hat 27803 Verse, das sind 1069 Seiten zu 26 Zeilen, also 535 Blätter; Ovids Metamorphosen enthalten 11996 Verse, also 462 Seiten oder 231 Blätter des gleichen Umfangs.

[3]) Siehe M. Schanz, Gesch. der röm. Litt. § 313.

Litteraturgeschichte des Altertums breitere Spuren hinterlassen haben müßten. Nur ein blinder Zufall ist es gewesen, der uns die Liviusperiochae und die Aeneisperiochae, von denen Martial redet, wirklich doch in die Hände gespielt hat.

Justin epitomierte den Pompejus Trogus. Dabei zeigt uns Justin, wie ich noch hervorheben möchte, daß in solchem Fall trotz der großen Textverkürzung die Buchteilung und Buchzählung der Vorlage vom Epitomator doch sorglich beibehalten zu werden pflegte; und eben dies scheint auch Martial für das Ovidcompendium vorauszusetzen, indem er, XIV 192 v. 2, ausdrücklich die Zahl der fünfzehn Bücher, die in dem Compendium enthalten seien, erwähnt. Daher glaube ich, daß Vollmer in seiner neuen Ausgabe des Homerus latinus, des lateinischen Iliascompendiums, die Buchteilung und Buchzählung der Ilias, die von den Handschriften dargeboten wird, nicht hätte unterdrücken sollen.[1]) Auch in den vorhin angeführten Periochae des Pseudo-Ausonius ist sie gewahrt und der Darstellung zugrunde gelegt.

---

[1]) Ueber das Verhältnis dieses Homerus latinus zu Homer und zugleich zu den ilischen Tafeln gibt Brünings S. 212 zitierter Aufsatz genauere Auskunft.

Zusätze und Berichtigungen.

S. 12 Anm. 4: vgl. auch W. Christ, Sitz.ber. Münchener Akad. 1893 S. 100 f.

S. 12 f.: Daß im Kranz des Meleagros Einzelüberschriften standen, die den Namen des Dichters, aber nur ihn nannten, bestätigt der Papyrus etwa des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Berl. Klassikertexte V 1 S. 75), wo *Μελεαγρου* und hernach *τουαυτου* als Ueberschriften zwischengestellt sind; ähnlich das *ἄλλο* auf einem Ostrakon (ebenda S. 78). Eine Art Anthologie sind auch die Epicharmsprüche auf dem Hibehpapyrus (ca. a. 250 v. Chr.), wo zwischen den Einzelsprüchen, die durch *παράγραφος* getrennt sind, solche Sachanzeigen wie *ποτιπονηρον, ποταγροικον* u. a. als Ueberschriften stehen (Crönert, Hermes 47 S. 402 ff.; oben S. 300).

S. 21: Zu den Pausaniashandschriften auch H. Hitzig in Mélanges Nicole, Genf 1905, S. 261 f.

S. 30: Zu Seneca vgl. H. Wirth, De Vergili apud Senecam philos. usu, Freiburg 1900. Weiteres über ungenaue Zitate O. Ribbeck, Proleg. ad Vergil. p. 201 f.

S. 33 Z. 5 von unten: es ist „Sisenna" statt „Scaurus" zu lesen.

S. 36: Die Beispiele für den Nutzen der Uebersetzungen ließen sich leicht vermehren; ich nenne noch die lateinische zum Sextus Empiricus (ed. Mutschmann).

S. 47: Nieschmidt hat gezeigt, daß Cicero in seinen philosophischen Schriften griechische Vokabeln stets mit lateinischen Lettern schrieb; daher also auch *care* für *χαῖρε* cod. Erlang. De fin. 1, 9. Minder konsequent war darin Seneca: zu den von Nieschmidt gegebenen Beispielen ist Sen. Epist. 51 fin. *quos stylitas Aegyptii vocant* hinzuzufügen (Radermacher in Wiener Stud. 32 S. 210). Die Mahnung, daß unsere Editoren auf diese Dinge mehr acht zu geben haben, möchte ich angesichts der Hilbergschen Ausgabe der Hieronymusbriefe wiederholen. Hilberg druckt Epist. 18, 18, 4 *ἄνθρακα*, wo die Handschriften *antea*; der Archetyp hatte also *antraca*, was zu *antraea, antrea* verlesen worden ist; Epist. 22, 28, 5 *γέρων vulgo ποππύζων*, wo deutlich lateinische Schrift; ebenso Epist. 41, 3, 2 *quos appellant caenonus*, u. a. m. Wird Epist. 108, 8, 1 *odoeporicum* vom Editor so beibehalten, so muß dies auch für jenes *caenonus* gelten; ebenso für *trionymum* Epist. 108, 9, 1.

S. 67 Anm. 4: Ludwichs Ausgabe des Musaeus ist inzwischen (Bonn 1912) erschienen; sie befriedigt die von mir geäußerten Wünsche indes nur zum Teil.

S. 72: Zu den angeführten Längungen in Hebung können noch folgende Beispiele hinzugefügt werden:

Vergil Aen. 3, 702: Inmanisque Gela fluvii cognomine dicta
Tibull 1, 6, 34: Servare, frustra clavis inest foribus.

Ueber die zitierte Vergilstelle Aen. 3, 702 urteile ich jetzt anders als im Philol. 57 S. 616. Dagegen glaube ich an den Spondeus *forte* im Aetna 291 auch jetzt noch nicht (s. ebenda S. 629). Wohl aber finden in diesem Zusammenhang auch noch die Verse:

Aetna 433: Quamvis aeternum pingue scatet ubere sulphur,
Aetna 471: Pars lapidum domita, stanti pars robora pugnae,

ganz abgesehen vom Einfluß der sogenannten Position, ihre Erklärung.

S. 76: Der Reim, das Homoeoteleuton benachbarter gleichartiger Verse, wurde gemieden; daher ist bei Horaz Od. IV 8, 15 *celeris fuga* zu lesen. Ausnahmen wie Verg. Aen. 10, 804 f.: Horaz Od. II 20, 21 f. dürften sich selten finden. Unbedenklich gestattet ist solcher Reim dagegen bei Versen ungleicher Länge wie Hor. Epod. 1, 12 u. 13; Od. IV 1, 22 f.

S. 77: Die Klanganapher steht bei Theokrit und seinesgleichen im Hexameter nicht nur bei bukolischer Cäsur, sondern ebenso auch, wo diese fehlt und der Vers nur im dritten Fuß Einschnitt hat. Immerhin begünstigte die Klanganapher die Verwendung der bukolischen Cäsur und hat sie oft hervorgerufen.

S. 78: Betreffs des Sigmatismus sei noch an Euripides erinnert; Eustathius gibt

uns p. 1170 eine Anekdote über den *φιλοσίγματος Εὐριπίδης* und die *σίγματα Εὐριπίδου*. Das Getadelte betraf in diesem Fall aber vielmehr das *s* im Wortinnern, wie in *κόσσαβος* für *κότταβος*.

S. 82: Die Redner bildeten bisweilen absichtlich auch unregelmäßige Klauseln, um durch die Härte im Silbenfall Hartes und Schmerzliches zum Ausdruck zu bringen; dies sagt uns Ps.Asconius p. 192, 28 ed. Stangl.

S. 83: Für antike Kommentare, die den zu erklärenden Text nicht mitenthielten, ist übrigens Asconius das bekannteste Beispiel; auch an den Didymuspapyrus (ed. Diels) sei noch als Beispiel eines Demostheneskommentars erinnert. — Was den S. 83 von mir angeführten Horazkommentar des Terentius Scaurus betrifft, so liegt es bei flüchtiger Betrachtung nahe, ihn nur auf die Ars poetica allein zu beziehen; so die Früheren, so auch Vollmer (Philol. Suppl. Bd. X S. 278 Anm.). Charisius zitiert p. 202 K. so: *„impariter“ Horatius epistolarum „versibus impariter iunctis“ ubi Q. Terentius Scaurus in commentariis in artem poeticam libro X „adverbium“ inquit „figuravit“*; genau entsprechend derselbe p. 210: *primus pro in primis ut Maro „Troiae qui primus ab oris“, ubi Q. Terentius Scaurus commentariis in artem poeticam libro X* eqs. Gegen jene Auffassung habe ich jedoch De halieuticis S. 199 und Rhein. Mus. 38 S. 199 Anm. 2 unabhängig von Zangemeister geltend gemacht, daß ein zehnbücheriger Commentar zu einem Büchlein wie die Ars poetica innerhalb der lateinischen Grammatik wohl etwas ganz Unerhörtes und Unglaubliches ist, daß aber die Zahl X hier in einem ganz anderen Sinne mit ihr verbunden sein kann; denn Horaz hat just zehn Bücher hinterlassen; schrieb Scaurus zu jedem dieser Bücher einen Kommentar, so war der zur Ars just der zehnte. Daher auch der Plural *commentariis*; wäre es nur ein Kommentar zur Ars gewesen, so wäre *commentarii in artem poeticam libro X* zu erwarten. Auf alle Fälle hat es mit diesem Titel seine besondere Bewandtnis; denn es kommt meines Wissens bei den lateinischen Grammatikern sonst nie vor, daß Kommentare mit so genauer Titelgebung angeführt werden. Ich entsinne mich nicht, daß bei ihnen sonst Kommentare mit Buchzahlen erscheinen. Wir haben also nichts, was wir vergleichen könnten und müssen den obigen Wortlaut aus ihm selbst erklären. Ich weise darauf hin, wie Rufinus VI K. 561, 1 die Plautuskommentare einführt: *Sisenna in commentario Poenuli Plautinae fabulae sic . . . in Pseudulo sic . . . Scaurus in eadem fabula sic* eqs. Diese Kommentare haben den Plautustext selbst gewiß nicht mit enthalten. Die Kommentarrolle zum Pseudolus war aber selbst augenscheinlich auch *Pseudolus* überschrieben, und so konnte in Kurzform *Sisenna in Pseudulo, Scaurus in Pseudulo* zitiert werden. Es ergibt sich hiernach, daß auch die Einzelbücher des Horazkommentars, von dem wir handeln, entsprechend mit Separattiteln versehen sein konnten: *in carminum I, in epistularum I, in artem poeticam,* und dazu trat dann in diesem Fall noch eine Durchzählung der Bücher des Kommentars, die der richtigen Anordnung der Rollen diente, hinzu. Diese Durchzählung aber erklärt sich daraus, daß auch die Horazbücher selbst wirklich so durchgezählt worden sind, eine Tatsache, die uns z. B. Diomedes S. 527 mit den Worten *liber quintus qui epodon inscribitur* sicher stellt. Es ist danach klar, daß es auch einen *liber decimus qui Ars poetica inscribitur* gegeben haben muß. Das Charisiuszitat, von dessen Besprechung ich ausging, ist also, genau genommen, so wiederzugeben: „Terentius Scaurus in seinen Kommentaren, und zwar zur Ars poetica, das ist im zehnten Buch.“

S. 100: Zu Herodot sei jetzt W. W. How und J. Wells, A commentary on Herodotos, 2 Bände, Oxford 1912, hinzugefügt.

S. 107: J. Marouzeau hat, wie ich sehe, in seiner trefflichen Arbeit L'emploi du participe présent latin (Extrait des Mém. de la soc. de linguistique XVI, 1910) den passivischen Gebrauch des Participium praesentis in Zweifel gezogen; doch beschränkt er seine Sprachbeobachtung auf die Zeit der Republik. Ueber passivisches *intolerans* s. Schmalz in Berl. philol. W.schr. Bd. 33 S. 785. Auch an das vulgärlateinische *amantissimus* für *amatissimus* ließe sich noch erinnern.

S. 108 f.: Ueber das Verhältnis des Sophokles zu Herodot handelt neuerdings Joh. Rasch, Sophocles quid debeat Herodoto eqs., Leipzig 1913 (Commentat. philol. Jenenses X 2); s. bes. S. 92 ff. Indes hat Rasch für die Antigonestelle das, was wesentlich, nicht gesagt.

S. 112 Anm. 1: Nicht Wilhelm, sondern Hauser ist der Verfasser des Aufsatzes in Oesterr. Jahreshefte 1909 S. 81 f. Ablehnend äußert sich H. Blümner, Technologie und Terminologie I² S. 113.

S. 114: Für das Problem der Bühne des attischen Theaters kommt C. Fensterbusch, Die Bühne des Aristophanes, Leipzig 1912, hinzu, der das *ἀναβαίνειν* richtig auffaßt.

S. 122: Das Trinkgefäß als Braut im Catalepton XII ist zustimmend besprochen von de Witt im American journ. of phil. 32 (1911) S. 452.

S. 127 f.: Zur Interpunktion in griechischen Texten vgl. das Fragment *περὶ στιγμῶν* bei Bachmann, Anecdota II S. 316 und Norden, Hermes 27 S. 622 f.

S. 129: Dem objektlosen *tu ne quaesieris* bei Horaz, Od. I 11, 1 entspricht am schlagendsten das absolut gesetzte *quaere* bei Plautus, Miles 200; Persa 47.

S. 130 f.: Ueber die Notation der alexandrinischen Philologen, die die Personenverteilung im griechischen Drama betraf, s. A. Römer, Abhandl. d. bayer. Akad. 19 (1892) S. 633 f.

S. 130 ff.: Die Zahlen vor den Ueberschriften sind zu hoch; statt 6 ist 5 zu lesen u. s. f.

S. 133: Die Frage nach der Umschrift älterer griechischer Texte ist jetzt wesentlich geklärt durch Rudolf Herzog, „Die Umschrift der älteren griechischen Litteratur in das jonische Alphabet", Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel, Leipzig 1912. Die Grammatiker Aristophanes und Aristarch setzen solche Umschrift für Homer, Pindar und andere Texte als Tatsache voraus, und in der handschriftlichen Ueberlieferung selbst sind Reste der älteren Schreibart, besonders *ο* für *ω*, z. B. bei Hesiod und Pindar, noch zahlreich vorhanden. Die Umschrift muß in Griechenland im 4. Jahrhundert v. Chr. durchweg erfolgt und allerorts von den Schullehrern auf staatliche Anregung hin ausgeführt worden sein. Gilt dies nun auch für Homer, so folgt daraus, daß auch der Homertext dereinst in altattischer Schrift aufgesetzt war, und dies führt nicht allein zu der Annahme, daß die Buchung Homers durch Pisistratus oder Hipparch (vgl. oben S. 277) doch ernst zu nehmen ist (Herzog S. 61), sondern auch zu der wichtigeren, daß die Staatsexemplare von Massilia, Kreta und anderen Plätzen, die jene alexandrinischen Grammatiker ihren homerischen Textstudien zugrunde legten (oben S. 309), von der athenischen, voreuklidischen Homerausgabe stark beeinflußt und gradezu durch Abschrift von ihr abhängig gewesen sind.

S. 138: Daß bei der Elision im Latein der Vokal vollständig verklingt, sagt uns auch Hieronymus Epist. 20, 5, 2.

S. 139: So wie *M. Accius Plautus* aus *Maccius Plautus* wurde, schrieb auch Cassius Dio 57, 20, 3 *Γάιος Λουτώριος Πρίσκος*, während in seiner Vorlage *Clutorius Priscus* gestanden haben muß: s. Prosopographia imp. Rom. I S. 425.

S. 139 Anm. 4: Zu den *notae iuris* vgl. Steffens, Lat. Paläogr.² (1909) S. XXXIV und Johnen a. a. O. S. 159.

S. 145: Zu Theophrast Charakt. 4, 11: mit Unrecht, wie ich meine, setzte Diels das Zeichen der Lücke hinter *ἀναμιμνησκόμενος*. Denn das *ἀπαιτεῖν* gehört sachlich zu *τῆς νυκτός* und muß also auch mit ihm zusammenstehn; denn darin liegt das Rüpelhafte des Benehmens des Bauern, daß er den Gegenstand „nachts zurückfordert", „indem er schlaflos daran denkt", nicht aber, daß er ihn „zurückfordert", „indem er nachts schlaflos daran denkt". Wenn Theophrast den Infinitiv sonst gern an den Schluß der Sätze stellt, so pflegt alsdann doch keine so breite Partizipialkonstruktion, wie hier, voraufzugehen.

S. 146: Ueber die Lücke in Tacitus' Dialog aufklärend K. Barwick, Rhein. Mus. 68 S. 279 ff.

S. 149 Z. 1: Es ist Tibull I 4 statt Tibull I 3 zu lesen.

S. 149: *εὖρες* war neben *ηὖρες* auch schon attisch; die Byzantiner aber brachten es, wie gesagt, auch da in die Texte, wo ein *ηὖρες* überliefert stand.

S. 154: Ueber Doppeltitel in der Komödie handelt Nicola Terzaghi, Fabula, Mailand 1911, Bd. I S. 23 ff., doch ohne die Arbeit von W. Bender, De graeca comoediae titulis duplicibus, Marburg 1904, zu kennen.

S. 173 f.: Zur Erläuterung der Schwierigkeiten, die grade oft kleinere Gedichtkompositionen bereiten, hätte ich vor allem das erste Gedicht in der Monobiblos des Properz anführen sollen, von dessen Interpretation die Properzchronologie ausgehen muß. Denn es ist besonders erstaunlich, daß dies vielgelesene Gedicht von den wenigsten richtig verstanden worden ist; das Zutreffende hat H. Hollstein, De Prop. monobibli sermone etc. (Marburg 1911) S. 61 ff. nach dem Vorgang von Giac. Giri gegeben, und erst dadurch ist die richtige Datierung des „ersten Buchs" des Properz möglich geworden, über die ich S. 86 referiert habe. Seine Abfassung erstreckte sich über die Jahre 40—31. Daß in der Monobiblos Gedichte ganz verschiedenen Stils vereinigt sind, muß jeder achtsame Leser wahrnehmen; dieser Umstand erklärt sich nur daraus, daß sie sich auf etwa neun Jahre verteilen.

S. 178 Anm. 3: Zur Ars poetica vgl. auch Joh. Vahlen, Sitz.Ber. Berl. Akad. 1906 S. 589 ff. und Cauer, Rhein. Mus. 61 S. 232 ff.

S. 180: Zum Verständnis der Mosella des Ausonius ist auch noch an die gleichzeitigen Peregrinationen zu erinnern, wie die der Silvia ad loca sancta.

S. 181 Anm. 1: Zur Theorie des Briefes vgl. auch Rabe, Rhein. Mus. 64 S. 289 ff.

S. 183: Bühnenanweisungen für den Schauspieler kommen in den erhaltenen

Dramentexten nicht vor, wohl aber in den Ueberresten des Mimos, die O. Crusius im Anhang seines Herodas abdruckt.

S. 186 Anm. 5: lies: Freilich nicht immer die neuere Komödie.

S. 190 Zeile 9 von unten: lies *εὔσεπτον* statt *σεὔεπτον*.

S. 190—194: Meine Ausführungen über den Oedipus Rex und seinen Grundgedanken waren schon gesetzt, als ich die Rektoratsrede von S. Sudhaus, „König Oedipus' Schuld", Kiel 1912, durch die Güte des Verfassers erhielt. Ich freue mich, in wesentlichen Punkten mit ihm zusammengetroffen zu sein.

S. 203: Meine Auffassung des Verhältnisses des Quintus Smyrnaeus zu Vergil findet in dem Aufsatz von P. Becker, Rhein. Mus. 68 S. 68 ff. eine Bestätigung. Daß die Aeneis, wie ich dargelegt habe, auch bei den Griechen gelesen wurde, ja, ziemlich verbreitet war, lehrt jetzt auch unter den Oxyrhynch. Pap. Bd. 8 die Nr. 1099, wo wir sehen, wie ein Grieche in Oxyrhynchos sich die lateinische Aeneis vornimmt und einzelne Worte des 4. und 5. Buches ins Griechische übersetzt. Das Blatt stammt aus dem 5. Jahrhundert; so wird also auch der Grieche und Aegypter Claudian verständlich, der als fertiger poeta Vergilianus von Alexandria nach Rom übersiedelte. Der Text wird übrigens dortselbst durch *expl lib. IIII, inc lib. V* unterbrochen.

S. 203 Anm. 6: Ueber Tryphiodor und Vergil ist von Noack im Hermes 27 S. 459 gehandelt worden. Der von mir dort zitierte Aufsatz Noacks im Rhein. Mus. 48 betrifft die Helenaepisode und war zu S. 160 anzuführen.

S. 206: Im Gegensatz zu Reitzenstein und zugunsten meiner Auffassung erwähne ich noch, daß der Tropus, der den Eros in seinen Wirkungen mit der Schlange vergleicht, in der Sprache der Erotik so verbreitet und so naturgemäß war, daß Plutarch De amore (Bd. VII S. 135 ed. Bernadakis) auch, ohne die Schlange selbst zu nennen, schreibt: *τὰ δ' ἐρωτικὰ δήγματα, κἂν ἀποστῇ τὸ θηρίον, οὐκ ἐξανίησι τὸν ἰόν.* Das *θηρίον* ist eben *ὁ ἔρως.* Auch dies dient zum Verständnis des Orakels bei Apuleius.

S. 213 f.: Ein Problem bildet die Anordnung der Bücher des Sextus Empiricus; dies ist trefflich aufgeklärt von Mutschmann ed. I S. XXV f. Rühmenswert war die Leistung Lachmanns, der aus dem zerrütteten Corpus der Gromatiker den Agennius herstellte; vgl. Mommsen, Hermes 27 S. 114.

S. 214: Vielleicht habe ich oben über die Heroiden Ovids zu kurz referiert. An der Echtheit der ersten 14 Stücke dieser Sammlung zu zweifeln, fehlt ein hinlänglicher Grund; zu diesen 14 kommt aber noch der Sapphobrief Ovids (ob wir nun den erhaltenen Sapphobrief als echt einsetzen oder nicht) hinzu. Für diese 15 Nummern reichte eine Papyrusrolle nicht aus; sie ergeben vielmehr drei richtige Buchumfänge zu je fünf. Die Briefe 16—21 halte ich für unecht. Stammen sie aber dennoch von Ovid, so schrieb sie der Dichter doch jedenfalls sehr viel später, zu einer Zeit, als die Nr. 1—15 längst im Publikum waren. Für die Frage nach deren Bucheinteilung ist also die Existenz der Nr. 16—21 ohne Belang.

S. 218 f.: Als Beispiel für den durch sorgfältige Analyse des Textes gewonnenen Nachweis doppelter, ja, häufigerer Redaktion eines Werkes kann jetzt neben Eusebius' Kirchengeschichte auch des Polybius Geschichtswerk angeführt werden; dies danken wir der glänzenden Untersuchung Laqueurs; s. R. Laqueur, Polybius, Leipzig 1913; vgl. die Besprechung Soltaus im Litterar. Centralblatt 64 (1913) Nr. 18.

S. 221: Aehnlich wie im Hesiod Erga v. 383 steht es auch im Aristoteles; öfters fehlt bei ihm, besonders in der Metaphysik, eine Ueberleitungspartikel von Buch zu Buch; wo dies der Fall, ist ursprünglicher Rollenanfang anzusetzen (W. W. Jäger, Entstehungsgeschichte der Metaphysik, Berlin 1912, S. 156).

S. 223 ff.: Zum Thema vom Plagiat vgl. jetzt auch C. Hosius in Neue Jahrbb. Bd. 31 (1913) S. 176 ff.

S. 223: Betreffs der Platobriefe vgl. auch A. Brinkmann, Rhein. Mus. 66 S. 226 ff.

S. 225 Anm. 2: Ich möchte noch bemerken, daß die auffällige Wendung *deponere oculos* bei Horaz Od. I 36, 18 im Thesaurus l. lat. keine Beachtung gefunden und nicht angeführt ist. Manilius 4, 875 scheint sich aus der Horazstelle zu erklären.

S. 234 Anm. 5: Die Arbeit von W. Holtschmidt, De Culicis carminis sermone et de tempore quo scriptum sit, ist inzwischen, Marburg 1913, erschienen.

S. 236: Interessant ist, wie Hieronymus epist. 84, 11 die einzige Schrift, die von Pamphilos existierte, für unecht erklärt: *date quodlibet aliud opus Pamphili, nusquam repperietis; hoc unum est; unde igitur sciam quod Pamphili sit?* eqs.

S. 239: Die Ausführungen Middendorfs werden durch Schmalz in der Wochenschrift f. kl. Phil. 1913 S. 515 ff. weiter erhärtet; ebenso urteilt auch H. Oldecop, De consolatione ad Liviam, Göttingen 1911; belanglos die Bemerkungen von Jul. Ziehen in Deutsche Litt.Ztg. 1913 S. 350. Der Aufsatz von R. Ellis über die Mäcenaselegien, den Middendorf S. 18 zitiert hat, ergibt nichts, wodurch sich der von mir vertretene Zeitansatz erschüttern ließe.

S. 242: Zu den modernen Fälschungen gehört auch das Palimpsestblatt, das Giac. Cortese in Rivista di filol. 12 S. 396 in ungeschickter Nachahmung veröffentlichte: der Inhalt betrifft den römischen Historiker Postumius Albinus, der sein Werk dem Ennius gewidmet habe; den Nachweis der Unechtheit gab L. Traube in Abhandl. d. bayer. Akad. 24, 1 S. 47 f.

S. 247: Wenn ich mit Hinweis auf das „Buchrolle in der Kunst“ Abb. 80 vorgeführte Vasenbild kurzweg von Stesichoros rede, der die Rolle im Schoß hat, so kann man diese Benennung beanstanden; es handelt sich um einen Kylix aus Naukratis, der uns einen alten Mann sitzend zeigt; auf der Fläche der offenen Buchrolle, die er hält, stehen Buchstaben, die nicht wirklich den Namen jenes Dichters selbst, sondern vielmehr nur die Worte ergeben: *στησίχορον hύμνον ἄγοισαι.* Da nun aber das Adjektiv *στησίχορος* in der Litteratur sonst nirgends vorkommt und da der sitzend vortragende Mann auf dem Bilde zugleich als alter Mann und als Sänger mit Sorgfalt charakterisiert ist, so ist es wohl klar, daß nur Stesichoros gemeint sein kann und daß jene Worte deshalb gewählt sind, weil eben er hier hat dargestellt sein sollen. Die Worte sollten und mußten jeden Betrachter an ihn erinnern. Zurückhaltend äußert sich hierüber R. Herzog, Die Umschrift der älteren griechischen Litteratur S. 16.

S. 255: Der Tatsache, daß bei den Griechen der Gebrauch der *διφθέραι* nicht alt, widerspricht nicht das Sprichwort *ἀρχαιότερα διφθέρᾳ λαλεῖς* (Erasmus Chiliad. I cent. 5), das nur darauf hinweist, daß Membrane sehr alt werden kann: „du redest Dinge, die älter oder alberner sind, als altes Leder.“

S. 258: Auch Hieronymus setzt, Epist. 107, 10, 1, *aurum*, wo er von Goldwebereien redet: *aurum in fila lentescens.*

S. 260: Für das Tilgen der Schrift auf der Wachstafel sei noch das Sprichwort zitiert: *imis, quod aiunt, ceris eradere*, Hieron. epist. 9, 2.

S. 260 Zeile 11: lies *tabula* statt *tubula.*

S. 263: Auch umfangreiche Inschriften auf Erz zerfielen nicht nur in verschiedene Tafeln, sondern diese wieder in *paginae* und *loci*; vgl. die Zitierweise *tab. I pag. II loc. XXXXIIII* auf den Militärdiplomen CIL. III 2, 850.

S. 266 Anm. 2: lies *ita sint* statt *ita sini.*

S. 269: Die These, daß *pagina* ein kleiner *pagus* ist, wird durch *fiscina* „Körbchen“ bestätigt; denn *fiscina* ist ein kleiner *fiscus.*

S. 275: Ueber *λόγος* im Sinne von *ὅλον βιβλίον* s. auch W. W. Jäger, Entstehungsgeschichte der Metaphysik, Berlin 1912, S. 153 f.

S. 279 Anm. 5: Die *charta Augusta* wurde *in honorem Augusti* ganz in derselben Weise benannt, wie Herodes Samaria *Σεβαστή* nannte *in honorem Augusti* (Hieronym. epist. 108, 13, 4).

S. 290: *scedula* braucht Hieronymus öfter vom Brief: *scedulae angustia* Epist. 11, 1; *cartae scedulam* Epist. 8, 3. Hilberg pflegt gegen die guten Handschriften *schedula* zu drucken; vgl. auch Epist. 83, 1 und sonst; dagegen *in scidulis* Epist. 114, 2. Das deutsche „Zettel“ wird von *schedula* hergeleitet, setzt aber eben dieselbe Orthographie *scedula* voraus (zum Doppel-*t* in „Zettel“ vgl. das in *Quitte*: Glotta III S. 244).

S. 292: Daß *libellus* von dei *tabula* sorglich unterschieden wird, also prinzipiell nicht das Tafelbuch, sondern das gerollte Büchlein bedeutet, zeigt uns auch noch im 4. Jahrhundert auf das schönste das Edikt des Diocletian CIL. III S. 831, wo 25 Denar als zu zahlender Preis für je 100 Zeilen angesetzt werden *tabellanioni in scriptura libelli vel tabularum.*

S. 294: Zur *monobiblos* verlohnt es Hieronym. epist. 33, 4, 4 anzuführen, wo es in der Aufzählung der Werke des Origenes heißt: *in Canticum Canticorum libros X et alios tomos II quos super scripsit in adulescentia, in Lamentationes Hieremiae tomos V, item inquit Monobibla*; hier ist das *inquit* sinnlos, aber nicht etwa zu tilgen, sondern aus *quinque* verschrieben; daß *quinque* zu lesen ist, wird durch das *item* bewiesen. Es waren also fünf zusammenhängende *tomi* zu den Lamentationes, die ein Werk ausmachten, und außerdem fünf Monographien, die unter sich nicht zusammenhingen; ähnliche Sammlungen oder Serien von Monobibla habe ich Rhein. Mus. 64 S. 394 f. besprochen. Der lateinische Ausdruck für Monobiblos ist *liber singularis*; er findet sich besonders häufig im Schriftenkatalog der Digesten. So lehrt uns auch derselbe Brief des Hieronymus c. 2, daß Varro 10 *singulares* (sc. libri) hinterlassen hatte.

S. 297 f.: *δέλτος* in der Bedeutung *liber* steht Corp. gl. lat. III 277, 38: *ἡ βίβλος τὸ βιβλίον ἡ δέλτος liber.*

S. 298 Zeile 4: Statt „Schriftwerk“ ist „größeres Schriftwerk“ gemeint und zu lesen.

S. 300: Daß die Rolle mit dem Titel eröffnet wurde, scheint auch das *praenotari* bei Hieronymus Epist. 107, 12, 3 anzudeuten: *caveat omnia apocrypha et . . . sciat non eorum esse quorum titulis praenotantur*; denn die Apokryphen wurden damals aller Wahrscheinlichkeit nach einzeln in Rollen gelesen. Aber auch auf die Titel tragende

liminaris pagina, die Hieronymus Epist. 112, 3, 1 erwähnt, möchte ich noch einmal die Aufmerksamkeit lenken; oben S. 300 habe ich sie auf einen Codex bezogen; sie kann aber ebensowohl eine Rolle anbetreffen (vgl. S. 358, 5); es wird dort von dem *liber* des Hieronymus *De viris illustribus* oder *De scriptoribus ecclesiasticis* gesprochen, dessen *liminaris pagina* Hieronymus selbst unbeschrieben ließ und der darum des *titulus* entbehrte.

S. 308: Dazu, daß Ennius die *charta* schon erwähnt, stimmt Cicero Orator 160; wenn von Cicero dort *antiqui libri* des Ennius benutzt werden, so hat Ennius, da *libri* nur Bast- oder Chartarollen bedeuten, seine Annalen schon bei Lebzeiten in solche Rollen eingetragen.

Ebenda, S. 308: Die Ausführungen über „edieren" bei Jäger a. a. O. S. 185 verfehlen das Richtige: des Aristoteles Abhandlungen wurden in der Schule des Peripatos vorgelesen; dies Vorlesen, das in der Schule stattfand, habe schon als ἔκδοσις gegolten; alles Vorlesen sei ἔκδοσις gewesen und die Bibliopolen für diese Dinge etwas Sekundäres. G. Pasquali, Hermes 48 S. 161 f., nennt diese Aufstellungen Jägers grundlegend für alles Buchwesen. Sie werden aber durch alles oben Vorgetragene und auch schon durch Aristoteles selbst hinlänglich widerlegt, der gelegentlich die Ausdrücke ἐκδεδομένοι λόγοι oder λόγοι ἐν κοινῷ γιγνόμενοι gebraucht (p. 1454 B u. 407 B 29) und diese „herausgegebenen" Schriftwerke augenscheinlich zu seinen eigenen Pragmatien und Schulschriften in Gegensatz stellt, diese letzteren also als nicht publiziert betrachtet hat; eben darauf führt im Testament des Lykon die Erwähnung der ἀνέκδοτα, die ein gewisser Kallinos herausgeben soll, womit wiederum nur wissenschaftliche Abhandlungen des Lykon, die der Benutzung in der Schule dienten, gemeint sein können (Buchwesen S. 435 f.); diese galten also trotz solcher Benutzung als nicht herausgegeben. Ein Vorlesen kam dem „Edieren" nur gleich, wenn es vor großem Publikum geschah (oben S. 310).

S. 328: *titulus* bedeutet den aus der Rolle heraushängenden Zettel, Deminutiv zu *titus,* worüber Bücheler, Archiv f. Lex. II S. 118 f. Welcher Wortsinn ursprünglich zugrunde lag, bleibt zweifelhaft; doch könnte die Bedeutung *penis,* die Bücheler für *titus* feststellte, durch *titulus* eine Bestätigung erhalten, da der *titulus* an der Rolle als ein membrum prominens erscheint. Anstoß gibt der Pleonasmus der Ausdrucksweise in den Scholia Bobiens. Ciceron. p. 169 ed. Stangl: *oratio . . . cuius inscriptionis titulum . . . explanandum puto*; hernach folgt: *si orationis titulum . . . non indocte perspexerint.*

S. 336: Eine Bibliothek des Euripides setzt auch Aristophanes Ran. 943 mit den Worten ἀπὸ βυβλίων ἀπηθῶν voraus (worüber Buchrolle S. 214, 3). Vgl. dazu auch oben S. 90.

S. 363: Man muß, wie gesagt, zu der Annahme sich sehr geneigt fühlen, daß die Urheber der besprochenen Textrevisionen, ein Calliopius oder Mavortius oder die Nicomachi, den Terenz-, Horaz- oder Liviustext schon im Codex niedergeschrieben hatten. Doch ist hier jeder Fall besonders zu prüfen. In der ersten Dekade des Livius hat z. B. jedes der zehn Bücher seine besondere Subscriptio, und das hatte nur rechten Sinn, wenn jedes der Bücher noch für sich ging und abgesondert von den übrigen neun traktiert wurde. Der vornehme „domnus Symmachus" wird sie sich zunächst auf kostspieligem Papyrus haben vorlegen lassen, und ein Zehnbüchercodex dürfte aus den zehn Liviusrollen erst hernach hervorgegangen sein; ebenso war damals, wie wir S. 362 sahen, auch bei Claudian und Apollinaris Sidonius der Hergang; ebenso stand es auch schon bei Ausonius.

S. 364 f.: Bemerkenswert scheint noch, daß Hieronymus das hebräische alte Testament in *codices* benutzt und liest (Ant. Buchwesen S. 106); kommt dagegen ein *Hebraeus* zu ihm, so bringt dieser aus seiner Synagoge *volumina* mit, um den hebräischen Text daraus vorzulesen: Epist. 36, 1. Uebrigens erscheint Jesaias als ein *volumen* Hieron. Epist. 18 A, 4, 3.

S. 369: Das *extra ordinem paginarum* setzt voraus, daß man die Stellung der Kolumnen in der Buchrolle als einen bestimmten *ordo* auffaßte, der gewisse Plätze in ihr ausschloß. In anderer Rücksicht wird der *ordo* im Buch auch sonst noch erwähnt: des Origenes Hexapla hatte sechs *ordines* auf der Buchseite; wir lesen Corp. gloss. lat. V 619, 19: *exapla est bibliotheca sex ordines habens, nam exa VI* (sic); *quia Origenes VI ordinibus diversas interpretum editiones in una pagina constituit.* Durch diese Stelle scheint erwiesen, daß des Origenes Hexapla nicht in Rollen, sondern im Codex umging; denn der Codex hieß *bibliotheca* (vgl. oben S. 274, 1). Im aufgeschlagenen Codex der Hexapla sah man also auf jeder Seite je sechs schmale Textspalten oder Kolumnen.

Inhaltsverzeichnisse.

1. Verzeichnis der besprochenen Schriftsteller und anonymen Werke.

Aelian 171.
Aelius Stilo 303.
Aemilius Macer 201.
Aeschines 25.
Aeschines, Sokratiker 197.
Aeschylus 56. 65. 84. 90. 91 f. 167. 183. 184. 188. 189. 195. 208 f. 218 f. 225. 277; Ueberlieferung 10. 21.
Aesop 174; latein. Aesop 211.
Aetna 92. 98. 228. 239. 317.
Agennius 380.
Agon des Homer und Hesiod 90.
Alexander Aetolus 211.
Alexis 185.
Alkaeus 85. 167. 277, 1.
Alkman 57. 74. 133. 167. 277. 326, 4.
Altes Testament, Buchteilung 296.
Ambrosius 171.
Anakreon 333; Anakreontea 237.
Anaxagoras 307.
Andokides 118.
Androkydes fragm. 132.
Andronikos 218.
Antigonos Karystios 171.
Antiphanes 185.
Antiphon 90. 149, 7.
Antisthenes 49. 197. 208. 222. 236. 338.
Anthologia latina 38. 92. 216.
Anthologia Palatina 13. 16 f. 35. 64. 172.
Antonius, Redner 310.
Apion περὶ τῆς Ῥωμαικῆς διαλέκτου 276.
Apokalypsen, Petri, Pauli: 237.
Apollinaris Sidonius 11. 150. 154. 180. 320. 325 f. 330. 354. 355. 362.
Apollodor, Chronik. 90.
Apolloniusroman 158.
Apollonius Rhodius 10. 21. 202. 219.
Apollonius Sophista 33.
Appian 173. 204.
Apuleius 61. 81. 170. 173. 174. 205 ff. 225. 348. 380.
Arat 36.
Archilochos 56. 167. 277.
Argumenta zu Plautus 240.
Aristainetos 181. 210.
Aristarch 31. 32. 44. 99. 337.
Aristeasbrief 237.
Aristides rhetor 87.
Aristides Miles. 106 f.
Aristobulos 223. 237.
Aristomache 257.
Aristophanes 58. 75 f. 91. 94. 101. 167. 184. 185. 196. 218; Ueberlieferung 23. 25. 26. 32.
Aristophanes von Byzanz 42. 224. 337. 341.
Aristoteles 31 f. 37. 195. 197 f. 213. 217 f. 222. 227. 276. 296. 315. 380. 382.
Ps.Aristoteles de mundo 36. 92. 227. 237; Rhetorik ad Alexandrum 240. 312.
Arrian 65. 214.
Artemidoros' Βουκολικά 342 f. 344, 1.
Artemon von Kassandreia 322, 2.
Asconius 378.
Ateius 3.
Athenaeus 18. 276.
Augustinus 165. 168.
Ausonius 38. 47. 51. 98. 118. 170. 179 f. 229. 258. 300. 320. 354. 361. 379; Epigramme 13. 143. 154; Ps.-Ausonius Periochae 373. 376.
Avien 313.

Babrios 20. 81. 214. 242. 254. 261.
Bakchylides 58. 174. 225.
Barnabasbrief 120.
Basilius 171.
Batrachomachie 226: vgl. Pigres.
Bellum Actiacum, Epos: 326.
Bibelübersetzungen, lat. 42 f. 203; Bibelhandschriften 354 ff.; vgl. Septuaginta.
Bion, Bukoliker 343. 344, 1.
Bion, Cyniker 157. 179.
Bolos Mendesius 237.
Brutus 311; ἐπιστολῶν συναγωγή 236.

Caecilius, Komiker 202.
Caecilius, Rhetor 208. 228.
Caesar 61. 156. 165. 222. 311.
Caesius Bassus 235.
Callimachus s. Kallimachos.
Calpurnius 240.
Calvus 64. 177. 211 f.
Cassius Dio 34. 199.
Cassiodor 357. 362. 365.
Cato 312. 323; de agri cult. 12. 154; Disticha Catonis 238.
Catull 63. 64. 69. 74. 77. 87. 101. 109. 116. 171. 181, 8. 188. 195. 204. 216. 225. 371; Ueberlieferung 15. 17. 19. 24. 35. 140. 213. 253. 301, 3.
Charisius 20.
Χριστὸς πάσχων 38.
Chrysippos 322.
Cicero 86 f. 98. 101. 154. 156. 174. 175. 177. 223. 237. 238. 241 f. 276. 310. 320. 325. pro Mil. 301; Briefe 21. 29. 94. 148. 180. 181. 287. 328; Dialoge 26. 34. 197 f. 201. 276. 294; De republ. 87; De fin. 96; De deorum nat. 154; Fälschung 241; Ueberlieferung 17. 158. 321. 342. 363. 373; Sprache 46. 47. 61. 65. 82.
Ciceroscholien 82.

Ciris 181. 204. 228. 239 f. 276.
Claudian 94 f. 100. 118. 154. 175. 176. 181. 182. 203. 204. 209. 216. 221. 229 f. 340. 380; Ueberlieferung 16. 17. 19. 26. 27 f. 28. 362.
Codex Gregorianus 361.
Coelius Antipater 139.
Commodian 20. 80. 354.
Consolatio ad Liviam 29. 239. 241.
Copa 131. 229. 276, 3.
Cornelius Gallus 279, 6.
(Cornificius) ad Herennium 46. 140. 176. 201. 228. 240. 312. 342.
Corpus glossar. lat. 34. 37 f. 124. 143. 158. 213. 275. 364. 365.
Culex 160. 224. 232 ff. 238. 276. 353. 380.
Curtius Rufus 89.
Cyprian 364.
Ps.Cyprian Heptateuch 80. 203.

Dares 100. 238.
Declamatio in Sergium Catilinam 241.
De dubiis sermonibus liber 33.
De generibus nominum 33.
Deinias Argolika 342.
Demetrius Phalereus 226.
Demokrit 63. 208. 223. 237.
Demosthenes 24 f. 26. 39. 82. 93 f. 101. 158. 168. 301, 2. 324. 325. 334. 359; Ps.-Demosthenes 227. 228. 239.
Dictys 238. 253. 335.
Digesten (Pandekten) 98. 135. 172.
Didymos 42. 159; Didymospapyrus 359. 378.
Dio von Prusa 87.
Diodor 173. 200. 294. 315.
Diogenes Laertius 200 f.
Dionys. v. Halicarnaß 65. 98. 228.
Dionysios Chalkus 312.
Dionysios *Καλλιφῶντος* 93.
Dionysios periegeta 93.
Dioskurides 93.

Empedokles 312, 5.
Ennius 78. 382; Sota 323.
Ephoros 172. 198. 199. 213. 296.
Epicharm 56. 196. 300. 326, 4. 377.
Epiktet 179.
Epikur 159. 214.
Eratosthenes 3. 214. 236. 337.
Etymologica 33. 213.
Euripides 75. 90. 91 f. 108. 147. 169. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 194. 195. 217. 218. 307. 377 f. 382; Ueberlieferung 14. 334.
Ps.Euripides Danae 124. 241; vgl. Rhesos.
Eusebius 31. 36. 219.
Eutrop 36. 203.
Evangelien 200. 358, 3. 359.

Fannius 175.
Festus 17. 93. 124. 171.
Firmicus Maternus 313. 315. 324.
Flavius Caper 32.
Florus 201.
Fronto 47. 300. 328.
Fulgentius 33.

Gaius 358. 361.
Galen 31. 98. 227. 230. 314 f.
Gellius 171. 199. 276. 358.
Germanicus, Phaenomena 230.
Gorgias 53. 56. 65. 236.
Gracchen, Reden 323.

Harpokration 33.
Hekataeus 200.
Heliodor, Roman 85.
Heliodoros, Metriker 25. 183, 5.
Hellanikos 207.
Helvius Cinna 204. 253.
Heraklides Ponticus 223. 238.
Heraklit 97. 247.
Hermagoras 227.
Hero 41. 93.
Herodes Atticus 236.
Herodot 56. 58. 64 f. 87. 100. 108. 149. 172. 196. 200. 278. 295. 378.
Herondas 41. 57. 81, 3. 196. 225.
Hesekiel 277.
Hesiod 167. 220 f. 258. 277. 312. 379.
Hesych 20. 33. 126. 137.
Hieronymus 36. 83. 319. 340. 355. 366. 377. 382.
Hippias 196.
Hippokrates 58. 224. 227. 230.
Homer 88 f. 98 f. 100. 117. 133. 219 f. 247 f.; Ueberlieferung 16. 26. 30 f. 147, 3. 277. 278. 295. 309. 326. 353. 355. 356. 379; Buchteilung 296; Homerperiochae 353. 373 ff.; Sprache und Metrik 53. 57. 62. 70 f. 78. 81. — Hymnen 38. 89. 177. 181.
Homerus latinus 92. 212. 373. 376.
Horaz 73 f. 84. 89. 156. 166. 180. 225. 289. 316 f. 318; Ars poet. 149. 176. 181, 8. 217. 378; Carmen saec. 294; Ueberlieferung 12. 18. 24. 28. 145. 238. 363. 378.
Hosidius Geta 38. 201.
Hyginus 337.
Hyperides 334.

Ibykos 240.
Ion 167.
Isidor, Quellen 279, 6.
Isokrates 82. 169. 208. 215. 300. 307. 312. 334.

Jamblichos 85.
Jesaias 325. 338.
Johannesapokalypse 200.
Johannes Damascenus 155.
Josephus 34, 337.
Juba 313.
Julian, Kaiser 165. 207.
Julius Valerius 150.
Justin 89. 214. 376.
Juvenal 84. 91. 100. 169. 216. 229. 317. 319; Ueberlieferung 19. 22 f. 27.

Kallimachos 301, 2; *Πίνακες* 11. 295 f. 299. 339; Dichtungen 174. 210. 235; *Γραφεῖον* 305. 3; Papyrus 294. 309. 326 f.
Ps.Kallisthenes 120. 173.
Kallistratos 180.
Kebes 339.
Konstantinos Porphyrogennetos, *ἐκλογαί* 20. 214.
Korinna 56. 247. 334.
Krates von Mallos 281, 2.
Kratinos 101.
Krinagoras 333.

Laevius 174.
Laus Pisonis 228.
lex Tappula 293.
Libanios 215, 4. 311.
Livius 61. 65. 99. 173. 199; Ueberlieferung 28. 34. 321. 341. 342. 363. 382; Liviusepitome 353. 373.
Livius Andronicus 276.
Lobon 223. 238.
Ps.Longin *περὶ ὕψους* 10. 82. 92. 208. 228. 240.
Longos, Daphn. u. Chloe 20.

Lucan 89. 154. 182. 204. 209. 224; Ueberlieferung 28. 353.
Lucian 90. 100. 175. 187. 203. 224. 227. 238 f.
Lucrez 21. 46. 78. 176. 202. 217.
Lucilius 95. 174. 211. 323.
Luxorius 136. 314.
Lygdamus 228. 240.
Lykon 315.
Lykophron 36. 97. 211. 222.
Lykurg 293.
Lysias 65. 170. 227. 228.

Maecenaselegien 68 f. 226. 239. 380.
Macrobius 83.
Manilius 92.
Marcellus (empiricus) 355. 357.
Mark Aurel 28. 165.
Martial 84. 86. 289. 300. 301, 2. 313. 319. 346 ff. 351 ff. 367 ff.; Ueberschriften 13; Ueberlieferung 35. 347, 1. 363. 367 ff.
Martianus Capella 3. 150. 169.
Märtyrerakten 237.
Matius 201.
Meleagros Στέφανος 12. 172. 377.
Melissus 337.
Menander 85. 168. 185. 186. 225. 238. 353.
Menander rhetor 176.
Menippos 174. 223. 321.
Menonpapyrus 224.
Merobaudes 20.
Mimnermos 60. 64.
Minucius Felix 64. 197.
Modestinus 361.
Monumentum Ancyranum 42. 293. 329.
Moretum 228. 239.
Moschos 343. 344, 1.
Musaeus 67. 210. 377.
Musonius 179.

Naevius 64. 91. 104. 165.
Nemesianus 240.
Nepos, Cornelius 11. 174. 311.
Nepotianus, Januarius 315.
Neratius 345.
Nero 235.
Neues Testament 66. 200.
Nikander 312.
Nikephoros Constantinopolitanus 324, 4.
Nonius 32. 171.
Nonnos 67. 78. 81. 175.

Optatianus Porf. 135.
Oribasios 172.
Origenes 83. 334. 342. 355. 381. 382.
Orphika 238.
Ovid 35. 49. 98. 119. 148. 155. 174. 176. 180. 181. 225. 226. 317; Metamorphosen 14. 203. 315; im Auszug 353. 373 ff.; Heroides 19. 29. 155. 210. 214. 239. 380; Amores 19; Ibis 97; Nux 239.
Ps.Ovid Halieutica 19. 98. 155. 231 f. 238. 239.

Pacuvius 121.
Palladius 83.
Pamphilos 380.
Papinian 361.
Paris 34.
Pastor Hermae 311. 324.
Patricii Epithalamium 241.
Paulinus Nolanus 355.
Paulus Silentiarius 204.
Paulus, Jurist 361.
Paulus, Apostel 359 f.
Pausanias 21. 93. 176. 294. 377.
Persius 19. 89. 145. 164. 170. 178. 317. 363.
Petron 64. 173. 174. 203. 210.
Phaedrus 35. 149.
Phalarisbriefe 236.
Philistion 238.
Philitas, Philetas 137.
Philodem 20. 40. 294.
Philon von Byblos 322.
Philostrate 20. 27. 175. 180. 344; Gymnasticus 226.
Phoinix von Kolophon 12. 179, 1.
Phokylides, Ps.Phokylidea 227. 237.
Photius Lex. 33. 37. 132. 137.
Phrynichos 189.
Pigres 247; vgl. 353.
Pindar 57. 65. 94. 100. 111. 167. 168. 179. 242. 247. 379.
Plato 31. 64 f. 96 f. 100. 169. 197. 208. 215. 217; Ueberlieferung 10. 20. 23 f. 36. 39. 275. 295. 321. 363; Sprache 62 f.; Briefe 223. 380; Ps.Platonica 224. 226 f. 228. 229. 230.
Plautus 46. 91. 104. 118. 153. 159. 165. 169. 186. 188. 189. 196. 202. 287. 316; Ueberlieferung 14. 15. 18 f. 130. 363; Sprache und Metrik 56. 72. 76. 80 f.
Plinius, hist. nat. 119. 176. 201. 230. 294.
Plinius, Briefe 29. 87. 94. 165. 180.
Plutarch 29. 65. 168. 171. 174. 199. 218.
Plotinos 359.
Pollux 171.
Polybius 100. 173. 200; Ueberlieferung 14. 19. 380.
Polykrates 207. 215.
Pompeius Macer 337.
Pompeius Trogus 37. 242. 376.
Pontica 155.
Porphyrios 83.
Posidippos 168.
Postumius Albinus 380.
Priapea 170.
Priscian 23.
Probus, Valerius 58. 342.
Prodikos 47. 196.
Proklos 83.
Properz 60. 86. 144. 147. 169. 177. 204. 216; Ueberlieferung 11. 13. 15. 17. 22. 23 f. 155. 162. 214. 353.
Protagoras 62 f.
Ptolemaeus Chennos 238.
Publilius Syrus 36. 220.

Quintilian 31. 65. 98. 290. 311. 315. 321; Declamationes 92.
Quintus Smyrnaeus 203. 380.

Reposianus 174.
Rhesos 228.
Rhinton 59.
Romulus 211.
Rufinus 237.
Rutilius Lupus 11.
Rutilius Namatianus 29.

Sabinus 239. 241.
Saliarlieder 14.
Sallust 64. 66. 162. 170. 174. 203. 211; Ps.Sallust, Invektive 240 f.
Sappho 56. 58. 59. 85. 109. 149. 167. 247.
Satyros 85, 1. 90. 198. 276.
Scaurus, grammat. 83. 378.
Scipio, Reden 294.
Scriptores historiae Augustae 100. 150. 260 f. 362.
Seleukos 42.
Seneca rhetor 34.
Seneca 28. 30. 87. 109. 179. 214. 217. 229; Tragödien 85. 183. 195. 208. 216. 224; Ueberlieferung derselben 14. 18. 22; Apotheosis 10. 53. 95. 100. 154. 174; Octavia 226. 228. 240; Epigramme 235 f.; Brief-

wechsel mit Paulus 226. 237.
Septuaginta 339, 3.
Servius 82, 8. 102. 160. 213.
Sevius Nicanor 342.
Sextus Empiricus 200 f. 377. 380.
Sibyllinen 237.
Sidonius s. Apollinaris.
Sieben Weisen 238.
Silius Italicus 92 f. 170.
Simon, Sokratiker 339.
Simonides 13, 1. 167. 227.
Sisenna 106 f.
Sisenna zu Plautus 377. 378.
Sokratesbriefe 236. 238.
Solinus 38. 155.
Solon 58. 64. 85.
Sophokles 47. 58. 90. 108. 188. 189. 190 ff. 378; Ueberlieferung 21. 357 f.
Sophron 56. 196.
Sosylos 328.
Spurinna 241.
Statius 12. 19. 28. 171. 177. 182. 212. 301, 2. 314. 316. 367.
Stesichorus 240. 247. 277. 381.
Stobaeus 36.
Strabo 93. 117.
Sueton 42. 156. 166. 171. 174. 224.
Suidas 33. 37. 98.
Sulpicius Severus 319.
Susarion 238.
Symmachus 180.
Symphosius 13. 121.

Tacitus 64. 66. 89. 96. 99. 100. 162. 173. 175. 197. 200. 204 f. 227; Ueberlieferung 20. 214. 342. 379.
Teles 179.
Terentianus Maurus 28. 66, 4. 89. 151.
Terentius Scaurus 378.
Terenz 85. 89. 105. 118. 183. 186. 202. 287; Ueberlieferung 24. 363.
Terpander 238.
Tertullian 364.
Testamentum porcelli 272.
Theodoros von Gadara 82.
Theodosios philosophos 306.
Theognis 24. 64. 220. 329.
Theokrit 57. 58. 59. 66. 101. 181. 196. 213 f. 216. 229. 235. 236. 342 f. 377; Titel 13. 154. 343.
Theopomp 211. 296. 342.
Theophrast 34. 93. 211.
Thespis 238.
Thukydides 56. 64 f. 90. 100. 167. 168. 172. 197. 207. 215. 301; Ueberlieferung 26. 31. 295.
Tibull 11. 15. 17. 35. 86. 147. 149. 162. 178. 228. 353; Panegyricus Messallae 179. 235.
Timaeus, Lex. 33.
Timon von Phlius 211.
Timotheos 225. 335.
Traian 212.
Tribonian 98.
Tryphiodor 203. 380.
Tyrtäus 57. 85.
Tzetzes Prolegomena zu Aristophanes 338, 2.

Ulpian 361.

Valerius Maximus 14. 24. 34. 172.
Valerius Soranus 12.
Valgius 19.
Varius und Tucca 160. 216.
Varro 28. 91. 154. 174. 183. 301. 306. 342. 355.
Vegetius 343.
Velleius 29. 276. 294.
Vergil 89. 98. 99. 110. 117. 202. 203 f. 216 f. 226. 250. 317. 380; Ueberlieferung 15 f. 160 f. 165 f. 196. 353. 358. 363; Eclogen 13. 101; Georgica 294; Catalepton 13. 166 f. 170. 201. 221; Aeneisepitome 353. 374 f.; Sprache 46. 61 f. 68. 77. 126.
Vergilviten 106.
Verrius Flaccus 171.
Vestinus, Julius 337.
Vincentius Bellovacensis 35.
Vitruv 93. 343.
Vorsokratiker, fragm. 41. 58.

Xenophanes 301, 2.
Xenophon 17. 64 f. 87. 100. 161. 169 f. 172. 173. 174. 197. 200. 207 f. 208. 215 f. 222. 229. 295. 334; *Ἀθην. πολιτεία* 92. 226. 240; Cynegeticus 230 f.
Xenophon Ephesius 85. 173. 214.

Zenodot 337.

---

2. Verzeichnis der Stellen, die Besprechung gefunden.

Aeschylus
Agam. 113: 38
294: 33
1469: 120
Choeph. 349: 32
403: 142
424: 33
449: 138
Eum. 730: 32
Hiket. 947: 273. 277. 288 f.
Prom. 2: 32
665: 45
Aetna 6: 72
433: 377
471: 377
Afranius 187: 135
Afranius 300: 138
357: 138
Anthol. lat. 1: 374
253, 154: 22
259: 44
286, 27: 151
303, 1: 136
338, 8: 365, 3
687, 54: 22
Anthol. Palat.
IX 239: 333
XII 208: 304, 1
XIII 21: 249
Apuleius
met. 1, 1: 105
4, 33: 205 f.
Apostelgeschichte
19, 19: 322.
Aristophanes
Acharn. 3 f.: 67
24 f.: 113
61: 25
69 f.: 128
78: 45
197: 67
203: 25
258 f.: 76
885 ff.: 75
Ekkles. 89 ff.: 111
405: 126
Fried. 214: 127
Frösche 245: 50.

Aristophanes
Vesp. 1342: 114.
Aristoteles
Hist. anim. p. 598 A 25: 37
p. 598 B 8: 37
Poetik 1, 3: 37
4, 12: 37
6, 18: 156
9, 9: 37
9, 11: 151
c. 13: 194
Rhetor. p. 1361 A u. 1400 B: 133
Athenaeus
p. 75 D: 127
p. 153 F: 127
p. 287 C: 125
p. 308 E: 37
p. 329 A: 33
p. 457 B: 123, 4
p. 558 B: 125
Augustinus:
Confess. IV 4, 7: 152
Ausonius Bissula 145.

Bakchylides 15, 56: 134.

Caesius Bassus
carm. fr. 2, 6: 235, 4
Calpurnius 4, 96 f.: 145
Carm. lat. epigraph.
938: 306
946: 55, 6
Cassius Dio 57. 20, 3: 379
62, 17, 2: 119
Catull 1, 8: 147
2: 131
3, 12: 233
5: 130. 150
14: 310 f.
17, 1: 137
22, 5 f.: 290. 298. 329
47, 2: 116
49: 116
51, 11: 120
54: 129
55: 122
57: 76
58b: 123
62, 1: 126
62, 45: 31
63, 75: 120
64, 309: 126
64, 368: 145, 1
65, 9: 153
67: 250
68 A u. B: 177. 179
68 A 7: 311
68 B 47: 144
68 B 61: 34
68 B 68: 55
80, 8: 138
84: 50
111. 2: 141
116, 1: 138

Cicero
pro Milone 2: 40
Orator 108: 155
de nat. deor. 1, 13: 30
1, 19: 157
1, 20: 128
2, 125: 119
2, 126: 152
2, 153: 158
de fin. 4, 72: 62, 1
ad famil. 9, 16: 152
ad Att. 4, 5: 340
12, 19, 2: 103, 4
13, 12, 2: 103. 320
13, 25, 3: 320
15, 3, 1: 51
Schol. Bob. p. 169 Stangl: 382.
Ciris 57: 72, 2
189: 72
204: 135
397: 138
408: 145
477: 145
Claudian
Eutrop. I 358 ff.: 51
II 347: 49
Fescenn. 3: 182
Nupt. 136: 128
Codex Theodosianus
I 4, 3: 361
XIV 9, 2: 364
Copa 28: 119
Corp. gl. lat. II 569, 24: 119
Culex 5: 233, 5
26 f.: 143
35: 79.

Demosthenes
Androt. p. 590: 132
Digesten
I 2, 1: 139
XXXII 52, 2 f.: 270 f.

Ennius Annal. 186: 52
366: 126.
Eubulos frg. 206 K.: 142
Euripides
Alkest. 86 ff.: 60
366 u. 607: 112
El. 489 ff.: 115
Ion 1: 163
Iphig. Aul. 1580: 163
Med. 40 ff.: 159
759: 130
262: 162
Orest 505: 147
547: 157
667: 29
1024: 159
Eutrop 6, 9: 155.

Fronto
p. 156, 1 ed. Nab.: 47
p. 155: 135.

Galen
Bd. XVIII 2 S. 630 K.: 281
Gellius 4, 13: 151.

Herodot 1, 181: 155
2, 94: 151
2, 116: 156
3, 53: 152
4, 127: 156
7, 25 ff.: 45
7, 220: 151
8, 60: 152
8, 104: 156
Hesiod Erga 344: 33
Hieronymus
Epist. 33, 4, 4: 381
Homer Il. *E* 297 f.: 128
Odyss. *ι* 24 f.: 117
Odyss. *λ* 593 f.: 79
hymn. 1, 31: 71
Horaz
Od. I 2: 95. 119
I 7: 177
I 7, 17 f.: 51
I 7, 22: 139
I 11, 1: 129. 379
I 12, 20: 129
I 12, 41: 31
I 12, 45: 102
I 13, 2: 32
I 14: 174
I 16, 5 ff.: 141
I 18: 182
I 22, 2: 79
I 26, 1: 79
I 28: 131
I 36, 18: 225, 2. 380
II 1, 21: 102
II 11, 23: 125
II 18, 14: 51
III 14, 19: 32
IV 6: 177
IV 8, 15: 377
IV 8, 17: 102. 118. 163
Sat. I 5, 52: 126
I 10, 1 ff.: 161
Epist. I 7, 29: 119
Ars poet. 139: 52
253: 66.

Jesaias 30, 8: 288
Johannesapokalypse
5, 2: 329
13, 18: 120
Josephus
Archaeol. 18, 3: 162
20 fin.: 132
Josephus latinus
c. Apion. II 202: 36
Isidor Origin. 6, 12, 3: 305, 1
Julius Valerius
p. 153, 10 K.: 143
Juvenal:
4, 67: 22
4, 120: 22

Juvenal
5, 158: 23
6, 365, 11: 291, 3
6, 365, 28: 166, 1
7, 4: 22
7, 23 ff.: 22. 291
7, 80: 133
7, 87: 34
7, 98 f.: 317
7, 105: 131
7, 124: 131
7, 130: 104
8, 126: 252
8, 148: 148
10, 54: 72.

Kallimachos, Oxyrh. Pap.
VII 1011 v. 102: 309
v. 89: 326
Krates com. frg. 15: 127
Kratinos frg. 74: 131.

Laberius 55 R.: 321, 2
Laevius frg. 4: 51
Livius 9, 40: 111
21, 63, 7: 135
45, 29, 1: 151.

Ps.Longin
π. ὕψους cap. 4, 4: 140
4, 5: 30
9, 6: 30
43, 2: 264, 4
Ps.Lucian
De astrolog. 10: 139
Ἔρωτες 13: 118
Lucilius v. 54: 49
v. 668: 310, 3
Lucrez 1, 454: 163
2, 44: 32
4, 229: 159
5, 606: 79
5, 1112: 66.

Maecenaselegien
1, 8: 68
1, 37: 69
1, 139: 72
2, 33: 142
Martial
Spectac. 28, 10: 72
I praefat.: 347 f. 368
I 2: 349 f.
I 66, 8: 304, 1
III 1, 3 f.: 276
III 2 u. 5: 314
III 2, 7 f.: 330
V 16: 319
VI 3: 96
VI 6: 371
VI 17: 118
VII 3 u. 4: 371
VII 51, 5: 49
VIII praef.: 368
VIII 3: 350
IX praef.: 368 ff.

Martial
X 93, 6: 304, 1
XI 107: 272. 299. 332
XII 4 + 6 b: 372
XII 7: 371 f.
XIII 3: 318 f.
XIV 84: 303
XIV 190: 349
XIV 184—192: 351 ff. 373 ff.
Martianus Capella
p. 125—129 Eyss.: 139
II 219: 269
Menander
frg. 69 K.: 138
frg. 109: 155
frg. 249: 130
frg. 223: 127
Epitrep. 575: 127
Minucius Felix 14, 1: 52
Musaeus 17 f.: 67
101: 68.

Nikomachos com. fr. 1: 130.

Ovid
Am. 1, 10, 9: 138
heroid. 9, 80 f.: 153
Metam. 14, 215: 150
Trist. 1, 1, 8: 332
1, 1, 90: 39
1, 11, 31: 126
2, 413: 106
2, 443: 106 f.
Ps.Ovid, Halieut. 1: 155
2: 232, 1
45 f.: 144
75: 232, 1
95: 232.
Palladius
p. 64 u. 65 ed. Schm.: 148
Pausanias 1, 35, 8: 140
Persius 3, 10: 282
Petron 47, 4: 151
75, 11: 151
Phaedrus 4, 7: 177
Pindar Nem. 10, 62: 133
Plautus
Amph. 429: 50
Capt. 846: 129
997: 33
Curc. 99: 32
470: 140
Men. 1089: 66
Merc. 272: 50
709: 147
Mil. 24: 142. 151
92: 136
Most. 1: 32
40: 34
629: 138
Persa 173: 133
843: 144
Poen. 554: 136
Pseud. 242: 138
Truc. 121: 32.

Plato
Hipp. mai. p. 283 A: 155
p. 289 A: 139
Hipp. min. p. 370 C: 31
Phaedr. p. 230 A: 52
p. 245 A: 251
p. 274 F: 150
p. 278 E: 269
Protag. p. 320 f.: 63
Tim. p. 43 A: 37
Plin. n. hist.
12, 7: 119
13, 68: 280 f.
13, 70: 114
13, 74 ff.: 265—272; vgl. 279, 6
14, 58: 143
32, 148: 140
Plin. epist. 7, 17, 11: 155
Polyb 4, 36, 6: 133
Pomponius 70: 150
Properz I 1: 379
I 8: 177
I 16, 10: 250
I 21: 132
II 1, 22: 135
II 3, 24: 23
II 4, 3: 142
II 4, 24: 132
II 9, 44: 23
II 10: 177
II 10, 11: 138
II 13, 25: 72
II 13, 58: 23
II 15, 49: 23
II 29: 123. 177
II 29, 39: 72
II 34, 42: 50 f.
II 34, 64: 39
III 20, 28: 107, 1
IV 1: 177
IV 3, 51: 141
IV 5, 64: 72
IV 8, 15: 39
IV 10, 27: 142
Plutarch
De sollert. anim. p. 977 E: 37.

Quintilian 8, 6, 10: 141

Sappho frg. 28: 133
Seneca
De benef. 7, 1, 1: 30
7, 30, 1: 304
Epist. 10, 4: 30
82, 18: 30
92, 30: 30
Apotheos. 4: 51
9: 151
10: 148
Herc. Oet. 1319: 141
Oedip. 687 ff.: 85
Phoen. 650 f.: 131
Thyest. 486: 135

Sophokles
Ajax 172 f.: 60. 79
341: 159
Antig. 100—116: 146 f.
127 ff.: 110 f.
141 ff.: 178
794: 52
802: 190
905 ff.: 108 f.
Oed. Col. 337 ff.: 109
367: 134
678 f.: 107
704: 107
719: 120
1199: 33
1604: 107
Oed. Rex 495 u. 510: 178
862 ff.: 190 ff.
1031: 134
1505: 141
Sophoklesvita 132
Statius Silv. 4, 8, 26: 138
Strabo p. 389: 134
p. 614: 49
Sueton
Horazvita p. 45 Reiff.: 287
Nero 39: 121.

Tacitus
Dial. 8: 144
15: 144
17: 103. 118
Annal. 15, 44: 162
Terenz
Adelph. 470: 148
766: 138, 5
Eun. 25: 104
Heaut. 4 f.: 105
Theognis 299: 133
1135: 116
Theokrit c. 8: 131
8, 53: 127
9, 10: 134
15, 13: 131
Theokrit 16, 6: 273
c. 17: 95. 120 f.
18, 18: 141
c. 21: 143
21, 58: 140
23, 14: 134
23, 16: 138
Theophrast
Charact. 1, 1: 35
1, 2: 35, 2
1, 4: 35
2, 3: 35
3, 4: 35, 2
4, 11: 145. 379
5, 4: 35
6, 8: 262
Thukydides
1, 74: 142
2, 15, 3 f.: 112 f.
2, 23: 33
3. 4, 5: 118
4, 56: 33
Tibull
I 4: 19
I 6, 34: 377
II 5, 47: 110
(Lygdamus) III 1, 13: 332
(Lygdamus) III 6, 3: 140
Titinius 81: 125
Turpilius 137: 150
192: 140.

Valerius Maximus
VI 9, 14: 142
Varro Menipp. fr. 197: 47, 3
Vergil
Catal. IIa 3: 138
IIb 4: 47
IIIa 3: 34
VII 2 f.: 46. 47
IX 1: 139
IX 60: 72
c. X: 145
c. XII: 121 f. 378
Vergil
Catal. XIII 24 f.: 51
Ecl. 1, 28: 128
2, 9: 119
3, 104 f.: 123
4: 95 f.
Georg. I, 85: 79
Aen. I prooem.: 160. 234
1, 2: 38 f.
1, 333: 148
1, 667 f.: 68
2, 462: 78
2, 567 ff.: 160 f.
2, 577: 131
2, 798: 125
3, 204 f.: 160
3, 661: 160
3, 702: 377
4, 427: 79
5, 595: 160
6, 95: 30
6, 199: 128
6, 254: 68
9, 667: 137
10, 144: 137
10, 819: 79
12, 541: 69
12, 605: 137
12, 648: 72
Velleius 2, 84: 125
Vitruv VII praef. 5 ff.: 341.

Xenophon
De rep. Laced. 1, 5: 149
3, 5: 140
Anabas. Prooem.: 157 f.
Hellen. 2, 4, 26: 127
Memor. 1, 2, 48: 142
2, 7, 8: 127
3, 5, 4: 156
Oekon. 7, 16: 148
10, 8: 157
20, 25: 150
Sympos. 2, 29: 127.

3. Sach-, Wort- und Personenverzeichnis.

ab epistulis 287.
abietinus 44.
Ablativ-*d* 126.
actum 285, 4.
adglutinare 269.
adorare 65.
adplicare 269.
Adressatenverzeichnisse in Briefbüchern 328.
Adverbien auf *-ως* 53 f.; lat. auf *-ê* vermieden 234.
Aegäische Kultur 99. 248.
Aegyptisches Buch- und Schriftwesen 254. 255. 256. 257. 274. 295. 302. 305. 329. 333.
Aeolisch 57.
Aesop 90.
Aetiologische Dichtung 194.
Agon in der Komödie 185.
ἀγορεύειν 54.
αἴνιγμα 121.
Akropolis 112.
Akrosticha 92 f.
Akte 183.
Akzentuation 127.
Album 256 f.
Alcäische Strophe 73.
Alexandria 266. 307; Bibliothek 296. 336 ff.
Alexandrinische Dichtung 225. 233.
a libris 334.
alii für *ceteri* 65.
Allegorische Auslegung 101.
Allegorische Dichtung 207.
Alliteration 50. 76 f.
Alphabet 248. Euklidisches 133. Umschrift 133. 379.
amicus 54.
Amor als Schlange 206. 380.
Amphibolien 50 f.

ἀμφιπολεῖν 107.
Amphitheos 101.
ἀναβαίνειν 114. 378.
ἀναγνώρισις 189.
ἀνάγνωσις 7.
ἀναγνωστήριον 303.
ἀναγνώστης 303.
ἀναλογεῖον 303.
Anapher 77.
ἀναπτύσσειν 272.
ἀνατίθημι „widmen" 312.
ἀνδρεία 54.
Androkydes 143.
Anekdota 315. 382.
anima 138.
annalis, liber 263.
ἀνοίγειν 329.
Anordnung der Gedichte im Buch 371.
Anthologien 172. 311.
Antinoe 305.
Antiochia 336.
Antiphrasis 116.
Antiquaria 322 f. 342.
ἀντῳδή 184.
Antonius, Marcus 101. 237.
ἀπαλείφειν, ἀπάλιπτος 290.
ἀπηλεγέως 77.
Apfel, beschrieben 249.
Apokryphen 237.
ἀπολελυμένον 184.
Ἀπόλλων 53.
Apollonios von Tyana 286. 311.
ἀπόσπασμα 153, 2.
Apotropäisches 255 f. 257.
Apposition 69.
Araber 365.
arca, arcula 335.
Archäologie 212.
Archetyp 17 ff.
Archive 288. 335.
Aretalogie 175.
ἀρετή 54.
armaria 340 f.
artare 349.
Artikel 53.
Asclepiadeus 74.
Assimilationen 45.
ἀθάνατος 62.
Atellanen 294.
Athen 56; Topographie 112 f.
Athenisches Theater 182.
Athetese, *ἀθετεῖν* 149.
Ἀττικιανὰ ἀντίγραφα 342.
Atticus, Pomponius 307. 310. 320.
Attisch 56. 149.
au, av Diphthong 134.
Aufhängen der Codices 262.
Auftreten der Personen 186.
Augusteus 279, 6.
Aurelian 259.
Aussprache 134 f.: des *ϑ*: 365.
autem 228.
Autobiographie 165.
αὐτόγραφα 303. 335.
Automatentheater 306.
aveo, habeo 135.
ἄξονες 255. 257.

baiulus 287.
Ballade 173 f.
Barbarismus 118.
bassus = pinguis 34.
Baumstämme, beschrieben 249.
Beschreibende Dichtkunst 179 f.
Bestattungswesen 112.
Bibliomane 354.
βιβλίον Rolle 262. 264. 276. 282. 290. 292. 297; *βιβλία ἄγραφα* 269. 270. 318. 325. 352; *ὅλον βιβλίον* 294.
bibliopola, bibliographus 307. 309. 364; *mercennarius bibliopola* 320.
bibliothecarius 337. 365.
Bibliotheken 255. 280 f. 322. 325. 334. 336 ff. 344. 364 ff.
bibliotheca = Bibel 274, 1; *in bybliothecas referre* 311.
Bibliothekskataloge 339. 341.
βίβλος βύβλος 264. 273. 276. 277. 280 f. 293; *βίβλοι ἀμιγεῖς* und *συμμιγεῖς* 338; *βίβλος* „Codex" 357.
Bilderbücher 101. 250. 293. 305. 310.
Bimstein, *pumex* 299.
Biographie 173. 174. 339.
βιοῦν, ἐβίωσα 149.
Bleiplatten 258. 356.
bonus 54.
Breviarien s. Epitome.
Brief 180. 225. 258. 286 f. 303. 379.
Brieftafel 247. 286 f.
Bronzetafeln 251. 259.
Brouillon 289 ff.
Buch 10. 226. 247 ff.; Ausstellung desselben 327 ff.; Alter der Exemplare 323. 328.
Bücher geweiht 257.
Bücherdekaden, -pentaden 341. 350.
Buchhandel 313. 319 ff. 351. 363 f.
Buchläden 312.
Buchpreise 322 f. 325. 352 f.
Buchrolle 198; Buchgröße 293 f.: Raumzwang 176. 177; Zusammenkleben derselben 270 ff.
Buchteilung 171. 213 f. 295 f. 340.
Bühnenwesen 114 ff. 183 f. 378. 379.
Cäsur 70 f. 73 f. 377.
calamus 302.
capsa, scrinium, κιβωτός 333.
capsarius 333.
caput 12. 263.
carbasina volumina 258 f.
carmina figurata 182.
cavtus 134.
Cedrusöl 328. 330 f.
Centone 38. 201.
cera, tabula cerata 260. 284. 379.
cerarii 284.
ceromata 262.
Charakterzeichnung 187.
χάρτης, charta 253. 264. 273. 279, 6. 281. 282. 287 f. 308. 323. 328. 345. 352; Sorten der *charta* 270. 271. 298. 381; Fabrikation 264 ff. 278. 361 f. 365; Recto und Verso 268; Geldwert 278 f. 353 ff.
chartarii 266.
χαρτία als Pergamentblätter 368.
χαρτοπώλης 270.
χείρων 49.
Χίρων 49. 137.
Chinesen, Buchwesen 306; ihr Hadernpapier 365.
chirographa 285. 287.
Chorlyrik 146. 183. 189.
χρηστός 54.
Christen, *Χρηστιανοί* 137.
Christliches Buchwesen 311. 334. 354 ff. 360 ff.
Christus, *Χρηστός* 137. 162.
cicirrus 126.
circumcidere libros 305, 1.
civitas 48.
Cliententum in der Litteratur 316 ff.
cludere statt claudere 22.
Codex 10. 260. 284. 308. 345. 360. 373 f.: *codex ansatus* 262. 357; Codexbuchwesen 350 ff.; *codicem componere* 356. 364; codices antiquissimi 359; Codexformate bis zum 5. Jahrh. 359 f.; codices chartacei 360. 365 f.; Codex als Kapsel 356.
codicillus 260. 288. 289.
comma 127 Anm. 4.
commentum, commentarius 83. 285.
Compendien 139 f.
confectura 266.
Conlatinus 150.
Consecutio temporum 56.
conserere 106.
constitutiones der Kaiser 285.
contaminare 105; Contaminieren 188.

cooperire 357.
cordolium 45.
cornu, Laterne 331.
cornua der Rolle 299. 331 ff.
Corpus iuris 98.
corpus (*librorum*) 342. 343.
cottidie 45.
croceus 291.
cruces interpretum 143.
cun nos, cun nobis 45. 78.
cursor 287.
Custodenzahlen 358.
Cynismus 49.

Daktylen 59.
Daktylo-Epitriten 59 f. 70. 74 f.
Dative auf -ι gelängt 71; Dativ *qui* für cui 135; Dativ *eï* 232.
dedicare 312 f. 318.
dedici für didici 136.
dein 150.
delere, charta deleticia 290.
δέλτος 259, 4. 262. 263. 284. 297 f. 381; δελτόω 298.
Deminutiva 253.
δημοσιεύειν *publicare* 308, 2.
denuo 45.
dentare chartam 299, 1.
deponere oculos 225, 2; 380.
derat für deerat 136.
Dialekte 5. 48. 55 f. 188.
Dialog 96. 188. 196 ff. 216. 229. 276.
διασκευή 218.
Diatribe 179.
dicare 313.
Didaskalische Notizen 90.
Digamma 70.
δικαιοσύνη 54.
Diktat 134. 309 f. 324.
Diktion 188.
διορθωτικὸν μέρος 7.
διφθέραι 254 ff. 259. 264. 280 f. 329.
διφθεραλοιφός 254.
διφθεράριος 280.
Diphthong *ae* 49.
Diptychon, Triptychon 261.
Disposition der Reden 176.
δίθυρος 251. 257.
Dittographie 140.
divus 279, 6.
Dochmien 59. 72.
domina 54 f.
donatio Constantini 237.
Doppelte Niederschrift von Texten 288.
Doppeltitel 154. 379.
Dramaturgie 182 ff.
Dramen, Kürze derselben 182.
duellum 134.
duplex 105.

Edition, *edere* 292. 307 ff. 313. 338. 342. 350. 382.
educere für educare 62.
ἐγγράφειν 302.
Ehekontrakte 285.
εἰδύλλιον 343, 1.
Eigennamen 126 f. 146.
εἰλητάριον, ἐνείλημα 274.
εἰν für ἐν 62.
Einband der Bücher 357.
Eindichtung 219.
Einheitlichkeit der Handlung 185.
Einsilbige Wörter 78. 234.
εἴρων 54.
ἐκγράφειν 256.
ἔκδοσις 307. 334; ἔκδοσις κατ' ἄνδρα 309.
ἐκλογαί 214.
ἔκφρασις von Kunstwerken 180.
ἔκθλιψις 138.
Elegie 164. 225.
Elegisches Distichon 60.
elementum 55.
Eleusinien 167. 189.
Elfenbein 290; Elfenbeintafel 260. 261. 289, 5.
Elision 234. 235. 379; ausgedrückt in der Schrift 138.
ἑλίσσειν und Composita 272.
Ellipse des εἶναι 230.
emendatio 7. 271. 290. 313.
enarratio 7.
Enkomien 179 f.
Enneakrunosquelle 113.
entheatus 47, 3.
Entlehnungen 202 f.
Epeisodien 183. 196.
ἔπη Prosazeilen 323.
Ephemeriden 285.
Ephesos 337. 339 f.
ἐπίγραμμα, Titel: 328.
Epigrammenbücher 343, 1.
Epigraphik 6. 251.
Ἐπικόγκυλος 143.
Epilog 176.
Epimenides 254.
Episode 186.
Epistolographie 165. 180 f. 293.
Epitheton ornans 188.
Epitome 34. 214. 353.
ἐποπτίδες (βίβλοι) 12.
Epos 186. 187 f. 202 f.
Epyllion 174.
ergo 228.
ἑρμηνεύειν 7. 41.
Erotik 204.
etenim 228.
Etrusker 259. 288. 307.
Etymologie 7. 48.
ἐμμέλεια 184.
εὐσεβής 54.
evenat 150.

exceptores 284.
ἐξήγησις 7.
explere c. gen. 161, 1.
explicare, explicit, explicitus 10. 272. 299. 304. 331.
Exultetrollen 283, 1; 296.
Exzerpte 172. 210. 214. 342. 344. 349 f.

facilest für facilis est u. ä. 138 f.
Fälschungen 222 f. 226 ff.
Familienchronik 284.
Fannius, Fabrikant 270. 278.
Farbensinn 116.
fasciculi 288. 332 f.
Felsinschriften 249.
ferbuit 134.
Fescenninen 122.
Firmus, Kaiser 263, 5. 279.
Florilegien 35 f.
folium, φύλλον im Buch 252. 357.
fores 48.
formitatus 34.
fornus für furnus 22.
foruli 340.
Fragmente 210. 211.
Frauencharaktere 100.
Freigelassene als Verleger 311. 356.
Fries 293.
Freie Erfindung im Drama 185.
frons der Buchrolle 304 f. 331. 332.
Fuficius 129, 1.
functus für mortuus 239.
Futur mit ἄν 149.

Galliamben 69 f.
Gedankenlosigkeiten der Autoren 117 f.
Gefäße, mit Schrift 252.
Geistiges Eigentum 318.
γελοῖον 59. 189. 195.
Genetiv Plur. der Partic. act. 62.
Genius 188, 1.
γίνομαι 137.
Glossare 42.
Glossatoren 98.
Glosse und Glossem 7. 33. 149. 152.
γλωσσόκομον 335.
glutinum, gluten 267, 2; *glutinatores* 269.
Glykoneus 70. 73.
gnatus 136.
Goldne Bücher 257 f.
Goldschrift 258. 306. 356.
Goldweberei 258. 381.
Gracchen 109.
Gräber, Bücher in Gräbern 334 f.

Graffiti 249.
γραμματική 3.
Grammatischer Reim 71. 76.
grammatici officia 7.
γράφειν 248; bei Homer 53.
gratari 62.
Griechen als Nachahmer der Römer 203 f.
Griechische Wörter latein. flektiert 52.
γρῖφος 121. 206.
Großrollensystem 198. 295 f.
gula, gyla 23. 135. 136.
γυμνασίαρχος 226.
γυμνοί, οἱ 123.

h, Aussprache 50 f. 135.
habitior 34.
Hadrian 233.
haediliae 34.
Hämmern des Papiers 268.
Halbchöre 184.
Handtuch des Rhampsinit 258.
Haplographie 140.
haud 135.
Heftung 259. 261.
Heldenbiographie 173.
Herculaneum, Bibliothek 340.
Herculanensische Rollen 326. 330. 336.
Hermodoros 223. 321.
Hexameter 59. 70 f. 80 f. 148. 231 f. 234; Elision im Hexameter 160, 2.
Hiat 70. 144. 168.
hic und *is, his* und *eis* verwechselt 136.
Hipponakteischer Vers 81.
hircum, circum 50.
hirnea 122.
Historische Monographie 174.
Historische Stoffe der Tragödie 185.
Historische Werke, Disposition 172 f.
Holzplatten 256 f.
Homonyme 48 ff.
Honorarfrage 315 ff.
honos, onus 135.
horrea chartaria 269. 279.
Ὑγία für *Ὑγιεία* 137.
Hymnen 173.
ὑπαγορεύω 309.
ὑπόμνημα 83.
Hypotaxis, Entstehung 56.

j, der Konsonant, als *ii* geschrieben 133.
Jambenkürzungsgesetz 80.
Jambischer Trimeter 59. 75 f.
Icherzählungen 220.
ille gekürzt 80.
Illustrierte Bücher 101.
Imitationen 38. 202 f.
immortalis und *deus* 207.
implere 291.
inae 266.
index 223. 328.
induere 330, 4.
Infinitiv statt Imperativ 230.
Inhaltsübersichten (Summarien) 11 f.
Initialen, entstellt 155.
inserere 106.
integer 105.
interductus 127.
Interpolationen 149 ff. 221.
interpretari 7.
Interpunktion 127 f. 379.
invideor 62.
Jonici 69 f. 74.
Josuarolle 306.
Ironie 116.
ista haec für istaec 150.
Itacismus 137.
Jüdisches Buch- und Schriftwesen 255. 275. 277. 282. 283. 296. 304. 324, 1. 329. 338. 366 Anm. 382.
ius 49.
ius iurandum 45.
Justinian 98.

Kaiser und Könige mit dem Buch 285.
Kakophonien u. *κακέμφατον* 78.
kalendarium 285.
Kapitel 11.
κατὰ Ματθαῖον 309.
καταβαίνειν 114.
Katharsis 196.
Kaufmännische Buchführung 284 f.
κεῖνος statt *ἐκεῖνος* 31. 126.
κέρδιστος 53.
κεφάλειον 12.
κεφαλίς 329.
Kinn: Hilfe des Kinns beim Lesen 303.
Klanganapher 77. 377.
Klauseln 82. 378.
Klebungen im Buch 269. 297.
Kleine Wörter im Vers 77 f.
Kleinrollensystem 294 f.
Kleister 267.
Kloster- und Kirchenbibliotheken im 4. und 5. Jahrh. 362 ff.
Koine 56 f. 149. 230.
Kollation 14.
Kolometrie 324 f.
Kommentare 83. 170 f. 213. 378.
Kommos 184. 185.
κωμῳδία 164; Komödie 56. 100. 185 f. 204.
Komödientitel 153.
κοντάκια 329.
κοντοφόροι 329, 8.
Kontraktion von Vokalen (Synizese) 136. 150.
Kopieren nach Vorlage 310.
κόρδαξ 184.
Krasis 126. 149.
Kritik, *κρίσις* 7 f.
Kursivschrift 13.
Kurze offene Silben in Hebung 72. 377.
Kustoden 15.
κυάνεος 62.
κύρβεις 257.

Labdacismus 135.
lacuna 144.
Landkarte 282. 286. 292.
Lateinische Sprache 46; Ausdehnung des L. 55; Altlatein 56. 150; Afrikanisches L., Plattlatein 55; Volkslatein 50.
Latein. Wörter griechisch flektiert 47.
lauta für *λάμβδα* 135.
Lavinus 39.
lectio 7.
Lehnwörter 46 f. 80.
Lehrschriften 175 f. 215. 231.
lemma 328.
Lesen, Lautlesen 102; Haltung des Buchs beim Lesen 303 f.
Leukas und Ithaka 117.
λεύκωμα 256 f.
Lexikographie 41 ff.; Lexika 213.
λέξις εἰρομένη 61.
libellus „Bast" 253; „Rolle" 274. 276. 289. 291. 292. 308. 381; Teil der Rolle: *libri libellorum* 270.
liber „Bast" 252 ff.
liber „Rolle" 260. 270 f. 273. 276. 280. 282. 283. 293. 361.
liber singularis 381.
librarius 253. 303. 309.
Liebesbrief 181.
Lineal, *plumbum* 299.
lintei, libri 258 f.
Litterarisches Eigentum nicht geschützt 198 f.
Litteraturgattungen 164 f.
Litteraturgeschichte und Altertum 174.
Liturgische Texte 325.
loculamenta 340.
locus 381.
λογογράφοι 170.
λόγος für *διάλογος* 196; *λόγος* = Buch 275. 381.
Loucana für Lucania 39.

luci claro 150.
Lücken im Text 144 ff. 153.

Maccius Plautus 139.
μάχειρα 53.
macrocollum 320.
Märchen 174. 232 f.
Märtyrerlitteratur 175.
Maesoleum für Mausoleum 135.
Magier 323.
Magistratsakten 285.
Malerei 248. 258 f. 305 f.
malleus, malleare libros 271. 302.
Malvenbast 252. 253.
manuale lectorium 303. 341.
Masken 259.
Matris 152.
membranae 273. 280 ff. 285. 289 f. 291, 2. 305. 306. 329.
membranarius 280.
membranum 291, 1.
μέρος 54.
Metaplasmus 118.
Milesische Erzählungen 105. 174.
Militärdiplome 251. 261. 381.
miluus, Messung 232.
Mimus 59. 196. 379.
mittere (*libros*) 313.
moeri für muri 137.
μόλυβδος 258.
momen 66.
monobiblos 11. 154. 241. 294. 381.
Monodien 184.
Monolog 187.
Mosaiken 261.
Münzen 5.
Mumienkartonage 334.
Mytacismus 79.

Nähen der Pergamentrollen 282 f.
Narbo, Narbonam 150.
narratio 176.
narrator u. exornator rerum 200.
Narthex-Ilias 296.
Νεαπολίτης 45.
ne car für *ναὶ γάρ* 138.
Nekrologien 296.
nempe gekürzt 80.
Nereiden 120.
Nero 238.
nidus 340. 350.
Nilwasser 267.
νόμος des Terpander 179.
non sanus für insanus u. ähnl. 231.
nonscit für nescit 55.
notae iuris 139, 4. 379.
notarii 139. 284.
νοθεύεται 159. 226.

Normalzeile 323 f.
Novelle 174.
Numa, Bücher des 237.

oblatio für ablatio 135.
Obszönes 51. 170. 229. 348 ff.
Octavian 96.
oe und *y* vertauscht 137, 8.
offerre für auferre 135.
officiales rationis chartariae 279.
οἴδαμεν 149.
operculum 290. 356.
Opisthographa 292. 301 f. 326.
optimus 54.
Orakel 52. 205 f. 258. 286. 328.
orare 55.
ὁρμαθοί 262.
Orthographie 5. 15. 47. 135 f.
-os statt *-us* 136.
Ostraka 254. 259. 325.
Ostracismus 254.
ὀθόνη 259.
οὔνομα 62.

paenula 291. 329. 331.
Päon 82.
Päpstliche Urkunden auf Charta 365.
pagina 269. 297; *pagina liminaris* 358, 5. 382; *ordo paginarum* 301. 369. 382.
Paläographie 13. 133.
Palamedes 249.
Palimpseste 20. 290.
πάλιν 53.
Palmblätter 252.
Pamphilos 354. 364.
παντοδαπά 171.
Pantomimentexte 316.
Papier 364.
Papierfabriken, moderne 352.
Papyrologie 6.
papyrum 265. 266. 264, 5.
Papyrus 263. 278.
Papyrussteuer 263.
parabsis für *paropsis* 135.
παραδιόρθωσις 152.
παράδοσις 6.
παραγραφή 127.
Paraphrasen 36.
παραποιεῖν 170.
παράθεσις 45.
Parechese 77.
παρεγγράφειν 221.
παρέκβασις 186.
Parenthese 240.
παρεπιγραφαί 183, 5.
Parodie 174. 201.
Parodos 60. 183. 186.
Paronomasie 52.
Parrhasios 282. 305.
particip. praes., z. B. *ferens*, passivisch 107. 378.

pegmata 340.
Pella 336.
Pentameter 71.
πεπλεγμένη 188.
Pergament 256. 280 ff. 292. 344 ff.; Purpurpergament 356; *pergamena* 280; Pergamentrollen des MA. 296 f. Vgl. *membranae, διφθέραι*.
Pergamum 336. 338 f.
Periakten 258.
periculum, Concept 289, 3.
Peripetie 189.
Persischer Reisewagen 128.
Persisches Schriftwesen 254. 256. 282.
Persönlichkeiten 100 f. 226.
Personenverteilung im Dialog 130.
πεζός 326 f.
φαινόλης paenula 137.
φιλαίτατος 149.
Philologie 3.
φιλόλογος 3.
φιλόνικος und *φιλόνεικος* 137.
φιλύρα 252 f. 257. 281.
Photographie 15.
φράζειν 53.
Pilz 249.
πίναξ 12. 257. 259, 4. 260. 286. 297. 339.
Piraeus für Piraeeus 137.
Pisistratus 277. 379.
πιστοί 52.
Plagiate 199. 223 f. 380.
πλάτη 249.
plicare 272.
pluteus 340.
Pnyx 113 f.
ποίησις, ποιεῖν „dichten“ 227 f.
ποεῖν für *ποιεῖν* 137.
Polemische Schriften 207 f.
πόλις 48.
Polybius, Claudii lib. 311.
πολύστιχος (*ἔκδοσις*) 31. 160.
Pompejanisches Gemälde 332.
Pompeji 249. 260. 261.
popina 48.
porta 48.
Porträts 369 f.
praefatio 301. 367 ff.; vgl. Proöm.
praesse für praeesse 136.
praenotare 289. 381.
Präpositionen 45.
Predigt 179.
primaetas 138.
Privatabschriften 13. 315. 322. 325 ff. 363 f.
procurator bibliothecarum 337. 344.
prode est, prode ambulare 138. 150.

prodes, Adj. 150.
προέκδοσις 219. 315.
προέκθεσις 301, 3.
προγραφή 301, 3.
Prolog 186.
promiscuus 345.
Proöm 173. 175 f. 176. 198. 199. 228. 231. 346 ff.
proponere 308.
Prosa 60. 82. 136. 277; Kunstprosa 61.
προσκολλᾶν 269.
Prosodie und ihre Veränderung 79 f. 374.
Pseudepigrapha 222 ff.
Pseudonyme 349.
ψόγος 59.
πτύσσειν 257. 272.
pueri minuti 123.
pugillares 260. 288. 289 f. 346. 356. 375; *Vitelliani* 287.
pumex, pumicare 305, 1.
Punisch 188.
Purismus 46.
purus 166.
Putten 123.
πύλαι 48.
πυργίσκος 340.
πυξίον 260. 288.

quaternio 385.
que für quoque 68.
quia einsilbig 151.
Quinio, *πεντάδιον* 358. 360.
quinque Pauschzahl 350.
Quintipor 45.
Quitte 381.

Rätsel 13. 120 ff. 257, 8.
ratio chartaria 279.
Ravennatische Papyri 268, 7.
registrum 357.
Reim 76. 377.
Reisende mit dem Buch 353.
Rekomposition 45. 135.
reliquus, Messung 62.
Responsion 147.
Resümees 157 f.
Rhapsoden 247 f.
Rhapsodie 173.
Rhetorik 81 f. 176.
Rhinozeros 104.
Rhythmik 61. 82 f.
Riegel am Codex 261.
Riemenverschluß der Bücher 329.
ῥοδοδάκτυλος 116.
Rollenbündel 332 f.
Rollenkasten 333.
Rom, Bibliotheken 336; Centrale des Buchwesens 307. 311.
Roma 50.
Roman 188. 293.
Romana, die Römerin 65.
rubens 116.
rubrica 11.
Ruder, beschrieben 249.
rullus 34.

Sais 271.
salarium 317.
Samniten 259.
σανίδες 251. 256. 260; *σανίδιον* 257. 288. 297.
Sapphische Strophe 73 f.
Satire 59. 95. 100. 101. 174. 178.
Saturnaliengeschenke 351 f.
Saturnischer Vers 69. 70. 71.
Satyrspiel 188. 195.
Satzklauseln 30.
scapus 268. 269.
Schauspieler, Zahl derselben 184.
Schauspielerinterpolationen 159.
schedae 288. 290.
schedula, scedula 381.
Schicksalsidee 189.
Schild des Achill, karischer Schild 99.
Schlachtfelder 99.
Schlangenhaut 255.
Schlangensäule, delphische 255.
Schlußsilbe, offene, kurze 71 f.
Scholien 33. 83. 159. 171. 213. 326.
Schreiberlohn 322 f. 324.
Schreibtafel 253. 257; vgl. Brieftafel.
Schrift 89. 138. 247 f. 260. 358; scriptura continua 125 f.; das Schreiben 302. 305.
Schriftwesen 10.
Schüler, Schreibübungen 257. 292.
Schulwesen 353. 360.
Schwämme 111. 290.
scilicet 45.
scissurae 266.
scribae mercennarii 303; *antiquarii* 364.
Scribonia 96.
scrinia 288.
secum iungere 106.
Seidene Bücher 259.
Seife 46.
Seitengespräche 184.
Seitenzählung, Kolumnenzählung 297.
Seitenüberschriften 359.
Selbstgespräch 212 (vgl. Monolog).
Selbstverlag 310. 319. 320. 340.
σελίς 269. 297. 298.
Senatsakten 200. 284.
Seriphos 145.
sermonem serere 105.
Sibyllen 252.
Sicilia 61.
Siegel 261. 286. 287. 289. 329.
Sigmatismus 23, 4. 78 f. 277. 377 f.
σίκιννις 184.
Silbenzählung 324.
Silber- und Goldplättchen 257.
σίλλυβος, σίττυβος 328. 331. 333. 340.
similis c. gen. 66.
sinistra im *sinus* 332.
Siron 96. 137.
σκυτάλη 255.
Sokrates 47. 90. 100. 101. 169. 187, 1. 197. 229.
Soldatensprache 55.
Solözismus 118.
σῶμα 53.
σωμάτιον 357.
σοφιστής 54. 231.
sortes 257.
spectare für exspectare 22.
σπουδογέλοιον 174. 195.
Spruchdichtung 227. 238.
στάχωμα 357.
Stasima 183.
statio 103.
Stenographie 284.
Sterben auf der Bühne 184.
Stichometrie 39 f. 145. 323 f.
Stichomythie 188.
Stichworte, musikalische 111. 146, 2. 178.
stilus 260. 302 f.
στίζειν, στιγμή 127.
Stoa 201. 222.
subscriptio 293. 327. 363. 382.
στρέφειν 269.
Strophen in Gedichten *κατὰ στίχον* 182.
Sufficius 129.
Sulla, Sylla 136.
superlectilis 150.
συγγραφοφύλαξ 334.
συγκολλήσιμος τόμος 270.
συμμετρία τοῦ λόγου 181, 6. 294.
σύν und *μετά* 63, 1.
Synaphie 71. 73.
Synizese 38 f.
Synonyma 47 f.
σύνοψις 12.
σύνταξις, σύνταγμα 342.
σύνθεσις 45.

tabellarius 286, 1. 287.
tabula, tabella 260. 284 ff. 286.
tabulae census 263.
tabulae Iliacae 212. 353. 373.
Tachygraphen, Stenographie 139. 309. 314 f.

tamen nachgestellt 161, 1.
ταμῖον für *ταμιεῖον* 137.
Tamugadi (Timgad) 337. 339.
tantocius 138.
Taubenbecher des Nestor 99.
τάχα 53.
tegumentum 357.
τέλος 301.
τετράδιον 358.
Tempelarchive 277.
Tendenzstücke 194 f.
Testamente 285.
testes 49.
τεῦχος 275. 282. 333. 356. 357.
Theaterstücke, Geldwert 316.
Themistokles 254.
θεός, ἡ 150.
θυγατέρες 62.
Thyle 136.
θυρίδες 251.
Tiere, ihr Fortleben im Hades 233.
tilia 252 f.
tinea 291.
Tisch 312.
Titel 193. 209. 223. 327 f. 343. 348, 1. 381; Titelveränderungen 153; Titelblatt 224. 299 f.; *inscriptio* 293; Ueberschriften von Gedichten 12; titellose Werke 301; Doppeltitel 154. 301. 379.
titulus, titus 382.
Töpfereien 252.
τόμος, tomus 268. 270. 274. 280. 295. 322; *tumulus* 268.
Tontafeln 252.
Tragödie, Ursprung derselben 189; Definition 194.
τραγῳδία 164.
traditio 6.
„traditio legis“ 304.
Trajanssäule 212. 293. 306.
Transkription des Griechischen 47.
Triadengesetz 178.
tripudium 69.
τρισσά, τετρασσά der Bibel 358.
Trochäen 59.
Trust der Fabrikanten 280.
tum in der Aufzählung 231.
τύραννος 193.
Türen, mit Schrift oder Relief 249 ff.

Ueberschriften von Gedichten 121.
Uebersetzungen 36. 41. 105. 201 f. 203.
ultima verba 175.
ultrix fama für *ultionis* 161, 1.
umbilicus, Rollenstab 329 f.
Umbrische Tafeln 41.
unde gekürzt 80.
urbanus 54.

vagax 32.
Varia 171.
varium carmen 171 f.
vasculum 275, 5.
Vaseninschriften 251 f.; Vasenbilder 259.
vel 147, 1.
vendere 103.
Verleger von Büchern 307. 310 f. 316 ff.
Versschlüsse 78.
Vesper für Hesperus 126.
vocare für vacare 135.
volvere und Composita 272.
volumen 274. 276. 282. 285. 294; *volumen publicum* 362.
Vorhang 184.
Vorlesung der Werke 310. 319, 1. 382.

Wachstafel 259 ff. 284 ff. 289 f. 345.
Wappenkunde 111.
Wappenrollen 296.
Widmung der Werke 312 f. 314. 318 f.
Widmungsexemplare 313. 318. 330.
Wort, Wortbedeutung 44 ff. 53 f.
Wortakzent 81.
Wortkomposition 45. 59.
Wortstellung im Vers 71.
Worttrennung 125.
Wortwitz 48 ff.; Witzlitteratur 322.

Xerses für Xerxes 135.

ὑγρός 53.

Zahlzeichen 132.
Zaubersprüche 250. 258.
Zeileninhalt der Seiten 19.
Zeilenstellung in der Buchrolle 297.
„Zettel“ 381.
Zinn, gerollt 257, 9.
Zitate 30. 377.